

ISSN 2568-9967

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS

I



PRÄGNANTES ERZÄHLEN

herausgegeben von
Friedrich Michael Dimpel
und **Silvan Wagner**

im Auftrag der Gesellschaft zur
Erforschung vormoderner Kleinenepik
BREVITAS

B|||E

SONDERHEFT

BREVITAS 1



Friedrich Michael Dimpel / Silvan Wagner (Hrsg.)

Prägnantes Erzählen

Publiziert im Dezember 2019.

Die »Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung« (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die BmE Sonderhefte »Brevitas« sind das Publikationsorgan der »Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinelik – Brevitas«. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Patrizia Barton, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Lydia Merten) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für dieses Sonderheft:

Dimpel, Friedrich Michael/Wagner, Silvan (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft) (online).

Inhaltsverzeichnis

Silvan Wagner / Friedrich Michael Dimpel Prägnante Kleinepik – eine Einleitung.....	1
Patrizia Barton / Friedrich Michael Dimpel / Lydia Merten / Mareike von Müller / Nina Nowakowski / Silvan Wagner Gründungsauf Ruf und Gründung: Brevitas – Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik.....	15
Michael Waltenberger ›Bedeutungsschwangerschaften‹. Überlegungen zu Prägnanz und Pointierung mit Lessing und Galfred von Vinsauf.....	21
Rebekka Nöcker Aspekte literarischer Prägnanz von Sprichwort und Sentenz (mit Beispielen aus dem höfischen Roman).....	45
Daniel Eder Die Mutter des Märtyrers. ›Prägnanz‹ als narratologische und rezeptionshermeneu- tische Kategorie in der Legendarik (am Beispiel der Gangolf-Erzähltradition.....	119
Michael Schwarzbach-Dobson Lob der Kürze: Zur theoretischen Verortung mittelalterlicher Kurzerzählungen zwischen Aristoteles und Cassirer. Mit einer Beispielanalyse der Fabel ›Befreite Schlange, Mann und Fuchs‹ (AaTh 155).....	159
Stefan Abel Prozesse narrativer Verdichtung in Alexanders von Roes ›Pavo‹ und in den Ausformungen des literarischen Stoffes vom ›schlafenden Ritter‹: ›Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame ‹ und ›Mauritius von Craün‹.....	191
Margit Dahm-Kruse Prägnante Kombinatorik. Zum semantischen Potential der Textarrangements in kleinepischen Sammelhandschriften am Beispiel von ›Der Sperber‹.....	255

Hans-Jürgen Scheuer Das Martiniloben. Zur Präganz der Heiligenvita beim Stricker und bei Boccaccio	293
Friedrich Michael Dimpel / Martin Hammer Präganz und Polyvalenz – Rezeptionsangebote im ›Klugen Knecht‹ und im ›Schneekind‹.....	319
Anna Mühlherr Nüsse und Hasenbraten. Prägante Dinge in Mären.....	351
Marie-Luise Musiol Raum und Figur. Effekte erzählerischer Arrangements in der ›Frauentreue‹.....	383
Nina Nowakowski Personelle Präganz. Figurendarstellung und exemplarisches Erzählen in Heinrich Kaufingers ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹.....	411
Harald Haferland Erzählen des Unwahrscheinlichen und wahrscheinliches Erzählen im mittelhoch- deutschen Märe.....	431
Mareike von Müller <i>Et sic est finis?</i> Präganzspiele und Konstruktionen des Endes in mhd. Kleinepik am Beispiel von ›St. Petrus und der Holzhacker‹ und ›Der Müller im Himmel‹.....	469
Silvan Wagner Keimzellen für moralischen Sinn: Prägantes Erzählen in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹.....	497
Anna Brasch <i>[D]aß von dem rechten Kern nicht das geringste sol außgelassen werden.</i> Formen ›präganten‹ Erzählens im Sammelschrifttum der Frühen Neuzeit.....	527

Silvan Wagner / Friedrich Michael Dimpel

Prägnante Kleinepik – eine Einleitung

Der Begriff »Kleinepik« ist für die Mediävistik so heuristisch notwendig wie wissenschaftlich unbefriedigend (vgl. bereits Haug 1995): Die Sammelbezeichnung für so divergente Textgruppen wie Mären und Legenden, Briefe und Rätsel, Minnereden und Priamel etc. (einen Überblick bietet www.wiki.brevitas.org) bestimmt diese zunächst rein quantitativ und negativ in Abgrenzung zu Roman und Heldenepos. Die Bemühungen der Forschung um qualitative und positive Bestimmungen im Bereich der Kleinepik wurden auf Ebene der einzelnen Textgruppen in Form von Gattungsdiskussionen geführt, die mittlerweile als versandet gelten dürfen: Die klassische Gattungsdiskussion der Kleinepik hat in unfruchtbare Aporien geführt, die etwa für die Märendichtung in aller Breite durchdekliniert wurden (vgl. ausführlich Grubmüller 2006).

Auf der Suche nach einer positiven Bestimmung einer der Kleinepik eigenen Qualität – jenseits von Gattungsdiskursen – erscheint der Begriff der Prägnanz als vielversprechend: Der Erzählduktus kleinerer epischer Texte muss sich tatsächlich an deren schmalen Umfang ausrichten, oftmals ohne dabei auf komplexe Inhalte zu verzichten. Diese Spannung zwischen Kürze und Fülle kann mit dem Begriff »prägnantes Erzählen« gefasst werden: die Vermittlung eines komplexen Inhalts in einer kurzen Form.

Dieser vielversprechende Begriff, der das Potenzial hätte, die wissenschaftliche Diskussion der Kleinepik auf eine narratologische anstatt auf eine gattungstheoretische Ebene zu führen, ist bislang freilich innerhalb

der Mediävistik kaum konturiert. Eine spezifisch mediävistische Begriffsdiskussion zum Begriff ›Prägnanz‹ und eine entsprechende Definition liegen nicht vor. Stattdessen wird der Begriff eher intuitiv verwendet und in ganz unterschiedlicher Weise nuanciert (und dies zum Teil sogar von den gleichen Autorinnen und Autoren), wobei der alltagsprachliche Gebrauch die Grundlage bildet. So dient Prägnanz etwa als Bezeichnung einer prägenden Kraft,¹ als Synonym für Auffälligkeit,² Knappheit,³ Deutlichkeit⁴ oder auch Direktheit⁵. Regelmäßig wird er neben diesen immerhin konturierten Verwendungsweisen auch als Substitut einer positiven Wertungshaltung angewandt, deren explizite positive Formulierung gerade dadurch aber unterbleibt.

Der Zusammenhang, der zwischen diesen alltagsprachlichen Begriffsnuancen sicherlich besteht, wird nicht innerhalb der Mediävistik, wohl aber in Nachbardisziplinen auch theoretisch nachgezeichnet. Vor allem die Philosophie, die Kunstwissenschaft und die Psychologie diskutiert den Prägnanzbegriff in einer Art und Weise, die für eine Anwendung auf die mittelalterliche Kleinepik als anschlussfähig und fruchtbar erscheint:

Philosophisch wird der Prägnanzbegriff von Ernst Cassirer in dessen kulturphilosophischen Entwurf der symbolischen Formen eingebaut. Die Wechselwirkung zwischen physischer Erscheinung und mentaler Einordnung, die grundsätzlich Sinn generiert, fasst Cassirer mit dem Begriff der ›symbolischen Prägnanz‹: »**Unter symbolischer Prägnanz soll [...] die Art** verstanden werden, in der ein Wahrnehmungserlebnis, als ›sinnliches‹ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ›Sinn‹ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt.« (Cassirer 1964, S. 235). Prägnanz selbst nimmt damit eine Mittlerrolle ein zwischen Abstraktion und Konkretion in der menschlichen Wahrnehmung, sie »wird zum entscheidenden Verbindungselement zwischen Sinnlichkeit und Sinn« (Schwemmer 1997, S. 69): »Diese ideelle Verwobenheit, diese Bezogenheit des einzelnen, hier und jetzt gegebenen Wahrnehmungsphänomens auf ein charakteristisches Sinn-Ganzes, soll der Ausdruck der

›Prägnanz‹ bezeichnen.« (Cassirer 1964, S. 235). Cassirers kulturphilosophischer Entwurf ist durchaus inspirierend auch für die Interpretation mittelalterlicher Kleinepik: Zum einen können Prägnanzphänomene mit Cassirer als Vermittlung zwischen Handlungs- und Figurentopik einerseits und ihren konkreten Ausformungen in den Texten andererseits verstanden werden; prägnant wäre dann die Kleinepik eben nicht aufgrund ihrer abstrakten Topik (auf die sie zweifellos oftmals zurückgreift, ohne aber darin aufzugehen), sondern vielmehr aufgrund des Beziehungs- und Spannungsverhältnisses zu deren literarischer Konkretion. Prägnant wäre damit nicht bereits die Verwendung von Topoi, sondern die Spannung zwischen Reduktion und Konstruktion von Komplexität im Zuge ihrer narrativen Anwendung. Zum anderen kann Prägnanz in Anlehnung an Cassirer den Blick auf einen womöglich spezifischen Wahrnehmungsmodus bei kurzen narrativen Texten schärfen: Prägnanz ist nicht als Entität explizit in einem Text vorhanden, sondern sie wird einem Text vom (historischen wie rezenten) Interpreten zugeschrieben – aufgrund spezifischer Texteigenschaften.⁶

Kunstwissenschaftlich verwendet Dirk Westerkamp den Prägnanzbegriff in Anlehnung an Cassirer, konzentriert ihn in seinem Konzept der ›ikonischen Prägnanz‹ jedoch ganz auf die zeitliche Dimension des Bildes: ›Ikonisch prägnant sind Bilder, in denen verschiedene Zeit- und Handlungsebenen in die Simultanität *eines* Anblicks kommen. Prägnanz entsteht durch pointierte Darstellung zeitlicher Vorgänge im Bild.« (Westerkamp 2013, S. 35). Die Anschlussfähigkeit dieses Entwurfs zur Interpretation kleinepischer Texte setzt überraschenderweise gerade dort an, wo zunächst der fundamentale Unterschied zwischen Bild- und Textmedium liegt: ›Anders als das Sagen ist das bildliche Zeigen dazu bestimmt, räumlich, präsentisch und affirmativ darzustellen. Jede ikonische Vergegenwärtigung hat schon deshalb ein prekäres Verhältnis zur erzählten Zeit, weil ihr nichts anderes als nichtsprachliche Mittel zur Verfügung stehen, um Zeit und Handlung darzustellen: Bildebene, Bildraum, Farbe und

Form.« (Westerkamp 2013, S. 36). Gerade diese »Vergegenwärtigungstendenz«, die Westerkamp als »ikonisches Präsens« (Westerkamp 2013, S. 36) bezeichnet, kennzeichnet auch *mutatis mutandis* die Kleinepik: Freilich hat diese kein Problem damit, Handlung narrativ zu entfalten; jedoch verzichtet die Kleinepik auch regelmäßig darauf zugunsten einer erzählzeitlich enthobenen Darstellung, sei es im Rahmen einer topischen Personeneinführung, einer Moralisation oder eines Erzählsprungs, der unterschiedliche Zustände einander gleichsam ikonisch gegenüberstellt. Die Kürze der Kleinepik unterstützt eine Gleichzeitigkeit der Betrachtung (ihr »ikonisches Präsens«): Im Unterschied zu großepischen Werken ermöglicht es die Kleinepik grundsätzlich, dass das gesamte Kunstwerk als in der Rezeption ungeteilte Einheit wahrzunehmen ist, was durchaus mit der simultanen Wahrnehmung eines Bildes vergleichbar wäre. Zudem erscheint die Kleinepik – betrachtet in der Perspektive der »ikonischen Prägnanz« – als komplementäres Phänomen zu Westerkamps Bildbegriff: Während im Bild ein Erzählen innerhalb des Zeigens greifbar wird, findet man in der Kleinepik die Tendenz zum Zeigen innerhalb des Erzählens.

Psychologisch schließlich findet der Prägnanzbegriff Anwendung im Rahmen der Gestaltpsychologie Max Wertheimers. Analog zu Cassirer setzt auch er bei der menschlichen Wahrnehmung an: Im sogenannten »Gesetz von der guten Gestalt« versucht Wertheimer wahrnehmungspsychologische Grundlagen einer Ästhetik zu fassen, wobei der Prägnanz eine zentrale Rolle zukommt. Als »richtig« und auch »schön« wahrgenommen werden in erster Linie Formen, die arbiträr bestimmten und kulturell etablierten Idealformen nahekommen. Die Nähe einer konkreten Form zur Idealform misst Wertheimer mit dem bei ihm steigerbaren Prägnanzbegriff: **»Das hier Gemeinte mag an einem [...] Beispiel illustriert werden:** die Mannigfaltigkeit der Winkel von z. B. 30° bis 150° (der eine Schenkel horizontal) ist psychologisch nicht einfach eine gleichgewichtige Menge mit einfach so viel psychologischen Stufen, als die Unterschiedsempfindlichkeit etwa ergibt, sondern primär sind der »spitze Winkel«, der »recht«,

der ›stumpfe‹ ausgezeichnete Eindrücke; diese drei ›Qualitäten‹ heben sich mehr-weniger rein zunächst heraus; der ›rechte Winkel‹ z. B. hat seinen ›Bereich‹: ein Winkel von 93° erscheint typisch *als* — mehr weniger schlechter — rechter Winkel. Zwischenstufen haben ›unprägnanteren‹ Charakter, können evtl. leicht im Sinn der einen *oder* der anderen Prägnanzstufe gesehen werden; die Anzahl der Prägnanzcharaktere — zunächst drei — kann in weiterem Verlauf, bei Beschäftigung mit den Formen sich vermehren, neue (zwischenliegende) Prägnanzstufen können sich ausbilden.« (Wertheimer 1923, S. 318) In Anwendung auf die Interpretation kleinepischer Texte bietet dieser Prägnanzbegriff die Möglichkeit, eine Ästhetik der Serialität zu entfalten: Über den quantifizierbaren Prägnanzbegriff Wertheimers können die Topik der Kleinepik sowie deren Ausdifferenzierung erfasst werden und vor allem die zahlreichen Kippphänomene, ambigen Personenzeichnungen und atypische Verhaltensweisen innerhalb der Texte wahrnehmungspsychologisch untersucht werden.⁷ Textpassagen können entsprechend nicht nur durch Klarheit als prägnant wahrgenommen werden, sondern auch wegen ihrer durch Ambiguität und Kürze bedingten Offenheit. Gerade komplexe und polyvalente Phänomene können etwa durch die gewählte Metaphorik oder durch einen vielschichtigen Einzelfall (Kasus) prägnant ausgedrückt werden, ohne dadurch schlicht im Topischen aufzugehen.

Freilich kann ein transdisziplinärer Theorieimport in Bezug auf die Interpretation vormoderner Kleinepik immer nur *mutatis mutandis* erfolgen. Doch werden bereits bei cursorischer Sichtung Prägnanzphänomene innerhalb vormoderner Kleinepik sichtbar, die mit den Entwürfen Cassirers, Westerkamps und Wertheimers neu beleuchtet werden können:

(a) Pränante Wahrnehmung: Pränant ist ein Text erst dann, wenn ihn jemand als prägnant wahrnimmt. ›Pränanz‹ ist also zuerst ein Attributionsphänomen – die Zuschreibung der Eigenschaft ›prägnant‹ reagiert auf bestimmte Textsignale. Bestimmte Textelemente und Textstrukturen (Elemente der Histoire-Ebene ebenso wie narrative Darstellungsverfahren)

werden von Rezipienten als prägnant identifiziert und entfalten die ihnen zugeschriebene Wirkung. Auf diese essenzielle Rolle der Rezeption für die Zuweisung von Prägnanz verweisen sowohl Cassirer als auch Wertheimer. Wenn im Folgenden etwa von prägnanter Raum- oder Zeitstrukturierung die Rede ist, dann handelt es sich dabei um eine verkürzende Ausdrucksweise, die darauf referiert, dass der Text dazu geeignet ist, in spatialer oder temporaler Hinsicht eine Wahrnehmung als prägnant zu elizitieren.

(b) Pränante Figurengestaltung: Je kürzer ein Text ausfällt, umso weniger Raum ist vorhanden, um durch eine quantitativ breit angelegte Vergabe von Figureninformationen einer individualisierenden Wahrnehmung zuzuarbeiten. Sie lassen sich häufig als exemplarisch begreifen, insofern an ihnen und ihren Handlungen bestimmte Eigenschaften verdichtet und damit besonders gut erkennbar werden. In ihren Interaktionen können entsprechend bestimmte Mechanismen sozialen Handelns und damit verbundene Probleme besonders gut illustriert werden. Dabei können die teilweise namenlosen Figuren topisch erscheinen, doch sie gehen oft gerade nicht in der Topik auf, insbesondere dann, wenn Figuren nicht typische, sondern besondere Handlungen eingeschrieben werden. Diese Spannung zwischen Abstraktion und Konkretion korreliert mit Cassirers »symbolischer Prägnanz«, darüber hinaus auch mit Wertheimers »Prägnanzstufen«.

(c) Pränante Zeitstrukturierung: Der Umgang mit und das Verhältnis von erzählter Zeit und Erzählzeit ist für die Kleinepik von besonderer Signifikanz, da die gesamte Erzählung in einem Akt rezipiert werden kann; die Zeitstrukturierung auf Konstruktionsebene korrespondiert damit direkt mit der Rezeptionsebene. Dieses Verständnis von Prägnanz als Wahrnehmungsmodus korrespondiert ebenfalls mit Cassirers Entwurf, mehr aber noch mit seiner Zuspitzung in Westerkamps »ikonischer Prägnanz«.

(d) Pränante Raumstrukturierung: Der erzählte Raum der Kleinepik ist notwendigerweise sparsam in seinen Schauplätzen, zugleich inszeniert die

Kleinepik immer wieder den Erzählraum deutlich und vergleichsweise ausführlich und sie inseriert bisweilen auch den Aufführungsort in die Diegese. Auch hier greift Westerkamps »ikonische Pränanz«, da in der Simultanität des kleinepischen Textes mit erzähltem Raum und Erzählraum mindestens zwei grundsätzlich unterschiedliche Dimensionen gleichzeitig in den Blick kommen.

(e) Pränante Kombinatorik: Die einzelnen pränanten Handlungselemente, Figuren, Plotstrukturen etc. stehen in einem Pool zur Verfügung und werden - innerhalb der Grenzen bestimmter Textsorten, teilweise aber auch darüber hinaus - immer wieder neu kombiniert. Gerade in der Abgegrenztheit und Topik, die mit Pränanz verbunden ist, liegt also die Möglichkeit zur Rekombination und Variabilität begründet. Auch die Tendenz zur Bildung von Textreihen (zum einen mit Blick auf die Überlieferung in Sammelhandschriften oder Sammlungen, zum anderen im Hinblick auf die Bildung von längeren Einheiten wie dem Schwankroman durch die Verkettung mehrerer pränanter Einheiten) scheint damit in einem Zusammenhang zu stehen. Diese Ästhetik der Serialität korrespondiert mit Wertheimers Entwurf insofern, dass die Rezeption von Pränanz notwendigerweise eine komparatistische Perspektive voraussetzt.

(f) Pränante Sinnkonstitution und -irritation: Die Pränanz der Texte kann sowohl sinnbildend als auch sinnirritierend erscheinen. Nicht selten münden die Texte in pränanten Epimythien, die in exemplarisch-topischer Weise Sinn illustrieren, oft aber erfolgt auch die Ambiguisierung von Textsinn in pränanter Form. So führen etwa in vielen Texten Handlungspunkten die zuvor angezeigten Sinnlinien nicht zu einem sinnvollen Ganzen zusammen, sondern knapp wie gezielt daran vorbei. Diese dynamische Spannung zwischen Narrativ und Sinndimension erinnert wieder an Cassirers Zugriff.

Diese literarischen Pränanzphänomene zu untersuchen und dabei ›Pränanz‹ als methodischen Zugriff auf vormoderne Kleinepik kritisch zu diskutieren, war das Ziel der Tagung ›Pränantes Erzählen‹, die vom 4. bis zum 6. Oktober 2018 im Georg-Christoph-Lichtenberg-Haus in Darmstadt stattfand. Veranstaltet wurde die von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanzierte Tagung von einer nachwuchswissenschaftlichen Initiativgruppe, bestehend aus Patrizia Barton (Tübingen), Friedrich Michael Dimpel (Darmstadt/Erlangen), Lydia Merten (Köln), Mareike von Müller (Göttingen), Nina Nowakowski (Magdeburg) und Silvan Wagner (Bayreuth). Auf dieser Tagung wurde zudem die wissenschaftliche Gesellschaft ›Brevitas‹ gegründet, die sich der Erforschung vormoderner Kleinepik widmet; die Mitglieder der Initiativgruppe engagieren sich nun im Vorstand von ›Brevitas‹.

Die Vorträge der Tagung bilden die Grundlage für den vorliegenden Band, bei dem es sich zugleich auch um den ersten Band der neu gegründeten Zeitschrift ›Brevitas‹ handelt, die in einer Kooperation mit den ›Beiträgen zur medävistischen Erzählforschung‹ erscheint. Für die Tagung und die redaktionelle Betreuung der Beiträge war es nicht das Ziel, den facettenreichen Pränanzbegriff auf eine einheitliche Verwendungsweise zu reduzieren. Vielmehr sollen gerade unterschiedliche Perspektivierungen von Pränanz induktiv in exemplarischen Untersuchungen auf ihren interpretatorischen Mehrwert hin ausgetestet werden. ›Pränanz‹ kann auf diese Weise als heuristischer Arbeitsbegriff ausdifferenziert und etabliert werden, der es erlaubt, auf die der Kleinepik eigenen Qualität zuzugreifen, ohne die Texte auf eine bestimmte Merkmalshaftigkeit zu verkürzen. Parallel dazu ermöglichen es je spezifische Verwendungsweisen des Pränanzbegriffs, methodische Werkzeuge zu entwerfen, die gezielt und trennscharf auf einzelne Pränanzphänomene der Kleinepik zugreifen können, ohne dabei auf etwaige Gattungsgrenzen angewiesen zu sein.

Die Reihenfolge der Beiträge richtet sich nach der historischen Anordnung der in ihnen behandelten Gegenstände. Auf eine Kurzzusammenfassung kann an dieser Stelle mit Verweis auf die entsprechenden Abstracts

zu Beginn der einzelnen Aufsätze verzichtet werden. Stattdessen sollen die Beiträge abschließend hinsichtlich ihres angesetzten Pränanzbegriffs perspektiviert werden, wodurch ein Kaleidoskop theoretisch-methodischer Zugriffe auf die Kleinepik entsteht:

Michael Waltenberger entfaltet das Begriffspaar »Pränanz« und »Pointe« historisch und lotet damit die Grenzen der Pränanz in der Pointe aus. Rebekka Nöcker begreift Pränanz als Einheit von syntagmatischer Kürze und semantischem Gehalt und weist eine entsprechende Pränanz an Mikrotexen nach, die Diskursfelder aufrufen, ohne sie textuell mitzuliefern. Daniel Eder begreift Pränanz als die paradoxe Einheit von Konkretion und fehlender Konkretion und weist eine derartige Pränanz bzw. ihr Fehlen anhand unterschiedlicher Versionen der Gangolf-Legende nach. Michael Schwarzbach-Dobson zeigt verschiedene rhetorische Ansätze zur Fassung des Pränanzbegriffs auf und veranschaulicht exemplarisch, wie Pränanz vom sinnlich wahrgenommenen Konkretum zum sinnhaften Abstraktum überführt wird. Stefan Abel begreift Pränanz analog zur physikalischen Dichte als Verhältnis von Masse (inhaltlichem Gehalt) und Volumen (Form) und differenziert drei Verfahren zur Erzeugung narrativer Dichte. Margit Dahm-Kruse lenkt den Blick auf Pränanz als Phänomen der Textkombination und exemplifiziert diese intertextuelle Pränanz am Märe im Umfeld geistlicher Dichtung. Hans Jürgen Scheuer orientiert sich an Abi Warburgs Pathos-Formel und exemplifiziert sie an der »Martinsnacht« als prägnante Spannung zwischen Bekleidetheit und Nacktheit. Friedrich Michael Dimpel und Martin Hammer beleuchten die Produktion von Polyvalenzen durch Pränanz am Märe anhand der Konzepte »gevüege kündigkeit«, »rechte vuoge« und dem Epimythion. Anna Mühlherr setzt an der Komplexität an, die in prägnanten Texten oftmals anhand von Dingen derartig auf den Punkt gebracht wird, dass eine enorme Bedeutungsfülle entsteht. Marie-Luise Musiol fokussiert Pränanz als Raumphänomen und führt exemplarisch am Märe aus, dass mithilfe

räumlicher Sphären als prägnante, punktuelle Verdichtungen ganz unterschiedliche Sinnangebote gebildet werden. Nina Nowakowski definiert verdichtete und reduzierte Personendarstellung als »personelle Prägnanz« und zeigt diese am Ehestandsmäre auf. Harald Haferland fokussiert sich auf Unwahrscheinlichkeit als Faktor narrativer Prägnanz und erörterte, dass im Märe Unwahrscheinliches als wahrscheinlich erzählt wird. Mareike von Müller betrachtet die Pointe im Märe unter der Perspektive eines an Cassirer angelehnten Prägnanzbegriffs und arbeitet das Phänomen der Antipointe als Strategie Schwarzer Komik heraus. Silvan Wagner nimmt Prägnanz als Phänomen einer aktiven Textrezeption in den Blick und erörtert, dass die Prägnanz und damit auch der Sinn eines Textes erst durch dessen »narrative Interpretation« hergestellt werden. Anna Brasch setzt am Aspekt der Kürze an und zeichnet nach, wie um 1700 am Sujet des »Curieuses« kurzes Erzählen erprobt wird.

Anmerkungen

- 1 So bestimmt etwa Jan Assmann im Zuge seines Entwurfs des Gedächtnisspeichers Prägnanz: »Die Affekte geben unseren Erinnerungen Prägnanz und Horizont. Ohne Prägnanz würden sie sich nicht einprägen, ohne Horizont besäßen sie keine Relevanz und Bedeutung innerhalb einer bestimmten kulturellen Welt.« (Assmann 2000, S. 1). Ähnlich verwendet Joachim Heinze den Ausdruck bei seiner Kritik am Märenbegriff: »Die Künstlichkeit des Märenbegriffs beeinträchtigt auch seine Brauchbarkeit als pragmatische Gliederungskategorie. Da er nicht prägnant ist, ist er auch nicht einprägsam.« (Heinze 1978, S. 125; vgl. auch ausführlicher ebd. S. 124).
- 2 Vgl. etwa Ricarda Bauschke bei ihrer Interpretation der Reinmar-Lieder: »Der bei Reinmar zweibeigige Schlußvers fällt aus diesem Gleichmaß heraus, so daß eine metrische Prägnanz die semantische Pointierung unterstreicht.« (Bauschke 1999, S. 61. Vgl. auch ebd. S. 50, 152, 290).
- 3 Vgl. etwa Hanns Fischers Abgrenzung des Märes vom Roman: »Wir rufen die Feststellung zu Hilfe, daß das Märe seine epische Kraft auf eine kurze, schmale Geschehnisstrecke versammelt, während der Roman sie in einer langen, breit

ausladenden verströmt, daß das Märe nur einen Ausschnitt gibt von Leben und Welt und sich zielstrebig auf eine oder wenige eng zusammenhängende Episoden und die prägnante Herausarbeitung des Vorgangs – unter Verzicht auf amplifikatorisches Beiwerk – konzentriert, während der Roman einen ganzen Kosmos einzufallen sucht und über vielteilige, oft mehrsträngig geführte Episodenketten, befrachtet mit einer Fülle von exegetischen und betrachtenden Elementen, verfügt.« (Fischer 1983, S. 57). Ähnlich wird der Begriff auch bei Karl Bertau verwendet: »Wolframs Wortwitze haben oft einen prägnanten Kern, aber vielfach eine unprägnante Weiterformulierung.« (Bertau 1983b, S. 90).

- 4 Vgl. etwa Karl Bertaus emphatische Diskussion des Literaturbegriffs: »Von bedeutender Kunst erwarten wir, daß sie ihren historischen Augenblick mit Entschiedenheit ausspricht, daß sie allenthalben Prägnanz erreicht.« (Bertau 1983a, S. 40; vgl. auch ebd., S. 41).
- 5 Vgl. etwa Wernfried Hofmeisters Konturierung sprichwortartiger Mikrotexte: »Schwieriger zu beurteilen [als die Kürze] ist die Prägnanz. Sie erscheint mir gegeben, wenn ein spwa. MiT. [sprichwortartiger Mikrotext] ohne Redundanzen (im Sinn von stilistisch schwulstigen, auffüllenden oder grammatikalisch komplizierten Fügungen) den Eindruck vermittelt, seine Gedanken ohne Umschweife auf den Punkt zu bringen.« (Hofmeister 1995, S. 67).
- 6 Vgl. hierzu vor allem die systematische Ausdifferenzierung von Cassirers Prägnanzbegriff in Rekognition, Präsentation, Retention und Repräsentation bei Schwemmer 1997, S. 89ff.
- 7 Ein Beispiel für ein solches Kippphänomen, das analog zu Wertheimers Winkel-Beispiel funktionieren könnte, wäre etwa die Dame in Dietrichs von der Glesse Märe *Der Borte*: Sie changiert zwischen den topischen Polen (resp. Prägnanzstufen nach Wertheimer) *gutes wip* und *böses wip*. Die Wahrnehmung dieser Figur erfolgt, wie die Forschung belegt, nicht als »gemischter Charakter« oder im Sinne von Graustufen zwischen den beiden Polen, sondern tendiert dazu, je einem Pol vollständig zugerechnet zu werden oder eben zwischen beiden Polen zu kippen.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Jan: Körper und Schrift als Gedächtnisspeicher. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, in: Csáky, Moritz/Stachel, Peter (Hrsg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit – Kompensation von Geschichtsverlust. Wien: Passagen 2000 (Passagen Orte des Gedächtnisses), S. 199-213.
- Bauschke, Ricarda: Die ›Reinmar-Lieder‹ Walthers von der Vogelweide. Literarische Kommunikation als Form der Selbstinzenierung. Heidelberg 1999.
- Bertau, Karl: Über Literaturgeschichte. Literarischer Kunstcharakter und Geschichte in der höfischen Epik um 1200, München 1983 [Bertau 1983a].
- Bertau, Karl: Wolfram von Eschenbach. Neun Versuche über Subjektivität und Ursprünglichkeit in der Geschichte, München 1983 [Bertau 1983b].
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil. Phänomenologie der Erkenntnis, Darmstadt 1964.
- Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung, 2. Aufl. Tübingen 1983.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter. Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Ders.: Brechungen auf dem Weg zur Individualität. Kleine Schriften zur Literatur des Mittelalters, Tübingen 1995, S. 427-454.
- Heinzle, Joachim: Märenbegriff und Novellentheorie. Überlegungen zur Gattungsbestimmung der mittelhochdeutschen Kleinepik, in: ZfdA 107 (1978), S. 121-138.
- Hofmeister, Wernfried: Sprichwortartige Mikrotexte als literarische Medien, dargestellt an der hochdeutschen politischen Lyrik des Mittelalters. Bochum 1995.
- Mellmann, Katja: Monokausalität und Pseudointentionalität. Zwei kognitive Prägnanzprinzipien des Erzählens, in: Márta Horvath und Katja Mellmann (Hrsg.): Die biologisch-kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung, Münster 2016 (Poetogenesis 10), S. 75–105.
- Schwemmer, Oswald: Ernst Cassirer. Ein Philosoph der europäischen Moderne, Berlin 1997.
- Wertheimer, Max: Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. II, in: Psychologische Forschung 4 (1923), S. 301-350.
- Westerkamp, Dirk: Der dramatische Moment. Fünf Reflexionen über ikonische Prägnanz, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 58/1 (2013), S. 35-56.

Anschriften der Autoren:

Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel
Department Germanistik und Komparatistik
Lehrstuhl für Ältere deutsche Literatur
Bismarckstr. 1
91054 Erlangen
E-Mail: friedrich.m.dimpel@fau.de

PD Dr. Silvan Wagner
Universität Bayreuth
Ältere Deutsche Philologie
Universitätsstraße 30
95447 Bayreuth
E-Mail: Silvan.Wagner@uni-bayreuth.de

*Patrizia Barton / Friedrich Michael Dimpel / Lydia Merten /
Mareike von Müller / Nina Nowakowski / Silvan Wagner*

Gründungsaufruf und Gründung: Brevitas – Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik

A) Der Gründungsaufruf

Lange Zeit stand die mittelalterliche Kleinepik¹ im Schatten der großen, ›klassischen‹ Forschungsbereiche der älteren deutschen Literaturwissenschaft wie Großepik und Minnesang. Bereits seit einiger Zeit zeichnen sich hier gravierende Veränderungen ab: Nicht nur entstanden und entstehen signifikant mehr Qualifikationsarbeiten zur Kleinepik, sondern die Forschung nimmt die kurzen und prägnanten Texte des Mittelalters auch auf einer breiteren Basis und jenseits von Spezialforschung zur Kenntnis, veranstaltet Tagungen zur Kleinepik und hat sie in der universitären Lehre fest etabliert. Kleinepik darf damit im 21. Jahrhundert als bestens etabliertes Forschungsfeld gelten.

Nichtsdestoweniger wirkt die problematische Forschungsgeschichte außerhalb der mittlerweile vielfältigen Spezialforschung immer noch nach: Das Korpus regelmäßig beforschter Kleinepik ist vergleichsweise schmal, so dass mitunter große blinde Flecken existieren; die Gattungsdiskussion des 20. Jahrhunderts wirkt in der künstlichen Trennung von Textgruppen nach, die in Überlieferung, Inhalt und Form eng miteinander verbunden sind; und mitunter scheint sich immer noch ein impliziter Unterkomplexitätsverdacht aus der Forschungsgeschichte zu speisen, der Textlänge als ten-

denziell analog zu einer zugemuteten Textkomplexität versteht. Die aktuelle Forschung hat aber an unterschiedlichen Textgruppen erwiesen, dass die vormoderne Kleinepik regelmäßig hochkomplex strukturiert ist, keineswegs als literaturgeschichtlich randständig anzusehen ist und einen hochinteressanten Forschungsgegenstand bietet, den es über weite Strecken noch interpretativ zu erschließen gilt.

Um dem aktuellen Forschungstrend zur Kleinepik Nachhaltigkeit zu verleihen und den bleibenden Problemen wirkmächtig zu begegnen, erscheint die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft als opportun. Mit ihr kann – analog zu den bestehenden Gesellschaften zur Großepik wie Wolfram- und Artusgesellschaft – eine kontinuierliche Forschungsarbeit zur Kleinepik etabliert werden, die sich vornehmlich auf folgende Punkte stützt:

Vernetzung: Eine Forschungsgesellschaft kann die derzeit vorliegenden oder laufenden größeren Projekte zur Kleinepik mit engagierten einzelnen Forschern vernetzen und damit auch Desiderate erst kenntlich machen, neue interpretatorische Verknüpfungen innerhalb der Kleinepik jenseits vermeintlicher Gattungsgrenzen anregen und verstreutes Potenzial bündeln.

Impulsgebung: Die gewonnenen Einsichten in Desiderate und Möglichkeiten der Erforschung der Kleinepik können durch eine Gesellschaft gezielt in Forschung umgesetzt werden, etwa durch die Veranstaltung von Tagungen, dem Anregen und Unterstützen von Forschergruppen, der Organisation von Sektionen auf Großsymposien etc.

Distribuiierung: Auf Basis von Mitgliederbeiträge soll eine virtuelle Informationsplattform eingerichtet werden, die laufend vervollständigt und aktualisiert wird: Eine wachsende Liste von Primärtexten der Kleinepik, damit verlinkte Einzelbibliographien, Hinweise zu aktuellen Arbeiten, Veröffentlichungen, Tagungen zur Kleinepik etc.

Organisierung: Die Kleinepik besitzt noch kein zentrales Publikationsorgan. Anzustreben wäre ein online-Periodikum (*peer reviewed*); der Kontext der Fachgesellschaft könnte hier Kontinuität und Kompetenz sichern. Ziel eines solchen Organs wäre die Zusammenführung unterschiedlicher

Spezialforschung zur Kleinepik, die kritische Besprechung möglichst aller Neuerscheinungen zum Thema, kurz: die Überführung des gegenwärtigen Forschungstrends zur Kleinepik in eine verlässliche Regelmäßigkeit.

Patrizia Barton (Tübingen), Friedrich Michael Dimpel (Erlangen/Darmstadt),
Lydia Merten (Köln), Mareike von Müller (Göttingen), Nina Nowakowski
(Magdeburg), Silvan Wagner (Bayreuth)

* * * * *

B) Die Gründung und erste Schritte

Im Rahmen der Darmstädter Tagung »Prägnantes Erzählen« wurde parallel zu den wissenschaftlichen Diskussionen zum Pränanz-Konzept die wissenschaftliche Gesellschaft »Brevitas – Gesellschaft zur Erforschung vor-moderner Kleinepik« am 5.10.2018 gegründet. Der Gründungsbeschluss erging von 24 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern; die Mitglieder wählten anschließend den Vorstand: PD Dr. Silvan Wagner, erster Vorsitzender; Patrizia Barton, M.A., zweite Vorsitzende; Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Schatzmeister; Lydia Merten, M.A., Dr. Mareike von Müller und Dr. Nina Nowakowski, Beisitzerinnen. Als wissenschaftlicher Beirat wirken die Professorinnen und Professoren Udo Friedrich (Köln), Susanne Reichlin (München), Klaus Ridder (Tübingen), Hans Jürgen Scheuer (HU Berlin), Michael Waltenberger (München) und Christiane Witthöft (Erlangen).

Inzwischen sind 44 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sowie eine Institution aus dem deutschsprachigen Raum (Deutschland, Schweiz, Österreich) Mitglieder von Brevitas, so dass die Gesellschaft auf einen breiten Rückhalt in der wissenschaftlichen Community aufbauen kann.

Die Zeitschrift »Brevitas« ist das Publikationsorgan der wissenschaftlichen Gesellschaft Brevitas. Herausgeber und Herausgeberinnen der Zeitschrift sind alle Mitglieder des Vorstands, einzelne Ausgaben können spezifische Herausgeber bzw. Herausgeberinnen haben. »Brevitas« erscheint im

zweijährigen Rhythmus, gekoppelt an die Tagungen der Gesellschaft. Sofern der Vorstand zustimmt, ist die Veröffentlichung weiterer, thematisch freier Artikel in einem Appendix ebenso möglich wie eine vollständige Ausgabe unabhängig von einer Gesellschaftstagung. Die Zeitschrift erscheint in Kooperation mit den ›[Beiträgen zur mediävistischen Erzählforschung](#)‹ (BmE) als »Sonderhefte Brevitas«. Brevitas kann damit von der etablierten digitalen Infrastruktur und vom Adressatenkreis der BmE profitieren. Für Inhalte und thematische Ausrichtungen ist ausschließlich die Gesellschaft Brevitas verantwortlich. Im ersten Band erscheinen die Beiträge der Tagung ›Prägnantes Erzählen‹ (Darmstadt 2018).

Seit der Gründungstagung hat der Vorstand u.a. die Gesellschaftshomepage ›[brevitas.org](#)‹ und die Datenbank ›[wiki.brevitas.org](#)‹ aufgebaut. Die Datenbank ist eine dynamisch wachsende Datensammlung zur deutschsprachigen Kleinepik, die von der gesamten Forschungs-Community betreut werden kann (Wiki-Prinzip). Sie verfolgt drei Hauptanliegen: Die Erfassung der Primärtexte der deutschsprachigen Kleinepik, die Erfassung ihrer Text-Editionen und die Erfassung ihrer Forschung. Auch wenn der Vorstand ausgesprochen viel Zeit und Engagement in den Grundstock dieses Wiki-Projekts investiert hat, ist ein solches Mammutprojekt doch auf die Mitwirkung der Forschungs-Community angewiesen. Wir laden Sie herzlich dazu ein, an der Erweiterung der Datenbank mitzuwirken – etwa, indem Sie Ihre einschlägigen Publikationen eintragen und sie mit den Primärtexten verknüpfen. Eine Anleitung steht unter diesem [Link](#).

Als zweite Gesellschaftstagung ist für den 08. bis 10. Oktober 2020 ein Workshop unter dem Titel »*Temporal Communities* in der vormodernen Kleinepik« an der FU Berlin geplant. Der Workshop findet in Zusammenarbeit mit dem ›Graduiertenkolleg Literatur- und Wissensgeschichte kleiner Formen‹ statt und fokussiert Typen- und Variantenbildung, Umschrift- und Umwertungsprozesse in der Überlieferungstradition der Kleinepik.

Wenn Sie noch nicht Mitglied sind, laden wir Sie herzlich dazu ein! Das Beitrittsformular steht auf unserer Homepage unter »Mitgliedschaft – Kontakt – Vorstand« (<http://brevitas.org/kontakt>).

Anmerkungen

- 1 Wir verwenden Kleinepik als Dachbezeichnung vormoderner Texte, die sich durch Kürze, einem prägnanten Erzählduktus und der Möglichkeit einer Gesamtrezeption am Stück (etwa einer einzelnen Aufführung, eines einzelnen Leseaktes) auszeichnen. Viele dieser Texte sind inhaltlich im Spannungsfeld zwischen *schimpf* und *ernst* angesiedelt. Kleinepik subsumiert entsprechend divergente Textgruppen wie Mären, Bispeln, Schwänke, Wundererzählungen, Legenden, aber auch Minnereden, Rätsel, Streitgespräch, Sprichwörter etc. mit narrativem Impetus. Die Gesellschaft will Kleinepik in ihrem historischen Überlieferungskontext in den Blick nehmen, so dass künstliche Grenzziehungen sowohl gattungstheoretischer als auch inhaltlicher Art überwunden werden können. Damit rückten beispielsweise Spannungsverhältnisse zwischen narrativer und diskursiver »Gattungen« sowie geistlicher und weltlicher Erzählungen stärker in den Mittelpunkt.

Michael Waltenberger

›Bedeutungsschwangerschaften‹ Überlegungen zu Pränanz und Pointierung mit Lessing und Galfred von Vinsauf

Abstract. Ausgehend von der Frage nach der analytischen Verwendbarkeit des Pränanz-Begriffs geht der Beitrag zunächst auf die Anfänge seiner Terminologisierung zurück und entwickelt in Auseinandersetzung mit Lessing den Vorschlag, Pränanz als eine durch Annäherung des Erzählens an die Form diskursiver Differenz erzeugte Bedeutsamkeit zu konzipieren – und Pointierung als Grenzphänomen solcher Pränanz, insofern sie den Unterschied der narrativen Sinnstiftung zu eben dieser Form auffällig werden lässt. Anschließend wird das Wechselverhältnis von Pränanz und Pointierung an den Versionen des Schneekind-Sujets bei Galfred von Vinsauf rekonstruiert.

1. Die Lehre strahlt klar aus dem Ganzen hervor

Die Traditionen kürzerer narrativer Textsorten – Exempla, Fabeln, Schwänke, Mären, Bispel, Lais, Fabliaux, Novellen, Fazetien usw. – haben bis in die Frühe Neuzeit hinein einen kaum zu unterschätzenden Anteil an der (Re)Produktion kulturellen Wissens. Umstritten sind allerdings die Modi und Möglichkeiten einer spezifisch erzählerischen Sinnstiftung im kleinepischen Format und damit auch dessen Status als spezifisch narrative Wissensform. Will man dem Erzählen nicht an sich schon jeglichen diskursiven Eigenwert absprechen, dann stellt sich die Frage, inwieweit das konkret Besondere einer *narratio*, deren Partialität und Kontingenz mit zu-

nehmender Kürze ja tendenziell stärker hervortritt, aus sich heraus und unabhängig von kotextuellen argumentativen Funktionalisierungen Geltung beanspruchen kann. Um eine positive Antwort geben zu können, führt man etwa literaturtheoretische Konzepte der Einfachheit, der Kompaktheit, des narrativen *showing* ins Feld – oder verweist auf rhetorische Ideen der *evidentia* und *enargeia*, also der Überzeugungskraft eines sprachlich bewirkten Vor-Augen-Stellens, in dem der sprachliche Text und seine narrative Struktur zugunsten unmittelbarer Sinnfälligkeit des veranschaulichten Sachverhalts oder Gegenstands transparent werden sollen. So plausibel solche Argumente als rezeptionsästhetische sein mögen, so problematisch erweist sich ihre analytische Verwendung, denn sie begünstigen als texttranszendierende Kategorien oft eine Nivellierung der medialen und semiotischen Differenzen; sie lizenzieren überdies häufig eine Vergleichgültigung narrativer Zeitlichkeit und führen in dieser Hinsicht zu einer problematischen Reduktion textueller Komplexität.

Auch der Begriff der Prägnanz hat häufig solche Nebenwirkungen – insbesondere dann, wenn er ohne terminologisches Profil verwendet wird, aber etwa auch in pauschalen literaturwissenschaftlichen Adaptationen von Ernst Cassirers Konzept einer »Sinnprägnanz« oder »symbolischen Prägnanz«, das dieser selbst der Gestaltpsychologie entnommen hat und das sich bei ihm nicht auf einen Sonder- und Grenzfall sprachlich-textueller (oder überhaupt medialer) Sinnstiftung bezieht, sondern eine Grundgegebenheit menschlichen Wahrnehmens bezeichnet. Im dritten Band **seiner** »Philosophie der symbolischen Formen«, **der sich mit der »Phänomenologie der Erkenntnis« befasst**, bildet das einschlägige Kapitel, in dem der Begriff eingeführt wird (Cassirer 2002, S. 218–233), den Zielpunkt des Teilabschnitts zum »Problem der Repräsentation und Aufbau der anschaulichen Welt«. Als »symbolische[] Prägnanz« will Cassirer hier »die Art« verstanden wissen, »in der ein »Wahrnehmungserlebnis, als »sinnliches« Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen »Sinn« in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt« (ebd., S. 231).

Auf den Begriff gebracht ist damit ein wesentlicher Grundgedanke, der eine »Philosophie der symbolischen Formen« überhaupt erst denkbar macht: Sinnstiftung ist der Formwahrnehmung nicht nachträglich; das Erscheinen der Form im Bewusstsein setzt Sinn voraus; und umgekehrt wurzelt Sinnstiftung unhintergebar in sinnlich wahrnehmbaren Formen. Cassirer bezeichnet diese basale Disposition des Bewusstseins in anderem Zusammenhang auch als »Urphaenomen« des Verstehens (Cassirer 2011, S. 7), auf das letztlich alle kulturellen Symbolsphären (des Mythischen, des Logisch-Theoretischen, des Ästhetischen) gleichermaßen zurückgehen und das insofern auch die Gleichursprünglichkeit und wechselseitige Irreduzibilität dieser Sphären begründet.

Auch wenn dieser Prägnanz-Begriff wohl auf mediale Artefakte übertragen und skalierbar gedacht werden kann, mag es für den Versuch, Prägnanz als distinkte Eigenschaft sprachlicher und erzählender Texte zu fassen, näher liegen, hinter Cassirer und die Gestaltpsychologie des 20. Jahrhunderts zurückzugehen und sich jener ersten Phase der Begriffsgeschichte im 18. Jahrhundert zuzuwenden, als das Wort »Prägnanz« aus dem Französischen ins Deutsche importiert wurde und dann in den aufklärerischen Debatten um den Stellenwert sinnlicher Erkenntnis und die ästhetische Wirkung von Kunst terminologisches Profil gewann (vgl. Adler 1990 und 1998). In diesen Kontexten wird mit dem Begriff zunächst eine mehr oder weniger eigenwertige Weise der Formbildung innerhalb der Sphäre der sinnlichen Apperzeption bezeichnet: eine Wahrnehmbarkeit bestimmter Formen, die dem rationalen, vernunftgemäßen Verstehen vor- bzw. untergeordnet ist und von dessen Standpunkt aus ungeordnet erscheint. Dabei spielen die metaphorischen Valenzen der heutzutage völlig verblassten primären Wortbedeutung – Schwangerschaft – noch eine entscheidende Rolle: zum einen nämlich unter dem räumlichen Aspekt eines organischen Verhältnisses zwischen sichtbarer Hülle und dem darunter unsichtbar verborgenen Inhalt, dessen körperhafte Gestalt der Hülle gleichwohl Form

verleiht; zum andern unter dem zeitlichen Aspekt der Relation eines im Gegenwärtigen bereits angelegten Zukünftigen.

Letzteres kommt etwa zum Tragen in Leibniz' Beschreibung des menschlichen Erkenntnisprozesses als allmähliche Entfaltung dessen, was je gegenwärtig in sinnlich wahrgenommener Prägung impliziert ist. Diese Prägung wird Leibniz zufolge freilich im Aufstieg zu höherem Wissen keineswegs irgendwann zum Verschwinden gebracht. Vielmehr bleibt das Erkenntnisvermögen auf die ständige Reproduktion wahrgenommener Prägungen angewiesen (vgl. Adler 1990, S. 2–11 und 93f.). Während Leibniz auf diese Weise ein zwar irreduzibles, aber epistemisch untergeordnetes Phänomen beschreibt, billigt Alexander Gottlieb Baumgarten der sinnlichen Erkenntnis als »*cognitio clara et confusa*« einen höheren Eigenwert zu und entwirft eine ästhetische Logik in Analogie zur rationalen Logik (vgl. ebd., S. 26–48 und 94). Vor diesem Hintergrund wird unter dem Begriff der Prägung nicht mehr nur ein notwendiges sinnliches Potenzial höherer Erkenntnis gefasst, sondern eine kognitive Eigenkomplexität innerhalb der sinnlichen Sphäre selbst: In seiner »*Metaphysica*« bezeichnet Baumgarten solche »dunklen« und »konfusen« Wahrnehmungen als prägnant, in denen durch eine erhöhte Dichte bedeutungstiftender Merkmale nicht etwa die rationale Bestimmung des Wahrgenommenen erreicht wird, sondern vielmehr dessen Eindrücklichkeit gesteigert wird: »*Quo plures notas perceptio complectitur, hoc est fortior [...]. Hinc obscura perceptio plures notas comprehendens, quam clara, est eadem fortior, confusa plures notas comprehendens, quam distincta, est eadem fortior. PERCEPTIONES plures [notas] in se continent PRAEIGNANTES vocantur. Ergo perceptiones praegnantiores sunt. Hinc ideae habent magnum robur (§ 148)*« (Baumgarten 2011, S. 274, § 517).² Mit Adler (1998, S. 18) kann man in der daraus resultierenden »Feststellung, daß eine reichhaltige, d.h. eine der Analyse widerständige Vorstellung stärker sei als eine weniger reichhaltige,« tatsächlich die »Provokation einer Erkenntnislehre« betrachten, »deren Ideal die Klarheit und Deutlichkeit ist«.

Nachhaltige Wirkung entfaltet eine solche »Logik der Präganz« (Adler 1998, S. 21) im Rahmen der sich im 18. Jahrhundert aus der Erkenntnistheorie heraus entwickelnden Ästhetik nicht zuletzt, weil sie eine Antwort auf die Leitfrage dieser neuen Wissenschaft nach der Spezifik des ästhetischen Verhältnisses zwischen Besonderem und Allgemeinem ermöglicht: Der künstlerischen Gestaltung des Konkreten und Besonderen kann es im Modus prägnanter Darstellung gelingen, eine spezifisch ästhetische Erkenntnis des Allgemeinen hervorzurufen. Interessiert man sich für die Poetologie kurzepischer Erzählformen, dann mag es besonders naheliegen, in diesem Kontext die Denkfigur der Präganz bei Lessing aufzusuchen. Tatsächlich treten konzeptuell verwandte Ideen mehrfach in seinen kunst- und dichtungstheoretischen Reflexionen hervor; der Begriff selbst begegnet allerdings relativ selten (vgl. Adler 1990, S. 94–96). Eine Ausnahme bildet der »Laokoon«-Traktat (1766),³ in dem Lessing ja das alte Postulat *ut pictura poesis* mit Blick auf die mediale Differenz zwischen Bildkunst und Dichtkunst in zwei komplementär angelegte ästhetische Konzeptionen dividiert: Für Malerei und Skulptur als primär räumlich-körperlichen Künsten ohne genuine Zeitdimension gilt nach Lessing die Maxime einer Konzentration der gestalterischen Mittel auf einen sorgfältig auszuwählenden »einzigsten Augenblick der Handlung«, den »prägnantesten«, insoweit aus ihm »das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten« werden muss (Lessing 1990, S. 117). Komplementär zu dieser Präganz des Bildkunstwerks, in welche die Potenzialität zeitlicher Verläufe eingebunden ist, erfordert das Sprachkunstwerk als ein wesentlich »Consecutives« (ebd., S. 127 und 134) vor allem das Bemühen des Dichters um dessen temporale Strukturen: Er soll Deskriptives möglichst verknappen und sich auf die prozessuale Dynamik der Handlung konzentrieren, und zwar so, dass das räumlich-körperliche Sein, aber etwa auch die Charaktereigenschaften der Figuren in der erzählend gestalteten Bewegung potenziell enthalten sind und im Nachvollzug dieser Bewegung vom Rezipienten imaginativ aktualisiert werden können.

Gerade wenn man an diese konsequente Revision der Dichtungspoetik auf der Basis der Zeitdimension denkt, wird bei der Lektüre von Lessings sieben Jahre zuvor erschienenen Fabel-»Abhandlungen« besonders gut sichtbar, wie spannungsvoll hier eine neue, auf den Eigenwert sinnlicher Erkenntnis setzende Konzeption mit Elementen der konventionellen Rhetorik durchgesetzt ist. Zwar fordert Lessing auch für die Fabel eine den Leser affizierende »Lebendigkeit« des Erzählens mittels einer Konzentration auf die Dynamik der Handlung, doch erscheint dies letztlich sekundär gegenüber einem konträren Argument, das nicht von der Handlung ausgeht, sondern bei der auktorialen Absicht der Normvermittlung ansetzt. Die Fabel denkt Lessing nämlich zuvorderst als Produkt der auktorialen Intention, eine allgemeine »moralische[] Wahrheit« (Lessing 1997a, S. 367) bzw. einen »moralische[n] Lehrsatz« (ebd., S. 357 u.ö.) zu veranschaulichen: Im Gegensatz zur traditionellen Fabelpoetik, deren metaphorische Modelle fiktionaler, affizierender Einkleidung des wahren Kerns eine markante Zeichendifferenz und einen entsprechenden, vom ersten Auffassen des Texts unterscheidbaren Deutungsakt voraussetzen, stellt Lessing sich die Rezeption der Fabel als einzigen Akt einer »anschauenden Erkenntnis« vor (ebd., S. 361 u.ö.), in dem die moralische Norm unmittelbar als Implikat einer instantan wahrgenommenen Ganzheit des Erzählten erfasst wird. Eine gute Fabel, schreibt Lessing, zeichne sich durch »Klarheit« und »Lebhaftigkeit« aus, »mit welcher die Lehre aus allen Teilen [...] auf einmal hervor strahlet« (ebd., S. 360).

Das Konzept der »anschauenden Erkenntnis« hat Lessing bekanntlich der »Philosophia practica universalis« Christian Wolffs entlehnt, der die Fabel (ebenso wie das Exempel) bereits als Gegenstand einer *cognitio intuitiva* konzipiert hatte (vgl. Lessing 1997a, S. 361, und Fick 2004, S. 188–193). Während bei Wolff aber die Erfassung des Erzählten noch im Sinne der rhetorischen *evidentia* als ein Vor-Augen-Stellen des konkreten Falls beschrieben wird, dessen (logisch nachrangige) Beziehung zum abstrakt Allgemeinen der moralischen Lehre erst noch durch rationale Deduktion

herzustellen ist, macht Lessings Auffassung einer »anschauenden Erkenntnis« diesen Unterschied hinfällig: In ihr wird einerseits die poetisch doch konstitutive Zeitlichkeit der Rede nivelliert,⁴ und andererseits übergeht Lessing die (auch durch Kürze der Erzählung und Konzentration auf Handlung) nicht aufzuhebende kategoriale Disparität zwischen der sprachlich-narrativen Sukzessivität des erzählten Falls und der Aussagenlogik des **›allgemeinen Satzes‹, der darin unmittelbar anschaulich sein soll**. Die Forderungen nach »Wirklichkeit« (Lessing 1997a, S. 374ff.) durch das **Erzählen des Besonderen und nach ›Lebendigkeit‹ durch konsequente Handlungsmotivation** (ebd., S. 367) können zwar die postulierte Wirkung auf Seele und Willen des Rezipienten plausibilisieren, kaum aber die darin angeblich mitwirkende Erkenntnis eines moralisch Allgemeinen.

Die Komplikationen einer solchen Antwort auf die Leitfrage der Ästhetik treten noch deutlicher hervor, wenn man daneben Lessings Theorie des Epigramms betrachtet: In seinen 1771 erschienenen ›Zerstreuten Anmerkungen‹ zu dieser Kleingattung entwirft er eine diametral andere Weise literarisch evozierter Erkenntnis als für die Fabel. Die Zeitlichkeit des sprachlichen Textes ist hier nicht durch die Idee einer unmittelbaren Anschaulichkeit seiner Ganzheit übergangen, sondern erscheint als konstitutive Bedingung einer Erkenntnis, die prozessual durch den Effekt der Pointierung hervorgerufen wird: Das Epigramm besteht nach Lessing ja aus einem ersten Teil, der eine bestimmte »Erwartung« erzeugt, und einem zweiten, in dem diese Erwartung durch einen überraschenden »Aufschluß« eingelöst wird (Lessing 2000b, S. 185, 188 u.ö.). Nur für den ersten **Epigrammteil verlangt Lessing ›Überschaubarkeit‹ »mit einem Blicke«** (ebd., S. 199).⁵ Erkenntnis stellt sich hier nicht im simultanen Erfassen der Ganzheit des Textes ein, sondern ist als plötzliche Erhellung gedacht, evoziert von einer in der Faktur des Textes angelegten und durch sie determinierten Abfolge aus Spannungsaufbau und -entladung. Dass die unterschiedliche poetologische Auffassung von Fabel und Epigramm nicht lediglich auf de-

ren unterschiedliche Gattungsmuster zurückzuführen ist, sondern von divergenten ästhetisch-epistemischen Prämissen ausgeht, zeigt sich etwa daran, dass Lessing sich genötigt sieht, auch der Fabel zumindest theoretisch eine ähnliche gegliederte Faktur zuzugestehen: Auch in der Fabel könne man, so stellt er fest, prinzipiell die Teile der »Erwartung« und des »Aufschlusses« auf einer abstrakten Ebene unterscheiden. Tatsächlich aber würden sie hier »in eins zusammenfallen«, denn »der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedener Eindrücke fähig« (ebd., S. 197).

So recht überzeugen mag das weder in systematischer Hinsicht noch im Blick auf Lessings eigene Fabelproduktion. Der kritische Blick auf Lessings poetologische Versuche, dem Besonderen sprachlicher Kleinformen eine eigenwertige ästhetische Erkenntnisweise zuzuschreiben, kann jedoch eine Revision des Prägnanz-Begriffs anregen, die seiner analytischen Verwendbarkeit insbesondere für kurzepische Formen zugute kommen könnte. Prägnanz wäre dabei als graduelle Eigenschaft erzählender Texte zu fassen: Es wäre damit das Maß bezeichnet, in dem oppositive, antithetische, agonale Textstrukturen sich der Form nach – also nicht notwendig zugleich hinsichtlich eines unmittelbar bestimmbareren logischen oder semantischen Gehalts – den nicht-zeitlichen differenziellen Ordnungen der Diskurse annähern. Konstitutiv wäre dabei nicht eine Konvergenz mit den nicht-zeitlichen differenziellen Ordnungen der Diskurse, nicht die Aufhebung narrativer Sinnstiftung in diskursiver Bedeutung, sondern vielmehr der irreduzible Abstand des Erzählens zur diskursiven Ordnung, der gerade bei forcierter Annäherung spannungshaft – als Bedeutsamkeit des narrativen Besonderen – bewusst bleibt. Szenisch exponierte Gegenstellungen, markante topologische Kontraste und chronologische Zäsuren, agonale Handlungsschemata, kontrastive Typisierung von Figuren, Responionen zwischen Schädigung und Restitution, Transgression und Sanktion, auf der

Ebene des *discours* etwa auch antithetische paradigmatische Szenenarrangements, entgegengesetzte Perspektivierungen, eindeutige axiologische Polarisierungen und Hierarchisierungen – all dies wäre nicht als unmittelbar bedeutende Form, sondern im Anklang an den primären Sinn **des Wortes Prägnanz als ›Bedeutungsschwangerschaft‹** zu begreifen.⁶ Der Begriff dürfte demnach analytisch weder als Formel eingesetzt werden, um dem Textganzen von vornherein eine unmittelbar anschauliche Gegebenheit des Sinns in der Form zu unterstellen, noch wäre die Prägnanz erzählender Rede schlicht mit logisch-rationaler oder begrifflicher Präzision gleichzusetzen.⁷

Von diesen Überlegungen ausgehend könnte man dann Pointierung als – konstitutiv prozessuales – Grenzphänomen von Prägnanz begreifen, insofern dabei der Abstand der narrativen Form zur diskursiven Ordnung in einem Moment des Umschlags markant hervortritt: In der Pointe hebt sich *ex post* ein Sinnzusammenhang des Textganzen als impliziter deutlich von der zuvor mehr oder weniger prägnant konturierten expliziten Formung ab.⁸ **Man könnte auch sagen: Die ›Bedeutungsschwangerschaft‹ des Erzählens wird im Augenblick der ›Entbindung‹ eines impliziten Sinns auffällig** – und nur dieses Auffälligwerden scheint mir wesentlich für das Grenzphänomen der Pointierung. Ob hingegen in einer Pointe eine höhere (oder tiefere) Wahrheit aufgedeckt wird oder ob sie gedankliche Spielräume gegen scheinbar selbstverständlich Geltendes öffnet, ob in ihr ein **bestimmter Sinn ›entbunden‹ oder vielmehr explizite Bestimmungen** subvertiert werden, wäre bei einer solchen Konzeptualisierung nicht schon vorweggenommen. Je höher aber die Prägnanz des Erzählens, desto größer auch die Wirkung einer möglichen Pointe.

2. Das Ganze strahlt aus dem Spiegel zurück

Einen Vorschein dessen, was seit dem 18. Jahrhundert unter dem Begriff der Prägnanz verhandelt wird, kann man bereits im 13. Jahrhundert an der Art und Weise erkennen, wie in der einflussreichen und breit überlieferten ›*Poetria nova*‹ des Galfred von Vinsauf das rhetorische Konzept der *brevitas* erläutert – und mit einer besonders raffinierten narrativen ›Bedeutungsschwangerschaft‹ exemplifiziert – wird. Im verhältnismäßig kurzen einschlägigen Abschnitt (V. 690–736)⁹ geht es traditionskonform zunächst auf der Ebene der *verba* um Möglichkeiten der Reduktion und der Beschränkung auf das Wesentliche. Bei den Sinnfiguren jedoch stehen, abweichend von der antiken Tradition, vor allem Möglichkeiten der Bündelung und Verdichtung im Zentrum, mittels derer das explizit Artikulierte mit möglichst viel implizit Mitgemeintem aufgeladen werden kann. Die Verknappung der Worte geht dabei nicht mit semantischer Reduktion einher; vielmehr soll das Gesagte möglichst viele Sinnaspekte im Ungesagten mit sich führen. Was man auf diese Weise rhetorisch leisten kann, veranschaulicht Galfred zunächst mittels einer Variation der rhetorischen Schifffahrtsmetaphorik. Die *brevitas* erscheint dabei als ein Boot, auf dem der Redner die Gedankenflut eines weitläufigen Themas erfolgreich durchqueren kann: »Hac brevitate potes longum succingere thema, | Hac cymba transire fretum« (V. 702f.). Daran schließt sich eine weitere Metapher an, derzufolge eine kunstgerecht verknappte *narratio* die von ihr verhandelte *res* wie im Sonnenschein erstrahlen lässt: »Narratio facti | Eligit hanc formam verbi, quae facta modeste | Non superinfundat nubem, sed nube remota | Inducet solem. [...]« (V. 703–706).¹⁰

Es folgt eine Aufzählung geeigneter rhetorischer Figuren und danach ein narratives Musterbeispiel, das Galfred mehrsinnig mit den Worten »Ecce rei speculum: res tota relucet in illo« ankündigt (V. 712):¹¹ Zum einen nämlich ›spiegelt‹ die auf diese Weise eingeführte, lediglich fünf Verse kurze Erzählung den von ihm gerade verhandelten Lehrgegenstand, indem

sie den Gebrauch der zuvor aufgelisteten rhetorischen Mittel zur *abbreviatio* mustergültig vorführt. Zum andern kann man den Satz aber auch so verstehen, dass die von der Beispiel-*narratio* selbst verhandelte *res* durch die konsequente Anwendung dieser Mittel gleichsam sonnenhell erstrahlen kann.¹² Eine dritte, weniger offensichtliche Deutungsmöglichkeit erschließt sich erst im Lauf der *narratio* selbst: Die kurze Erzählung dient nämlich nicht nur der exemplarischen Vorführung rhetorischer Techniken, sondern setzt daneben auch die zuvor angezettelte Metaphorisierung der *brevitas* fort und entwickelt daraus eine ironisch-spielerische Selbstreflexion der rhetorischen *ars*. So setzt Galfreds Mustererzählung für das Verfahren der *abbreviatio* intradiegetisch ausgerechnet mit einer entgegengesetzten Absicht des Protagonisten zur *augmentatio* ein:¹³ »Rebus in augendis longe distante marito, | Uxor moecha parit puerum. Post multa reverso | De nive conceptum fingit. Fraus mutua. Cautē | Sustinet. Asportat, vendit matricem reportans | Ridiculum simile liquefactum sole refingit« (V. 713–717).¹⁴ Ganz offensichtlich ist diese kleine Geschichte ein Paradefall gesteigerter struktureller Prägnanz im vorhin dargelegten Sinn: Der Text besteht auf der Ebene des Geschehens wie auf derjenigen seiner Präsentation, in seiner Raum- ebenso wie in der Zeitstruktur beinahe restlos aus klaren, symmetrisch und spiegelnd arrangierten oppositiven Relationen, unterstrichen durch das metrische Raster. Und er schließt sich zudem in diesen spekulären Resonanzformen zu zirkulärer Ganzheit.

Will man Bausingers an mathematische Gleichungssysteme angelehnte Notation schwankhafter Handlungsschemata nutzen, dann könnte man hier geradezu von einem Musterfall des »Ausgleichstyps Revanche« sprechen (Bausinger 1967, S. 128–131), denn dass das Handeln des Gatten ein schädigendes Verhalten seiner Gattin irgendwie kompensiert, liegt ja offen zutage. Wie sich aber seine Reaktion nun genau zum Ehebruch und zur Lüge seiner Frau verhält, ist keineswegs evident: Die explizite Verdopplung der *fictio* profiliert eine formale Symmetrie – und wird zugleich pointiert als eine Wiederholung auffällig, die weder semantisch noch

diskursiv umstandslos in Identität oder Differenz aufzuheben ist.¹⁵ Die Frage nach dem impliziten Sinn konzentriert sich dabei gewissermaßen in der Ambiguität des Präfixes *re-*, das dem rekurrenten Prädikat *fingit* vorangesetzt ist. Denn welcher Bezug wird dadurch eigentlich angezeigt? Bezeichnet das Präfix ohne moralische Wertung lediglich eine Gleichartigkeit der Reaktion im agonalen Verhältnis der Frau gegenüber – oder eher die Aufhebung einer Falschbehauptung durch eine Behauptung, die zwar ebenfalls falsch ist, aber den lügend behaupteten Sachverhalt verschwinden macht? Oder meint das *re-* gar die Wiederherstellung einer gestörten Ordnung und eine spiegelnde Straffunktion der zweiten Lüge? Von der Implikation eines moralischen Gegensatzes über beiderseitige moralische Ambivalenz bis hin zur Reduktion auf eine bloße, moralisch nicht zuzurechnende Äquivalenzrelation erstreckt sich das Spektrum möglicher Deutungen. Das prägnante Erzählen ist hier also an einer Wiederholungsfigur ausgerichtet, die pointierend auf einen impliziten Sinn verweist. Die Pointierung macht bewusst, dass die im Textganzen aufscheinende »res tota« allenfalls als Handlungsganzes aufgefasst, kaum jedoch als Sinnzusammenhang genauer bestimmt werden kann.

Wie sehr eine noch weiter getriebene *abbreviatio* gerade nicht auf die diskursive Präzisierung des Sachverhalts zuläuft, sondern vielmehr eine in der sprachlich-narrativen Form angelegte Mehrdeutigkeit noch erhöht, zeigt sich, wenn am Ende des Kapitels ein »acutior usus« (V. 731) der von Galfred empfohlenen Figuren mit zwei alternativen Varianten der gleichen Geschichte exemplifiziert wird. Sie bestehen jeweils nurmehr aus einem einzigen doppelversigen Satz: »De nive conceptum quem mater adultera fingit | Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit. | Vir, quia quem peperit genitum nive femina fingit, | Vendit et a simili liquefactum sole refingit« (V. 733–736).¹⁶ Die strukturelle Symmetrie wird hier durch äußerste Komprimierung verstärkt: Sprachlich und strukturell sind Mann und Frau, Ehebruch und Verkauf des daraus entstandenen Kindes, Empfängnis durch Schnee und Vergehen durch Sonnenstrahlen einander

gegenübergestellt. Stets bleibt dabei die explizite formale Schließung des Textes durch die Prädikate *fingit* und *refingit* erhalten. Zugleich tritt besonders in der zweiten der beiden Kurzvarianten¹⁷ durch eine nochmals konsequentere Beschränkung auf ungewertete *facta* die Ambivalenz des Erzählten noch stärker hervor.

Die Wahl des Schneekind-Sujets als Beispiel für das Verfahren der *abbreviatio* und seine mehrsinnige Funktionalisierung legen nahe, dass es unter dem Paradigma der *brevitas* nicht so sehr darum geht, in möglichst transparenter Rede einem Sachverhalt in seiner diskursiven Bestimmtheit Evidenz zu verleihen, sondern eher darum, die Rede bedeutsam aufzuladen, um den in ihr entfalteten Sachverhalt möglichst prägnant erscheinen zu lassen – als klar konturierten Handlungszusammenhang, der auf einen nicht restlos bestimmbar impliziten Sinn verweist. Ein Vergleich mit den Prosa-Versionen von Galfreds poetorhetorischer Lehre kann diesen Eindruck bestätigen; ich beschränke mich auf einen kurzen Blick in den einschlägigen Abschnitt des »Documentum de modo et arte dictandi et versificandi« (Geoffroi 1982b, II.2, §§ 30–44, S. 277–280).¹⁸ Am Ende dieses Abschnitts wird mittels zweier Varianten des Schneekind-Sujets das Verfahren der *abbreviatio in concreto* vorgeführt: Zunächst soll man, so wird dort empfohlen, die zu bearbeitende *materia* durch eine ausführliche Prosa-Erzählung darlegen, in der die Figuren charakterisiert, ihre Beziehungen expliziert und alle Handlungen ausdrücklich motiviert werden. Das entsprechende Beispiel lautet: »In partibus remotissimis negotiatore moram faciente mulier juvencula consilio juventutis suae lusit, concepit, peperit. Revertenti marito mentita est puerum de nive fuisse conceptum. Maritus dissimulans post longi temporis intervallum invita matre filium abduxit venditurus alienis. Reversus sine puero matri subtiliter respondit ipsum, sicut ex nive genitum, sic ad calorem solis fuisse liquefactum« (Geoffroi 1982b, II.2, § 43, S. 279).¹⁹ Ausgehend von diesem sprachlich artikulierten Substrat sollen nun ohne Rücksicht auf propositionale Zusammenhänge lediglich diejenigen elementaren Begriffe ausgewählt und

zusammengestellt werden, denen die »vis materiae« innewohnt – im Beispielfall wären das: »femina, vir, puer, sol, nix« (ebd., S. 280). Die Sukzessivität der Handlung spielt dabei offenbar keine Rolle; stattdessen präsentiert die Anordnung der Worte eine Art Strukturmodell aus den im Konflikt stehenden beiden Protagonisten auf der einen Seite, den von ihnen jeweils fiktiv eingesetzten (und ihnen symmetrisch zugeordneten) Naturkräften auf der anderen Seite sowie dem Schneekind mit seiner prekären Existenz als passives Objekt des Konflikts und der Fiktionen in der Mitte. Zu diesen fünf »nomina« sollen sodann im weiteren Verfahren die verknüpfenden »verba« gesucht werden. Das angefügte Resultat dieser Operation (ebd.) entspricht schließlich der zweiten Kurzvariante aus der ›Poetria nova‹.²⁰

Die Pointierung in den Schneekind-Beispielserzählungen erschöpft sich allerdings nicht in offener Ambiguität. In der Pointe des *refingere* kann man **vielmehr zumindest bei den längeren Varianten der ›Poetria nova‹ und des ›Documentum‹ eine Doppeldeutigkeit entdecken**, hinter der sich wiederum eine brisante diskursive Konkurrenz abzeichnet. Im Gegensatz zu den Kurzvarianten setzen die fünfversige und die Prosaerzählung ja nicht mit dem ehebrecherischen Handeln der Gattin ein, sondern mit der Tätigkeit des Ehemanns als Fernhandelskaufmann, die ihn längere Zeit von seiner Frau fernhält. **Besonders in der Langvariante der ›Poetria‹ wird die damit verbundene Intention des Mannes klar benannt: »Rebus in auctis [...]**« (Geoffroi 1958a, V. 713). Da außerdem auf der Achse des Geschehens die Selbstbeherrschung des Mannes (»[c]aute | sustinet«; V. 715f.) eine überlegte Absicht insinuiert, ohne diese jedoch näher zu bestimmen,²¹ kann die Entfernung und der Verkauf des unehelichen Kindes nicht nur als Beseitigung einer Ehrschädigung, als Rache an seiner Frau oder als Strafe für ihre sündhafte Tat gedeutet werden, sondern auch als Verwirklichung seiner initialen Intention: Das Streben des Ehemanns nach ökonomischem Gewinn, mit dem die Erzählung beginnt, wird am Ende durchaus erfolgreich eingelöst, indem er den außerehelich erzeugten Sohn seiner Frau

nicht einfach entsorgt, sondern eben verkauft. Die Relationsmöglichkeiten von Schädigung und Restitution, Schande und Rache, Vergehen und Strafe oder auch von Betrug und Gegenlist sind also gewissermaßen eingeklammert durch eine ökonomische Sinnoption. Anders gesagt: Die möglichen, aber unbestimmten Geltungsansprüche von Recht, Moral und sozialer Norm müssten jedenfalls mit dem Geltungsanspruch ökonomischer Klugheit abgeglichen werden. Das Meer impliziter Bedeutungen ist also nicht unbewegt, sondern man kann bei seiner Durchquerung von der »cymba« der Erzählung aus gegenläufige diskursive Strömungsschichten wahrnehmen.²²

Um die raffinierte Mehrsinnigkeit der Schneekind-Erzählungen in **Galfreds »Poetria nova« angemessen zu erfassen, muss ich zuletzt noch einmal** auf deren poetologische Konnotationen zurückkommen: Wenn der Ehemann den Verkauf des angeblich vom Schnee empfangenen Kindes durch die Behauptung seines Dahinschmelzens verhüllt, klingt für den Rezipienten in dem vom Protagonisten benutzten Begriff der *liquefactio* (vgl. V. 717) zugleich eine Metaphorisierung des damit erzielten Geldgewinns an. Das Wortfeld um *liquidus* / *liqueo* / *liquefieri* ist zugleich jedoch auch ein zentrales der rhetorischen Metaphorik. Insbesondere kann als »Verflüssigung« etwa das richtige Verstehen einer Rede, die »Auflösung« sprachlich-textueller Form in begriffenen Sinn, beschrieben werden (vgl. Wenzel 1997). Unter diesem Aspekt könnte man die doppeldeutige Formulierung der erzählten Figur also zugleich auch als metatextuelle Markierung der Pointenstruktur des Erzählens verstehen. Im unmittelbaren Kontext der rhetorischen Lehre von der *abbreviatio*, die in der Schneekind-Erzählung exemplarisch demonstriert wird, verweist die Mehrdeutigkeit der *liquefactio* freilich auf eine weitaus komplexere Idee: Galfred veranschaulicht das rhetorische Handwerk ja unter anderem mit (konventionellen) Metaphern des Einschmelzens von Metall als Vorbereitung zur Modellierung fester und komprimierter sprachlich-rhetorischer Formen. Die Beispielgeschichte für ein solches Verfahren erzählt dann zwar von einer *fictio* –

also der Grundbedeutung nach von der Erschaffung einer Gestalt aus formloser Masse –, führt aber in seiner Pointe zur Paradoxie des Fingierens einer vollständigen Auflösung durch Schmelzen. Zugespitzt gesagt: Während Galfred lehrt, wie man durch prägnante Formgebung die »res tota« einer Rede zum Erstrahlen bringen kann, präsentiert die Beispielerzählung dafür eine pointierte Fiktion der Formaflösung durch die schmelzende Kraft der Sonne. Aber nicht nur das: Sie führt darüber hinaus strukturell gerade die »Liquidation« höchst gesteigerter Prägnanz durch Pointierung vor – und damit an einem Extremfall das Wechselverhältnis zwischen Prägnanz und Pointierung, welches das Sinnstiftungspotential und die diskursive Kreativität kleinepischen Erzählens wesentlich bestimmt.

Anmerkungen

- 1 Im Anschluss an die in diesem Punkt kulminierende konstruktive Darlegung des Problems der Repräsentation erörtert Cassirer lediglich noch pathologische Defizienzen des »Symbolbewußtsein[s]« (Cassirer 2002, S. 234–322).
- 2 »**Je mehr Merkmale eine Vorstellung umfaßt, desto stärker ist sie [...].** Folglich ist eine dunkle Vorstellung, die mehr Merkmale umfaßt als eine deutliche, stärker als diese. Vorstellungen die mehrere in sich enthalten, heißen VIELSAGENDE VORSTELLUNGEN. Also sind vielsagende Vorstellungen stärker. Folglich haben Ideen große **Kraft [...]**« (Baumgarten 2011, S. 275). Die Übersetzung der *perceptiones praegnantes* als »vielsagende Vorstellungen« geht auf Baumgarten selbst zurück (ebd., S. 274).
- 3 Prominent erscheint der Begriff der Prägnanz außerdem im Resümee seiner Schrift zu Berengar von Tours, in der er auf der Grundlage eines von ihm in der Wolfenbütteler Bibliothek aufgefundenen Manuskripts die Abendmahlslehre **des mittelalterlichen Theologen als eine »mittlere« Option zwischen den Extrempositionen** der Transsubstantiation und der Behauptung einer substanzlosen Zeichenhaftigkeit zu rekonstruieren versucht: Berengar, so meint Lessing, habe nicht die sakramentale Verwandlung und die substanzielle Gegenwart Christi in der Hostie geleugnet, sondern lediglich die materielle Identität des Brotes mit dem menschlichen Körper Christi verneint. Im Unterschied zu »bloßen Zeichen« einerseits und »in das Ding selbst verwandelten Zeichen« andererseits charak-

terisiert Lessing am Ende des Traktats Berengars Vorstellung als eine der »prägnanten Zeichen« und schließt mit der Vermutung, eben diese »Lehre der prägnanten Zeichen« könne »die erste ursprüngliche Lehre gewesen« sein (Lessing 2000a, S. 125).

- 4 Vgl. Lessing 1997b, S. 402: »Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein, als möglich. Alle Zierraten aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zierraten, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.« Der im Begriff der Kürze konstitutive Aspekt relationaler Zeitlichkeit wird mithilfe der rhetorisch konventionellen Unterscheidung einer vorgegebenen inhaltlichen Substanz vom akzidentellen rhetorischen *ornatus* verdrängt, dessen Redundanz von vornherein feststeht. Zugleich erleichtert die Einführung der räumlich zu denkenden rhetorischen Differenz den Sprung von der prozessualen Apperzeption eines **sprachlichen Gebildes zur postulierten instantanen »Überschaubarkeit« des Textganzen.**
- 5 Die Schwierigkeit der Zusammenführung von prozessualer Lektüre und instantaner Schau bzw. textbasiertem Verstehen und unmittelbarem Erkennen kann man der von Lessing beschriebenen Analogie zwischen der Auffassung eines Epigramms und der Betrachtung eines »Denkmals« absehen (Lessing 2000b, S. 210): Die lesende Erfassung des ersten Epigrammteils entspricht dabei einem Blick aus der Ferne auf das Denkmal, bei dem zwar dessen Form wahrgenommen werde, die genaue Bestimmung aber noch undeutlich bleibe, solange man nicht nahe genug sei, um die Inschrift zu lesen. Gleichwohl lasse die Form den »Ton« der Inschrift bereits erahnen. Bewege man sich nun auf das Denkmal zu, bis die Inschrift lesebar werde, dann nehme man deren Inhalt mit einem Gefühl der Befriedigung als Einlösung des Erwarteten zur Kenntnis.
- 6 Dies im Gegensatz zu ähnlichen Merkmalskatalogen der Prägnanz in der **Forschung zum Märchen (Lüthi 2005; Horn 2002) und zu Konzepten der »einfachen Formen«, soweit sie von Jolles (1999) ausgehend einen Anspruch allgemeiner Geltung kleiner Erzählformen sprachlich und textstrukturell zu begründen suchen.** Selbstverständlich ist historisch ein hoher Anspruch des in solchen Erzählformen verhandelten Wissens auf eine allgemeine Geltung plausibel; er kann aber kaum in der Struktur der narrativen Texte selbst aufgesucht werden, sondern wäre durch kotextuelle argumentative Funktionalisierungen und

kontextuelle epistemische Dispositionen zu begründen. Vgl. hierzu mit Blick auf frühneuzeitliches schwankhaftes Erzählen Waltenberger 2006.

- 7 Vgl. die Gegenüberstellung von logischer Präzision und ästhetischer Prägnanz bei Gabriel 2019 (bes. S. 15–35).
- 8 Um dem konstitutiv prozessualen Phänomen der Pointe gerecht werden zu können, darf der implizite Sinnzusammenhang, der in ihr einsichtig wird, nicht als etwas konzipiert werden, das strukturell immer schon im Text angelegt ist und lediglich verzögert sichtbar wird. Vielmehr beruht die Wirkung der Pointe darauf, dass erst durch sie sich im Graubereich dessen, was der Text unbestimmt lässt, aber für sein Verständnis voraussetzt, die Grenzen zwischen dem Ungesagten, das als Voraussetzung der Kohärenzbildung und Sinnstiftung fungiert, und dem, was außerhalb der vom Text bisher eröffneten Horizonte liegt, auffällig verschieben. Die Wirkung der Pointe beruht darauf, dass sich im ephemeren **Raum der »Negativität« des Textes, allererst entscheidet, was er zur Sinnstiftung** implizit voraussetzt und was dafür irrelevant ist. Soweit ich sehe, existiert bisher keine ausgearbeitete Theorie der Pointe, die ihre konstitutive Zeitlichkeit konsequent berücksichtigen würde; stets wird der implizite Sinn, den erst die Pointe bildet, wie schon bei Lessing auf eine im Text als Ganzem bereits angelegte Strukturform reduziert (vgl. etwa Wenzel 1989 und Müller 2003).
- 9 Hier zitiert nach der Ausgabe von Faral (Geoffroi 1982a). Neuere Ausgaben basieren auf Farals Text, korrigieren ihn punktuell und führen zum Teil (auch untereinander) abweichende Verszählungen ein. Eine kritische Edition, die der breiten Überlieferung des Traktats annähernd gerecht würde, existiert bisher nicht; der Untertitel bei Calvo Revilla (»Edición crítica«; Godofredo 2008) führt in die Irre. Vgl. zum mittelalterlichen Konzept der *abbreviatio* Curtius 1948, S. 481–487, zu Galfred bes. Gallo 1971, S. 188–195, der wie Curtius die Kontinuität des antiken Konzepts der *brevitas* betont, jedoch die mittelalterlichen Modifikationen nicht auf naives Missverstehen zurückführt. Nelson 1992 und Tilliette 2000, S. 112–115, betonen hingegen gerade die originären Momente in Galfreds Darstellung. Beide vermuten, dass Galfred eine poetische Technik reflektiert, die von lateinischen Autoren des 12. Jahrhunderts entwickelt und auch für volkssprachige Kurzepik übernommen worden sei. Vgl. dazu auch Badel 2011.
- 10 »Mithilfe dieser Kürze kannst du ein weitläufiges vorgegebenes Thema umfassen; mit diesem kleinen Boot kannst du die Meeresflut durchqueren. Die Erzählung des Geschehens erwählt sich eben diese sprachliche Form, die nicht eine Wolke über die Ereignisse legt, sondern behutsam die Wolke von ihnen

entfernen und die Sonne auf sie scheinen lassen soll. « Die behelfsmäßigen Übersetzungen aus dem Lateinischen, die Galfreds oft bewusst mehrdeutigem und metaphorisch aufgeladenem Stil nicht annähernd gerecht werden können, stammen hier und im Folgenden vom Verfasser.

- 11 »Hier ein Spiegel des Gegenstands: Aus ihm strahlt der ganze Gegenstand zurück.«
- 12 Diese zweite Möglichkeit wird auch dadurch gestützt, dass noch im unmittelbar vorangehenden Vers 711 mit dem Wort *res* eindeutig der Gegenstand einer rhetorisch zu gestaltenden Rede gemeint ist.
- 13 *Augere* wird etwa von Quintilian annähernd synonym zu *amplificare* verwendet (vgl. z.B. Quintilianus 2006, lib. VIII, cap. 3, § 89, S. 188: »sed vis oratoris omnis in augendo minuendoque consistit«).
- 14 »Während der Gatte sich, um sein Vermögen zu vermehren, in weiter Ferne befindet, gebiert die ehebrecherische Gattin einen Jungen. Als er nach langer Zeit zurückkehrt, lügt sie, ihn durch Schnee empfangen zu haben. Wechselseitiger Betrug: Ihr Mann hält sich vorsichtig zurück. Dann nimmt er das Kind mit sich fort, verkauft es und bringt der Mutter etwas in gleicher Weise Lächerliches zurück: die Gegenlüge, es sei in der Sonne geschmolzen.«
- 15 Mit Deleuze könnte man hier von einer in der Wiederholung hervortretenden Intensität als »Form der Differenz« sprechen (Deleuze 1997, S. 282).
- 16 »Den Sohn, dessen Empfängnis durch Schnee die ehebrecherische Mutter erlügt, verkauft der Gatte und lügt zurück, er sei in der Sonne geschmolzen. – Weil seine Frau lügt, der von ihr Geborene sei durch Schnee gezeugt, verkauft ein Mann das Kind und lügt auf gleiche Weise zurück, es sei in der Sonne geschmolzen.«
- 17 In der Überlieferung begegnen die beiden doppelversigen Varianten auch in umgekehrter Reihenfolge; mitunter fehlt die zweite Variante auch (vgl. Geoffroi 1982, S. 220, Apparat).
- 18 Zu berücksichtigen wäre daneben dessen spätere Bearbeitung, die unter dem Incipit *Tria sunt* firmiert und noch nicht ediert vorliegt; vgl. dazu Camargo 1990.
- 19 »Während ein Kaufmann sich in entferntesten Gegenden aufhielt, betrog ihn seine junge Frau, wie ihre Jugend es ihr riet, wurde schwanger und gebar ein Kind. Dem zurückkehrenden Gatten log sie vor, sie habe den Jungen durch Schnee empfangen. Der Ehemann ließ sich nichts anmerken und führte, nachdem einige Zeit verstrichen war, den Sohn gegen den Willen seiner Mutter mit

sich, um ihn fremden Leuten zu verkaufen. Als er ohne den Jungen zurückgekehrt war, erwiderte er der Mutter feinsinnig, dieser sei so, wie er aus Schnee erzeugt worden war, nun auch in der Hitze der Sonne geschmolzen.«

- 20 **Im ersten Vers steht jedoch im ›Documentum‹ »natum« statt »genitum«.**
- 21 **Entsprechend im ›Documentum‹: »[...] dissimulans post longi temporis intervallum«** (Geoffroi 1958b, S. 279).
- 22 Gerade an den Erzähltraditionen um das Schneekind-Sujet und dessen gesamt-europäischen Ausläufern bis ins 19. und 20. Jahrhundert (AaTh 1362; Motif-Index J 1532.1; Tubach 4451; vgl. Röhrich/Uther 2005) ließe sich gut zeigen, dass das Wiedererzählen sich weniger an einem festen semantischen Kern oder einem diskursiven Substrat abarbeitet, sondern ganz wesentlich vom narrativ immer neu einstellbaren Spannungsbezug zwischen konkurrierenden diskursiven Deutungsoptionen angetrieben wird. Reizvoll wäre unter diesem Aspekt auch ein **Blick auf Lessings Aktualisierungen des Stoffs (›Faustin‹ und ›Nix Bodenstrohm‹). Sie gehen auf eine stärker pointierte Kurzvariante des Sujets zurück**, mit der Poggio seine Fazetiensammlung eröffnet (Poggio 1995, Nr. 1, S. 6–8).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Baumgarten, Alexander Gottlieb: *Metaphysica / Metaphysik*. Historisch-kritische Ausgabe. Übersetzt, eingeleitet und hrsg. von Günter Gawlick und Lothar Kreimendahl, Stuttgart-Bad Cannstatt 2011 (Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung, Abt. 1: Texte 2).
- Cassirer, Ernst: *Gesammelte Werke*. Hamburger Ausgabe. Bd. 13: *Philosophie der symbolischen Formen*. Dritter Teil: *Phänomenologie der Erkenntnis*. Text und Anmerkungen bearbeitet von Julia Clemens, Darmstadt 2002.
- Cassirer, Ernst: *Nachgelassene Manuskripte und Texte*. Bd. 4: *Symbolische Prägnanz, Ausdrucksphänomen und ›Wiener Kreis‹*. Hrsg. von Christian Möckel, Hamburg 2011.
- Gabriel, Gottfried: *Präzision und Prägnanz*. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn 2019.
- Geoffroi de Vinsauf: *Poetria Nova*, in: Faral, Edmond (Hrsg.): *Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle*. *Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge*, Genf / Paris 1982a [Reprint der Ausgabe Paris 1924], S. 194–262.

- Geoffroi de Vinsauf: Documentum de modo et arte dictandi et versificandi. In: Faral, Edmond (Hrsg.): Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge, Genf / Paris 1982b [Reprint der Ausgabe Paris 1924], S. 263–327.
- Godofredo de Vinsauf: Poetria nova. Edición crítica y traducción de Ana María Calvo Revilla, Madrid 2008 (Colección Perspectivas, Serie Textos).
- Lessing, Gotthold Ephraim: Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und der Poesie, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 5,2: Werke 1766–1769. Hrsg. von Wilfried Barner, Frankfurt a.M. 1990 (Bibliothek deutscher Klassiker 57), S. 11–205.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Von dem Wesen der Fabel, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 4: Werke 1758–1759. Hrsg. von Gunther E. Grimm, Frankfurt a.M. 1997a (Bibliothek deutscher Klassiker 148), S. 345–376.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Von dem Vortrage der Fabel, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 4: Werke 1758–1759. Hrsg. von Gunther E. Grimm, Frankfurt a.M. 1997b (Bibliothek deutscher Klassiker 148), S. 398–407.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben [...], in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 7: Werke 1770–1773. Hrsg. von Klaus Bohnen, Frankfurt a.M. 2000a (Bibliothek deutscher Klassiker 172), S. 9–126.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 7: Werke 1770–1773. Hrsg. von Klaus Bohnen, Frankfurt a.M. 2000b (Bibliothek deutscher Klassiker 172), S. 179–290.
- Poggio Bracciolini: Facezie. Introduzione, traduzione e note di Stefano Pittaluga, Mailand 1995.
- Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners: Zwölf Bücher. Hrsg. und übersetzt von Helmut Rahn. Bd. 2: Buch VII–XII, Darmstadt, 2006 (Texte zur Forschung 3).

Sekundärliteratur

- Adler, Hans: Die Prägnanz des Dunklen, Hamburg 1990 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 13).
- Adler, Hans: Prägnanz – eine Denkfigur des 18. Jahrhunderts, in: Menges, Karl (Hrsg.): Literatur und Geschichte. Festschrift für Wulf Koepke zum 70. Geburtstag, Amsterdam 1998 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 133), S. 15–34.

- Badel, Pierre-Yves: La brièveté au risque de l'obscurité. Poétique médio-latine et comique, in: Croizy-**Naquet, Catherine [u.a.] (Hrsg.): Faire court. L'esthétique** de la brièveté dans la littérature du Moyen Âge, Paris 2011, S. 19–33.
- Bausinger, Hermann: Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen, in: *Fabula* 9 (1967), S. 118–136.
- Camargo, Martin, »Tria sunt«: **the long and the short of Geoffrey of Vinsauf's** »Documentum de modo et arte dictandi et versificandi«, in: *Speculum* 74 (1999), S. 935–955.
- Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948.
- Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung*. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. 2., korr. Aufl., München 1997.
- Fick, Monika: *Lessing-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. 2., durchges. und erg. Aufl., Stuttgart/Weimar 2004.
- Gallo, Ernest: *The »Poetria Nova« and its Sources in Early Rhetorical Doctrine*, Den Haag/Paris 1971 (*De Proprietatibus Litterarum, Series Major* 10).
- Horn, Katalin: Art. Prägnanz, in: *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 10, Berlin/New York 2002, Sp. 1239–1241.
- Jolles, André: *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. 7., unveränd. Aufl., Tübingen 1999 (*Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 15).
- Lüthi, Max: *Das europäische Volksmärchen. Form und Wesen*. 11., unveränd. Aufl., Tübingen/Basel 2005 (UTB 312).
- Müller, Ralph: *Theorie der Pointe*, Paderborn 2003 (*Explicatio*).
- Nelson, Jan A.: *Abbreviated style and Les Lais de Marie de France*, in: *Romance Quarterly* 39 (1992), S. 131–143.
- Röhrich, Lutz / Uther, Hans-Jörg: *Schneekind*, in: *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 12, Berlin/New York 2005, Sp. 126–129.
- Tilliette, Jean-Yves: *Des mots à la parole. Une lecture de la »Poetria Nova« de Geoffrey de Vinsauf*, Genf 2000 (*Recherches et rencontres* 16).
- Waltenberger, Michael: »Einfachheit« und Partikularität. Zur textuellen und diskursiven Konstitution schwankhaften Erzählens, in: *GRM* 56 (2006), S. 265–287.
- Wenzel, Horst: Die »fließend« Rede und der »gefroren« Text: Metaphern der Medialität, in: Neumann, Gerhard (Hrsg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, Stuttgart/Weimar 1997 (*Germanistische Symposien, Berichtsbände* 18), S. 481–503.

Wenzel, Peter: Von der Struktur des Witzes zum Witz der Struktur. Untersuchungen zur Pointierung in Witz und Kurzgeschichte, Heidelberg 1989 (Anglistische Forschungen 198).

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Michael Waltenberger
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Deutsche Philologie
Schellingstraße 3
D-80799 München
E-Mail: michael.waltenberger@germanistik.uni-muenchen.de

Rebekka Nöcker

Aspekte literarischer Prägnanz von Sprichwort und Sentenz (mit Beispielen aus dem höfischen Roman)

Abstract. Das Ideal der Prägnanz ist, zusammen mit jenem der Kürze, ein unstrittiges Textmerkmal von Sprichwörtern und Sentenzen. Der Beitrag diskutiert zunächst philologisch-parämiologische Forschungsbestimmungen mit sprachstilistischer Perspektive und fragt dann nach darüber hinausgehenden Aspekten literarischer Prägnanz im Rede- oder Textumfeld. Dazu werden die Prägnanzkonzepte der philosophischen Ästhetik und der Gestalttheorie fruchtbar gemacht: Die gnomischen Kleinstformen lassen sich zum einen als erkenntnisaktivierende Medien im Sinn der ästhetischen Denkfigur ›Prägnanz als Bedeutungsentfaltung‹ begreifen. Zum anderen bilden sie formal-figural ›ausgezeichnete (einfache) Formen‹, die der Tendenz zur Sinnprägnanz unterliegen. Analysebeispiele aus dem höfischen Roman illustrieren diesen Zugang.

Sprichwörter und Sentenzen sind (in kulturwissenschaftlicher Perspektive) im kommunikativen Gedächtnis verankerte sprachliche Organisationsformen kulturellen Wissens.¹ Sie bilden in der Alltagssprachlichen mündlichen wie in der schriftkonstituierten Kommunikation Medien memorativ verfügbarer Wiedergebrauchsrede, die »nicht nur leicht merkbar, sondern auch gut sprechbar« (Fix 2015, S. 27) sein sollen. Für den Vermittlungsprozess im kulturellen Kontext ist deshalb ihre Form von hoher Bedeutung: Bei beiden Spruchtypen handelt es sich um gnomische, propositional abgeschlossene Ein-Satz-Texte mit apodiktischem Redegestus. Während für

das (anonym im gemeinschaftlichen Kollektiv tradierte) Sprichwort Idiomatizität, Bildhaftigkeit und teils radikale Textkürze charakteristisch sind, ist die (autor- oder werkbezogene) Sentenz durch stärker argumentative Struktur, begriffliche Abstraktion und offenere Sprachmuster bestimmt.²

In beiden Fällen **gelten (in phraseologischer Perspektive) ›Kürze und Prägnanz‹ als unstrittiges Textmerkmal. Ist namentlich von Prägnanz die Rede**, zielt dies in aller Regel auf die Relation von Wortkürze und Gehalt und hier auf das Ideal knapper, eingängiger und verdichteter Rede, womit zugleich (in literaturwissenschaftlicher Perspektive) die Existenzweise als literarischer Kleinstformen aufgerufen ist. Prozesse der Sinnproduktion werden aber zumeist nicht berücksichtigt. Der vorliegende Beitrag fragt deshalb nach Erscheinungsformen und Gestaltungsmitteln literarischer Prägnanz, die sich jenseits des sprachstilistischen Verständnisses erfassen lassen. Dazu arbeitet er poetisch relevante funktionale Prägnanztypen von Sprichwort und Sentenz heraus und entwickelt unter Referenz auf die von der philosophischen Ästhetik und der Gestalttheorie beeinflussten Prägnanzkonzepte einen Katalog übergreifender Aspekte ihrer literarischen Prägnanz. Dieser Zugang zielt auf die Literarizität der Kleinstformen selbst wie ebenso auf jene ihres Rede- oder Textumfeldes, in dem sie (in textwissenschaftlicher Perspektive) den Status eines Mikrotextes mit intertextueller Referenzialität erhalten.

Hierfür setzen die Beispielanalysen in ebenjener Zeit an, in der volkssprachige gnomische Texte, bis ins hohe Mittelalter überwiegend nur mündlich tradiert, mit der Ausbildung der höfischen Literatur und hier bevorzugt in der neuen Gattung des Romans erstmals schriftliterarisch fixiert werden (vgl. Eikermann/Reuvekamp 2012, S. 13*). Die Kleinstformen sind an dessen stilistische Vorgaben angepasst; evident ist dies für die formale Elementareinheit epischer Texte, den vierhebigen Reimpaarvers, dessen Struktur, Rhythmus und Reim zur sprachlichen Variation der Kleinstformen führt.³ Die Artus-, Gral- und Tristanromane profilieren das

Spektrum typischer Satz- und Formulierungsmuster, festigen die verschiedenen Inserierungsformeln und entwickeln Techniken der Integration in den narrativen Kontext.⁴ Aufgrund der an das literarische Trägermedium der epischen Dichtung gebundene Überlieferungs- und Verwendungsweise können sich Fragen nach der literarischen Prägnanz von Sprichwort und Sentenz nicht auf zweifelsohne wichtige Beobachtungen zu Sprachgestalt und Stil beschränken, sondern haben sich zudem auf Verfahren der Bedeutungskonstitution im literarischen Umfeld zu richten.

Weil die lexikalische Extension des Sprichworts vielfach geringer ausfällt als die der Sentenz, gilt es als die prägnantere der beiden Kleinstformen. Gleichwohl gibt es infolge der Stileigenheiten der sprachlichen Textumgebung durchaus längere Sprichwortkonstruktionen (*Wan swa sich der minne got/ Hin ze streit gesetzt,/ Da wirt der sin ergetzet/ Allr seinr weisheit,/ Der er ie hat gepheleit,/ Vnd muoz der minne volgen*)⁵ gegenüber knappen Sätzen (*der hornüs der sol diezen oder ja gelinget einem ofte an zwein*)⁶. Von Interesse sind jedoch nicht so sehr die quantitativen Differenzen der lexikalischen Extension, insbesondere bei unterschiedlichen sprachlichen Repräsentationen desselben Spruchs (zu diesem Problem s. das Sätzenbeispiel bei Tomasek 2005, S. 56) – bei einigen wenigen Zusatzwörtern und auch noch -versen gegenüber einer kürzeren Formulierung soll im Blick auf die vorliegende Fragestellung auch die längere noch als textlich prägnant gelten –, **sondern ihre ›prägnanten‹ Funktionsmöglichkeiten** im sprachlichen Kontext. Auch deshalb werden, ohne dass die generischen und textmorphologischen Unterschiede von Sprichwort und Sentenz negiert seien, bei der Frage nach der literarischen Prägnanz die beiden Spruchtypen gemeinsam betrachtet.

Im ersten Abschnitt erfolgen zunächst Vorklärungen zum sprachlich-stilistischen Prägnanzbegriff, insofern er für die im Weiteren referierte Forschung zu Sprichwort und Sentenz Relevanz besitzt, sowie zum philosophisch-ästhetischen und zum gestalttheoretischen Prägnanzkonzept, inso-

fern die nachfolgenden Ausführungen einschlägige Termini hieraus übernehmen (1.). Im zweiten Abschnitt werden repräsentative Überlegungen der philologischen Forschung zum sprachstilistischen Präganzphänomen von Sprichwort und Sentenz diskutiert (2.). Ein dritter Abschnitt führt anhand mittelhochdeutscher Textbeispiele vorwiegend aus dem höfischen Roman drei für die Poetik der mittelalterlichen Literatur wichtige funktionale Präganztypen von Sprichwort und Sentenz vor (3.), ein vierter arbeitet thesenhaft fünf übergreifende Aspekte literarischer Präganz der beiden Kleinstformen aus (4.).

1. Begrifflich-terminologische und konzeptionelle Vorklärungen

Das deutsche Adjektiv *prägnant* und sein Abstraktum *Präganz* sind (über das französische *prégnant*)⁷ aus dem lateinischen Adjektiv *praegnans* entlehnt, das gemäß seinen beiden Wortelementen – *prae* ›vor‹ und (*g*)*nasci* ›geboren werden‹⁸ – im wörtlichen Sinn ›etwas vor der Geburt enthaltend‹ meint und damit die Grundbedeutung ›schwanger, trächtig‹ sowie die übertragene Bedeutung ›voll, strotzend‹ trägt (Georges 1918, Bd. 2, Sp. 1852).⁹ Entsprechend hat sich für das deutsche Wort *prägnant* zunächst das semantische Spektrum ›gehaltvoll, sinnvoll, umfassend‹, auch ›gedrängt‹ ausgebildet (vgl. DFWB 1942, Bd. 2, S. 634). Auf die Abgrenzung von ›gehaltvoll‹ gegenüber dem ›Weitschweifigen‹ wird die zweite, in keiner etymologischen Verbindung zum Lateinischen stehende Bedeutungsschicht ›knapp, treffend‹ zurückgeführt (vgl. Kluge/Seebold 1989, S. 559). Dabei ist die Anlehnung an das gleichlautende *prägen* nicht ausgeschlossen (vgl. Kluge/Seebold 2011, S. 719), wie die Verwendung der Lexeme *prägnant* und *Präganz* für ›scharf ausgeprägt, deutlich, eindrücklich‹ bzw. ›Schärfe, Genauigkeit‹ nahelegt (vgl. DFWB 1942, Bd. 2, S. 634f.). Aufgrund der etymologischen Verwandtschaft (von *gnasci*) mit lateinisch *genus* ›Geschlecht, Abstammung, Gattung‹ (Georges 1913, Bd. 1, Sp. 2921–2923; vgl. Kluge/Seebold 2011, S. 719) zielt das mit *Präganz*

Gemeinte ursprünglich auf das »Phänomen der Reproduktion der Gattung« (Adler 1998, S. 17) und provoziert seine kulturelle Relevanz durch das anthropologisch zentrale Denken von Ursprung, Entstehung und Schöpfung (vgl. ebd.). Ausgehend davon lässt sich die metaphorische Verbindung zum Wortfeld »Kern« und »Korn« herstellen mit Bildern für den essenziellen Gehalt von etwas, das entsprechend als »kernig« oder »körnig« qualifiziert wird. Insbesondere durch die Nähe zu »Keim« kulminieren in diesen Metaphern die kulturelle Vorstellung von Einschluss (Inklusion) oder Innewohnen (Inhärenz) einerseits und von Fruchtbarkeit andererseits (vgl. Adler 1990, S. 92; ders. 1998, S. 16). Insgesamt umfasst der Prägnanzbegriff also zwei Konnotationen zugleich: Inhaltsfülle, Ausdrucksschwere, Sinnträchtigkeit sowie Einfachheit, Klarheit, Schärfe (vgl. Wellek 1975, S. 122f.).

In der allgemeinsprachlichen Verwendung bezeichnet *prägnant* in erster Linie einen verbalen Ausdruck, dessen propositionaler Gehalt der Form nach einfach, knapp oder gedrängt und dem Inhalt nach semantisch treffend, präzise und auf das Wesentliche beschränkt gestaltet ist, und in zweiter Linie ein artifizielles oder mentales Erzeugnis von bildlich-eindrücklicher Anschaulichkeit bzw. sinnlich-unmittelbarer Zugänglichkeit (vgl. DFWB 1942, Bd. 2, S. 634; Strauß [u. a.] 1989, S. 692–694). Für die wissenschaftliche Beschreibung des Ideals sprachlich-stilistischer Prägnanz bildet hingegen das etymologische Verständnis den übergreifenden Rahmen. Entsprechend gilt in zeichentheoretischer Bestimmung eine sprachliche Darstellung als prägnant, wenn sie »mit einem Minimum an Signifikanten ein Maximum an Signifikaten zu provozieren imstande ist« (Adler 1998, S. 15). Es handelt sich um ein graduell bestimmbares Textmerkmal: Je kürzer und zugleich aussagekräftiger eine sprachliche Aussage ist, desto prägnanter ist sie. Maximale Kürze kann jedoch zur enigmatischen Verdunklung des Bedeutungsinhalts führen (*obscuritas*) und die Darstellbarkeit der Aussage sowie ihre Erfassung durch die Zielgruppe

gefährden. Maximale Bedeutungsentfaltung hingegen kann einen Aussageumfang erfordern, der dem Kriterium der Kürze und damit der Ökonomie mentaler Erfassung entgegensteht. So verstanden, ist maximale Prägnanz im Sinn der Klarheit und Verständlichkeit (*perspicuitas*) die ideale Relation von syntagmatischer Kürze und semantischem Gehalt, die in der Formel »gehaltreiche Kürze« (DFWB 1942, Bd. 2, S. 635) ihren Ausdruck findet. Sie ist notwendig auf eine minimale, hinreichende Basis struktureller (syntaktischer, phraseologischer) Muster und bedeutungstragender (lexikalischer) Einheiten angewiesen.

An »Prägnanz« als Metapher für das »Merkmal der Reichhaltigkeit in einfacher Form« (Adler 1990, S. 92) knüpfen auch die verschiedenen wissenschaftlichen Begriffskonzepte in unterschiedlicher Intensität an. Die philosophische Ästhetik sieht Prägnanz als erkenntnistheoretisches Konzept (zum Folgenden vgl. Adler 1990, S. 89–101; ders. 1998; Kurz 1992, S. 315–321; Gabriel 2008; ders. 2010; ders. 2019, S. 15–35) dort gegeben, wo sich ein semantisches Potenzial nicht allein durch die logische Präzision von Definitionen erfassen lässt, sondern (demgegenüber unbestimmte) »sinnlich erfahrbare Materialität« (Brunemeier 1983, S. 116) zeitigt.¹⁰ Insofern eine prägnante Vorstellung (*perceptio praegnans*, s. Baumgarten 1739 u. 1757, § 517), d. h. die ästhetische Bedeutungsfülle, das nicht **augenblicklich Erkennbare »eingefaltet« enthält, bildet die »Entfaltung** der Prägnanz« (Adler 1990, S. 92) – gnoseologisch – eine »Denkfigur« (ebd.) für die »Entfaltung« sinnlicher Erkenntnis. Die Vorstellung wird namentlich auf die Herausarbeitung des Sinnpotenzials eines sprachlichen Ausdrucks gewendet und im sprachlichen Stilelement »Prägnanz« **als »semantische[r] Vielfalt einer kurzen syntagmatischen Einheit«** (Adler, 1998, S. 15) »nur ein systematisch nachgeordneter Teil« des erkenntnistheoretischen Prägnanzkonzepts gesehen (vgl. ebd.).

Die Gestalttheorie operiert mit einer doppelten Begriffsbedeutung: Prägnanz als dynamische Verwirklichung einer Gestalt im Wahrnehmungsprozess und als Merkmal eines Phänomens im Blick auf die ihm zugewiesene Prägnanzstufe (Hüppe 1984, S. 50–53; Stadler/Wilken 2003, S. 2477).

›Gestalt‹ bezeichnet die im sinnlichen Wahrnehmungsvorgang erkennbare, in sich strukturierte und geschlossene Ganzheit phänomenaler Elemente, die mehr ist als die additive Summe der sie konstituierenden Einzelelemente (Übersummativität) und die als deren Beziehungsgeflecht auch nach deren Veränderung oder Ersatz invariant erhalten bleibt (Transponierbarkeit).¹¹ Jene neu entstandenen Eigenschaften, welche die Ganzheit unabhängig von den Teileigenschaften ihrer Einzelelemente besitzt, sind die ›Gestaltqualitäten‹.¹² Bei kognitiver Aktivität werden die Einzelelemente so verknüpft, dass sie zu einfachen, geschlossenen, regelmäßigen Ganzheiten führt, mithin bestimmten ›Gestaltgesetzen‹ folgt (z. B. Figur-Grund-Differenzierung, Nähe, Gleichheit, Geschlossenheit, gute Fortsetzung). Sie alle sind der ›Prägnanztendenz‹ untergeordnet, jener »Tendenz zur ›guten Ganzgestalt‹« (Wertheimer 1923, S. 327),¹³ die maximale Ordnung herzustellen und ›ausgezeichnete Formen‹ zu realisieren sucht, indem die Einzelelemente »zu einer möglichst einfachen Gestalt vereindeutigt« (Buchwald 2001, S. 846) werden, d. h. »als Schema bekannter Objekte« (ebd.) erscheinen.¹⁴ Der formal-figuralen Prägnanz wird die Sinnprägnanz (»Sinträchtigkeit« oder »Gestalttiefe«) zur Seite gestellt, die gegeben ist, wenn die Gestalt über die sinnlich wahrgenommene Ebene hinaus als referenzielles Zeichen (Bedeutungsträger) für etwas Weiteres (Bedeutungsgehalt) erkannt wird (vgl. Wellek 1950, S. 575; ders. 1975, S. 129f.).¹⁵ In diesem Punkt berührt sich das gestalttheoretische Prägnanzverständnis mit dem philosophischen Konzept der ästhetischen Prägnanz (Bedeutungsentfaltung) ebenso wie mit der allgemeinen Auffassung von einer prägnanten sprachlichen Darstellung: »Auch die Rede wird umso sinnhaltiger, je ausgeprägter, je ›eindringlicher‹ sie gestaltet ist« (ebd., S. 126).

Beide Konzepte haben insbesondere Ernst Cassirers kulturphilosophischen Grundbegriff der »symbolischen Prägnanz« beeinflusst (zum Folgenden vgl. Cassirer 1954, S. 232–237, 274f., 280f.; ders. 2009, S. 97f.). Cassirer folgert aus seinem berühmten Beispiel des sinnlichen Eindrucks vom Linienzug einer Zeichnung erstens, dass der wahrnehmenden Erfassung der phänomenalen Gestalt im sinnlichen Erleben bereits die Sinnperspektive der Wahrnehmung simultan inhärent ist, und zweitens, dass das sinnliche Erlebnis durch verschiedene symbolischen Formen wie Ästhetik/Kunst, Mythos, Wissenschaft und auch Sprache erfasst und bestimmt wird. Prägnanz gilt ihm als »anschauliches Enthaltensein des ›Ganzen‹ in jedem einzelnen ›Moment‹ – jedes Moment hat die Kraft, das Ganze, in dem es steht, zu vertreten, zu ›repräsentieren‹« (Cassirer 2011, S. 81) und ebenso als »Einheit der Gestalt, des synthetischen Prinzips, die alles Einzelne durchdringt« (ebd. S. 15f., vgl. S. 78), wobei in der »prägnanten Auffassung« der »Sinn als Ganzes« erfasst wird, nicht über seine zerlegten Elemente (vgl. ebd., S. 65).¹⁶ Wirkungsmächtig ist Cassirers Position zu den »prägnanten Momente[n]« (ebd., S. 52)¹⁷ vor allem in der Kunstwissenschaft geworden, die unter »ikonischer Prägnanz«, Handlungs- und Zeitmomente verbindend, solche Bildwerke versteht, »in denen ein aus Gestaltqualitäten komponiertes Ganzes die Totalität eines bestimmten Handlungs- und Sinnzusammenhangs auf den jeweils anschaulichen und evidenten Moment verknüpft, durch den ein Optimum an Bedeutung und ›Geschehensdichte‹ präsentisch durchscheinen kann« (Westerkamp 2015, S. 9–34, 16f., Zitat S. 27; vgl. auch Braga 2012).¹⁸

2. Aufriss der philologischen Forschung

Ebenso wie die antike Texttheorie beziehen auch die mittelalterlichen und humanistischen Poetiken, Brief- und Predigtlehren (u. a. mit den Stichwörtern *argutia*, *brevitas*, *gravitas*) durchweg die sprachliche Kürze, die gedankliche Schärfe und das Ausdrucksvolle der lateinischen gnomischen

Spruchgattungen *proverbium* und *sententia* auf mnemotechnische Gebrauchsweisen, insbesondere in Schule und Predigt, sowie auf die rhetorisch-komprimierende Funktion, größere Rede- oder Textteile argumentativ-beglaubigend zu organisieren.¹⁹ Für die Sphäre der Volkssprache hingegen wird die »prägnante Kürze« (Burger 2012, S. 51) erstmals in den Vorreden der humanistischen Sprichwortsammlungen diskursiv entfaltet.²⁰ Johannes Agricola (1534)²¹ gilt die »Fähigkeit zur ökonomischen und strikten Kürze« (Bässler 2003, S. 43) gegenüber der langen lügenhaften Rede als Ausweis des Wahrheitsgehalts (vgl. ebd., S. 43f.). Sprichwörter leisten es, mit wenigen Worten (*ynn kurtze wort; wenig wort*) und ohne Umschweife (*einfeltig geredt*) das universelle menschliche Leben (*das leben der menschen*) in *kurtze regeln* zu fassen:

Von anbegynn der welt haben die weisen leute alle gesetze und rechte / ynn kurtze wort verfasst / auff das man sie leichtlich behalten kunde. [...] **und** noch heute bey tage findt sichs also / das fromme erbare leutte wenig wort **machen**. [...] **Also haben unsere alte Deutschen einfeltig geredt** / und wenig wort gebraucht / auch wenig gesetze **gehabt**. [...] **Denn ynn kurtze schlüsse** haben sie [sc. unsere forfaren] das leben der menschen / als ynn kurtze regeln verfasst. (Agricola: »Sprichwörter-sammlungen«, Bd. 1, S. 4–6)

Sebastian Franck (1541)²² betont ebenfalls die Fähigkeit des Sprichworts zur Sprachökonomie: In ihm werde *Ein kurtze/ weise klügred [...] als der kern/ in ein engs sprüchlin vnnd verborgen grifflin/ gefaßt*. Die beiden Merkmale sprachlicher Kürze (*abkürtzt*) und summarisch-verdichteten Gesamtgehalts (*die summ eines gantzen handels/ gesatz odder langen sententz; in ein summ begriffen*) verweisen auf die prägnanzspezifische Relation von sprachlich-quantitativer und semantisch-qualitativer Extension. Die besondere Leistung des Sprichworts ist es, komplexe regulative Sachverhalte nicht nur in Gänze zu kondensieren, sondern sie – gleichsam **unter sprachlichem »Prägnanzdruck«** – auf das Wesentliche, den *kern*, zu beschränken, der jedoch in der Erkenntnisform figürlicher Sprechweise (*mit einer figur vnnd Trope*) auf eine verhüllte zweite Sinnqualität ver-

weist, auf die dunkle, rätselhafte Sprichwortwahrheit, welche die *obscuritas*-Metaphern des *verborgen grifflin* und des *verschlossen kasten* indizieren (vgl. ähnlich Kühlmann 1994, S. 119; zu Francks philosophischer Fundierung des Wahrheitsanspruchs s. Bauer 1993, S. 188–194):

BEy den alten ist vnnd heyßt Sprichwort/ Ein kurtze/ weise klügred/ die summ eines gantzen handels/ gesatz odder langen sententz/ als der kern/ in ein engs sprüchlin vnnd verborgen grifflin/ gefaßt/ da mehr/ etwa anders **verstanden dann geredt wirt. [...] Aber die rechten natürlichen Sprichwörter** sind abkürtzt vnd seltsam gefunden/ mit einer figur vnnd Tropo in ein summ **begriffen. [...] Vnd ist** bei allen Nationen vnnd zungen die größt weißheytt aller **weisen in [...] abgekürtzte Sprichwörter/ [...] als in ein verschlossen kasten/** alle irrdische und weise weißheytt eingelegt. (Franck: ›Sprichwörter‹, S. 9, Bl. 4v)

Die in der gelehrt-humanistischen Reflexion zur Prägnanz gnomischer Texte etablierte Kern-Metapher, in der die für die mittelalterliche Hermeneutik zentrale Integumentalvorstellung vom in der Schale der Litteralebene verborgenen Kern des Zweitsinns (*etwa anders verstanden dann geredt*) nachwirkt und die von der modernen Begriffsbestimmung über die Vorstellung der Fruchtbarkeit in semantische Nähe zu ›Prägnanz‹ gestellt wird (s. o. 1.), greift auch die moderne Parömiologie auf. Mit dem Aspekt der Prägnanz von Sprichwort und Sentenz rückt hier ein Textmerkmal ins Zentrum der Betrachtung, das zwar nicht wenige Definitionen der Sprichwort- und Sentenzenforschung benennen, es aber in der Regel nicht eigens explizieren, sondern zumeist zusammen mit dem Merkmal der Kürze, welches als das essenziellere Merkmal gilt, oder synonym zu ihm aufrufen.²³

Bereits die ersten Vertreter der modernen Parömiologie, Johann Michael Sailer (1810) und Karl Friedrich Wilhelm Wander (1836), bestimmen Kürze als eine dem Sprichwort »wesentliche« Eigenschaft.²⁴ In seiner einschlägigen Sprichwörterkunde erklärt Friedrich Seiler (1922, S. 4) Kürze sogar zu seinem »oberste[n] Stilgesetz«, das er auf die Memorierbarkeit zurückführt: »Was im Gedächtnis haften soll, das muß dem Gedächtnis leicht

eingehn und bequem zu behalten sein. Das Sprichwort muß also möglichst kurz und knapp sein. Lange Sätze werden nicht volksläufig«. Seiler erweitert die rein quantitative Komponente der Kürze um den stärker qualitativ ausgerichteten Aspekt der Knappheit, der im Allgemeinen die Beschränkung auf das Wesentliche, die minimal ausreichende Menge, das Konzentrierte meint; dies wird deutlich, wenn er vom »kernigen, gedrun-genen Ausdruck des Sprichworts« (ebd., S. 10) spricht und nicht zufällig die Kern-Assoziation bemüht. Mit der Formulierung »möglichst kurz und knapp« unterscheidet Seiler nicht nur eine formale und (latent) eine inhaltliche Komponente, sondern erhebt die minimal reduzierbare Verbindung von Wortanzahl und Bedeutungsinhalt zum parömischen Stilideal. Verdichtung und Zuspitzung des Gedankens bilden für ihn dann auch das Unterscheidungskriterium gegenüber der Sentenz: »Hier [i. e. beim Sprichwort] Knappheit und scharfe Gegenüberstellung in einem einzigen Satze, der durch Sinnreim und Rhythmus gehoben und pointiert ist, dort [i. e. bei der Sentenz] breitere, wohlperiodisierte Ausführung des Gedankens« (ebd., S. 10). Damit berührt Seilers Merkmalsbestimmung ansatzweise das aufgezeigte etymologisch basierte Prägnanzkonzept von semantischer Vielheit und formaler Ein(fach)heit.

Den Begriff der Prägnanz verwendet die parömiologische Forschung aber erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (worin der zunehmend allgemeinsprachliche Gebrauch der Lexeme *prägnant/Prägnanz* in dieser Zeit zum Tragen kommen dürfte²⁵). Hilde Gerke (1953, S. 91) bezeichnet, ebenfalls wie Seiler mit Bezug auf die mnemotechnische Funktion, »bewußte Kürze und Prägnanz« als »[d]as markanteste Zeichen eines Sprichworts«. Mathilde Hain (1963, S. 44) nennt das Merkmal »prägnante[r] Kürze«. Vor allem infolge von Wolfgang Mieders vielzitiertes Arbeitsdefinition »Sprichwörter sind allgemein bekannte, festgeprägte Sätze, die eine Lebensregel oder Weisheit in prägnanter, kurzer Form ausdrücken« (Röhrich/Mieder 1977, S. 3), finden sich »Kürze« und »Prägnanz« – teils in synonymischem Gebrauch, teils um die Komponente der

Formelhaftigkeit ergänzt – fast schon floskelhaft verwendet.²⁶ Dazu mögen auch Lutz Röhrichs superlativische Bestimmungen beigetragen haben: »Das Sprichwort ist ein Wortkunstwerk im kleinen, vielleicht das kürzeste und zugleich prägnanteste, das es in einer Sprache gibt« (ebd., S. 52) und »Wichtigstes Stilmittel des Sprichworts ist seine schlagfertige Kürze und geschliffene Prägnanz« (ebd., S. 56).

In der Forschung findet sich jedoch so gut wie keine Explizierung dessen, was unter dem Merkmal der Prägnanz bei gnomischen Kleinstformen im Einzelnen zu verstehen ist. In der Regel wird es implizit über die Stilmerkmale der Kürze und Formelhaftigkeit miterfasst, allen voran werden genannt Telegrammstil, pointierender Reim und komprimierende Satzmuster,²⁷ oder es wird auf die »eindrucksvolle Kraft« (Seiler 1922, S. 181) des Gedankens verwiesen oder auf die Klarheit der Aussage (vgl. Röhrich/Mieder 1977, S. 52).

Die Ausnahme sind einige wenige Ansätze, Prägnanz zumindest *ex negativo* zu beschreiben: Zum einen grenzt – abermals – Lutz Röhrich die Prägnanz des »sprichwörtliche[n] Bild[es]« (ebd., S. 52) ab von Formulierungen, die den gleichen Gedanken »**umständlich und individuell [...]** umschreiben« (ebd.). Zum anderen bezeichnet Wernfried Hofmeister (1995, S. 67) einen »sprichwortartigen Mikrotext« dann als prägnant, wenn er »ohne Redundanzen (im Sinn von stilistisch schwulstigen, auffüllenden oder grammatikalisch komplizierten Fügungen) den Eindruck vermittelt, seine Gedanken ohne Umschweife auf den Punkt zu bringen.« Beide *ex negativo*-Bestimmungen begreifen Prägnanz im Sinn der Direktheit und Klarheit über das Differenzkriterium ›Gegenteil von Redundanz, Umständlichkeit und Weitschweifigkeit‹. Das Merkmal ›Bedeutungsträchtigkeit‹, das dem etymologisch basierten Prägnanzkonzept zugrunde liegt, spielt dabei keine oder allenfalls eine untergeordnete, implizite Rolle.

Dabei hat bereits Johann Michael Sailer (1810, S. 68) den Zusammenhang von formaler Kürze und inhaltlicher Fülle als Kriterium für den von ihm so bezeichneten »Kernspruch« identifiziert (auch hier ist die Kern-

Metapher gewählt): »Wenn sich die Kürze des Ausdruckes mit der Fülle des Inhaltes paaret: so ist der Kernspruch gebohren. Daher hat das deutsche Sprichwort den Charakter des Sentenziösen.« [Hervorh. im Orig.] In der neueren Forschung bezieht aber erst Burghart Wachinger (1994, S. 5–7) in seinem Überblicksaufsatz zu Kleinstformen der mittelalterlichen Literatur bei der Erörterung der Kategorie »Kürze und Prägnanz« die »in Wort- oder Verszahlen meßbare Kürze« dezidiert auf **»das ›innere Volumen‹ der Aussage oder des literarischen Kerngedankens«** (man beachte abermals die Kern-Metapher):

Wichtiger scheint mir [...], daß der Begriff der in Wort- oder Verszahlen **meßbaren Kürze auf das ›innere Volumen‹ der Aussage oder des literarischen Kerngedankens** bezogen wird. Ein Priamel oder eine Fasetie brauchen von vornherein mehr Elemente, um ihre Pointe zu realisieren, als ein Sprichwort. Erst der Vergleich mit anderen Fassungen oder die Frage nach dem für den Kerngedanken unentbehrlichen Minimalbestand läßt bei der jeweils aktuell betrachteten Sprachgestalt deutlich werden, ob *brevitas*, Prägnanz, Pointierung angestrebt wird oder eher einem gemächlichen Ausbreiten und Variieren Raum gegeben ist. (S. 7)

Wie aber hängen Kürze und Prägnanz zusammen? Dem etymologisch basierten Prägnanzverständnis zufolge sind syntagmatische Kürze und semantische Fülle zwei Teilkomponenten der sprachstilistischen Prägnanz (s. o. 1.), die allererst durch beider Verbindung zustande kommt; Kürze ist demnach eine Bedingung von Prägnanz. Dieses Verständnis scheint auch Wachingers Vorschlag zugrunde zu liegen. Hofmeister (1990, S. 18f.; 1995, S. 67) setzt hingegen Kürze und Prägnanz als zwei distinkte Merkmale an, weil auch längere Texte »prägnant, d. h. ohne Redundanzen zielstrebig formuliert« (ders. 1990, S. 19) sein können und umgekehrt selbst einzeilige Mikrotexte Prägnanz missen lassen, im Sinn Hofmeisters also Redundanzen aufweisen können (vgl. ebd.). Daher seien die beiden Begriffe nur partiell deckungsgleich« (ebd.), und weil »erst das Zusammenwirken und **gemeinsame Beurteilen beider [...] hier zu brauchbaren Aussagen** führe[n]« (ebd.), sei »eine arbeitstechnische Trennung nicht zweckmäßig« (ders.

1995, S. 67). Unbestritten ist aber auch bei Hofmeister, dass Prägnanz ein »wesentliche[s] Sprichwort-Merkmal« (ders. 1990, S. 19) ist. Im Anschluss an das von Friedrich Seiler (1922, S. 9) aufgebrachte Maximum von drei Zeilen²⁸ sieht Hofmeister aber die Notwendigkeit, die Sprichwortlänge zu begrenzen. Denn auch wenn längere Texte prägnant sein könnten, seien vier- oder höherzeilige Formulierungen weder memorierbar und somit in der aktuellen Kommunikationssituation nicht rasch abrufbar, noch gestehe der Rezipient ihnen zu, dass sie aus einem »kollektiv verfügbaren Inventar« zitiert worden seien (vgl. Hofmeister 1990, S. 19; ders. 1995, S. 67). Die kommunikative Pragmatik der Mikrotexte lässt also »nur ausreichend kurze und prägnante Formulierungen« (ders. 1990, S. 19) zu. Wo jedoch im Einzelfall die Grenze zu ziehen ist, konzidiert Hofmeister als ebenso problematisch wie den Umstand, dass Kürze und Prägnanz nicht immer objektivierbar einzuschätzen sind, da die Formulierung vielfach durch die »stilistische[n] Eigenheiten« und »metrisch-rhythmische[n] Vorgaben« (ders. 1995, S. 67) des Trägergenres bedingt ist, in das sie integriert sind (z. B. bei lyrischer Bauform oder Reimpaarstruktur durch die Expansion auf den Reim am Versende hin).

Beobachtungen zur Prägnanz der Sentenz sind ungleich seltener, wie auch insgesamt die Sentenzenforschung weniger vorangeschritten ist. So wird die Sentenz als »prägnant formulierte[r] Satz, dessen Autor und Quelle bekannt sind« (Röhrich/Mieder 1977, S. 4), bestimmt oder allgemein **ihre »geschliffene Kürze, Prägnanz, rasche Verständlichkeit [...]«** (Wilbolz 1975, S. 123), alternativ ihre »stilistische Prägnanz« (Reuvekamp 2003, S. 425; vgl. S. 427) betont. Paul Herbert Arndt (1980, S. 124) fokussiert die Relation von Form und Inhalt, denn »je strenger die Form der Belege wird, desto prägnanter wird auch ihr Inhalt.« Hier ist das etymologische Prägnanzmodell ebenso unverkennbar wie in Silvia Reuvekamps (2007, S. 62) Herausstellung der Bedeutung von Prägnanz für die autoritätsstiftende Funktion der Sentenz, welche »*auctoritas* über die Prägnanz von Form und Inhalt« gewinnt. Paul Niemeyer (1934, S. 82), der ähnlich wie die

philosophische Ästhetik (s. o. 1.) zwischen einer formalen und einer inneren Prägnanzebene unterscheidet, gibt zu bedenken, dass »Prägnanz der Form nicht dasselbe ist wie innere Klarheit«, wohingegen »Klarheit stets auch prägnant« sei. Schließlich gilt auch im Blick auf vormoderne Sentenzprägungen die Notwendigkeit, die »Prägnanzanforderung, die heute **an Sentenzen gestellt wird, [...] zu historisieren« und mehrzeilige Formulierungen** oder umständlichere Bauformen einzubeziehen (vgl. Tomasek 2005, S. 56).

Auswertungen dazu, inwiefern die sprachstilistische Prägnanz von Sprichwort und Sentenz innerhalb eines Werks Ergebnis einer artifiziellen autor- oder textbezogenen Formung sein kann, bietet in jüngerer Zeit das ›Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. **Jahrhunderts**‹.²⁹ Seinen Bearbeitern gelten Sprichwort und Sentenz als »prägnante Ausdrucksformen allgemeinen Erfahrungs- und Orientierungswissens« (ders. 2009, S. VII) oder als »prägnante Redeformen, in denen konsensfähiges Erfahrungs- und Orientierungswissen zum Ausdruck kommt« (Eikelmann/Reuvekamp 2012, S. 60*), bzw. – mit impliziter Betonung der Kürze – als »prägnant formulierte Ein-Satz-Texte« (ebd., S. 65*). Die Bearbeiter unterscheiden zwischen sprachlicher und semantischer Prägnanz (vgl. ebd., S. 184): Sprachliche Prägnanz bildet einerseits eine produktionsästhetische Qualität solcher Neuschöpfungen, die der elaborierten Sprachgestalt vorgängiger schriftliterarischer Sentenzenformulierungen folgen (ebd., S. 192; **zum** ›Lanzelet‹); andererseits sei »eine ganz eigene Prägnanz« Ausweis selbstbewusster Literaturproduktion im Fall, dass sich die Mikrotex te weder stilistisch noch inhaltlich an der Werk- oder Stoffvorlage orientieren (vgl. ebd., S. 40*, **zum** ›Tristan als Mönch‹). Semantische Prägnanz hingegen sehen die Bearbeiter gegeben, wenn in der Mikrotextformulierung »stilistische Techniken der Verkürzung« die »Bündelung von Sinn« bewirken, die »als Effekt aus einer an seltenen Ausdrücken interessierten Wortwahl, aus alltagsnaher Bildhaftig-

keit, gesuchten Formulierungen und deutungsbedürftigen Kontextbezügen« (ebd., S. 479; **zur »Crône«**) entsteht. Prägnanz wird demnach einerseits als Element von Stil und Sprachgestalt verstanden, andererseits als sprachliches Produkt programmatischer Sinnkondensierung. Dabei ist für die historische Entwicklung aufschlussreich, dass die früheren Romane, indem sie »den Prägnanzgrad volkssprachlicher Sentenzen in Reimpaarform **erheblich [steigern]**«, **die Durchsetzung der »»konventionelle[n]«** Form« befördern (vgl. Tomasek 2005, S. 56–58, Zitate S. 57).

Aus dem Abriss der Definitionen dürfte deutlich geworden sein, dass die neuere Forschung sprachliche Prägnanz zusammen mit der medialen Gattungskonstituente der Kürze³⁰ als obligatorisches Element der Textmorphologie von Sprichwort und Sentenz erachtet. Weil dieses Element aber so selbstverständlich wie evident zu sein scheint, ist eine terminologisch-funktionsgeschichtliche Reflexion mit Ausnahme von Hofmeisters Überlegungen bislang nicht unternommen worden.

3. Funktionale Prägnanztypen (Beispielanalysen)

Das Sprichwort »Liebe nimmt den Verstand«³¹ lässt sich kaum kürzer formulieren als in Schenk von Limburgs einzügiger Subjekt-Prädikat-Objekt-Reihung *liebe nimt die sinne*. In dem nicht weiter reduzierbaren Minimalbestand der thematischen Rollen von Agens und Patiens ist jedes einzelne Wort so notwendig wie bedeutungsrelevant:

Herzelieber mære
der wart ich vil dicke
von der minneclîchen frouwen mîn.
ich wær âne swære
wan daz ich erschricke:
dur die lieben trage ich senden pîn.
daz ist endelîche wâr:
liebe nimt die sinne,
liebe machet missevar.

wizzet daz ich brinne
in der liebe also ein gluot.
(²KLD, Bd. 1, S. 239, Nr. 34, I,2,1–11)

Die wichtige spezifizierende Information, dass es die Liebe zu Frauen ist, welche das mentale Vermögen einschränkt, vermittelt der vorausgehende Kontext (*von der minneclichen frouwen mîn*). Diesen Aspekt in der Sprichwortformulierung selbst noch zu nennen, ist informationslogisch und sprachökonomisch nicht erforderlich, und so generiert sie ihr semantisches Potenzial aus der Textumgebung heraus.

Anders liegt der Fall in der nur leicht erweiterten Formulierung im Promythion einer Version der Fabel ›Fuchs und Wolf **im Brunnen**‹ aus dem 13. Jahrhundert: *Belobent daz wibes minne/ Mangem nimpt die sinne.*³² Sie nimmt die betreffende Information, *wibes minne*, in ihren parömischen Wortbestand mit auf, und weil wegen der Beglaubigungsformel *Belobent dazes* die Struktur des vierhebigen Reimpaarverses erfordert, die Prädikat- und die Objekt-Stelle auf einen zweiten Vers auszudehnen, ist dieser mit dem Recipient *manegem* aufgefüllt und der Endreim *minne*: *sinne* realisiert, der zugleich als Binnenreim der Sprichwortformulierung ein häufiges proverbiales Strukturmuster erfüllt. In diesem Text fungiert die Fabel als Beweisfall für die Gültigkeit des Sprichworts, das als Fabelpromythion nicht nur die ausagierte Narration inhaltlich-thematisch perspektiviert, sondern auch insoweit alle relevanten semantischen Elemente inklusive die Spezifizierung auf die Frau bündelt, als der Rezipient mit ihnen befähigt wird, durch logische Deduktion die der Fabelgattung eigene homomorphe Abstraktionsstruktur mitzuvollziehen:

Belobent daz wibes minne
Mangem nimpt die sinne
Als och ainem fuchz beschach
Der sin selbs schatten sach
In ainem sod do nachen
Er begund dar gachen
Daz jn sin sinn entwande
Sin wip er sechen wande

Dur jr lieb sprang er dar
Do er dez schatten nam gewar
(LS, Bd. 2, S. 43f., Nr. 93, V. 1–10)

Das Sprichwort ›Liebe nimmt den Verstand‹ **ist Ausdruck der** ethischen Diskursivierung in der Minnekasuistik des 12. und 13. Jahrhunderts³³ und bildet eines der parömischen Leitmotive des höfischen Romans mit seiner genuin problembezogenen Minnekonzeption.³⁴ In der Erzählerrede wird es vielfach genutzt, um die entflammende Liebe des Protagonisten beim Anblick seiner Dame zu beschreiben, wie z. B. im Zusammenhang mit der Wirkung der Schönheit Laudines auf Iwein, als dieser der im Burghof um Askalon Trauernden gewahr wird:³⁵

swâ ir der lip blôzer schein,
da ersach sî der her Iwein:
dâ was ir hâr und ir lîch
so gar dem wunsche gelîch
daz im ir minne
verkêrten die sinne,
daz er sîn selbes gar vergaz
(›Iwein‹, V. 1331–1337)

Die Prägung zeigt die gleiche Vierstelligkeit mit allen thematischen Rollen wie der Fabelbeleg. Anders als dort ist sie aber nicht mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit formuliert, sondern über die Personalpronomen (*im*, *ir*) und über das Vergangenheitstempus grammatisch der Erzählerrede angepasst und so unmittelbar auf den Einzelfall der Figuren Iwein und Laudine bezogen. Zudem erscheint *minne* (Pl.) nicht als allgemeines **Abstraktum für ›Liebe‹, sondern** – je nach Verständnis – entweder im Sinn von ›(Laudines) liebliche Erscheinung‹ oder von ›(Iweins) Verlangen (zu ihr)‹.³⁶ Statt das Sprichwort in seiner apodiktischen, abgeschlossenen Form zu zitieren, um es dadurch eigens als Weisheitsrede auszuweisen, verwebt der Erzähler es mit seinem Berichtsfortgang, so dass nurmehr eine Anspielung³⁷ auf das Sprichwort vorliegt, die aber aufgrund der Nähe zum vollständigen Wortlaut der prägnanten Nennform – trotz der semantischen

Verschiebung – vom Rezipienten leicht als solche zu erkennen ist. Wenn sodann der Rezipient die Abstraktion auf den Wahrheitsanspruch des dahinterstehenden Sprichworts akzeptiert, gerät der Sonderfall von Iweins hier bereits angedeutetem Minnewahnsinn zum exemplarischen Modellfall für die Sprichwortwahrheit.

Stilistisch weniger prägnant fällt dagegen die Integration der Sprichwortanspielung in die Erzählerrede bei der Begegnung zwischen Wigalois und Larie aus:³⁸

Vrou Minne nam in mit ir kraft
und zôch in in ir meisterschaft
gewaltlicliche âne wer;
der ê vlühtic tet ein her
und mangan vrumen rîter vie,
dern kunde sich gevristen nie
mit deheiner sîner kraft
ern müese dulden meisterschaft
von der starken minne.
hie liez er sîne sinne
bî der mägde wol getân;
ir grôziu schœne gesigte im an,
daz er ir nimmer mê vergaz,
wan si sîn herze dâ besaz
(>Wigalois<, V. 4153–4166)

Der Akzent liegt dort sehr viel stärker auf der Macht der Liebe, der sich selbst ein siegreicher Kämpfer wie Wigalois kraftlos ergeben muss, wie es gleich neun Verse ausführen, die im Bild von der *meisterschaft* der *starken minne* kulminieren (V. 4153–4161). Die daran angeschlossene Bemerkung, dass Wigalois *sinne* und *herze* Larie überantwortet, löst demgegenüber die zuvor erzeugte, durch Reimbrechung in V. 4161f. intensivierte Peripetie positiv im Sinn einer Herzengemeinschaft auf. Sie erweist die gedenkende Wirkung der Minne auf die mentale und innere Verfasstheit des Liebenden als eine Facette der universalen Liebesmacht.

Verschmolzen mit dem Argumentations- oder Gedankengang der Erzählerrede, schwindet die stilistisch-formale Prägnanz der Mikrotexte (vgl. auch Eikermann 1998, S. 80). Gestalttheoretisch formuliert, führt die stärkere (narrative) Hintergrundamalgamierung der Anspielungen gleichsam zu einer Verminderung der Figur-Grund-Differenzierung (das gleiche trifft auf die Figurenrede zu). In der weniger prägnanten Form, d.h. in der **›prägnanzschwachen Gestalt‹**, sind die Mikrotexte aber vielfach gestaltungsfähiger; infolge der inhaltlichen und funktionalen Bezogenheit auf das textuelle Umfeld bilden sie etwa das semantische Vehikel für eine Erweiterung oder Umakzentuierung ihres Sinngehalts bei der (literarischen) Figurenkonzeption.

Es wird niemand bestreiten, dass es sich bei Sprichwörtern und Sentenzen um prägnante Formulierungen handelt, deren hohes Bedeutungsvolumen auf lexikalisch-begrifflicher Minimierung und zugleich auf semantischer Verdichtung beruht. Zu ihrer Prägnanz trägt aber nicht nur in der sprachlichen Realisation die elegante Verknappung des Gedankens in geschliffener Form bei. Vielmehr repräsentieren die Mikrotexte relevante Wertordnungen des sozialen Zusammenlebens und ihre Leitprinzipien, im höfischen Roman z. B. die Rechtsethik oder zentrale ethische Konzepte der adeligen Gesellschaft (*güete, êre*), auf deren Diskursbereiche sie, wie Reuvekamp (2007, S. 19–27, 111–116 bzw. S. 49, 71f. mit weiterer Literatur) herausgearbeitet hat, den Blick – **es lässt sich hinzufügen: ›prägnant‹** – eröffnen.

Ein Analysebeispiel aus **Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹** soll eine solche prägnante Funktionsweise im Einzelnen illustrieren. In der Urjans-Episode³⁹ aus Buch X nutzt der verletzte Fürst von Punturtoys Gawans medizinische Hilfsbereitschaft aus und reitet mit dessen edlem Galpferd Gringuljete davon. Kurz darauf kehrt er zurück, nennt den Bestohlenen, den er vielleicht erst im Nachhinein wiedererkannt hat,⁴⁰ beim Namen

(*bistuz Gāwân?*, V. 524,10) und gibt das eigene Verhalten als Vergeltungsakt (V. 524,11f.) für die Schmach aus, in der Vergangenheit von Gawan gefangen genommen und an den Artushof geschickt worden zu sein, wo er, von der Tischgemeinschaft ausgeschlossen, vier Wochen lang mit Hunden aus einem Trog essen musste (V. 524,13–18). Gawan, der Urjans nun seinerseits erkennt (*bistuz Urjâns?*, V. 524,19), stellt richtig, dass dieser in der Vergangenheit wegen eines sexuellen Übergriffs das Gastrecht gegenüber Artus missbraucht und sich des Landfriedensbruchs schuldig gemacht hatte, worauf der Tod durch den Strang steht, und dennoch er, Gawan, Strafmilderung für ihn erwirkte (V. 524,19–30).⁴¹ Gawans Erneuerung des Vergewaltigungsvorwurfs legt die Schwere des damaligen Verbrechens offen,⁴² für das Urjans deshalb auch kein Verteidigungsargument aus dem rechtlichen Diskursfeld zur Verfügung steht. In seiner Replik bezieht er sich stattdessen auf sein gegenwärtiges Vergehen, den Pferderaub, zu dessen Rechtfertigung er sich allerdings der Spruchrede zu bedienen vermag:⁴³

›**swaz dort geschach**, du stêst nu hie.
 du hörst och vor dir sprechen ie,
 swer dem andern half daz er genas,
 daz er sîn vîent dâ nâch was.
 ich tuon als die bî wîzen sint.
 sich fûeget paz ob weint ein kint
 denn ein bartohter man.
ich wil diz ors al eine hân.‹
 (›Parzival‹, V. 525,1–8)

Das Erfahrungswissen des ersten Spruchs, der Sentenz ›Wer einem anderen dazu verhilft, sein Leben zu behalten, macht ihn sich zum Feind‹ (V. 525,3f.),⁴⁴ sieht die Feindrolle aber nur für den moralisch korrupten Menschen vor. Dies geben zwei Vergleichsbelege aus dem ›Reinhart Fuchs‹ und aus Ulrich Boners ›Edelstein‹ (Fabel von der Schlange und dem Mann) zu erkennen. Ihnen zufolge sind es der *ungetriuwe man* bzw. der (der

Todesstrafe anheimgefallene) *diep*, die eine ihnen erwiesene Wohltat mit Unredlichkeit (*valsch*) bzw. Feindschaft vergelten:

Iz ist ovch noch also getan,
swer hilfet einem vngetrēwen man,
Daz er sine not vberwindet,
daz er doch an im vindet
Valschs, des han wir gnvc gesehen,
vnd mvz ovch dicke alsam geschehen.
Alsvst hat bewart
sine vrteilere Reinhart
(>Reinhart Fuchs<, V. 2157–2164)⁴⁵

Wen spricht ein wort, daz mag wār sîn,
als ez nu hie ist worden schîn:
»wer ab dem galgen löst den diep,
dar nâch hât er in niemer liep.«
(>Edelstein<, S. 124f., Nr. 71, V. 59–62)⁴⁶

Mit seiner demgegenüber allgemein gehaltenen Wortwahl *swer dem andern* (>Parzival<, V. 525,3) verschweigt Urjans diese Implikation, weil sie einer Selbstbezeichnung gleichkäme, die eine moralische Norm anerkennen würde, deren zugehörige Wertordnung er gerade nicht teilt. Ein integrierter Mensch wäre seinem Lebensretter dankbar und stünde in dessen Schuld.⁴⁷ Sich in ein solches *triuwe*-basiertes Abhängigkeitsverhältnis zu begeben, widerstrebt Urjans aber. Der dahinterstehenden Abstraktion auf die Konkurrenz zwischen dem *caritas*-Prinzip, das Gawan als »Katalysator der Menschlichkeit« (Mohr 1979, S. 80*) repräsentiert,⁴⁸ und dem von Urjans verfochtenen Feindschaftsprinzip gibt er im Medium der komprimierten Weisheitsrede prägnante Gestalt.

Während in der Verwendungstradition der Erfahrungsgrundsatz in der Regel eine Erkenntnis aus Perspektive des geschädigten Retters formuliert, leitet Urjans aus ihr die Befugnis für feindseliges Verhalten ab: Ihm ist Hilfe zuteilgeworden, also hat er das Recht, sich seinem Retter als Feind zu erweisen. Indem Urjans Feindseligkeit zum ethischen Grundsatz seines

eigenen Handelns macht, erfüllt er lediglich ein Verhaltensmuster, das ihm die Sentenz vorgibt, unter Berufung darauf, mit Verstand zu handeln (*ich tuon als die bî witzen sint*; V. 525,5). In individueller Verwendungsweise stilisiert er die (ihn eigentlich entlarvende) Sentenzenweisheit zur vermeintlich ubiquitär verbindlichen Maxime des eigenen Verhaltens, die er ganz regelgläubig zu befolgen habe ungeachtet dessen, ob etwaige moralische Abwägungen situative Relativierungen ihres Geltungsanspruchs erfordern. Dieser Argumentationslogik zufolge erscheint es ihm dann nur als legitim, Gawan selbst für den Pferderaub verantwortlich zu machen, den er als dessen selbstverschuldete Konsequenz aus einer im Nachhinein als falsch erwiesenen lebensrettenden Hilfe im Vergewaltigungsprozess deduziert. Vor diesem Hintergrund ist die Wendung *swer dem andern half* (V. 525,3) **perfider Ausdruck von Urjans' Sarkasmus, der nicht zufällig in dem Sentenzentema der *helfe* gipfelt**, hat doch Urjans selbst Gawan ausdrücklich im Blick auf seine Gesundheit um Hilfe gebeten und hat ferner Gawan, als *getriwer man*, der »sowohl dem christlichen Wertesystem als auch dem ritterlichen Verhaltenskodex [entspricht]« (Dimpel 2011a, S. 123), zu Schutz und Hilfe verpflichtet, sie ihm mit persönlicher Anteilnahme bereitwillig zugesichert.⁴⁹ So betrifft der Sarkasmus eine zweifache Hilfe: die Rettung vor dem Tod durch Verbluten und durch den Strang. Falls Urjans den medizinischen Beistand des Artusritters mit Diebstahl vergilt, auch ohne schon in ihm den einstigen Widersacher zu sehen, erweise dies seine trügerische Absicht als prinzipielle Charaktereigenschaft.

Die Bedeutung von Urjans' zweitem gnomischen Spruch ›Zu weinen, steht einem Kind besser an als einem bärtigen Mann‹ (V. 525,6f.), einer Variante des Sprichworts ›Es ist besser, Kinder weinen als Erwachsene‹,⁵⁰ erschließt Johannes Agricolas Sprichwortkommentar:⁵¹

Es ist besser das kindt weyne / dann ich.

Diß worts brauchen die Gotßfürchtigen verstendigen eltern / die da von dem heyligen geyst gelernet haben / und von Salomon. Wer sein kindt lieb hatt / der spart der rutten nicht. Item / Torheytt ist an des Kindes hertz gebunden / aber die ruth nimpt die torheytt hyn. Darumb wenn das kindt seinen willen will haben / so strafft es der weise vatter / ob es schon darumb weynet / so ist besser das kindt weyne in der jugent / denn der vatter im alter. Die Kinder wollen messer haben / wöllen auf stülen und bencken und tischen sein / gibt mans yhnen nit / und leßt sie nicht thun yren willen / so weynen sie. Der weise vater spricht aber / wenn das kindt eyn messer hett so mocht es ym selbs leid thun / es möcht auch villeicht vom tisch / vom banck / vom stule / hals und beyn entzwey fallen / so wurde ich dann weynen / der halben ist es besser / ich komme zuvor / und laß das kindt weynen. Es weynet mir lieber denn ich.

(Agricola: ›Sprichwörtersammlungen‹, Bd. 1, Nr. 636, S. 455)

Ausgehend von den Bibelsprüchwörtern *Wer sein kindt lieb hatt / der spart der rutten nicht*⁵² und *Torheytt ist an des Kindes hertz gebunden / aber die ruth nimpt die torheytt hyn*⁵³, deren Autorität in der christlichen Erziehungslehre fest verankert ist (vgl. Mitterauer 1980, S. 80), empfiehlt der Kommentar, Kindern nicht ihren Willen zu lassen, sondern sie aus Liebe zu bestrafen; denn es sei besser, ein Kind weint – und zwar zu seinem Besten –, als dass sein Vater aus Leid über die negativen Folgen einer versäumten Erziehung weinen muss. Die Vorstellung, dass kindlicher Kummer geringer wiegt als das Leid eines Erwachsenen, ist fest im pädagogischen Diskurs des Mittelalters verankert (vgl. ebd., S. 81, 119), der es als ethischen Wert propagiert, den Menschen beizeiten mit förderlicher Strenge statt mit schädlicher Milde zu erziehen. Dieser Grundsatz christlicher Erziehung überträgt dem Vater das Züchtigungsrecht (*so strafft es der weise vatter*) und findet seinen bildlichen Ausdruck in der Rute, dem Symbol patriarchaler Hausgewalt (vgl. ebd., S. 79–82).

In der Interaktion mit Gawan wendet Urjans das Sprichwort durch folgende implizite Analogien zu seinen eigenen Gunsten: Gawans Zorn über das verlorene Pferd (V. 523,1) entspricht dem trotzigen Kummer des Kindes, das seinen Willen nicht bekommt, bzw. der Pferderaub als Vergel-

tung (V. 524,11f.) für die ihm, Urjans, von Gawan vermeintlich beigebrachte Schande entspricht der Strafe für ein ungezogenes Kind. Und mit seiner Weigerung, Gawan das Pferd zurückzugeben, handelt Urjans vorgeblich wie ein umsichtiger Vater, der einerseits nur das Wohl seines Kindes im Sinn hat und sich andererseits selbst vor innerer Qual schützen muss, womit Urjans seine Selbstsucht rhetorisch geschickt hinter der ironisch vorgetäuschten Tröstung Gawans verschleiert. Es ist für ihn gegen das *caritas*-Prinzip das geringere Übel, wenn – im Sinn der Sprichwortmetapher – Gawan statt **seiner** ›weint‹, d.h. Schaden trägt und deshalb Grund für Kummer hat. So treibt Urjans durch den Vergleich seines Kontrahenten mit einem weinenden Kind nicht nur dessen Verhöhnung auf die Spitze, sondern leitet aus seiner verzerrten Sprichwortlogik auch den alleinigen Anspruch auf das Pferd als gerechtfertigt ab: *ich wil diz ors al eine hân* (V. 525,8).

In der Rezipientenperspektive demaskiert erst dieser Vers Urjans als taktischen Gesprächspartner, der nur vordergründig gnomisches Wissen befolgt, tatsächlich aber aus Selbstsucht seine eigene Sprichwortweisheit unterläuft. Indem Urjans seinen Egoismus offen ausspricht, deckt er die eigene Sprichwortmaskerade auf, die ihn in ein bestimmtes Recht setzen soll. Der in dieser Pointe abermals zum Ausdruck kommende Sarkasmus korrespondiert mit jenem in V. 525,1: Der auf dem Pferd sitzende Urjans stellt räumlich-soziale Distanz zu Gawan her, der wie ein Page oder Bauer (*garzûn oder vilân*; V. 524,1, vgl. V. 523,9) unberitten⁵⁴ unter ihm steht (*swaz dort geschach, du stêst nu hie*); und er korrespondiert ebenso mit jenem Sarkasmus in V. 525,5: Urjans stellt intellektuelle Distanz zu Gawan her, indem er sich die Deutungshoheit anmaßt (*ich tuon als die bî witzen sint*) – und trägt dadurch umso mehr zu Gawans Demütigung bei. Insbesondere die selbstbewusste Äußerung, mit Verstand zu handeln (*als die bî witzen sint*), bezieht Urjans nicht nur darauf, dass er es vermag, die Vorgaben einer Weisheitsrede wörtlich zu erfüllen, indem er sich undankbar zeigt, sondern er propagiert mit ihr vor allem die Fähigkeit, ohne Skrupel

imstande zu sein, die gnomischen Vorgaben aus eigennützigen Zwecken zum Nachteil anderer taktisch aus- und umzudeuten. Implizit tritt Urjans damit schließlich auch in ironische Distanz zu jener parömialen Rhetorik, die für die höfische Gesprächspraxis und insbesondere für ihren Repräsentanten Gawans bindend ist, welchem sie etwa zur Selbstmotivation oder zur Argumentation im Streitgespräch dient (vgl. Thomasek 2000, S. 482f.; ders. 2009, S. 197): **Urjans'** teils wörtliche Ausdeutung holt die traditionelle Lesart der beiden Sprüche aus ihrem unauffällig-selbstverständlichen, weil konsensbasierten ›Gebrauchshintergrund‹ in einen durchaus inadäquaten, und das heißt auffällig-ungewöhnlich innovativen ›Anwendungsvordergrund‹ (dies verstanden als spezifische literarische Praxis der gestalttheoretischen Figur-Grund-Differenzierung). Mit einem unangemessenen Proverbiengebrauch falsifiziert die Rede einer »diskreditierten Figur« (Dimpel 2011b, S. 258, Anm. 24) aber nicht zwingend die Sprüche per se oder stellt ihre mediale Geltung in Frage. Nicht so sehr die Sprüche selbst erscheinen fragwürdig, sondern die vom Text entworfenen ethischen Maximen, zu denen sie in Bezug gesetzt sind.⁵⁵ So entlarvt die Urjansrede vielmehr einen Sprichwort- und Sentenzgebrauch als unreflektiert, der lediglich selbstverständlich etablierten Deutungspräfigurationen verhaftet ist und das ihnen inhärente, mitunter bedrohliche Potenzial zur devianten Umdeutung (s.u.) verkennt.

Urjans nimmt sich also im ersten Schritt heraus, Gawans Feind zu sein, indem er eine Sentenzenweisheit gleichsam wörtlich erfüllt. Das feindliche Verhalten ist im zweiten Schritt der Grund für ihn, gegen jegliches Mitgefühl zu protestieren mit einem, der zu Schaden gekommen ist. Auch für diese innere Haltung beruft er sich auf einen gnomischen Hintergrund. Er hält es für kindisch, wenn ein bärtiger, mithin im Leben erfahrener erwachsener Mann (*ein bartohter man*; V. 525,7) durch Weinen Anteilnahme am Leid eines Geschädigten bekundet. Damit repräsentiert er den Gegentypus zu jenem betagten graubärtigen Ritter, der im Baumgarten der Burg Logroys Gawans bevorstehenden Schaden beweint und ihm aus Empathie

abrät, Orgeluses Pferd fortzuführen – anders als Urjans, der aus rachsuchtiger Habgier ein Pferd vorenthält:

mit einem barte breite,
wol geflohten unde grâ,
stuont derbî ein rîter dâ
über eine krücken geleinet:
von dem wart ez beweinet
daz Gâwân zuo dem pfârde gienc.
(V. 513,24–29)

Bei Wolfram korrespondiert die gegenüber Chrétien umakzentuierte Figur des altersschwachen, zu Tränen gerührten Ritters⁵⁶ ganz deutlich mit dem nur wenig später gegenüber der Vorlage ergänzten Sprichwortthema des Weinens. Über das Motiv der Vergeltung ist die Baumgartenszene⁵⁷ daher in zweifacher Weise erzähllogisch in die Gawan-Orgeluse-Handlung eingebunden: neben der Vergeltung Orgeluses an Gramoflanz auch über jene **Urjans' an Gawan**.

Durch die konterkarierende, in der Figurenargumentation verquere Verwendung des Sprichworts vom weinenden Kind und bärtigen Mann, mit der Urjans nicht nur Gawan, sondern auch den alten Mann verspottet, erzeugt Wolfram einen überraschenden Moment von der Prägnanzqualität der Pointe:⁵⁸ Es schafft allererst die nötige Aufmerksamkeit, um den Rezipienten zu veranlassen, seine Deutung vom gnomischen Traditionshintergrund abzurücken, in neuer Sinnggebung das Sprichwort und sein Signalwort *bartohter* auf die Burggartenszene zu beziehen und nicht zuletzt auch Gawans Schmach in Relation zum prophetischen Kummer eines Greises zu **setzen. Wolfram nutzt dabei die Prägnanzqualität der ›guten Gestalt‹**: Indem die konventionelle und die deviant-innovative Bezugsalternative des Sprichworts jeweils eine gute Gestalt repräsentieren und beide wahrnehmungsseitig in solcher Weise dem Phänomen der Kippfigur unterliegen (gestalttheoretische Bildbeispiele z. B. bei Stadler [u. a.] 2008, S. 72, 76f.), dass der Rezipient zwischen ihnen infolge des jeweiligen Prägnanzdrucks auf der Suche nach einer sinnvollen Interpretation vollständig hin und her

wechselt, aktiviert er ihn zur selbstdeutenden Abwägung der vexierenden Werteoptionen.

Urjans' Weisheitsrede beruht auf den Argumenten, dass kluges Verhalten erstens Feindseligkeit heißt und dass Verstand zweitens heißt, Mitgefühl sei zu kritisieren. Die Quintessenz ist das ungerechte, nicht empathische, sarkastische Handeln gegenüber Mitmenschen. Mit seiner im anerkannten höfisch-adeligen Wertesystem der Erzählwelt des Romans durch nichts zu rechtfertigenden Undankbarkeit und Feindseligkeit beansprucht Urjans für sich eine selbstsüchtige Haltung, die Mitgefühl konterkariert und Feindseligkeit propagiert. Im Roman repräsentiert Urjans somit das Bosheitsprinzip im Gegensatz zum ethischen Konzept der *triuwe*, die Wolfram sonst zum zentralen Leitmotiv erhebt.

Urjans führt mit seiner ironischen Weisheitsrede nicht nur vor, dass er sentenzhaftes Erfahrungswissen zu beherzigen und in strategischer Gesprächspraxis zum eigenen Vorteil zu nutzen weiß, sondern in seiner Logik demonstriert er dadurch zugleich, dass Gawan mit dem vom ihm selbst präferiertem *caritas*-Prinzip dies nicht vermag. Denn hätte er seinerzeit am Artushof den Leitsatz über die Konsequenz unangebrachter Wohltat nicht ignoriert und sich gegenüber dem Bedürfnis des um Nachsicht flehenden Urjans gemäß dem Sprichwort vom Umgang mit einem weinerlichen Kind unnachgiebig gezeigt, wäre er nun nicht in eine so schändliche Lage gekommen. Wie Tomasek (2000, S. 485) bemerkt, offenbart Urjans »Gawans damalige[n] Umgang mit Erfahrungswissen als leichtfertig«. Urjans treibt seinen Spott dadurch jedoch abermals auf die Spitze, denn er selbst hatte von Gawan gefordert, sich – wider besseres Sentenzenwissen – für ihn einzusetzen, nachdem er ihm *sicherheit* gelobt hatte und somit unter seinem Schutz stand; weil deshalb der Tod des Unterworfenen den eigenen Ehrverlust bedeutet hätte, sah sich Gawan zur Loyalität gezwungen (vgl. V. 527,23–27; 528,14). Er befand sich im Normenkonflikt zwischen der Erfüllung des ritterlichen Ethos einerseits und der moralisch-rechtlichen

Verpflichtung gegenüber der vergewaltigten Botin andererseits⁵⁹ sowie implizit schließlich auch im Zwiespalt gegenüber dem Erfordernis, zu seinem eigenen Schutz vor den möglichen Folgen späterer Feindschaft kollektives Orientierungswissen zu befolgen. In rhetorischer Strategie lastet ihm Urjans die Entscheidung gegen die Spruchweisheiten und für das Gebot zur *helfe* als Versäumnis an. Für ein an das Ritterethos gebundene *caritas*-Prinzip allzu vertrauensselig eingetreten zu sein, erweist sich in **Perspektive von Urjans' angemaßter Interpretationsdominanz als fatal.**

Mit Urjans' Weisheitsrede hat Wolfram die altfranzösische Vorlage Chrétiens des Troyes entscheidend erweitert und umakzentuiert: Der ›Perceval‹ bietet an dieser Stelle nur das – hier aber von Gauvain in Reflexion seiner prekären Lage selbst (!) geäußerte – im Altfranzösischen weit verbreitete Sprichwort ›Wegen einer Wohltat den Hals gebrochen‹.⁶⁰ Während sich in der gesamten Gauvain-Handlung, in der Proverbien mit einer Ausnahme ohnehin nur in die Figurenrede integriert sind, Gauvain gerade (und nur) in diesem Konfliktdialog der gnomischen Rede bedient⁶¹ im Vermögen, die ethische Deutungshoheit für sich zu beanspruchen, erscheint der bei Wolfram in Konfliktsituationen sonst ebenso redegewandte wie im argumentativ-rhetorischen Sentenzengebrauch souveräne Artusritter (s. dazu Tomasek 2000, S. 482f.) gegenüber **Urjans' perfider ethikverkehrender Sprichwortlogik regelrecht ›mundtot‹; dies umso mehr, als Gawans passive ›Stummheit‹** – der Gnomik-Tirade zu entgegnen, ist ihm unmöglich, weil der fortreitende Urjans ihn kurzerhand stehen lässt (V. 525,9f.) – in starkem Kontrast steht mit der »lebendigen Schilderung« (Linden 2007, S. 152) des Vergewaltigungsprozesses, die er zuvor Urjans gegenüber und anschließend im ausführlichen Bericht an Orgeluse gibt.⁶² Gawan hat hier, wo seine Identität ausnahmsweise offengelegt⁶³ und er überdies – **in Urjans' Perspektive** – als weinerlich und kindisch demaskiert ist, das Nachsehen im Unterschied zu den wichtigen Konfliktbeilegungen, die er – ein noch nicht hinreichend erklärtes Motiv – bewusst inkognito

herbeiführt: Für einen Ritter, der sonst Konfliktsituationen und Streitfälle anderer als diplomatisch geschickter, die Gesprächszügel in der Hand haltender, höfisch kontrollierter Dialogpartner aktiv, klug und überlegen, aber unerkannt zu lösen gewohnt ist,⁶⁴ hat die unfreiwillige, fremdgesteuerte Einbuße der Anonymität, gepaart mit dem Umstand, nun selbst unmittelbarer Konfliktgegner zu sein, völlige Handlungsunfähigkeit zur Folge.⁶⁵ Gawans rhetorisch-diplomatischer Erfolg bei der Urjansverteidigung holt ihn – fatalerweise durch den Nutznießer selbst – in einer negativen Spiegelung ein.⁶⁶ **die seine Intervention in Artus' Urteilsfindung** als fragwürdig erscheinen lässt.

Wolfram wählt statt des im Deutschen unbekanntem Prätext-Sprichworts eine verwandte Sentenz⁶⁷ und legt sie statt Gawan absichtsvoll Urjans in den Mund. Der Wechsel der Sprecherinstanz hat zur Folge, dass die Gültigkeit der Sentenz sogar anhand von zwei Anschauungsfällen vor Augen geführt wird, an der Lebensrettung im Vergewaltigungsprozess und bei der Wundheilung.⁶⁸ Damit dient die Spruchrede an dieser Stelle nicht nur einer überraschend relativierenden Figurenzeichnung des sonst als »Spielleiter[s] hinter den Kulissen« (Linden 2007, S. 151) so erfolgreich agierenden Ritters, sondern die Mikrotexthe indizieren auch mit dem von ihnen in den Roman pointiert eingebrachten *caritas*- und Feindschaftsdiskurs einen neuralgischen Punkt innerhalb der abstrakten Logik der Narration von *minne* und *ritterschaft* und ihrer Tiefenstruktur. Denn die kaum schärfer als in einer Spruchrede ausfallende Demütigung markiert den Höhepunkt von Gawans Erniedrigung innerhalb der folgenreichen Bekanntschaft mit der ambivalenten Minnedame Orgeluse und zugleich den Wendepunkt, vermag er doch anschließend seine Bewährungsproben mehr und mehr zu bestehen.⁶⁹

An der spezifischen Verwendung der Spruchtexte in der Urjansrede lassen sich nun zwei Formen funktionaler Prägnanz von Sprichwort und Sentenz beschreiben: Erstens ist ein Spruchtext auf die ästhetische Dimension

diskurs- und traditions-**»entfaltender«** Prägnanz ausgerichtet. Reuvekamp (2007) hat für den höfischen Roman die komplexitätssteigernde Funktion der Sentenzen und Sprichwörter herausgearbeitet, »wichtige Implikationen des Traditionsuntergrundes« (ebd., S. 59) in den literarischen Kontext einzuspeisen und aus den verschiedenen Diskursbereichen Interpretationsfelder aufzurufen, ohne dass dies auf der lexikalischen Ebene expliziert noch im semantischen Kern impliziert wäre (vgl. mit Blick auf Sprichwortintegrale in der Fabel auch Janz 1997, S. 29). Die Mikrotexe aktivieren über ihre Sinnsedimente kollektiven Wissens verschiedene Diskursfelder und die in ihnen etablierten Verwendungsweisen der Proverbien (im Beispiel den pädagogischen Diskurs, daneben etwa auch den rechtlichen, theologischen, politischen). Weil die sprachliche Realisierung eines Proverbiums sein Sinnpotenzial nicht vollständig repräsentiert, wird dem Rezipienten die Kenntnis der Deutungstradition abverlangt, damit er den Transfer der zugehörigen Sinnbereiche in den literarischen Kontext leisten und die spezifische funktional-ästhetische Verwendung allererst mitvollziehen kann. Zugleich befähigen die Mikrotexe den Rezipienten zur Reflexion über einen relativierten kreativen Umgang mit dem etablierten Deutungswissen von Sentenzen und Sprichwörtern dadurch, dass aus poetisch-narrativen Gründen ein von der Verwendungs- oder Deutungstradition abweichender Gebrauch ästhetisiert wird. Es gehört zu einem rationalen Umgang mit Orientierungswissen, »Regeln zu relativieren« (Tomasek 2000, S. 82 zur Gawan-Figur). Die Mikrotexe sind dann **insofern prägnant, als ihr konventioneller Gebrauch die »ausgezeichnete«** Positiv-Folie bildet, die eine normabweichende Interpretation entgegen den traditionsverbürgten Sinnvorgaben allererst evoziert (vgl. mit anderer Akzentuierung Gabriel 2019, S. 80). Proverbiales Erfahrungswissen verweist nämlich nicht nur auf verbindliche Erfahrungsbestände und gnomisch kodifizierte Regelkomplexe, sondern (unabhängig davon, dass zu einem Sprichwort oder einer Sentenz zumeist ein Gegen-

sprichwort oder eine Gegensentenz mit widersprüchlicher Aussage existiert) zugleich auf das Feld der Regelverstöße. Die Urjansrede führt muster-gültig vor, dass handlungsregulative und normative Vergewisserungen durchaus auch ihren eigenen Devianzbereich offenlegen und den Blick auf das ihrem Geltungsanspruch komplementär gegenüberstehende, die Ordnung aufhebende Ungeregelte lenken können.⁷⁰ Nach diesem Verständnis **schafft allererst die konsensbasierte ›Geltungsprägnanz‹ normativer Regelungen** eine potenzielle Voraussetzung für sozial oder kulturell deviantes Handeln.

Zweitens ist ein Spruchtext in pragmatisch-interaktiver Perspektive dann prägnant, wenn sein propositionaler Gehalt eine typisierte Situation aufzeigt (z. B. ›Es ist besser, dass ein Kind weint, als ein Mann‹), die sich auf eine sinnaffine Situation abstrahieren lässt (z. B. ›Ein Mensch wird beizeiten durch Strafe erzogen‹), die wiederum mit der Referenzsituation übereinstimmt, auf die der Spruchtext bezogen ist (z. B. ›Urjans übt Vergeltung an Gawan [für eine als ungerechtfertigt empfundene Demütigung]‹), und wenn überdies die Gesprächspartner das Sprichwortwissen im Interaktionsvorgang teilen.⁷¹ Wie der Konfliktdialog in der Urjans-Episode zeigt, entwerfen die höfischen Romane solche paradigmatischen Kommunikationssituationen und bieten Modelle für den souveränen, auch taktisch-unkonventionellen Umgang mit proverbialer Rede an. Seinen Hintergrund hat dies vielleicht in der adeligen Gesprächskultur, zu deren Selbstverständnis die Fähigkeit zur eloquenten Rede gehört (vgl. Eikelman/Reuvekamp 2012, S. 18*).

Wolfram gibt darüber hinaus aber auch eine Modellszene dezidiert für **die ›prekären Regeln‹ des kommunikativen Gebrauchs gnomischer Weisheitsrede** vor: Indem er eine Figur den parömischen Wortlaut in scheinbar harmloser Intention übernehmen lässt, aber den Geschehenskontext mit einer völlig neuen Zuspitzung versieht, zeigt er damit nicht nur die medien-genuine Relativität des Wahrheitsgehalts von Sprichwörtern und Sentenzen auf, die statt einer absoluten Gewissheit situationsbezogenes Erfahrungs-

und Orientierungswissen vermitteln, sondern demonstriert auch, dass erst die Verflechtung aus situativem Kontext, illo- oder perlokutionärem Redeakt und Diskurshintergrund die argumentative Geltungsweise bedingt. Was der Text damit implizit vorlegt, ist eine elementare parömiologische Reflexion, die, dem Dichtungsakt eingewoben, anhand eines fiktiven Modelldialogs insbesondere auch Funktionsweisen der literarischen Prägnanz vor Augen führt.

Für die Textinterpretation lässt sich als Ergebnis festhalten: Die Sentenzen- und Sprichwortverwendung im höfischen Roman zeitigt drei Typen literarischer Prägnanz, die sprachlich-stilistische, die sinnaktivierende (bei der Diskursbezogenheit, Wissen um Traditionshintergrund und Verwendungsweise bedeutsam sind) und die pragmatisch-interaktive. In einem gleichsam dreidimensionalen Gefüge sind die drei Prägnanztypen so unlösbar aufeinander bezogen, dass die sprachstilistische Prägnanz erstens die (horizontale) formal-strukturelle Basis bildet für eine neue Deutungsmöglichkeiten aufrufende (vertikale) Sinnkomplexität, die weder lexikalisch oder begriffssprachlich noch kernsemantisch repräsentiert ist; zweitens bildet die stilistische Prägnanz die Basis für eine gelingende Kommunikation im Interaktionsvorgang der sprachlichen Äußerung, welche wiederum von den hereingeholten Diskurssemantiken und Traditionsbezügen abhängt (diagonale/laterale Ebene). Gemeinsames Residuum der drei Prägnanztypen ist das etymologisch basierte Prägnanzverständnis der Bedeutungsträchtigkeit im Bild von Form und Gehalt. Im Folgenden sollen allgemeine Überlegungen zur literarischen Prägnanz der beiden Kleinstgenres dieses textanalytisch gewonnene Resultat fortführen.

4. Aspekte literarischer Prägnanz

Während die philologische (und phraseologische) Forschung die Frage nach der Prägnanz der Kleinstformen Sprichwort und Sentenz zumeist auf das textmorphologisch ausgerichtete sprachlich-stilistische Begriffspotenzial bezieht (s. o. 2.), ist in neuerer Zeit in verschiedenen Disziplinen wiederholt der Rückgriff auf die Gestalttheorie zu beobachten. Vorstöße in diese Richtung wurden bereits zuvor unternommen: So nahm Hans Peter Treichler (1967, S. 89) für Oswalds von Wolkenstein »Vertrautheit mit dem Idiomatischen und Sprichwörtlichen« das Wirken der »Prägnanztendenz« an. Aus gestaltpsychologischer Sicht beobachtete Suitbert Ertel (1981, S. 132) auf Basis literarischer Texte für »Aphorismen, Sinnsprüche und Sprichwörter« einen »höheren Dogmatismus-Quotienten« als für nicht-aphoristische Aussagen, woran sich die »kognitive Prägnanzdynamik« im Sinn einer Entropiereduktion durch Sprachgebrauch erweise.⁷²

Ein jüngerer Zugang aus der kulturkognitivistischen Parömiologie attestiert Sprichwörtern nun konzeptuell eine »auf Ganzheitlichkeit beruhende prägnante ›Gestalt‹« (Lewandowska 2008, S. 122). In Erweiterung des Ansatzes der kognitiven Linguistik zum metaphorischen Konzept (Lakoff/Johnson 2008)⁷³ auf ein »Sprichwort-Konzept«⁷⁴ werden u. a. die Strukturmerkmale »sprachlich prägnante Gestalt«, »syntaktisch-semantische Struktur«, »Ganzheitlichkeit« und »Einfachheit« als konstitutiv erachtet (vgl. Lewandowska 2008, S. 125–131):⁷⁵ Insofern auf die Formeigenschaften des Sprichworts das Kriterium der Transponierbarkeit prinzipiell anwendbar sei, garantiere seine sprachlich prägnante Gestalt, dass eine sprachliche Reizkonstellation (Äußerung) aufgrund der typischen phonetisch-phonologischen Form der Sprichwort-Gestalt und ihrer syntaktisch-semantischen Struktur allererst als Sprichwort erkannt wird. Dabei ergibt sich der Sprichwortsinn (dem in phraseologischer Sicht als Idiomatizität beschriebenen Kriterium der Übersummativität zufolge) gerade nicht aus

der Summe der atomaren Lexembedeutungen;⁷⁶ vielmehr liefern Sprichwort-Konzepte als Modelle für situatives Handeln (s. u., Aspekt 4) die Ganzheitlichkeit relevanter, pragmatisch-kontextual variiender Informationen. Damit die dahinterstehenden komplexen Abstraktionen modellhaft als mentale Bilder memoriert werden können, müssen Sprichwort-Konzepte von struktureller Einfachheit sein.

In der neueren Erzählforschung begegnet wiederum der Ansatz, »Sprichwörter, Redensarten und Geflügelte Worte« als verknappte Form jener kulturell bedeutsamen Handlungsschemata (*plot*) zu begreifen, die – im Sinn des *employment*-Konzepts Hayden Whites⁷⁷ – lose Ereignisse allererst in eine bedeutungsstiftende Struktur einbinden (wodurch sie entsprechend der Form der Erzählung wiedererkannt und begriffen werden⁷⁸) und sie dadurch mit der »Prägnanz einer ›guten Form« versehen (vgl. Martínez 2011, S. 6).⁷⁹

Die erzähltheoretische Vorstellung, dass der Bezug auf eine ›gute Form« dem Wahrnehmungsvorgang Sinn verleiht, lässt sich für das literaturwissenschaftliche textsortenbezogene Verständnis des Spruchs als ›Einfacher Form« fruchtbar machen.⁸⁰ In seiner berühmten Definition stellt André Jolles (1999, S. 45) auf Grundlage des Gestaltbegriffs Goethes (vgl. ebd., S. 6f.) die Gestaltungs- und Verdichtungsfunktion nicht weiter zerleg- oder reduzierbarer, zugleich bedeutungsvergegenwärtigender Sprachgebilde für jede elementare narrative Form (Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch etc.) zentral:

Wo [...] unter Herrschaft einer Geistesbeschäftigung die Vielheit und Mannigfaltigkeit des Seins und des Geschehens sich verdichtet und gestaltet, wo dieses von der Sprache in seinen letzten, nicht teilbaren Einheiten ergriffen, in sprachlichen Gebilden wiederum Sein und Geschehen zugleich meint und bedeutet, da reden wir von der Entstehung der Einfachen Form. [Hervorh. im Orig.]

Ausgehend von der anthropologischen Position, dass der Mensch in der »Vielheit von Erscheinungen« Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten zu

erkennen sucht (vgl. ebd., S. 18), bezieht Jolles implizit das Gesetz der guten Gestalt (Prägnanztendenz) ein: Die deutende Funktion der Sprache beruhe darauf, dass dem Menschen »**die Erfüllung zur Form [...] Maßstab bei der Beobachtung**« (S. 19) wird, sowie auf seinem »Streben, Gedankliches zur Form abzurunden« (ebd.). In der Vorstellung wiederum, dass sich Vielheit in »Ein(fach)heit« verdichtet und Gestalt findet, berührt sich Jolles' Konzept mit der ästhetischen Denkfigur der Prägnanz als Bedeutungsfülle und -entfaltung (s. o. 1.). Es trägt zudem dem gestalttheoretischen Prinzip der »Aussonderung« von Einzelnem Rechnung, das die Wahrnehmung steuert und sich im Kunstwerk manifestiert, welches »im **Wesentlichen durch fortschreitende Ausgliederung, nicht durch »Komposition«**, d. h. nicht durch das Prinzip der »Zusammenfassung von Einzelnem«, entstehe (Metzger 1954, S. 305).

In Weiterführung dieser Überlegungen seien im Folgenden thesenhaft fünf Aspekte literarischer Prägnanz⁸¹ vorgeschlagen, welche die Spruchtypen Sprichwort und Sentenz epochenübergreifend im Sinn einer »ausgezeichneten Form« **im Rede-** und Literaturumfeld als prägnant begreifen; dem steht nicht entgegen, dass mediävistische Forschungsergebnisse, besonders beim fünften Aspekt, die Überlegungen konturieren können. Die Ausführungen, welche die Terminologie der oben (s. 1.) referierten Prägnanzkonzepte aufgreifen, verstehen sich als assoziative Annäherungen und haben skizzenhaften Charakter.

1. In Bezug auf das »bekannte Schema« spruchhafter Gnomik: Dieses liefert die »einfache Gestalt« (**oder die »Einfache Form«**), auf die der Adressat/Rezipient die je aktuelle sprachliche Äußerung des Sprichworts oder der Sentenz bezieht, indem er intuitiv (im Alltagsbewusstsein) eine distinkte kommunikative Kleinstform mit **besonderen gattungsspezifischen Textmerkmalen »erkennt« und »unterscheidet«**. Dass sich die »Einfache Form« des Spruchs »gleichsam zur »geschlossenen Form« gestalthaft verdichtet«, resultiert aus der von Josef Kopperschmidt

(1986, S. 59) treffend bezeichneten »spruchtypische[n] ›Prägnanztendenz«**. Sie führt zu demjenigen Gefüge, hier der Spruchtektonik, in dem sich das Wesen der Gestalt, hier die strukturelle Form (Kürze und Einfachheit) und der gnomische Gehalt zugleich⁸², optimal verwirklicht, insofern sie das Erkennen der ›Ganzheit‹ ermöglicht. Die semiotische ›Sinnprägnanz‹ der formal-strukturellen Elemente (s. Aspekt 2) verweist so auf das Feld der Kleinstformen innerhalb der parömisches Weisheitsrede, so dass die Spruchform zeichenhaft für gnomischen Gehalt steht.**

2. In Bezug auf die sprachliche Vollform: Den **Prägnanzaspekten ›Gesetzmäßigkeit‹, ›Einfachheit‹ und ›Ganzhaftigkeit‹** entsprechen die formal-stilistische Eigenständigkeit (Ein-Satz-Text, grammatische Geschlossenheit), die Regelmäßigkeit der sprachlich-syntaktischen Konstruktionsmuster, die textlinguistische Abgeschlossenheit (ohne erforderliche lexikalische Kontextanbindung), die bildlich-thematische Abgeschlossenheit und die semantische Kohärenz in der Voll- oder Nennform, aber auch der durch atemporales Präsens (oder atemporales Partizip Perfekt) und apodiktische Redeweise konturierte Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Für die Kleinstformen ist somit ein zusätzlicher Prägnanzaspekt, die Allgemeingültigkeit (als Anspruch), anzusetzen. Aufgrund der genannten Eigenschaften stellen das Sprichwort und die Sentenz **eine ›geschlossene Form‹ oder ›gute Gestalt‹ dar.**

Insbesondere dort, wo Sprichwort- oder Sentenzanspielungen⁸³ im »gelockerten Rückgriff auf den Wortlaut« (Eikelmann/Reuvekamp 2012, S. 64*) statt des Volltextes nur **lexikalische ›Einzelelemente‹** oder deren ›Transponate‹ aufrufen oder aber ihn anzitieren,⁸⁴ wird infolge der Prägnanztendenz – als Konsequenz der prägenden Kraft **›affektiver Prägnanz‹** kollektiven Wissens (Assmann 2007, S. 13)⁸⁵ – die ›Ganzheit‹ der dahinterliegenden Spruchtext-**Konfiguration erkannt und ihre eigene ›Gestaltqualität‹** **offenbar: Der Rezipient ›ordnet‹ die vereinzelt »prägnante[n], über längere Zeit stabile[n] Elemente«** (Tomasek 2009, S. XI) auf den sprachlich nicht realisierten Volltext hin und vervollständigt sie im Prozess der

Bedeutungszuweisung gleichsam zur ›geschlossenen Form‹ – wobei »Geschlossenheit nicht unbedingt mit grammatikalischer Vollständigkeit« (Schmarje 1973, S. 42) übereinstimmen muss (Ellipse etc.). Das Streben mentaler Einordnung, Abweichungen im sprachlichen Ausdruck auszugleichen und sie der guten, allgemeingültig-abgeschlossenen Sprachform anzunähern, macht den essenziellen Zusammenhang von Ganzheit und Allgemeingültigkeit **evident. Im Sinn der ›guten Fortsetzung‹ werden im Wahrnehmungsvorgang die Elemente der Reduktionsform oder des fraktal diffundierten Sprachgebildes in der Ganzheit des Volltextes fixierend vergegenwärtigt und so in einen prägnanten Textzustand überführt, d. h. in das nach einem konventionellen Konstruktionsschema wohlgeordnete Ganze einer möglichen sprachlichen Repräsentation (Aspekt der Gesetzmäßigkeit), die aufgrund ihrer relativ starken Invarianz gegenüber sprachlicher Transformation eine ›gute Gestalt‹ bildet.**⁸⁶ Mit dem gestalttheoretischen Grundsatz, dass von guten Gestalten kaum Alternativen existieren (dazu Hüppe 1984, S. 34–37), lässt sich daher die Tendenz zur **Festigkeit der sprachlichen Prägung begreifen, dass es also ›Morgenstund hat Gold im Mund‹ heißt und nicht anders.**⁸⁷ An den Kleinstformen realisiert sich schließlich auch das **Perzeptionsprinzip, dass ›prägnante Reizvorlagen‹ das Wiedererkennungs- und Reproduktionsgedächtnis stärker stimulieren als unprägnante** (dazu ebd., S. 41). Deshalb tendiert sowohl in der Produktionsintention des Dichters als auch in der Rezipientenwahrnehmung die **Anspielung zur Prägnanz des integren ›Sollgebildes‹** (Terminus nach Rausch 1966, S. 915).

So könnte die hohe Anzahl der Sentenz- und Sprichwortanspielungen in der mittelalterlichen Literatur wie auch der Anzitate von Autoritäten, Bibelstellen und anonymen Versen innerhalb der Bildungskultur nicht allein auf Strategien textmorphologischer Verwebung bzw. auf durch mnemotechnische Verfahren erlerntes Textwissen zurückzuführen sein. Daneben scheint nämlich auch der psychologische Effekt zum Tragen zu kommen, dass unvollendete Arbeitsobjekte, nichtfortgesetzte Anforderungsvorgänge und insgesamt unterbrochene Handlungen besser behalten werden als vollendete (sog. Zeigarnik-Effekt; vgl. Zeigarnik 1927; dazu Beckmann/Heckhausen 2018, S. 128–131). Eine Aufgabe drängt zur »Entspannung des

Quasibedürfnisses« (Zeigarnik 1927, S. 29), jenes Spannungszustands einer Person, der auf das Erreichen eines Ziels ausgerichtet ist. Eine unterbrochene Aufgabe verursacht eine Restspannung mit nicht befriedigtem Quasibedürfnis, aufgrund welcher die Aufgabeninhalte gedächtnismäßig bevorzugt und leichter erinnert werden (vgl. ebd. im Anschluss an Kurt Lewins Feldtheorie; Kritik am grundsätzlich anerkannten Zeigarnik-Effekt bei Beckmann/Heckhausen 2018, S. 130f.). Durch die spontane Wiederaufnahme der Aufgabe werden die Quasibedürfnisse unmittelbar befriedigt und der Spannungszustand entladen, worin der Vorzug gegenüber dem Behalten liegt (Ovsiankia-Effekt; vgl. Ovsiankia 1928). Auf die wirkungsästhetische Perspektive übertragen, heißt dies, dass bei Anspielungen auf (der Vollform nach bekannte) Sprichwörter und Sentenzen sowie bei anzitierten Autoritätsprüchen etc. die unvollständige (aber in hinreichender Extension die Vollform aufblitzen lassende) Formulierung gleichsam das Resultat einer unterbrochenen, unerledigten Aufgabe bildet und eine den Rezipienten zur vollendenden Reproduktion provozierende Restspannung erzeugt. Bei entsprechender aktiver Rezeptionshaltung können die Anspielungen dann die sprachlichen und semantischen Details durch die Erneuerung umso nachhaltiger vergegenwärtigen, d. h. **»prägnanter« aufrufen als die sprachlich ausformulierte Realisierung selbst.**

3. In Bezug auf den Rede- oder Textzusammenhang: Die beiden Spruchtypen heben sich – **qua der genannten Merkmale »begrenzt«, »geordnet«, »geformt«, »regelmäßig«, »einfach«** – auffallend ab von dem demgegenüber eher zurücktretenden, weniger geformten, stärker unbegrenzten, im phänomenalen Zusammenspiel seiner Lexeme und Phraseme eher prägnanzschwach, d. h. weniger geprägt oder mitunter diffus wahrgenommenen sprachlichen/textlichen Umfeld. Häufig unterscheiden sich Bildbereich und Begriffssprache vom metaphorischen bzw. terminologischen Umfeld des Basistextes (vgl. Burger 2015, S. 111). Metasprachliche formelhafte Indizierungen, die über Bekanntheitsausweise (»wie man sagt«), Beglaubigungen des Wahrheitswerts (»es ist wahr«) und **Bezeichnungen des medialen Textstatus (»Sprichwort«) Verbindlichkeit herstellen**, befördern die rahmend-markierende Herausstellung ebenso wie betonende Sprechpausen und der Wechsel in ein klangliches, rhythmisches oder metrisches Schema (Pragmatik).⁸⁸ Die Kleinstformen gewinnen durch ihre stilistische Gestaltung und ihre Geprägtheit entscheidend Kontur und

Geschlossenheit **gegenüber dem narrativen Umfeld, in dem die so ›ausgezeichneten‹ Differenzmedien das als ›einmalig‹ präsentierte Wissen intensivieren.** Dies macht den Zusammenhang von Prägnanz und Prägung⁸⁹ nicht nur formal-strukturell, sondern auch inhaltlich-semantic plausibel, **denn was ›geprägt‹ ist, ist auch ›einprägsam‹. Mit Cassirer ist jedoch der bewusstseinsbestimmende »Akt der Prägung« (als »Symbolprozess«) – hier unter dem sinngebenden Richtungscharakter der Sprache und des Stils – selbst nicht unmittelbar zu greifen, sondern nur über dessen **Resultat in der ›geprägten Form‹ erfahrbar (vgl. Schwemmer 1997, S. 83, 95).** Sprichwörter und Sentenzen sind ferner dann vor dem Redeumfeld ausgezeichnet, wenn sie in rhetorisch-rahmender, gliedernder, -überleitender oder -beschließender Funktion Textpassagen trennend oder verknüpfend inhaltlich-formal ordnen und dadurch ihre Sinnstruktur an exponierter Stelle organisieren. Nicht zuletzt treten sie aus einem dezidiert narrativen **›Geschehens-Hintergrund‹** in besonderer Weise dadurch hervor, dass sie den Wechsel von der Ebene der *histoire* zur Ebene des *discours* vollziehen (vgl. Reuvekamp 2007, S. 18) und die extradiegetische Bedeutungsdimension ›sinn-fällig‹ machen.**

Sprichwörter und Sentenzen sind somit ein extrem »markiertes Mittel, **[...] einen Gedanken zu äußern«, und ihrer Verwendung haftet »immer eine deutliche stilistische Wirkung«** an (Burger 1982, S. 39). Als erkennbare, literarische satzwertige Ganzgestalten, deren atomare verbale Unterganzheiten nicht zwingend in einer additiven Sukzession der isolierbaren **Lexeme erfasst werden (müssen), sind sie prägnant ›abgehoben‹.** Zu den Prägnanzaspekten der strukturellen Einfachheit und der Gesetzmäßigkeit trägt entscheidend die formale Kürze des Spruchtextes bei. Durch sie ist der Spruch als Text geradewegs erfassbar, die Formulierung unmittelbar augenfällig und seine Ordnung (Bauform und Argumentationsmuster) durchschaubar im Gegensatz zur komplizierteren Struktur des Erzählumfeldes, deren Organisation zu erkennen ungleich schwerer fällt (z. B. bei

nichtlinearer Erzählstruktur, *myse en abyme*, unzuverlässigem Erzählen, komplexen Fokalisierungs- oder Fiktionalisierungsstrategien etc.).

So verstanden, unterliegen die beiden Spruchtypen einerseits und der Rede- oder Erzählkontext, in den sie eingebettet sind, andererseits dem elementaren Gestaltgesetz der Figur-Grund-Differenzierung:⁹⁰ Das reliefartige Hervorwölben der im genannten Sinn ausgeprägten, diskreten Spruch-**›Gestalt‹, zu dem morphologisch-syntaktische, phonologische, metrische und rhythmisch-prosodische Faktoren ebenso assoziationssteuernd und aufmerksamkeitsaktivierend beitragen wie die apodiktische Sprechhaltung der Weisheitsrede und ihr präsentischer Verallgemeinerungsgestus (s. o.), zieht das Wahrnehmungsinteresse umso mehr auf sich, wenn die ›gute Gestalt‹ als »ästhetisch ansprechend« (Hüppe 1984, S. 14, im Anschluss an Metzger 1954) im Sinn eines »positiven [...] Werterleben[s]« gilt (Hüppe 1984, S. 20; vgl. auch ebd., S. 44–46), etwa infolge einer im kommunikativen Umgang mit Sprichwort und Sentenz geschulten oder sie gar als besondere, literarisch artifizielle Textelemente präferierenden Rezeptionshaltung (motivale Relevanz). In dieser Weise die Kleinstformen als hervorspringende ›Gestalten‹ der Hintergrundamalgamierung, als in sich selbst ausgezeichnete Textkonfigurationen zu begreifen, rekurriert auf eine rezeptionsästhetische Perspektivierung, die jedoch nicht die Bedeutsamkeit der produktionsorientierten Ebene für ihre phraseologisch-ästhetische ›Gestaltung‹ ignoriert.**

Läuft die Narration wie im höfischen Roman an zentralen Punkten der Tiefenstruktur des Textes auf der Oberflächenstruktur der Erzähler- oder Figurenrede immer wieder auf Sprichwörter und Sentenzen zu,⁹¹ kehrt also **der ›Erzählfluss‹ wiederholt zur invarianten Struktur der ›einfachen Gestalt‹ zurück oder strebt gleichsam iterativ oder periodisch auf sie als eine ›Insel der Ordnung‹⁹² ethischer und gelehrter Wissensdiskurse zu, »sodaß der Fluß der Gestalten dort zur Ruhe kommt« (Bischoff 1996, S. 67) und ein kurzer, aber nachhaltiger Stillstand der narrativen Aktivität erlangt**

wird, liegt die Assoziation mit dem chaostheoretischen Ansatz des attraktiven (End-)Zustands nahe, dem sich ein nichtlineares dynamisches System zunehmend annähert, um in ihm schließlich statisch zu verbleiben. Die kognitivistische Erzähltheorie überträgt dieses Bild des sog. stabilen Attraktors, das in der Gestalttheorie zur Beschreibung der Prägnanztendenz etabliert ist,⁹³ auf ordnend-attrahierende Erzählprozesse.⁹⁴ Daran anschließend lässt sich die Hypothese, stabile Attraktoren seien innerhalb bestimmter Kontexte eines Systems Bedeutungsträger (vgl. Stadler [u. a.] 2008, S. 75), für die Rolle von Sprichwörtern und Sentenzen als in der Tiefenstruktur des Textes verankerter stabiler Konfigurationen reklamieren, die auf das Werkganze sinn- und strukturbildend wirken. Unberührt bleibt davon das generelle Potenzial von ikonischen Verweiszusammenhängen – z. B. in Sprichwortbildern⁹⁵ wie ›Der frühe Vogel fängt den Wurm‹, **denen mit einem** im bildlich komprimiertem Moment ange deuteten Handlungsverlauf das Merkmal der ikonischen Prägnanz (s. o. 1.) zukommt –, narrative Dynamik zu entfalten und daraus Schubwirkung für das Erzählmfeld zu evozieren.

Wie eng die ersten drei Aspekte literarischer Prägnanz in der kulturellen Praxis aufeinander bezogen sein können, geben Sprichwort- und Sentenzensammlungen sowie Spruchhäufungen (wie z. B. in den humanistischen Sprichwortkommentaren [vgl. Burger 2012, S. 58–66] oder in Epimythien) zu erkennen, die entpragmatisierte, d. h. aus ihrer aktuellen Sprechsituation oder ihrem literarischen Umfeld gelöste Sprichwörter und Sentenzen nicht nur reihend zusammenstellen, sondern sie **übersummativ einer neuen ›Ganzheit‹ zuführen, der Liste mit komplexeren** Reservoir-Eigenschaften und Kohärenzen.⁹⁶ Sie dokumentieren einerseits das Bestreben, die numerische Mannigfaltigkeit (Komplexität), hier die als formal oder funktional gleichartig empfundenen literarischen Einzelsprüche, in eine – materiell-visuell (Listenschema) oder klanglich-auditiv (Repetitionsmuster) erfassbare – wenn auch unabschließbare, so doch einfach strukturierte, d. h. wohlgeordnete Einheit⁹⁷ zu bringen (Prägnanz erster Ordnung: Gesetz der guten Gestalt, Gesetz der Fortsetzung; Aspekt der Gefügefülle).⁹⁸ Indem andererseits die einzelnen kontext-entzogenen Listeneinträge im ökonomischen Darstellungsverfahren gleichsam indexikalisiert, fixiert und in der Folge neukontextualisiert und -pragmatisiert erscheinen sowie überdies den ihnen dadurch zu- und ausgewiesenen Spruchstatus

in der engen Nachbarschaft ›synergetisch‹ verstärkend aufeinander übertragen und ihr Sinnpotenzial wechselseitig erhellen oder gar seriell erweitern, wird zugleich die **spruchspezifische Gestaltqualität umso intensiver modelliert oder allererst ›selbstaktualisierend‹ erzeugt (Prägnanz zweiter Ordnung: Gesetz der Nähe, Gesetz der Gleichheit; Aspekt der Sinnprägnanz).**⁹⁹ An diesem Spannungsfeld zeigt sich in **besonderer Weise der ästhetische Wert, den die ›spruchtypische Prägnanztendenz‹ zu gewinnen vermag.**

4. In Bezug auf die pragmatisch-interaktive Kommunikationssituation: Im Anschluss an das von Gregori Permjakov und Peter Grzybek für Sprichwortäußerungen entwickelte Modell isologisch-relationaler Situationen (vgl. zum Folgenden Grzybek 2000, bes. S. 13–17) ist ein Sprichwort dann »als Modell der von ihm bezeichneten Situation« (ebd. S. 17) zu verstehen, wenn in einer tatsächlichen situativen Äußerung (Interaktionssituation) seine formalen und semantischen Komponenten eine spezifische Situation konstruieren (Sprichwortsituation), die sich auf ein semantisch kongruentes Situationsmodell abstrahieren lässt, das wiederum mit der Modellsituation übereinstimmt, auf die bezogen der Spruchtext geäußert wird (Referenzsituation). Als situatives Modell verweist das Sprichwort nicht nur zeichenhaft auf eine überindividuell erfahrene Situation, sondern modelliert allererst eine sich zu der Menge indifferent erlebter alltäglicher Referenzsituationen invariant verhaltende typisierte Situation (vgl. ebd., S. 5–8), die als ›prägnant‹ bezeichnet werden darf: Erst der situative Kontext verleiht Prägnanz in **Bezug auf die Situation, die das Modell ›vertritt‹.**¹⁰⁰ In strukturalistischer Sicht verhält sich die »performative Schablone« parömischer Formen mit ihrer »prägnant-logischen Struktur« isologisch zur notwendig »ebenso prägnanten, etikettehaften und stereotypen Lebenssituation« (Hansen-Löve 1984, S. 4; vgl. ebd., S. 16f.).

Die Modellfunktion greift nun, wenn die Gesprächspartner erstens die Kongruenzebenen nachvollziehen und zweitens die im Spruch zum Ausdruck gebrachte Erfahrung epistemisch teilen oder sie als wahr, zutreffend

beurteilen, beide Male also kulturell etabliertes Spruchwissen im beschriebenen Sinn besitzen.¹⁰¹ Ist sodann der Spruchtext sprachlich und semantisch so gestaltet sowie der außersprachliche Kontext so gegeben, dass die argumentative Absicht für Sprecher wie Adressat erkennbar und nachvollziehbar wird, ist der Spruch als Medium sprachlicher Interaktion – auch im Fall einer unkonventionellen Verwendung oder bei der Perspektivierung devianter Handlungsoptionen – im Sinn seiner kommunikativen Leistung prägnant. In Ergänzung dessen sei auf die performative Dynamik des Modells hingewiesen: Sprachhandlungen mit intensiver kommunikativer Funktion erhalten durch ihre »formale Prägnanz« die »Stabilität kultureller Merkzeichen« (Assmann 2001, S. 11), und Sprichwörter und Sentenzen besitzen gerade dort die »Prägnanz und Funktion eines Merkzeichens« (ebd.), wo sie als performatives Vollzugsmedium sprachlich-rituellen Handelns im kommunikativen Akt alltägliche Situationen allererst erzeugen, d. h. »entfalten«.

Einem sprachphilosophischen Zugang erscheint das Sprichwort daher auch als »prägnanter Sprechakt« (Gabriel 2019, S. 82; ebenso Kopperschmidt 1986, S. 59), der nicht lediglich im propositionalen Gehalt der Äußerung aufgeht, sondern als situationsbezogener Einzelfallkommentar verschiedene illokutionäre Rollen und perlokutionäre Funktionen zu erfüllen vermag (vgl. Gabriel 2019, S. 82, 95). Gottfried Gabriel (2019, S. 78–106) zufolge verhilft das spezifische Verhältnis von formal-logischer Struktur und rhetorischer Funktion zu »Erkenntnis durch ästhetische Prägnanz« (S. 81). In jener Perspektive, welche das »analogische Erkenntnisvermögen« des Witzes »als de[s] »Vermögen[s] zur Pointe« (S. 96) im Sprichwort genuin vertreten sieht (dazu ebd., S. 96–98), leistet jede aktuelle Sprichwortäußerung, die eine Situation reflektierend erschließt, »eine prägnante Vergegenwärtigung von Lebenssituationen« (S. 98). Dabei ist der »Erkenntniswert des Sprichworts« notwendig unfest, weil von der »Adäquatheit des Situationsbezugs, also der pragmatischen Angemessenheit seines konkreten Gebrauchs abhängig« (ebd.). Für den höfischen

Roman, der den aktuellen Bezug poetisch modelliert, trifft die ästhetische Sprechaktprägnanz entschieden auch auf Sentenzen zu.¹⁰²

5. In Bezug auf die erkenntnistheoretische Denkform: Sprichwörter und Sentenzen liefern ein frei verfügbares prägnantes Deutungsangebot für mögliche situative Anwendungsfälle. In ihrem nicht eindeutig festlegbaren Erkenntniswert zeitigt sich jenes Moment der Unbestimmtheit oder Unschärfe namentlich sprachlich-kommunikativer Akte, das die Denkfaltung im Sinn der philosophisch-ästhetischen Prägnanz bedingt (s. o. 1.). Sie intensiviert sich im Fall, dass sie – wie es vor allem bei der Metaphorizität der Sprichwörter gegeben ist – die semantisch unbestimmte, unabschließbare ästhetische Struktur der Metapher zwischen Denotat und Konnotat aufweisen, statt begriffliche Deutlichkeit und damit Eindeutigkeit zu bedienen.¹⁰³ Mit einem großen Potenzial zur semantischen und begrifflichen Verdichtung eignet sich die gnomische Kleinstform für die Sedimentierung komplexerer, in ihrem Bezugsrahmen je deutungsbedürftiger Wissensbereiche, deren Sinnggebung nicht eliminiert, sondern prägnant enthalten ist: Im kommunikativen Akt notwendig auf ihrer formal-strukturellen Prägnanz fußend, bildet die Kleinstform ein ideales Medium für **»prägnante Vorstellungen, [...] die mehr enthalten, als sie auf den ersten Blick erkennen lassen«** (Adler 1998, S. 18), und nicht unmittelbar der ästhetischen Erkenntnis präsent sind, sondern »entfaltet« werden müssen. Insofern das in der Mikrotextformulierung enthaltene **»Sinnhafte«** aber erst im Deutungsprozess **aus dem »Dunklen« freigelegt und »erhellend«** erzeugt wird, sind die inhärent angelegten gnomischen Sinnmöglichkeiten vom Rezipienten durch ästhetische Interpretationsleistung perzeptiv zu entwickeln und auszuarbeiten.

Auf das gnoseologische Prägnanzverständnis jenes Spielraums, der sich daraus für die Wahrheitsfindung ergibt (vgl. Gabriel 2019, S. 94f.), bezieht sich bereits Wanders (1836) Feststellung: Je kürzer eine Sprichwortformulierung ist, »desto freier kann sich die Wahrheit bewegen.«¹⁰⁴ In gestalttheoretischer Perspektive handelt es sich um Erkennen durch »Aufbrechen

guter Gestalten« und durch »Aufsuchen von Asymmetrien und Anomalien« (Ertel 1981, S. 124), in literarästhetischer Perspektive um Sinnerkenntnis bei Unvereinbarkeiten und Kollisionen mit dem Traditionshintergrund, Inkohärenzen gegenüber der Verwendungskonvention sowie innovative, durchaus widerständige oder paradoxe Anpassungen an das literarische Umfeld. Dabei ist das Erkenntnisvermögen zum einen durch die **›prägende Kraft‹ kollektiven Wissens kulturell definiert, welche die elementare Erkenntnis von der ›weltmodellierenden Funktion‹ gnomischer Rede garantiert**. Zum anderen aber ist sie abhängig vom sozial-habituell oder (schulisch-)institutionell (in verschiedenen Bildungsbereichen) erworbenen Wissen, das die sinnstiftende Anbindung der Kleinstformen an spezifische (gelehrte und literarische) Diskursfelder ermöglicht und erst durch die dem selbsttätigen Rezipienten abzuverlangende Kenntnis von Verwendungs- und Auslegungstraditionen konventionelle wie unkonventionelle Sinnhorizonte eröffnet (vgl. auch Reuvekamp 2007, S. 60f., 169f.).

Das mit der Denkfigur der ästhetischen Prägnanz metaphorisch beschriebene Entfaltungspotenzial nutzen verschiedene mittelalterliche Literaturformen, um durch die Integration **der ›gattungsfremden‹** Textsorten Sprichwort und Sentenz in besonderer Weise Sinnfreisetzung zu erzeugen. Denn im literarischen Umfeld fungieren die Kleinstformen als artifiziell gestaltete, text- und sinngenerative Medien für die literarische Vergegenwärtigung dessen, was durch logisch-begriffliche Repräsentation und diskursive Rede andeutbar, aber nicht ausschöpfbar ist. Einige Beispiele für die literarische Anreicherung der Deutungsmöglichkeiten seien genannt:

Führt wie im höfischen Roman die spezifische Poetik der Sentenzen und Sprichwörter als Formen der Wiedergebrauchsrede zu einer Komplexitätssteigerung durch außertextuelle verständnisrelevante Faktoren wie Verwendungswissen, Traditionshintergrund und Diskursfeld (vgl. Reuvekamp 2007, S. 59f.), als deren Brennspeigel die Mikrotex te gleichsam fungieren

(s. o. 3.), dann reichert die Entfaltung der Prägnanz literarischer Kleinstgenres neue Wissensfelder und neue Bedeutungskonfigurationen in der literarischen Narration an, in die sie integriert sind. Umgekehrt können die Romane »die Semantik der Kleinformen neu [definieren]« und »Widersprüche und Friktionen, die sich dabei zwischen üblicher Verwendung und neuer Kontextualisierung ergeben«, gezielt für ein innovatives Gattungsprofil nutzen (vgl. ebd., S. 60). Zugleich weben die Romane über die wiederholte oder gar gehäufte Einbindung der beiden Spruchtypen ein intratextuelles Netz semantisch pointierter Wertediskussionen, das auf seine Relation zur narrativen Struktur zu befragen ist (vgl. dazu Eikermann/Reuvekamp 2012, S. 38f.*). Ausschlaggebend ist, dass das innovative literarische Verfahren nur in Rückkopplung an jene Gattungsfolie möglich wird, welche allererst durch die formal-strukturelle Prägnanz wie die Sinnprägnanz der Kleinstformen ihre spezifische Gestalt erfährt.

Im *fabula docet* formulieren Sprichwörter und Sentenzen das Sinnkondensat einer Fabel, und im wechselseitigen generischen Bezug der Äsoptradition (*ainos*) kann die Fabel ein narrativ ausgestaltetes Sprichwort und das Sprichwort eine verkürzte Fabel sein, als deren parömisches Äquivalent es den (hier ebenfalls nicht auf der Textoberfläche realisierten) Erzählzusammenhang »prägnant«, d. h. in der entfaltenden Narrationsleistung des Rezipienten, aufruft (vgl. Röhrich/Mieder 1977, S. 88f.; weitere Literatur bei Nöcker 2015, S. 15f., Anm. 86; Bozkaya 2019, S. 299f., Anm. 693). Ähnliche Konstellationen lassen sich allgemein bei der Symbiose der durch die Reduktion plotbezogener Substanz (dazu z. B. Henkel 2017) ausgewiesenen Kleinstgenres mit narrativen Kurzformen beobachten, etwa in der mittelalterlichen Kleinepik (z. B. im Pro- und Epimythion) oder innerhalb der Narren- und Schwankliteratur um 1500 (vgl. Bässler 2003, S. 228–324).

Alle Sinnprägnanz sprachlicher Formen basiert aber im kommunikativen Handeln auf der so wichtigen formal-strukturellen Prägnanz. Im Prosacontext trägt hierzu nicht nur bei, dass sich die Sprüche durch ihre

gereimte oder metrisch gebundene Textform abheben. Ein besonderes Prägnanzmerkmal stellt vielmehr der **Wechsel des Sprachmodus ›Lateinisch – Volkssprache‹** dar, der z. B. bei den deutschen Sprichwörtern lateinischer Predigtprothemata, deren homiletische Auslegungsbasis sie bilden (Mazurek 2014), und bei den in lateinische Fabelkommentare inserierten proverbialen Reimpaarepimythien (Nöcker 2015) das Rezeptionsinteresse entscheidend lenkt. Und schließlich dürfen in einem Codex, in dem die Kleinstformen im Schriftbild des sie umgebenden Buchstaben- und Wortgewebes (*textus*) weder als besonderes Textelement noch als eigenständige Literaturform auffallen, buchtechnisch-visuelle Markierungen als Resultat wirksamer Prägnanztendenz gelten, das seinerseits wiederum gliedernde Funktion erfüllt (Nota- und Paragraphenzeichen, Unterstreichungen, Rubrizierung, Initialen, Auszeichnungsschrift, markierende Inserierungsformeln wie *versus*, *proverbium*, *sprichwort*, versmäßige Absetzung im Umfeld fortlaufender Aufzeichnung etc.).¹⁰⁵

Mit dem Erkenntnismodell der literarischen Prägnanz ist nicht nur eine ästhetische Qualität für die Literarizität von Sprichwort und Sentenz gegeben, sondern auch für die Literarizität ihres medialen Rede- oder Textumfeldes, in dem sie ästhetische Konfigurationen zu evozieren vermag. Hierin ist (u. a.) ein wichtiger Grund dafür zu sehen, dass die Mikrotexte den Autoren volkssprachiger mittelalterlicher und insbesondere höfischer Literatur als poetisches Gestaltungsmittel so attraktiv erscheinen: Als literarischen Formen eignet ihnen, gleichsam genre-indizierend, die nie ganz aufgehende, ebenso reizvolle wie intellektuell anspruchsvolle Spannung zwischen der (den propositionalen Gehalt wie die Narration betreffenden) Komplexitätsreduktion infolge der Prägnanztendenz zur einfachen Form einerseits (abstrakte Relationen werden in anschauliche Bilder oder in bedeutungsbündelnde Begriffe transferiert) und dem beschriebenen sinnstiftenden Komplexitätszugewinn andererseits. Diese den formal-strukturellen Prägnanzbestrebungen, **gestalthafte Ordnung durch ›Spannungsverminderung‹**

zu evozieren, entgegenstehende Dynamik aber ist ihrerseits Ausdruck der ästhetischen Prägnanz von Sprichwort und Sentenz insbesondere in der mittelalterlichen Literatur.

Die drei aufeinander bezogenen Prägnanztypen, welche die Verwendung von Sprichwörtern und Sentenzen im Textumfeld konkretisieren (s. o. 3.), und die fünf übergreifenden Aspekte literarischer Prägnanz von Sprichwort und Sentenz (s. o. 4.) sind freilich nicht auf narrative Kontexte beschränkt, sondern auch für Sinnkonfigurationen in der Lyrik sowie in dramatischen Darstellungsformen anzusetzen. Hier wären aber die gattungsspezifischen Gestaltungsmittel und Kontextualisierungen zu beachten, insbesondere dort, wo der Aufführungstyp paradigmatische Kommunikationssituationen für die performanzbezogene Sprichwort- oder Sentenzenrede inszeniert.¹⁰⁶ Zu prüfen wäre außerdem, welche der Aspekte auf die Prägnanzqualität weiterer Spruchtypen und anderer Kleinstgenres wie etwa Redensarten zutreffen, und inwiefern.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Anm. 85.
- 2 Vgl. die historisch motivierte Begriffsbestimmung der beiden Spruchtypen von Eikelmann/Reuvekamp (2012), S. 58*–63*, die textmorphologische Parameter ebenso berücksichtigt wie kulturelle und kommunikative.
- 3 Zu der daraus resultierenden Schwierigkeit der objektivierbaren Einschätzung von Kürze und Prägnanz s. Hofmeister (1995), S. 67; vgl. auch Tomasek (2005), S. 56. Insgesamt zur Festigkeit/Textvarianz mittelalterlicher Sprichwörter und Sentenzen s. Eikelmann/Reuvekamp (2012), S. 61* mit Anm. 177 (mit weiterer Literatur).
- 4 Die ästhetischen, funktionsgeschichtlichen und kommunikativen Aspekte der Sprichwort- und Sentenzverwendung (Rhetorik, Poetik, Performanz) im höfischen Roman sind u. a. in den Arbeiten der Bearbeiter des ›Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts‹ beleuchtet worden, vgl. die Angaben bei Tomasek (2009); Eikelmann/Reuvekamp (2012).

- 5 **Beleg** (›Crône‹, V. 8433–8438) und Klassifizierung nach Eikelmann/Reuvekamp (2012), S. 406. Vgl. Anm. 31.
- 6 Belege (›Iwein‹, V. 209 u. 6619) und Klassifizierung nach dens. (2012), S. 56f., 108f.
- 7 Während das Adjektiv *prægnant* Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Französischen entlehnt wird (*prægnant* bedeutete seinerzeit ›trächtig‹), ist sein Abstraktum *Prægnanz* eine Bildung wohl erst des beginnenden 19. Jahrhunderts (vgl. mit Belegen DFWB 1942, Bd. 2, S. 634f.). Auf den im 20. Jahrhundert zunehmend allgemeinsprachlichen Wortgebrauch lässt das ›Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache‹ schließen, in welches das Lemma *prægnant* mit der 20. Auflage Eingang gefunden hat (s. Kluge/Mitzka 1967, S. 562).
- 8 Im Altlateinischen ist das anlautende *g*- noch vorhanden.
- 9 Zur Etymologie und Semantik s. DFWB (1942), Bd. 2, S. 634f.; Kluge/Seebold (2011), S. 719. Vgl. auch Adler (1990), S. 91f.; ders. (1998), S. 15f.
- 10 Wenn man z. B. auch die Farbe ›rot‹ logisch präzise als physikalisch messbare Wellenlänge zu definieren vermag, bleibt dennoch das qualitative Merkmal ästhetischer Sinneswahrnehmung vollständig unberücksichtigt (vgl. Gabriel 2010, S. 378).
- 11 Zur Gestalt vgl. Buchwald (2001), bes. S. 839–862; Kondor (2013). Den einflussreichen Ansatz von der Ganzheit einer Gestalt entwickelte von Ehrenfels (1890) anhand des Beispiels der Melodie. Sie ist nicht die Summe einzelner Töne, eine Tonreihe (als Reizvorlage), sondern die komplexe Wahrnehmung der Töne zugleich (als Erinnerung), die auch bei Wechsel der Tonart oder des Instruments erkennbar bleibt.
- 12 Metzger (1954, S. 62–72), unterscheidet die von von Ehrenfels (1890) begrifflich eingeführten Gestaltqualitäten nach ›Struktur/Gefüge‹, ›Ganzqualität/-beschaffenheit (Material)‹ und ›Wesen (Ausdruckseigenschaften)‹.
- 13 Zur Kritik an Wertheimers anhand des optischen Wahrnehmungsraums erarbeitetem, aber merkmalsseitig nur vage definiertem Prägnanzprinzip und zu den Differenzierungsansätzen s. die Zusammenfassungen bei Hüppe (1984), S. 18–49; Buchwald (2001), S. 846–848. In der Folge hat man das Prinzip auf weitere Erfahrungsbereiche übertragen, um Gedächtnis-, Denk- und Willensleistungen, insbesondere beim Vorgang des Wiedererzählens, zu beschreiben (vgl. z. B. Metzger 1982; Hüppe 1984, S. 15–17, 40–44; Buchwald 2001, S. 848–853; Metz-Göckel 2008b, S. 27–31), aber auch auf biologisch-organismische Vorgänge sowie auf selbstorganisierende Systeme und künstliche Intelligenz (vgl. Buchwald 2001, S. 855–862). Insgesamt zum Prägnanzverständnis der

- Gestalttheorie s. im Überblick Metzger (1975); Hüppe (1984), S. 4–62; Müller (1989); Buchwald (2001), S. 842–848.
- 14 Beispielsweise wird ein 95°-Winkel als ungefähr rechter Winkel wahrgenommen, und ein Winkel von 175° erscheint in Orientierung an der geometrischen Form der Gerade als leicht abgeknickte Linie (Prägnanzstufen). Vgl. Hüppe (1984), S. 12.
- 15 Zum Beispiel verweist selbst noch ein unregelmäßiges, wenig figural-prägnantes Polygon, etwa ein verunglückt gezeichnetes Heptagramm mit unregelmäßigen ›Spitzen‹ von uneinheitlicher Länge und Breite, auf einen (siebenzackigen) ›Stern‹ im Unterschied zu einem figural-prägnanten (d. h. ideal geformten), aber nur relativ wenig zeichenhaften Quadrat (vgl. Wellek 1975, S. 126). – In der Folge unterscheidet Edwin Rausch (1966, S. 911–940) sieben Prägnanzaspekte, fünf formal-strukturelle und zwei semantische (1. Gesetzmäßigkeit vs. Zufälligkeit, 2. Eigenständigkeit vs. Abgeleitetheit, 3. Integrität vs. Privatität, 4. Einfachheit vs. Kompliziertheit, 5. Komplexität/Gefügefülle vs. Tenuität, 6. Ausdrucksfülle vs. Ausdrucksschwäche, 7. Bedeutungsfülle vs. Bedeutungsarmut).
- 16 Zu Cassirers Bezug auf die »gestalttheoretische[] Ganzheitslehre« s. Krois (1988), S. 24f., Zitat S. 26; Möckel (2018), S. 534f. Vgl. auch Cassirer (2011), S. 51–53.
- 17 Cassirers Zugang berührt sich mit dem bereits von Schiller (wahrscheinlich in Diskussion mit Goethe) in seiner Dramentheorie bestimmten ›prägnanten Moment‹ (1797), der für die ›vollständige‹ Entwicklung der Handlung initialen Schubfunktion verdichteter Szenenelemente. Dies erfolgte in Anlehnung an den von Lessing am Beispiel der Laokoon-Gruppe für die bildende Kunst geprägten ›fruchtbaren Augenblick‹ (1766), in dem das Vorausgehende und das Nachfolgende erfassbar wird. Zu den beiden analytischen Kategorien ›fruchtbarer Augenblick‹ und ›prägnanter Moment‹ vgl. Grohmann (1972); Wolf (2002).
- 18 **In der Rezeption wird Cassirers Begriff des ›Moment‹ im Neutrum (für ›Inhaltsdetail‹) mit dem ›Moment‹ im Maskulinum (für ›Augenblick‹) verbunden.**
- 19 Reichlich Material bietet die begriffsgeschichtliche Untersuchung zu *sententia* und *proverbium* von Hallik (2007), vgl. ebd., Register S. 692 s. v. ›brevis/breviter‹, s. v. ›brevitas‹, S. 699 s. v. ›Kürze‹, S. 703 s. v. ›Prägnanz‹.
- 20 Einer der seltenen mittelalterlichen Hinweise auf die sprachliche Gestalt des *sprichworts* findet sich in Wittenwilers ›Ring‹, der die Kürze betont: *Lengeu red stet übel an;/ Dar umb so sag ich anders nicht/ Dann kürtzeu wörter, die man spricht./ Daz gwärest sprüchwart daz ist daz:/ [...]* (V. 3198–3201). Vgl. dazu Eikelmann (2016), S. 44f.

- 21 Agricola stellt zwei seiner drei Ausgaben (jenen von 1529 und 1534) Ausführungen *Warzu die Sprichwortter dienen* voran; zu diesen s. Schwitzgebel (1996), S. 100–110; Stroszeck (1970), S. 59f.; Bässler (2003), S. 43f.; Burger (2012), S. 51.
- 22 Zu Francks Vorrede *Vom vnderscheydt vnder Sprichwörtern/ Gesetz/ vnd Lere* s. Schwitzgebel (1996), S. 110–113; Kühlmann (1994); Bässler (2003), S. 38f., 44.
- 23 Vgl. die zahlreichen Forschungsnachweise bei Hofmeister (1995), S. 65f., Anm. 171.
- 24 Sailer (1810), S. 65f.: »[...] **daß** die **Kürze** ein wesentliches Merkmal der **deutschen Sprichwörter seyn werde**. [...] **Die Kürze liegt auch in der Bestimmung** des deutschen Sprichwortes« [Hervorh. im Orig.]; Wander (1836), S. 179: »**Kürze** ist dem Sprichwort wesentlich; und je **größer** diese ist, desto freier kann sich die Wahrheit bewegen.«
- 25 Vgl. Anm. 7.
- 26 Dies ist insbesondere in den die Forschungsrezeption vielfach steuernden Handbuchartikeln der Fall, vgl. z. B. die Angabe »Kürze, Prägnanz und Formelhaftigkeit« jeweils bei Ott (1995), Sp. 2138f.; Peil (2007), Sp. 1292.
- 27 Eine Übersicht über Stil-, Form- und Strukturmerkmale des Sprichworts bieten Röhrich/Mieder (1977), S. 56–64. Vgl. auch Seiler (1922), S. 180–218.
- 28 Zur Sprichwortlänge vgl. auch Hofmeister (1990), S. 18f.; Wachinger (1994), S. 8; Eikermann/Reuvekamp (2012), S. 62*.
- 29 Vgl. bei Tomasek (2009) und Eikermann/Reuvekamp (2012) in den einzelnen Romanauswertungen die Rubrik »Stil«.
- 30 Den Zusammenhang von medialer Konstituente und Textfunktion narrativer Kurzgattungen diskutiert Hansen-Löve (1984), hier S. 3f.
- 31 Vgl. TPMA, Bd. 7, S. 429–432 s. v. »Liebe« 1.6.2. Liebe nimmt (und verkehrt) Weisheit und Verstand, Vernunft und Sinne.
- 32 Zur Verbindung des Minne- mit dem Torheit-Motiv in der Fabel und zu ihrem Zusammenhang mit der Brunnenepisode des »Reinhart Fuchs«, V. 823–958, s. Göttert (1974), S. 119–121.
- 33 Zur mittelalterlichen Minnetheorie s. umfassend Schnell (1985).
- 34 Vgl. jeweils das Register s. v. »Liebe und Verstand« bei Tomasek (2009) und Eikermann/Reuvekamp (2012).
- 35 Vgl. Eikermann/Reuvekamp (2012), S. 64–67.
- 36 Vgl. beide Verständnismöglichkeiten ähnlich bei Mertens (2008, S. 997), der die erste als »Reiz« übersetzt.
- 37 Zu Anspielungen s. u. 4. (Aspekt 2).
- 38 Vgl. Eikermann/Reuvekamp (2012), S. 238f.

- 39 Für wichtige Interpretationsansätze zur Episode und ihren Zusammenhang mit der Gawan-Orgeluse-Handlung sei verwiesen auf Neugart (1996), S. 61–87, bes. S. 86f.; De Pol (2000); Scheuble (2005), S. 327–341; Dimpel (2001), bes. S. 47–51; Emmerling (2003), S. 97–103; Mertens Fleury (2006), S. 163–168; Dieterich (2000), S. 23–26; Dimpel (2011b), S. 256–258.
- 40 So z. B. De Pol (2000), S. 56, 58f. Dass Urjans die Identität seines Retters schon zuvor aufgrund dessen Mitmenschlichkeit bekannt sein musste, nimmt hingegen z. B. Emmerling (2003), S. 99, an.
- 41 Eine ausführliche Darstellung des Geschehens erfolgt in Gawans Bericht gegenüber Orgeluse (V. 525,11–528,30).
- 42 Einen als »problematisch« (Nellmann 2013, S. 710) bewerteten Versuch, die rechtshistorischen Implikationen herauszuarbeiten, unternimmt Matthias (1984). Vgl. auch die Kritik Scheubles (2005), S. 333, Anm. 421, und Dimpels (2011b), S. 257 Anm. 22.
- 43 Zu den beiden nachfolgenden Sprüchen der Urjans-Episode s. auch Tomasek (2000), S. 485f.
- 44 Vgl. die Einordnung des Belegs in die mittelalterliche Sentenztradition bei dems. (2009), S. 176–179 (mit Forschungsnachweisen). Vgl. außerdem TPMA, Bd. 6, S. 12 s. v. »Helfen« 1.12. Hilfe macht sich nicht immer bezahlt (Nr. 18).
- 45 Vgl. ebd. (Nr. 17).
- 46 Zur Belegtradition des Sprichworts vgl. TPMA, Bd. 2, S. 213f. s. v. »Dieb« 10.2. Befreie den Dieb vom Galgen, und er wird es dir übel lohnen (Nr. 184). Vgl. außerdem TPMA, Bd. 5, S. 401f. s. v. »Hängen« 16. Befreie einen anderen (den Dieb) vom Galgen, und er wird es dir übel lohnen. Zu den Sprichwort-Intertexten verschiedener Versionen der Fabel s. Janz (1997), insbes. zu Boner S. 26, Anm. 30.
- 47 Die Perspektive auf diese Seite der Kausalrelation nehmen Sentenztraditionen ein wie TPMA, Bd. 5, S. 270f. s. v. »Gut (Adj.)« 4.3.4. Wohltat verdient Dankbarkeit; TPMA, Bd. 6, S. 11 s. v. »Helfen« 1.4. Hilfe wird mit Hilfe belohnt.
- 48 Schmitz (2008, S. 116) stellt heraus, dass bereits beim Vorlagenhelden Gauvain die medizinische Notversorgung dem Ausweis tugendhaften *caritas*-Handelns **dient (zusätzlich expliziert in Greoreas' Bitte, im Fall seines Todes möge sich Gauvain um der Nächstenliebe [*charité* V. 6639] willen seiner Begleiterin annehmen, und intensiviert durch eine bei Wolfram eliminierte christlich-religiöse Motivation, vgl. Anm. 68 zu den Sterbesakramenten) und das *caritas*-Motiv damit rezeptionsfähig wird.**

- 49 ›[...] / doch möht ich harte wol genesen, / ob ich bī ruowe sollte wesen. / des hilf mir, getriwer man. / *dō sprach mīn hēr Gāwân / ›nim aller mīner helfe wal.* (V. 522,5–9); s. auch V. 506,2. Vgl. auch Neugart (1996), S. 86. – In der Hilfeleistung für andere wird ein neues, von Wolfram für den Dienst am Menschen propagiertes Ritterideal gesehen, vgl. Emmerling (2003), S. 97.
- 50 Vgl. die Einordnung des Belegs in die mittelalterliche Sprichworttradition bei Tomasek (2009), S. 178f. (mit Forschungsnachweisen). Vgl. außerdem TPMA, Bd. 7, S. 25f. s. v. ›Kind‹ 3.6.3. Es ist besser, Kinder weinen als Erwachsene (Nr. 218).
- 51 Die Sprichwortsammlung von Sebastian Franck führt das Sprichwort in jener ›onomasiologischen Liste []‹ (Burger 2012, S. 62) von elf Belegen auf, auf die das übergreifende Sprichwortprinzip *PRAESTAT UNI MALO OBNI XIUM ESSE, QUĀM DUOBUS*, so die zugehörige Überschrift, zutrifft (S. 246, Bl. 7v–8r; Übers.: ›Es ist besser, einem Übel ausgeliefert zu sein als zweien.‹). Demzufolge stellt kindlicher Kummer gegenüber Leid im Erwachsenenalter das geringere Übel dar.
- 52 Zum biblischen Hintergrund (Prv. 13,24) s. die Belege im TPMA, Bd. 9, S. 393–396, s. v. ›Rute‹ 2. Das (geliebte) Kind bekommt und braucht die Rute (Nr. 67); vgl. auch TPMA, Bd. 7, S. 467 s. v. ›Liebe‹ 4.7.2. Wer sein Kind liebt, züchtigt es und spart die Rute nicht.
- 53 Zum biblischen Hintergrund (Prv. 22,15) s. die Belege im TPMA, Bd. 9, S. 397f. s. v. ›Rute‹ 4. Die Rute vertreibt die Torheit (der Kinder) und bringt Weisheit und Tugend.
- 54 Vgl. Nellmann (2013), S. 710; Dieterich (2000), S. 27f. Zur ›sozialen Erniedrigung‹, die der Pferderaub für einen Ritter bedeutet, vgl. De Pol (2000), S. 56f.
- 55 Dies wird deutlich z. B. am Spruchgebrauch in den Reden (verschiedener Romane) des gattungstypischen Antagonisten Keie, seinerseits ebenfalls keine Vorbildfigur, vgl. Eikelmann (1995), S. 88; Tomasek (2009), S. 197. Für den ›Parzival‹ stellt Tomasek (2000, S. 482) fest, dass »**Sentenzen [...] keinen absoluten, sondern einen funktionalen Wert besitzen: Ihre Gültigkeit muß zwischen den Extremen der Regelgläubigkeit und der Willkür im konkreten Fall erst gefunden werden.**« – Die Entwicklung der Forschungspositionen von einer primär didaktischen Funktion der Mikrotex te hin zur ihrer kommunikativen, diskursbezogenen Leistung im Sinn des ethischen Programms des Textes (bei der eine inadäquate ebenso wie eine die Spruchwahrheit infrage stellende Verwendung in besonderer Weise ästhetische Qualität besitzt), skizziert Reuvekamp (2007), S. 51–55. Vgl. insbesondere die ›Iwein‹-Beispiele (in der

- Erzählerrede) für das Infragestellen des »geläufige[n] Verständnis[ses] einer Sentenz« oder die »Korrektur gängiger Erwartungshaltungen« bei Eikelmann (1995), S. 87.
- 56 Bei Chrétien handelt es sich um einen großen, kräftigen Ritter (*grans chevaliers*: »Perceval«, V. 6782, 6803), der seine Warnung noch dazu mit der Drohung verbindet, Gauvain werde durch Enthauptung den Tod finden (V. 6819). Vgl. auch Dieterich (2000), S. 19, 21.
- 57 Zur narrativen Funktion von Baumgartendarstellungen in der mittelhochdeutschen Literatur s. Küsters (2018), zu jenen im »Parzival« s. ebd., S. 164, 169, 171, 178.
- 58 Dies folgt Köhler/Müller (2010), die Pointe als »Effekt der plötzlichen Erkenntnis eines Zusammenhangs zwischen inkongruenten Konzepten« (S. 115) bestimmen.
- 59 Vgl. Mergell (1943), S. 278f. Die Bewertung des Verhaltens Gawans im gerichtlichen Verfahren fällt unterschiedlich aus: Während Baisch (1999, S. 23) die Rolle des Artus-Neffen als positiv interpretiert, wirft für Emmerling (2003, S. 100–103) der Umstand, dass er statt der Integrität des Opfers seiner Ehre den Vorzug gibt, ein zweifelhaftes Licht auf ihn, vgl. ähnlich Lienert (2002), S. 237. Dimpel (2001, S. 47–51) wiederum sieht Gawan einem »Dilemma« (S. 49) gegenübergestellt, in das er durch den »Verfahrensfehler« (ders. 2011b, S. 256), *sicherheit* zu gewähren, gekommen ist. Nellmann (2013, S. 711), der »Wolframs Einfall, Gawans eigene Ehre an das von Urjans gegebene Ehrenwort zu binden,« als »nicht ganz überzeugend« wertet, bezweifelt, ob ein Verbrecher überhaupt das Sicherheitsgelöbnis äußern konnte.
- 60 ***Or oi je, ce respont Gavains,/ .I. proverbe que l'en retrait,/ Que l'en dist: <De bien fait col frait.>*** (V. 7098–7100): zu dieser Stelle s. Altieri (1976), S. 182, 202; Schulze-Busacker (1985), S. 203, Nr. 463. Die breite französische, im Deutschen im Grunde nicht nachweisbare Belegtradition (vgl. Anm. 67) ist zu entnehmen dem TPMA, Bd. 2, S. 83 s. v. »Brechen« 5.17. Wohltat bricht den Hals (Schädel); TPMA, Bd. 5, S. 273f. s. v. »Gut (Adj.)« 4.3.7.2. Spez.: Wegen einer Wohltat den Hals (Schädel) gebrochen.
- 61 Die übrigen Sprichwortäußerungen der Gauvain-Handlung sind in die Rede weiblicher Sprecherinnen integriert (vgl. die Belege bei Schulze-Busacker 1985, S. 62), wie überhaupt die bevorzugte Inserierung der Proverbien in die Figurenrede im Vergleich mit dem restlichen Roman für diese Partie charakteristisch ist (vgl. ebd.). Eine Übersicht über die Sprichwörter und Sentenzen im »Perceval« bietet Tomasek (2009), S. 200f.

- 62 Zu »Gawan als Nacherzähler« in der Rolle einer Erzählinstanz der *discours*-Ebene s. auch Bittner (2019), S. 240–242.
- 63 Überlegungen zur Funktion von Gawans Anonymität und ihres Verlusts für die Perspektivierung und Sympathiesteuerung der Gawan- und der Orgeluse-Figur bringt Dimpel (2011a, S. 53f., 124f. mit Anm. 302f.) bei.
- 64 Vgl. Bumke (2004), S. 74, 82. Zum Kommunikationsverhalten der Gawan-Figur s. Urscheler (2002), S. 252–256, 265–267, 272–279; Schuhmann (2008), S. 75–121, bes. S. 94f., 113.
- 65 Als ähnlich relevant haben sich diese beiden Parameter bereits für den (gegenüber der Rede Urjans' immerhin nicht gleichermaßen eingeschränkten) Handlungsspielraum Gawans im kriegerischen Konflikt der Turmszene von Schampfanzun erwiesen.
- 66 Zu dieser Bewertung s. ähnlich etwa Dieterich (2001), S. 25; Emmerling (2003), S. 103.
- 67 Wolfram hat das altfranzösische Sprichwort, dessen geschliffene Formulierung mit dem Baumuster der reimbasierten Antithese sich kaum in ebenso eleganter phraseologischer Struktur ins Deutsche übertragen lässt (vgl. als unikalen Beleg die wortnahe Entsprechung im mittelfränkischen »Parcheval«, V. 125; s. den Wortlaut bei Tomasek 2009, S. 179), vor allem deshalb durch die verwandte Sentenz mit dem Signalwort *helfen* ersetzt, um nicht nur den Bezug zum Thema der *helfe* und *triuve* aus dem vorgängigen Dialog zwischen Gawan und Urjans (s. o.) erneut in sprachlicher Konkretisierung herzustellen, sondern auch, um dieses Diskursfeld durch die Wiederaufnahme in Form der Weisheitsrede in besonderer Weise zu exponieren. Die Bedeutung der *helfe*-Thematik erhält umso mehr Gewicht, als Wolfram neben der proverbialen Entsprechung in der Urjans-**Episode sonst nur noch ein weiteres Proverbium aus dem »Perceval« übernimmt** (vgl. Tomasek 2000, S. 201).
- 68 Im Prätext (»Perceval«, V. 7041–7144) fasst Greoreas den Entschluss, das Pferd aus Rache für eine, wie er selbst eingestehen wird (V. 7132f.), rechtmäßige, weil königlich justiziable Strafe (V. 7129–7131) zu stehlen – nämlich für das »Mahk mit den Hunden: von einer »Wohlta« Gauvains, die Milderung einer etwaig verhängten Todesstrafe erwirkt zu haben, auf die sich das Sprichwort (V. 7100) übertragen ließe, ist keine Rede –, just in dem Moment, als er, wieder bei (Seh-)Kräften, Gawan erkennt (V. 7066), und zwar als dieser ihm, der aufbrechen möchte, um die Sterbesakramente zu erhalten, das erbetene Packpferd des *escuir desavenant* (V. 6986) übergibt (V. 7049–7065). Gauvain, dem zum Zeitpunkt des Pferderaubes **Greoreas' Identität und der Grund für dessen**

Handeln noch unbekannt sind, bezieht seine Sprichwortäußerung folgerichtig nur auf den Undank für die medizinische Hilfe. Unmittelbar nachdem Gauvain den Grund für den Diebstahl erfragt hat (V. 7101–7108), nennt Greoreas diesen, gibt sich zu erkennen und reitet davon (V. 7109–7117, 7132–7144). – Insgesamt zu den beiden Teilen der Greoreas-Episode s. mit einem Forschungsbericht Döffinger-Lange (1998), S. 195–203, 224–230. Ihre Umgestaltung durch Wolfram legt Mergell (1943, S. 275, 277–279) dar.

- 69 So wird Gawans Weg in der Orgeluse-Handlung auch als Ab- und Aufstieg interpretiert, vgl. Dieterich (2000), S. 26–32.
- 70 Das Prinzip beschreibt Agamben (2004) in seinem Ansatz zum Ausnahmezustand.
- 71 Zu dem hier angedeuteten Situationsmodell nach Permjakov/Grzybek s. u. 4. (Aspekt 4).
- 72 Ertel wertet die Textbasis durch Auszählen solcher Wörter aus, die sich anhand seines sog. DOTA-Lexikons von 430 Wörtern als ›dogmatisch‹ oder als ›undogmatisch‹ qualifizieren lassen (z. B. »immer« vs. »häufig«; »genau« vs. »annähernd«, »notwendig« vs. »vielleicht«, »müssen« vs. »können«). Den Quotienten aus der Summe der dogmatischen Wörter und der Gesamtsumme aller dogmatischen und undogmatischen Wörter eines Textes bezeichnet er als »Dogmatismus-Quotienten«. Auf diese Weise sollen verschiedene Prägnanzstufen der Textproduktion ermittelt werden. Vgl. mit weiterer Literatur ders. (1981), S. 124–137.
- 73 Vgl. Lakoff/Johnson (2008), S. 93–99 [Kap. 15], 125–134 [Kap. 18], die wesentlich an die Gestalttheorie anknüpfen. Zur systematischen Metaphernanalyse vgl. die Einführung von Schmitt [u. a.] (2018).
- 74 Zum Sprichwort-Konzept und zum Verhältnis der beiden Konzepttypen zueinander s. Lewandowska (2008), S. 117–145; Diskussion des Ansatzes bei Kispál (2010), bes. S. 246.
- 75 Zu den weiteren Strukturmerkmalen (»kultureller Rahmen [›frame‹]«, »Projektionsfähigkeit«, »Implikatur-Fähigkeit«) s. Lewandowska (2008), S. 131–138.
- 76 Zu dieser Eigenschaft »phraseologische[r] Ganzheiten« s. Burger (1982), S. 3f., 31. Gestalttheoretische Ansätze in der kognitiven Linguistik und kognitiven Semantik referiert Škilters (2008) bzw. ders. (2011).
- 77 Vgl. (für die Historiographie) White (1990), bes. S. 60; ders. (1991), S. 19–25. Dazu s. Martínez/Scheffel (2016), S. 176–179.
- 78 Zur kognitionspsychologischen Relevanz der Handlungsstruktur als Verstehenskonzepts s. Škilters (2011), S. 169–171.

- 79 Zur allgemeinen Einsicht der Erzählforschung gehört, dass sich *plot*-Muster deshalb ausbilden, weil sie das zu Erzählende mittels einer ›guten Gestalt‹ ordnen und reproduzieren, vgl. Bischof (1996), S. 64–69, bes. S. 66f. (u. a. zum ›Nibelungenlied‹ in Anknüpfung an Metzger 1954, S. 305).
- 80 Zur »Kurzform« (S. 150) ›Spruch, Sprichwort‹ s. Jolles (1999), S. 150–170.
- 81 Unter ›Aspekten‹ werden allgemeine Elemente literarischer Gestaltung verstanden, nicht die gestalttheoretischen ›Prägnanzaspekte‹ im engeren Sinn, wiewohl Bezüge gegeben sein können.
- 82 Dass eine prägnante Gestalt zugleich strukturell und semantisch qualifiziert sein kann, hat vor allem Rausch (1966) aufgezeigt, vgl. Anm. 15.
- 83 Zur Heuristik literarischer Anspielungen auf Sprichwort und Sentenz s. Tomasek (2009), S. Xf. Vgl. auch Eikelmann/Reuvekamp (2012), S. 64*, 65*f.
- 84 Es handelt sich z. B. um lexikalische und semantische Indikatoren (Minimalbestand signifikanter Signalwörter oder deren Synonyme), thematische Allusion, gedankliche Basis, syntaktische Variation oder Anzitat des Formulierungsmusters.
- 85 Sprichwörter und Sätze lassen sich als Medien des ›kommunikativen Gedächtnisses‹ begreifen, das nach Jan Assmann (2007, S. 13f.) aus der ›affektiven Prägnanz‹ der Erinnerungsobjekte seine sprachkollektive Identität gewinnt: »**Die Affekte [...] geben unseren Erinnerungen Prägnanz und Horizont.** Ohne Prägnanz würden sie sich nicht einprägen, ohne Horizont besäßen sie keine Relevanz und Bedeutung innerhalb einer bestimmten kulturellen Welt« (S. 13; vgl. ders. 2000, S. 200). Das auf das Gedächtnis bezogene Prägnanzverständnis differenziert Assmann (2001, S. 10f., 17f., 22) u. a. im Blick auf Sprichwörter aus: Sie sind spezifische »normative kulturelle Texte« (S. 18), die »Regeln des Zusammenlebens« (ebd.) formulieren und dem kulturellen Gedächtnis »durch die weltmodellierende Funktion ihrer Semantik seine identitätsstiftende Prägnanz« (S. 17) geben. Vgl. auch ders. (2007), S. 127f.
- 86 Auf einer solchen Strukturerkennung basiert das Konzept der guten Gestalt Stephen E. Palmers (1982), wonach die Gestaltgüte vom Grad der Invarianz gegenüber Transformation abhängt, vgl. dazu Hüppe (1984), S. 37f.
- 87 Die Unveränderbarkeit der lexikalischen Gestalt trifft allgemein auf feste Phraseologismen zu wie z. B. »ins Gras beißen« (vgl. Burger 1982, S. 2f.). Unberührt bleibt davon, dass bei Sätzen »die eigenständige oder variierende Formulierung [...] die Kunstfertigkeit des Autors zeigt« (Reuvekamp 2007, S. 38).
- 88 Dass die metrische Gebundenheit einen zentralen Faktor literarischer Gestalterfüllung bildet (vgl. Mellmann 2008) und sich das Sinnpotenzial nicht nur in der Wortbedeutung, sondern auch im »Klanggefüge« realisiert (vgl. Metzger

1954, S. 65), ist insbesondere für mittelalterliche Verstexte evident und beeinflusst die formale Struktur der in ihnen tradierten Einzelsprüche maßgeblich. Innerhalb von Prosatexten ist die Prägnanzstufe durch Metrum, Rhythmus, Reim oder Klang gebundener Sprüche (dazu Seiler 1922, S. 194–207; Jolles 1999, S. 165f.) gegenüber dem Textumfeld umso höher, wie es das Beispiel des (anonymen) mittellateinischen proverbialen Versguts oder das der volkssprachigen Sprichwörter und Sentenzen in frühneuzeitlichen Prosaepen (zu diesen Eikelmann 2018) zeigen.

89 Den Aspekt der »spürbare[n] Prägung« (S. 76), die eine sprichwörtliche Wendung besitzt und im Tradierungsprozess verlieren kann (nicht muss), diskutiert Schmarje (1973, S. 72–76) anhand des Bildes der umlaufenden (vgl. auch Wander 1836, S. 44), zunehmend abgegriffenen Münze für die der Form oder dem Ausdrucksinhalt nach gegebene »gewisse Auffälligkeit« (S. 76) der Wendung, die Schmarje (neben Kürze und Volkstümlichkeit) als zentrales Kriterium für sprichwörtliches Material ansetzt.

90 Vgl. zu diesem zuerst Rubin (1921). Das Beispiel der »geschlossene[n] Farbfläche [...], die von einer andersartigen Farbfläche umgeben ist« (Buchwald 2001, S. 845), veranschaulicht dieses einflussreiche Gesetz: sie »liegt in der Wahrnehmung vor dieser homogen geschlossen wirkenden Fläche« (ebd.). – In kommunikationstheoretischer Perspektive wird die Figur-Grund-Differenzierung für die Beziehung von Thema (Kontext – Hintergrund) und Rhema (propositionaler Gehalt – Figur) sprachlicher Zeichen in Anspruch genommen (vgl. Schirra/Kondor 2018, S. 192). Weitere Forschung zum linguistischen Zusammenhang von »Gestaltqualitäten und Sprachstruktur« referieren Stadler/Wildgen (2003, S. 2478f.).

91 Vgl. dazu die Auswertungen bei Tomasek (2009); Eikelmann/Reuvekamp (2012).

92 Zu dieser in der chaos- und informationstheoretischen Beschreibungssprache etablierten Standardmetapher s. z. B. Feustel (2014), S. 126–128; mit Blick auf die ästhetische Dimension der Entropie spricht Arnheim (1979, S. 23) von »Inseln unzerstörter Ordnung«, dazu Stadler/Wildgen (2003), S. 2477. Für Sprichwort- und Sentenz-Integrale ist das Spannungsverhältnis zu betonen zwischen der systemtheoretischen Auffassung der Komplexitätsreduktion (vgl. Luhmann 1999, S. 45–51) und der funktionalistischen Perspektive der Komplexitätssteigerung, zu der sie bei der Sinnkonstitution z. B. aufgrund des Diskurshintergrundes beitragen, den sie mittransportieren und dem Kontext einpeisen (s. u. Aspekt 5).

- 93 Zur Prägnanztendenz als »Tendenz zu stabilen Attraktoren in kognitiven Systemen« (S. 2477) s. die Verweise bei Stadler/Wildgen (2003), S. 2477f. Allgemein zum Zusammenhang von Gestalt- und Systemtheorie s. Kriz (2008), zu Attraktoren ebd., S. 47–52; Stadler [u. a.] (2008), bes. S. 75–78.
- 94 Zur Rezeption des chaostheoretischen Ansatzes in der Geschichts-, Kommunikations- und Literaturwissenschaft s. Wozonig (2008); Nünning (2013), S. 98f. – Streng genommen bleibt aber auf dem Umstand hinzuweisen, dass Attraktoren kein Beobachterergebnis (wie im vorliegenden Fall) sind, sondern selbstorganisiertes Systemergebnis, vgl. dazu Wozonig (2008, S. 133, mit Blick auf die Annahme von Werte-Attraktoren bei der Verfestigung kulturell abhängiger Wertevorstellungen).
- 95 Zur piktoralen »metaphorischen Inversion« (S. 1), durch die »die Metapher [] ikonisch ins graphische Bild des Sprichworts gebannt [wird]« (ebd.), s. Bässler (2003). Eine phraseologische Bestimmung der Bildhaftigkeit und speziell des idiomatischen Bildes erfolgt bei Burger (2015), S. 8f.
- 96 Dazu, dass sich Listen (als narrative Elemente) ihrerseits als »Einfache Form« begreifen lassen, s. von Conzen (2017).
- 97 Demnach bildet eine Spruchsammlung eine »Einheit« wohlgeordneter Glieder, die sich als »Gestalt« von dem »Aggregat« (Chaos) unterscheidet, in dem die Elemente nur entropisch stabil sind (vgl. Rausch 1966, S. 933, zum Prägnanzaspekt der Komplexität/Gefügefülle).
- 98 Darin kommt deutlich die Dimension des »Gestaltniveaus«, des Produkt[s] aus »Einheit« (Gestaltgüte) und »Mannigfaltigkeit« (Gestalthöhe), zum Tragen (vgl. zu diesen Wellek 1950, S. 575).
- 99 Die »selbstorganisierende« Differenzqualität ließe sich auch beschreiben in Zusammenhang mit den seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts in den Blick gekommenen Bezügen zwischen Gestalttheorie und Synergetik oder Selbstorganisation von Systemen (s. dazu Buchwald 2001, S. 855–861, bes. S. 860f., sowie die Nachweise in Anm. 93).
- 100 Vgl. in ähnlicher Richtung die sprachphilosophische Betrachtung zur Prägnanz des einzelnen Worts innerhalb der Rede bei Løgstrup (1991), S. 6f.
- 101 Darin kommt der von Metz-Göckl (1983, S. 157) vorgebrachte Prägnanzaspekt des »Wesentlichkeitskriteriums« zum Tragen, der die Beurteilung inhaltlicher Eigenschaften betrifft.
- 102 Vgl. im »Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter« (Tomasek 2009; Eikermann/Reuvekamp 2012) die für jeden Mikrotex gebotene sprechaktbezogene Einordnung (Tabellenrubrik »Kontext«).

- 103 Den ästhetischen Erkenntniswert »prägnanter Metaphern« (S. 37) illustriert in Auseinandersetzung mit Hans Blumenbergs metaphorologischem Konzept Gabriel (2019), S. 36–50. Vgl. auch Stoellger (2000) zur »Metapher als Modell der symbolischen Prägnanz« bei Cassirer.
- 104 Vgl. Anm. 24.
- 105 Wenige Beispiele (mittelhochdeutscher Reimpaartexte) seien genannt: die (eventuell von späterer Hand vorgenommenen) Unterstreichungen in der ›Iwein‹-Handschrift Gießen, Universitätsbibliothek, Hs 97 (B; 2. V. 13. Jh., z. B. Bl. 42r), Markierungen in gleich mehreren ›Tristan‹-Handschriften (vgl. Tomasek 2005, S. 54) und die programmatische Rubrizierung in der einzig überlieferten ›Ring‹-Handschrift (vgl. Fürbeth 2017, S. 336–340).
- 106 So dürfte sich das hohe Vorkommen der beiden Spruchtypen im Nürnberger Fastnachtspiel u. a. mit den Modellsituationen erklären lassen, welche die revueartig auftretenden Figuren mit ihren kurzen Geschichten entwerfen, in welchen sie von ihrem Erfolg oder Misserfolg berichten, und welche bei stärker handlungsorientierter Präsentation auch das äußere dramatische Geschehen auf die Bühne bringt. Modelltheoretisch betrachtet (s. o. 4., Aspekt 4), sind so ideale Referenzsituationen inszeniert, die in der Interaktionssituation der Figuren untereinander oder mit dem Publikum die kommentierende Einordnung des Geschehens mit Hilfe von Sprichwörtern und Sentenzen, ihrerseits ja Modelle situativen Agierens, provozieren.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Agricola, Johannes: Die Sprichwörtersammlungen, hrsg. von Sander L. Gilman, 2 Bde., Berlin/New York 1971.
- Boner, Ulrich: Edelstein, hrsg. von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844 (Dichtungen des deutschen Mittelalters 4).
- Chrétien de Troyes: Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal, Ed. critique d'après tous les manuscrits** par Keith Busby, Tübingen 1993.
- Franck, Sebastian: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe mit Kommentar, Bd. 11: Sprichwörter. Text-Redaktion: Peter Klaus Knauer, Bern [u. a.] 1993.

- LS = Lieder Saal. Das ist: Sammlung altteutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen, hrsg. von Joseph von Laßberg, 4 Bde., o. O. 1820–1825 [Reprogr. Nachdr.: Darmstadt 1968].
- Hartmann von Aue: Iwein. Eine Erzählung, hrsg. von Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann, neu bearb. von Ludwig Wolff, 7. Ausg., Bd. 1: Text, Bd. 2: Handschriftenübersicht, Anmerkungen und Lesarten, Berlin 1968.
- Der Reinhart Fuchs des Elsässers Heinrich, hrsg. von Klaus Düwel unter Mitarb. von Katharina von Goetz, Frank Henrichvark und Sigrid Krause, Tübingen 1984 (ATB 96).
- Heinrich Wittenwilers Ring, nach der Meininger Handschrift hrsg. von Edmund Wießner, Leipzig 1931 (Deutsche Literatur. Realistik des Spätmittelalters 3).
- ²KLD = Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, hrsg. von Carl von Kraus, Bd. 1: Text, Bd. 2: Kommentar, bes. von Hugo Kuhn, 2. Aufl. durchges. von Gisela Kornrumpf, Tübingen 1978.
- Wirnt von Grafenberg: Wigalois. Text der Ausgabe von J[ohannes] M[arie] N[eele] Kapteyn übers., erl. und mit einem Nachwort vers. von Sabine Seelbach und Ulrich Seelbach, 2., überarb. Aufl. Berlin/Boston 2014.
- Wolfram von Eschenbach: Parzival, nach der Ausg. Karl Lachmanns rev. und komm. von Eberhard Nellmann, übertr. von Dieter Kühn, 2 Bde., 3. Aufl. Frankfurt a. M. 2013 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 7).

Sekundärliteratur

- Adler, Hans: Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie – Ästhetik – Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder, Hamburg 1990 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 13).
- Adler, Hans: Prägnanz – eine Denkfigur des 18. Jahrhunderts, in: Menges, Karl (Hrsg.): Literatur und Geschichte. Festschrift für Wulf Koepke zum 70. Geburtstag, Amsterdam 1998 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 113), S. 15–34.
- Agamben, Giorgio: Ausnahmezustand. Aus dem Italienischen von Ulrich Müller-Schöll, Frankfurt a. M. 2004 (Edition Suhrkamp 2366).
- Altieri, Marcelle: Les Romans de Chrétien de Troyes. Leur perspective proverbiale et gnomique, Paris 1976.
- Arnheim, Rudolf: Entropie und Kunst. Ein Versuch über Unordnung und Ordnung. Aus dem Amerikanischen vom Verfasser, Frankfurt a. M. 1979 (DuMont Taschenbücher 86).

- Arnold, Klaus: Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit, Paderborn [u. a.] 1980 (Sammlung Zebra B,2).
- Arnold, Paul Herbert: Der Erzähler bei Hartmann von Aue. Formen und Funktionen seines Hervortretens und seiner Äußerungen, Göttingen 1980 (GAG 299).
- Assmann, Jan: Was ist das ›kulturelle Gedächtnis‹?, in: Ders.: Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien, 3. Aufl., München 2007, S. 11–44.
- Assmann, Jan: Körper und Schrift als Gedächtnisspeicher. Von kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, in: Csáky, Moritz/Stachel, Peter (Hrsg.): Speicher des Gedächtnisses, Tl. 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust, Wien 2000, S. 199–213.
- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis, in: Schluchter, Wolfgang (Hrsg.): Kolloquien des Max-Weber-Kollegs XV–XXIII, Erfurt 2001, S. 9–27.
- Baisch, Martin: Orgeluse – Aspekte ihrer Konzeption in Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹, in: Haas, Alois M./Kasten, Ingrid (Hrsg.): Schwierige Frauen – schwierige Männer in der Literatur des Mittelalters, Berlin [u. a.] 1999, S. 15–33.
- Bässler, Andreas: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500, Berlin/New York 2003 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 27 = 261).
- Bauer, Barbara: Die Philosophie des Sprichworts bei Sebastian Franck, in: Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): Sebastian Franck (1499–1542), Wiesbaden 1993 (Wolfenbütteler Forschungen 56), S. 181–221.
- Baumgarten, Alexander Gottlieb: *Metaphysica*, 1. Aufl. Halle 1739, 5. Aufl. Halle 1757.
- Beckmann, J[ürgen]/Heckhausen, H[einz]: Motivation durch Erwartung und Anreiz, in: Heckhausen, Jutta/Heckhausen, Heinz (Hrsg.): Motivation und Handeln, 5., überarb. und erw. Aufl. Berlin/Heidelberg 2018 (Springer Lehrbuch), S. 119–162.
- Bischof, Norbert: Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben, München/Zürich [1996].
- Bittner, Myriam: Komplizen des Erzählers. Auctoriale Figuren in der mittelhochdeutschen Epik, Baden-Baden 2019 (Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag, Reihe Germanistik 12).
- Bozkaya, Inci: Der ›Esopus‹ des Burkard Waldis und die Fabel der Frühen Neuzeit. Gattungstradition und -transformation, Autorisierungsstrategien, Deutungsmöglichkeiten, Berlin/Boston 2019 (Frühe Neuzeit 228).

- Braga, Joaquim. Die symbolische Prägnanz des Bildes. Zu einer Kritik des Bildbegriffs nach der Philosophie Ernst Cassirers, Freiburg 2012 (Reihe Philosophie 39).
- Brunemeier, Bernd: Vieldeutigkeit und Rätselhaftigkeit. Die semantische Qualität und Kommunikativitätsfunktion des Kunstwerks in der Poetik und Ästhetik der Goethezeit, Amsterdam 1983 (Bochumer Arbeiten zur Sprach- und Literaturwissenschaft 13).
- Buchwald, Dagmar: Art. Gestalt, in: Ästhetische Grundbegriffe, Bd. 2 (2001), S. 820–862.
- Burger, Harald [u. a.]: Handbuch der Phraseologie, Berlin/New York 1982.
- Burger, Harald: Sprichwort und Redensart: Gemeinsamkeiten und Unterschiede – theoretisch und textuell, synchron und diachron betrachtet, in: Steyer, Kathrin (Hrsg.): Sprichwörter multilingual. Theoretische, empirische und angewandte Aspekte der modernen Parömiologie, Tübingen 2012 (Studien zur deutschen Sprache 60), S. 45–78.
- Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen, 5., neu bearb. Aufl. Berlin 2015 (Grundlagen der Germanistik 36).
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen, Tl. 3: Phänomenologie des Erkennens, 2. Aufl. Berlin 1954. [zuerst 1923]
- Cassirer, Ernst: Das Symbolproblem und seine Stellung im System der Philosophie, in: Ders.: Schriften zur Philosophie der symbolischen Formen. Auf Grundlage der Ausgabe Ernst Cassirer. Gesammelte Werke, hrsg. von Marion Lauschke, Hamburg 2009, S. 93–111 (Philosophische Bibliothek 604). [zuerst 1927]
- Cassirer, Ernst: Nachgelassene Manuskripte und Texte, Bd. 4: Symbolische Prägnanz, Ausdrucksphänomen und ›Wiener Kreis‹, hrsg. von Christian Möckel, Hamburg 2011.
- Conzen, Eva von: Grenzfälle des Erzählens: Die Liste als einfache Form. [On the Margins of Narrative: The List as Simple Form], in: Koschorke, Albrecht (Hrsg.): Komplexität und Einfachheit. DFG-Symposium 2015, Stuttgart 2017, S. 221–239.
- De Pol, Roberto: Urjäns *ungehiure*. Überlegungen zur Sein-Schein-Problematik und zur Kalokagathie bei Wolfram, in: Prospero 7 (2000), S. 53–62.
- DFWB = Schulz, Hans [u. a.] (Hrsg.): Deutsches Fremdwörterbuch, 7 Bde., 1. Aufl. Berlin 1913–1988.
- Dieterich, Barbara S.: Das venushafte Erscheinungsbild der Orgeluse in Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 41 (2000), S. 9–65.

- Dimpel, Friedrich Michael: Dilemmata: Die Orgeluse-Gawan-Handlung im ›Parzival‹, in: ZfdPh 120 (2001), S. 39–59.
- Dimpel, Friedrich Michael: Die Zofe im Fokus. Perspektivierung und Sympathiesteuerung durch Nebenfiguren vom Typus der Confidante in der höfischen Epik des hohen Mittelalters, Berlin 2011 (Philologische Studien und Quellen 232).
- Dimpel, Friedrich Michael: *er solts et hân gediuhet nider*. Wertende Erzähleräußerung in der Orgeluse-Handlung von Wolframs ›Parzival‹, in: Euphorion 105 (2011), S. 251–281.
- Döffinger-Lange, Erdmuth: Der Gauvain-Teil in Chrétiens ›Conte du Graal‹. Forschungsbericht und Episodenkommentar, Heidelberg 1998 (Studia Romanica 95).
- Ehrenfels, Christian von: Über ›Gestaltqualitäten‹, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 14 (1890), S. 249–292.
- Eikelmann, Manfred: Autorität und ethischer Diskurs. Zur Verwendung von Sprichwort und Sentenz in Hartmanns von Aue ›Iwein‹, in: Andersen, Elisabeth [u. a.] (Hrsg.): Autor und Autorschaft im Mittelalter. Kolloquium Meißen 1995, Tübingen 1998, S. 73–100.
- Eikelmann, Manfred/Reuvekamp, Silvia: Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts, Bd. 1: Einleitung und Artusromane bis 1230, unter Mitarb. von Agata Mazurek, Rebekka Nöcker, Arne Schumacher und Sandra Theiß, Berlin/Boston 2012.
- Eikelmann, Manfred: *sprichwort*. Beobachtungen zum Verhältnis von Wort-, Wissens- und Literaturgeschichte am Beispiel einer poetologisch-generischen Bezeichnung, in: Bartsch, Nina/Schultz-Balluff, Simone (Hrsg.): Perspektivwechsel *oder*: Die Wiederentdeckung der Philologie, Bd. 2: Grenzgänge und Grenzüberschreitungen. Zusammenspiele von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin 2016, S. 27–51.
- Eikelmann, Manfred: *In nöten mag man die fründe spüren*. Die Sprichwörter und Sentenzen in den Saarbrücker Prosaepen, in: Königin Sibille. Hugu Scheppel. Editionen, Kommentare und Erschließungen, hrsg. von Bernd Bastert und Ute von Bloh unter Mitarb. von Lina Herz und Silke Winst, Berlin 2018 (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit 57), S. 409–433.
- Emmerling, Sonja: Geschlechterbeziehungen in den Gawan-Büchern des ›Parzival‹. Wolframs Arbeit an einem literarischen Modell, Tübingen 2003 (Hermaea N. F. 100).

- Ertel, Suitbert: Prägnanztendenz in Wahrnehmung und Bewußtsein, in: Wahrnehmung und Gesellschaft. Zeitschrift für Semiotik 3, 2/3 (1981), S. 107–141.
- Feustel, Robert: »A Measure of Disorder« – Entropie als Metapher für das Andere der Ordnung, in: Behemoth. A Journal of Civilisation 7/1 (2014), S. 118–139 ([online](#)).
- Fix, Ulla: Überdisziplinäres Textsortenwissen. Voraussetzung für die Arbeit von ›Textfächern‹, in: Heckl, Raick (Hrsg.): Methodik im Diskurs. Neue Perspektiven für die Alttestamentliche Exegese, Neukirchen-Vluyn 2015 (Biblich-theologische Studien 156), S. 1–31.
- Fürbeth, Frank: Lehrdialoge und Sprichwörter als Formen der Wissensvermittlung in Heinrich Wittenwilers Ring, in: Lähnemann, Henrike [u. a.] (Hrsg.): Lehren, Lernen und Bilden in der deutschen Literatur des Mittelalters. XXIII. Anglo-German Colloquium, Nottingham 2013, Tübingen 2017, S. 325–341.
- Gabriel, Gottfried: Baumgartens Begriff der »perceptio praegnans« und seine systematische Bedeutung, in: Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 20 (2008), S. 61–71.
- Gabriel, Gottfried: Logische Präzision und ästhetische Prägnanz, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 51 (2010), S. 375–390.
- Gabriel, Gottfried: Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn 2019.
- Georges, Heinrich: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet, 2 Bde., 8., verb. und verm. Aufl. Hannover 1913–1918 [Unveränd. Nachdr.: Darmstadt 2010].
- Gerke, Hilde: Sprichwörter und Redensarten bei Johann Fischart. Ein Beitrag zur deutschen Sprichwortgeschichte, Diss. masch. München 1953.
- Göttert, Karl-Heinz: Die Spiegelung der Lesererwartung in den Varianten mittelalterlicher Texte (am Beispiel des ›Reinhart Fuchs‹), in: DVjs 48 (1974), S. 93–121.
- Graeser, Andreas: Ernst Cassirer, München 1994 (Beck'sche Reihe Denker 527).**
- Grohmann, Wolfgang: Prägnanter Moment und punctum saliens. Zwei Begriffe aus Schillers Werkstatt, in: Acta Germanica 7 (1972), S. 59–76.
- Grzybek, Peter: G. L. Permjakovs Grammatik der sprichwörtlichen Weisheit, in: Die Grammatik der sprichwörtlichen Weisheit von G. L. Permjakov. Mit einer Analyse allgemein bekannter deutscher Sprichwörter hrsg., übers. und bearb. von Peter Grzybek, Hohengehren 2000 (Phraseologie und Parömiologie 4), S. 1–41.

- Hain, Mathilde: Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung, Gießen 1951 (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 95).
- Hain, Mathilde: Das Sprichwort, in: Der Deutschunterricht 15,2 (1963), S. 36–50.
- Hallik, Sibylle: Sententia und Proverbium. Begriffsgeschichte und Texttheorie in Antike und Mittelalter, Köln [u. a.] 2007 (Ordo 9).
- Hansen-Löve, Aage A.: Beobachtungen zur narrativen Kurzgattung, in: Grübel, Rainer (Hrsg.): Russische Erzählung = Russian Short Story. Utrechter Symposium zur Theorie und Geschichte der russischen Erzählung im 19. und 20. Jahrhundert, Amsterdam 1984 (Studies in Slavic Literature and Poetics 6), S. 1–45.
- Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna vitrea 14).
- Henkel, Nikolaus: Reduktion als poetologisches Prinzip. Verdichtung von Erzählungen im lateinischen und deutschen Hochmittelalter, in: Wolfram-Studien 24 (2017), S. 27–55.
- Hofmeister, Wernfried: Sprichwortartige Mikrotexte. Analysen am Beispiel Oswalds von Wolkenstein, Göppingen 1990 (GAG 537).
- Hofmeister, Wernfried: Sprichwortartige Mikrotexte als literarische Medien, dargestellt an der hochdeutschen politischen Lyrik des Mittelalters, Bochum 1995 (Studien zur Phraseologie und Parömiologie 5).
- Hüppe, Angelika: Präganz. Ein gestaltungstheoretischer Grundbegriff. Experimentelle Untersuchungen, München 1984 (Reihe Wissenschaft).
- Janz, Brigitte: Die Fabel von der Schlange und dem Mann. Überlegungen zur Funktion von Rechtssprichwörtern im ›Reynke de vos‹ (1498), in: Das Mittelalter 2 (1997), S. 21–29.
- Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz, 7., unveränd. Aufl. Tübingen 1999 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 15). [zuerst 1929]
- Kispál, Tamás: Rez. zu Alexandra Lewandowska: ›Sprichwort-Gebrauch heute‹, in: Deutsch als Fremdsprache 47/4 (2010), S. 245–247.
- Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 20. Aufl. bearb. von Walther Mitzka, Berlin 1967.
- Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 22. Aufl. unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearb. von Elmar Seebold, Berlin/New York 1989.
- Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 25., durchges. und erw. Aufl. bearb. von Elmar Seebold, Berlin/New York 2011.
- Köhler, Peter/Müller, Ralph: Art. Pointe, in: RLW, Bd. 3 (2003), S. 115–117.

- Kondor, Zsuzsanna: Art. Gestalt, in: Schirra, Jörg R. J. [u. a.] (Hrsg.): GIB – Glossar der Bildphilosophie ([online](#)).
- Kopperschmidt, Josef: Sprüchekultur. Versuch eines Problemzugangs, in: Varwig, Frey Roland (Hrsg.): Sprechkultur im Medienzeitalter, Frankfurt a. M. 1986 (Sprache und Sprechen 16), S. 53–64.
- Kriz, Jürgen: Gestalttheorie und Systemtheorie, in: Metz-Göckel, Hellmuth (Hrsg.): Handbuch zur Gestalttheorie, Bd. 1: Gestalttheorie aktuell, unter Mitarb. von Ferdinand Herget, Jürgen Kriz und Ernst Plaum, Wien 2008, S. 39–70.
- Krois, John Michael: Problematik, Eigenart und Aktualität der Cassirerschen Philosophie der symbolischen Formen, in: Braun, Hans-Jürg [u. a.] (Hrsg.): Über Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M. 1988 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 705), S. 15–44.
- Kühlmann, Wilhelm: Auslegungsinteresse und Auslegungsverfahren in der Sprichwortsammlung Sebastian Francks (1541), in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna vitrea 14), S. 117–131.
- Kurz, Gerhard: Vieldeutigkeit. Überlegungen zu einem literaturwissenschaftlichen Paradigma, in: Danneberg, Lutz/Vollhardt, Friedrich (Hrsg.): Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der ›Theoriedebatte‹, in Zusammenarb. mit Hartmut Böhme und Jörg Schöner, Stuttgart 1992, S. 315–333.
- Küsters, Urban: Art. Garten, Baumgarten, in: Renz, Tilo [u. a.] (Hrsg.): Literarische Orte in deutschsprachigen Erzählungen des Mittelalters. Ein Handbuch, Berlin/Boston 2019, S. 163–178.
- Lakoff, George/Johnson, Mark: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern, aus dem Amerikanischen übers. von Astrid Hildenbrand, 6. Aufl. Heidelberg 2008 (Kommunikationswissenschaften).
- Lewandowska, Anna: Sprichwort-Gebrauch heute. Ein interkulturell-kontrastiver Vergleich von Sprichwörtern anhand polnischer und deutscher Printmedien, Bern [u. a.] 2008 (Sprichwörterforschung 26).
- Lienert, Elisabeth: Zur Diskursivität der Gewalt in Wolframs ›Parzival‹, in: Wolfram-Studien 17 (2002), S. 223–245.**
- Linden, Sandra: Spielleiter hinter den Kulissen? Die Gawanfigur in Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹, in: Vollmann-Profe, Gisela [u. a.] (Hrsg.): Impulse und Resonanzen. Tübinger mediävistische Beiträge zum 80. Geburtstag von Walter Haug, Tübingen 2007, S. 151–166.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, 7. Aufl. Frankfurt a. M. 1999 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 666).

- Løgstrup, Knut E.: Weite und Prägnanz. Sprachphilosophische Betrachtungen. Metaphysik I, übers. von Rosemarie Løgstrup, Tübingen 1991.
- Martínez, Matías (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, Stuttgart/Weimar 2011.
- Martínez, Matías/Scheffel, Matthias: Einführung in die Erzähltheorie, 10., überarb. und akt. Aufl. München 2016 (C.H. Beck Studium).
- Matthias, Anna Susanna: Ein Handhaftverfahren aus dem Perceval/Parzivalroman (Der Prozeß des Urjans), in: GRM N. F. 34 (1984), S. 29–43.
- Mazurek, Agata: Sprichwort im Predigtkontext. Untersuchungen zu lateinischen Prothemata-Sammlungen des 15. Jahrhunderts mit deutschen Sprichwörtern. Mit einer Edition, Berlin/Boston 2014 (MTU 142).
- Mellmann, Katja: Die metrische Gestalt. Überlegungen zur Sinnfälligkeit des Viertakters, in: Journal of Literary Theory 8/2 (2008), S. 253–272.
- Mergell, Bodo: Wolfram von Eschenbach und seine französischen Quellen, 2. Tl.: Wolframs Parzival, Münster 1943 (Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung 11).
- Mertens Fleury, Katharina: Leiden lesen. Bedeutungen von *compassio* um 1200 und die Poetik des Mit-Leidens im ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach, Berlin/New York 2006 (Scriinium Friburgense 21).
- Mertens, Volker: Stellenkommentar, in: Hartmann von Aue: Gregorius – Der arme Heinrich – Iwein, hrsg. von dems., Frankfurt a. M. 2008 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 29), S. 975–1051.
- Metz-Göckel, Hellmuth (Hrsg.): Handbuch zur Gestalttheorie, Bd. 1: Gestalttheorie aktuell, unter Mitarb. von Ferdinand Herget, Jürgen Kriz und Ernst Plaum, Wien 2008.
- Metz-Göckel, Hellmuth: Einführung in die Gestaltpsychologie – Klassische Annahmen und neuere Forschungen, in: Ders. (Hrsg.): Handbuch zur Gestalttheorie, Bd. 1: Gestalttheorie aktuell, unter Mitarb. von Ferdinand Herget, Jürgen Kriz und Ernst Plaum, Wien 2008, S. 15–37.
- Metz-Göckel, Hellmuth (Hrsg.): Handbuch zur Gestalttheorie, Bd. 2: Gestalttheoretische Inspirationen. Anwendungen der Gestalttheorie, Wien 2011.
- Metzger, Wolfgang: Psychologie. Die Entwicklung ihrer Grundannahmen seit der Einführung des Experiments, 2., neubearb. Aufl. Darmstadt 1954 (Wissenschaftliche Forschungsberichte, Naturwissenschaftliche Reihe 52).

- Metzger, Wolfgang: Die Entdeckung der Pränanztendenz. Die Anfänge einer nicht-atomistischen Wahrnehmungslehre, in: Ders.: Gestalt-Psychologie. Ausgewählte Werke aus den Jahren 1950 bis 1982, hrsg. und eingel. von Michael Stadler und Heinrich Crabus, Frankfurt a. M. 1986, S. 145–181.
- Metzger, Wolfgang: Möglichkeiten der Verallgemeinerung des Pränanzprinzips, in: Ders.: Gestalt-Psychologie. Ausgewählte Werke aus den Jahren 1950 bis 1982, hrsg. und eingel. von Michael Stadler und Heinrich Crabus, Frankfurt a. M. 1986, S. 182–198.
- Metzger, Wolfgang: Gestalt-Psychologie. Ausgewählte Werke aus den Jahren 1950 bis 1982, hrsg. und eingel. von Michael Stadler und Heinrich Crabus, Frankfurt a. M. 1986.
- Mitterauer, Arnold: Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit, Paderborn/München 1980 (Sammlung Zebra, Reihe B 2).
- Möckel, Christian: Kunst und Sprache als symbolische Formen in nachgelassenen Schriften Cassirers, in: Ders.: Die Philosophie Ernst Cassirers. Vom Ausdrucks- und Symbolcharakter kultureller Lebensformen, Hamburg 2018 (Cassirer-Forschungen 18), S. 527–544.
- Mohr, Wolfgang: Parzival und Gawan, in: Wolfram von Eschenbach. Aufsätze von Wolfgang Mohr. Göppingen 1979 (GAG 75), S. 62*–93*. [zuerst 1958]
- Müller, Kurt: Art. Pränanz, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 7 (1989), Sp. 1249f.
- Nellmann, Eberhard: Kommentar, in: Wolfram von Eschenbach: Parzival, nach der Ausg. Karl Lachmanns rev. und komm. von Eberhard Nellmann, übertr. von Dieter Kühn, 2 Bde., 3. Aufl. Frankfurt a. M. 2013 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch 7), hier Bd. 2, S. 413–430, 443–790.
- Neugart, Isolde: Wolfram, Chrétien und das Märchen. Erzählstrukturen und Erzählweisen in der Gawan-Handlung, Frankfurt a. M. [u. a.] 1996 (EHS Reihe I, 1571).
- Niemeyer, Paul: Die Sentenz als poetische Ausdrucksform vorzüglich im dramatischen Stil. Untersuchungen an Hand der Sentenz in Schillers Drama, Berlin 1934 (Germanische Studien 146).
- Nöcker, Rebekka: Volkssprachiges Proverbium in der Gelehrtenkultur. Ein lateinischer Fabelkommentar des 15. Jahrhunderts mit deutschen Reimpaarepithen. Untersuchung und Edition, Berlin/Boston 2015 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 16).
- Nünning, Ansgar (Hrsg.): Metzler-Lexikon Literatur- und Literaturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, 5., aktual. und erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2013.

- Ott, N[orbert] H.: Art. Sprichwort, Sprichwortsammlung; III. Deutsche Literatur, in: LexMA, Bd. 7 (1995), Sp. 2138f.
- Ovsiankia, Maria: Die Wiederaufnahme unterbrochener Handlungen (Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie VI, hrsg. von Kurt Lewin), in: Psychologische Forschung 11 (1928), S. 302–379.
- Paetzold, Heinz: Ernst Cassirer zur Einführung, 2., überarb. Aufl. Hamburg 2002 (Zur Einführung 271).
- Palmer, Stephen E.: Symmetry, Transformation, and the Structure of Perceptual Systems, in: Beck, Jacob (Hrsg.): Organization and Representation in Perception, Hillsdale NJ 1982, S. 95–144.
- Peil, Dietmar: Art. Sprichwort, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 8 (2007), Sp. 1292–1296.
- Rausch, Edwin: Das Eigenschaftsproblem in der Gestalttheorie der Wahrnehmung, in: Metzger, W[olfgang]/Erke, H[einer]: Handbuch der Psychologie. Allgemeine Psychologie, Bd. 1/1, Göttingen 1966, S. 866–953.
- Reuvekamp, Silvia: Art. Sentenz, in: RLW, Bd. 3 (2003), S. 425–427.
- Reuvekamp, Silvia: Sprichwort und Sentenz im narrativen Kontext. Ein Beitrag zur Poetik des höfischen Romans, Berlin/New York 2007.
- Röhrich, Lutz/Mieder, Wolfgang: Sprichwort, Stuttgart 1977 (Sammlung Metzler).
- Rubin, Edgar: Visuell wahrgenommene Figuren. Studien in psychologischer Analyse, København [u. a.] 1921.
- Saller, Johann Michael: Die Weisheit auf der Gasse, oder Sinn und Geist deutscher Sprichwörter. Ein Lehrbuch für uns Deutsche, mit unter auch eine Ruhebank für Gelehrte, die von ihren Forschungen ausruhen möchten, Augsburg 1810.
- Scheuble, Robert: *mannes manheit, vrowen meister*. Männliche Sozialisation und Formen der Gewalt gegen Frauen im ›Nibelungenlied‹ und in Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹, Frankfurt a. M. 2005 (Kultur, Wissenschaft, Literatur. Beiträge zur Mittelalterforschung 6).
- Schirra, Jörg R. J./Kondor, Zsuzsanna: Figur/Grund-Differenzierung, in: IMAGE. Zeitschrift für interdisziplinäre Bildwissenschaft 28 (Ausg. 07/2018), S. 181–193 ([online](#)).
- Schmarje, Susanne: Das sprichwörtliche Material in den Essais von Montaigne. Bd. 1: Abhandlung, Berlin/New York 1973 (Hamburger Romanistische Studien 50/1).
- Schmitt, Rudolf [u. a.] (Hrsg.): Systematische Metaphernanalyse. Eine Einführung, Wiesbaden 2018.
- Schmitz, Bernhard Anton: Gauvain, Gawein, Walewein. Die Emanzipation des ewig Verspäteten, Tübingen 2008 (Hermæa N. F. 117).

- Schnell, Rüdiger: *Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur*, Bern/München 1985 (Bibliotheca Germanica 27).
- Schuhmann, Martin: *Reden und Erzählen. Figurenrede in Wolframs ›Parzival‹ und ›Titurel‹*, Heidelberg 2008 (Frankfurter Beiträge zur Germanistik 49).
- Schulze-Busacker, Elisabeth: *Proverbs et expressions proverbiales dans la littérature narrative du Moyen Age français. Recueil et analyse*, Genève/Paris 1985 (Nouvelle bibliothèque du Moyen Age 9).
- Schwemmer, Oswald: *Ernst Cassirer. Ein Philosoph der europäischen Moderne*, Berlin 1997.
- Schwitzgebel, Bärbel: *Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachiger Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts*, Tübingen 1996 (Frühe Neuzeit 28).
- Seiler, Friedrich: *Deutsche Sprichwörterkunde*, München 1922 (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen 4/3) [Unveränd. Nachdr.: München 1967].
- Škilters, Jurgis: Sprache, Gestalttheorie und Semantik**, in: Metz-Göckel, Hellmuth (Hrsg.): *Handbuch zur Gestalttheorie*, Bd.1: *Gestalttheorie aktuell*, unter Mitarb. von Ferdinand Herget, Jürgen Kriz und Ernst Plaum, Wien 2008, S. 203–231.
- Škilters, Jurgis: Semantic Prominence and Semantic Segmenting. On the Relations between Cognitive Semantics and Gestalt Theory**, in: Metz-Göckel, Hellmuth (Hrsg.): *Handbuch zur Gestalttheorie*, Bd. 2: *Gestalttheoretische Inspirationen. Anwendungen der Gestalttheorie*, Wien 2011, S. 167–188.
- Stadler, Michael/Wildgen, Wolfgang: *Semiotik und Gestalttheorie*, in: Posner, Roland [u. a.] (Hrsg.): *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur = Semiotics. A Handbook on the Sign-Theoretic Foundations of Nature and Culture*, 3. Teilbd., Berlin/New York 2003 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 13,3), S. 2473–2483.
- Stadler, Michael [u. a.]: *Struktur und Bedeutung in kognitiven Systemen*, in: Metz-Göckel, Hellmuth (Hrsg.): *Handbuch zur Gestalttheorie*, Bd. 1: *Gestalttheorie aktuell*, unter Mitarb. von Ferdinand Herget, Jürgen Kriz und Ernst Plaum, Wien 2008, S. 71–95.
- Stoellger, Philipp: *Metapher als Modell symbolischer Prägnanz. Zur Bearbeitung eines Problems von Ernst Cassirers Prägnanzthese*, in: Korsch, Dietrich/Rudolph, Enno (Hrsg.): *Die Prägnanz der Religion in der Kultur. Ernst Cassirer und die Theologie*, Tübingen 2000 (Religion und Aufklärung 7), S. 100–138.

- Strauß, Gerhard [u. a.] (Hrsg.): Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch, Berlin/New York 1989 (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 2).
- Stroszeck, Hauke: Pointe und poetische Dominante. Deutsche Kurzprosa im 16. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1970 (Germanistik 1).
- Tomasek, Tomas: Sentenzen im Dialog. Einige Beobachtungen zum Profil der Gawan-Figur im X. Buch des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach, in: Beckmann, Susanne [u. a.] (Hrsg.): Sprachspiel und Bedeutung. Festschrift für Franz Hundsnurscher zum 65. Geburtstag, Tübingen 2000, S. 481–488.
- Tomasek, Tomas: Sentenzverwendung im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts. Vom ›Diskurs‹ zur ›Konvention‹, in: Lutz, Eckart Conrad [u. a.] (Hrsg.): Literatur und Wandmalerei, Bd. 2: Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001, Tübingen 2005, S. 47–63.
- Tomasek, Tomas: Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts, Bd. 2: Artusromane nach 1230, Gralromane, Tristanromane, in Zusammenarb. mit Hanno Rüter und Heike Bismark unter Mitwirk. von Jan Hallmann, Daniela Riegermann, Kerstin Rüter und Manuela Schotte, Berlin/New York 2009.
- TPMA = Thesaurus proverbiorum medii aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters, begr. von Samuel Singer, hrsg. vom Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, 13 Bde. und Quellenverzeichnis, Berlin/New York 1995–2002.
- Treichler, Hans Peter: Studien zu den Tageliedern Oswalds von Wolkenstein, Zürich 1968.
- Urscheler, Andreas: Kommunikation in Wolframs ›Parzival‹. Eine Untersuchung zu Form und Funktion der Dialoge**, Bern [u. a.] 2002 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700 38).
- Wachinger, Burghart: Kleinstformen der Literatur. Sprachgestalt – Gebrauch – Literaturgeschichte, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna vitrea 14), S. 1–37.
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm: Das Sprichwort, betrachtet nach Form u[nd] Wesen, für Schule u[nd] Leben, als Einleitung zur einem großen volkstümlichen Sprichwörterschatz, hrsg. und eingel. von Wolfgang Mieder, Bern [u. a.] 1982 (Sprichwörterforschung 1) [Nachdr. der Ausg. Hirschberg 1836].
- Wellek, Albert: Gestaltpsychologie, in: Kleinert, Heinrich [u. a.] (Hrsg.): Lexikon der Pädagogik, Bd. 1, Bern 1950, S. 570–577.

- Wellek, Albert: Ganzheitspsychologie und Ganzheitspädagogik als Wegbereiter für das ›Exemplarische‹, in: Guss, Kurt (Hrsg.): Gestalttheorie und Erziehung, Darmstadt 1975 (UTB 508), S. 122–139. [zuerst 1969]
- Wertheimer, Max: Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. I. Prinzipielle Bemerkungen, in: Psychologische Forschung 1 (1922), S. 47–58; II., in: Psychologische Forschung 4 (1923), S. 301–350.
- Westerkamp, Dirk: Ikonische Prägnanz, Paderborn 2015.
- White, Hayden: Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie, in: Ders.: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, aus dem Amerikanischen von Margit Smuda, Frankfurt a. M. 1990 (Fischer-Wissenschaft 7417), S. 40–77.
- White, Hayden: Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas, Frankfurt a. M. 1991.
- Wilbolz, Rudolf: Über Lichtenbergs Kurzformen, in: Bindschedler, Maria/Zinsli, Paul (Hrsg.): Geschichte – Deutung – Kritik. Literaturwissenschaftliche Beiträge dargebracht zum 65. Geburtstag Werner Kohlschmidts, Bern 1969, S. 109–133.
- Wolf, Norbert Christian: ›Fruchtbarer Augenblick‹ – ›prägnanter Moment‹: Zur medienpezifischen Funktion einer ästhetischen Kategorie in Aufklärung und Klassik (Lessing, Goethe), in: Alt, Peter André [u. a.] (Hrsg.): Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Festschrift für Hans-Jürgen Schings, Würzburg 2002, S. 373–404.
- Wozonig, Karin S.: Chaostheorie und Literaturwissenschaft, Innsbruck [u. a.] 2008.
- Zeigarnik, Bluma: Das Behalten von erledigten und unerledigten Handlungen (Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie III, hrsg. von Kurt Lewin), in: Psychologische Forschung 9 (1927), S. 3–85.

Anschrift der Autorin:

Dr. Rebekka Nöcker
Universität Tübingen
Deutsches Seminar
Mediävistische Abteilung
Gartenstr. 19
D-72074 Tübingen
E-Mail: rebekka.noecker@uni-tuebingen.de

Daniel Eder

Die Mutter des Märtyrers ›Prägnanz‹ als narratologische und rezeptions- hermeneutische Kategorie in der Legendarik (am Beispiel der Gangolf-Erzähltradition)

Abstract. Der Beitrag fragt nach möglichen Formierungen eines ›prägnanten Erzählens‹ für die Legendarik, ohne einmal mehr den Sonderstatus der Textsorte hinsichtlich einer vorgeordneten intentionalen und funktionalen Gebundenheit absolut zu setzen. Stattdessen wird auf Mechanismen literarischer Prägnanzbildung abgehoben, die nur mittels eines auf mehrere Ebenen aufgefächerten Merkmalsbündels erfasst werden können. Damit soll auf eine Nachzeichnung narratologischer Kategorien wie von Aspekten der rezipierendenseitigen Aktivierung von Texten im Deutungsakt abgezielt werden. Den Ausgangspunkt hierfür bilden die Überlegungen Jolles' zur Sprachbildlichkeit der Legende und die Diskussion von möglichen Prägnanzparametern der ›Gattung‹ im Besonderen, die darauf am Beispiel der verschiedenen Fassungen der Gangolflegende in ein allgemeineres Konzept von ›literarischer Prägnanz‹ im obigen Sinne zu überführen sind.

1. Ein Rad mit scharfen Klingen und ein Gott, der zerspringt

Legenden präsentieren eindringliche Formen einer spezifischen Narrativierung von Diesseits – nämlich im Rekurs auf dessen radikale transzendente Entgrenzung – im Modus der Biographieförmigkeit (vgl. Strohschneider 2002, S. 113f.). Dabei bedienen sie sich, das ist zumindest anzunehmen, ›prägnanter‹ Prägnungen von Heiligkeit. Gleichwohl stellt sich dringlich die Frage, ob die rein quantitative Kürze der Narration zum entscheidenden Paradigma der Situierung von ›Prägnanz‹ im Sinne einer Eingängigkeit und klaren

Profiliertheit des Erzählten taugt. Sind beispielsweise die kurzen Prosaaviten der Legendare per se ›prägnanter‹ als die breit ausgestalteten, versmetrischen Langfassungen, auf denen sie zum Teil beruhen (vgl. etwa Mertens 1979)? Bringt Reduktion des Umfangs wirklich ein Mehr an Klarheit, oder reißt die Konzentration auf als ›wesentlich‹ erachtete Informationen und Handlungsstrukturen nicht etwa auch neue ›Lücken‹? Diese können z. B. in der kausallogischen Herleitung entstehen und somit auf Rezipierendenseite als ›Leerstellen‹ verstärkt hermeneutische Anstrengung abfordern.² Ja, bildet überhaupt die mit der Rede von der ›Prägnanz‹ verbundene ›Konturiertheit‹ des Details für sich allein eine sinnvolle Basis für die Akzentuierung des Begriffs im Hinblick auf eine literaturwissenschaftlich operationalisierbare Kategorie, wo ›radikales Auserzählen von Weltentwürfen‹ (wie bei Joyce) zwar ein metanarratives und sozio-kulturelles Phantasma darstellt, ein (literarischer³) Text aber ohne Leerstellengenerierung gar nicht denkbar ist? Worin bestünde aber dann literarische ›Prägnanz‹ – und die der Legende im Speziellen? In seiner für die Forschungsliteratur zur Legendarik bis heute wirkungsmächtigen Studie ›Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz‹ von 1930⁴ – hat André Jolles darauf eine Antwort zu geben versucht. Dafür hat er in seinen Überlegungen besonders zwei Bildmotive aus dem Bereich der Märtyrerakten hervorgehoben, die für ihn als eindringliche Signa der – an sich durchaus vielgestaltigen – Textoberfläche zu firmieren scheinen:

Die vielfältige Erscheinung, daß Christen verfolgt, gefangen, gemartert werden, soll zusammenfassend gekennzeichnet und ausgedrückt, auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden, es heißt: ein Rad mit scharfen Klingen: [...] die Nutzlosigkeit der Verfolgungen und der Sieg des Christentums heißen: die Götzenbilder zerspringen [...]. **Es ist als ob sich die Vielheit und Mannigfaltigkeit des Geschehens verdichte und gestalte, als ob gleichartige Erscheinungen zusammengewirbelt und in dem Wirbel umgriffen würden, so, daß sie in einen Begriff eingehen, einen Begriff darstellen.** Wenn man sagt: Ein Rad mit scharfen Klingen – so ist nicht ganz einzusehen, wie man einen Menschen damit martern soll, aber es ist unmöglich, den Begriff sämtlicher seelischen und körperlichen

Foltern besser zu fassen als durch ein Rad mit scharfen Klingen. Wieviel liegt nicht in einem Gott, der zerspringt! (Jolles 1972, S. 43f.).

Jolles' Argumentation ist an dieser Stelle ganz von einer sprachfunktionalen Seite her gedacht. Dabei lasse nämlich – so der Verfasser weiter – das sprachliche Gebilde, die »Sprachgebärde« als eine »geschwängerte«, im Wortsinne also »prägnante«⁵ Einheit, die beiden Wirkungsabsichten des »Auf-etwas-hinweisens« und des »Etwas-darstellens«, oder anders: »das Meinen und das Bedeuten«, in eins fallen.⁶ Das heißt, es lassen sich referentielle und sinngebende Sprachimpulse zusammenführen. Dies ist freilich im Zusammenhang mit der sprachontologischen bis -mystifizierenden Rahmung bei Jolles zu sehen, die man heute mit einiger Skepsis betrachtet (vgl. Strohschneider 2010, S. 161). Denn Jolles hatte diesen sprachlichen Vorgang als Gerinnung einer spezifischen »Geistesbeschäftigung« – im Falle der Legende die der *imitatio* (vgl. Jolles 1972, S. 36f.) – insinuiert, die die »einfachen Formen« jeweils als ein Kondensat »des Seins und des Geschehens« (ebd., S. 45) materialisiere. Allerdings scheinen mir dessen Ausführungen dennoch in zweierlei Hinsicht für die in diesem Band geführte Auseinandersetzung um Perspektiven und Grenzen des Prägnanzbegriffes für die sog. »Kleinepik« anschlussfähig zu sein. Dies ergibt sich zum einen dadurch, dass die mit der Suggestion des Unvermittelt-Eingängigen behafteten, aber gleichwohl bedeutungsvoll-abstrakt fungierenden sprachlichen Bilder bei Jolles auf die symbolische Erzählforschung im Anschluss an Cassirers erkenntnistheoretisches Konzept der »symbolischen Prägnanz«⁷ hin perspektivierbar wären: Sie scheinen nämlich genau jene für die ästhetische Vermittlung postulierten Momente einer Entdifferenzierung von »Sinn« und »sinnlicher Anschauung« bzw. »Repräsentanz« und »Präsenz« widerzuspiegeln, die als Wechselspiel von progressiver Symbolizitätsbeimessung und rückläufiger Auflösung im Sinne eines »Zeichens« auf hermeneutischer Ebene wiederkehren (vgl. Bleumer 2010, S. 237). Zum anderen dürften, nimmt man das tendenziell ontologisch erscheinende Kriterium des »Seins« oder »Da-Seins« heraus, derartige Formen einer semantisch-

narrativen Verdichtung aber auch narratologisch-tropologisch als ein komplexes Wechselspiel von syntagmatisch aufgespannter Metonymie und paradigmatisch relationierbarer Metaphorik gefasst werden können.⁸ Damit würden hier Elemente der Kausallogik mit Aspekten der semantisch-evaluativen Aufladung zusammengeführt. Das Foltern des Märtyrers auf einem drastisch zugerichteten Rad als Teil seiner syntagmatischen ›Geschichte‹ verdichtet sich im Paradigma zur Metapher, die die Grausamkeit des dem Christentum als Herausforderung gegenüberstehenden Irrglaubens anzeigt, dem es sich durch ›Zeugnis‹ im *sensus allegoricus* heilsgeschichtlich und im *sensus tropologicus* überzeitlich-individuell zu widersetzen hat. Dies ließe somit die narrativen Ballungspunkte von syntagmatischer Evidenz, d.h. das Foltern als zentraler Angelpunkt des für die Märtyrerlegende zu unterliegenden kohärenzlogischen ›Basisnexus‹ (vgl. Feistner 1995, S. 26–33), und paradigmatischer, ja figural konturierter (Sinn-)Bildlichkeit (vgl. Ringler 1975, S. 260–263) deutlicher in den Blick geraten. Wenn dem aber so ist, dann dürfte die Antwort auf die Frage, wie ›Prägnanz‹ als literaturwissenschaftliche Analysekategorie greifbar zu machen wäre, auf ein Bündel von Techniken der Intensivierung auf mehreren Ebenen hinauslaufen. Sie müsste nämlich erzähltechnisch-textstrukturell hervorgebracht wie rezeptionshermeneutisch-kognitiv aktiviert werden⁹ und scheint Strategien der semantischen Simplifizierung und Potenzierung gleichermaßen zu umfassen.

2. Prägnanz und Legendarik

Folglich soll hier vorgeschlagen werden, das Konzept einer auf textstruktureller wie rezeptionsseitiger Ebene zu veranschlagenden Füllung von ›Prägnanz‹ als allgemeine literaturhermeneutische Kategorie weiterzuerfolgen. Dieses besteht in einem Merkmalsbündel von Aktivierungsstrategien der semantisch-narrativen Dissonanzreduktion und -komplexion. Andererseits

ist vor dem Hintergrund der spezifischen Forschungsdiskussion zur Textsorte der ›Legendarik‹ zunächst zu diskutieren, was davon zu unterscheiden wäre: die Frage nach einer genrespezifischen ›Prägnanz‹ der Legende.

Sucht man nach möglichen Konzeptualisierungen von ›Prägnanz‹ für die Textformation der Legendarik, dann bereitet die immer wieder registrierte und problematisierte Vielgestaltigkeit und Formendiversität legendarischer Texte einige Probleme (vgl. zuletzt Koch/Weitbrecht 2019, S. 9–11).¹⁰ Dies erklärt sich zunächst einmal aus einer irritierenden Gemengelage von alternativen und sich teilweise überlappenden Gattungskonzepten. Denn zum einen steht mit dem Begriff der ›Hagiographie‹ ein umfassender und neutraler Terminus für alle kulturellen Zeugnisse zur Verfügung, die sich mit dem Heiligen bzw. den Heiligen beschäftigen. Allerdings umfasst dieser alle Typen von Bedeutungsträgern, die mit dem Phänomen beschäftigt sind (Prozessakten, Legenden, Inschriften etc.) und ist genrebezogen gerade nicht begrenzt (vgl. Van Uytvanghe 1988, Sp. 151–155). Schließlich kann Hagiographisches auch da auftauchen, wo man es gattungsgemäß gar nicht unbedingt erwartet, etwa im Roman. Deshalb spricht man heute eher von einem gattungsübergreifenden hagiographischen Diskurs, der sich wiederum in verschiedene Textsorten auffächert und prinzipiell jederzeit literarisch/textuell einspielbar ist (vgl. ebd., Sp. 155–159).¹¹ Dann scheinen hagiographische Muster zwar von einer entscheidenden Signifikanz zu sein und an sich für einzelne Texte ›prägnante‹ Motive im Sinne einer deutlichen Wiedererkennbarkeit zu bilden, ihr volles Konnotationspotenzial entfaltet sich aber freilich erst im semantischen Wechselspiel mit anderen Literaturtraditionen – wie etwa der ›höfischen‹.¹²

Des Weiteren ist für legendarische Erzählungen, da es sich ja meist um biographieförmige Texte handelt, der Begriff der ›Vita‹ einschlägig. Er fasst die Rahmung der Texte im Sinne einer Lebensgeschichte¹³ mithin treffend ein (vgl. Kunze 2003), kann aber das Corpus von Texten, die sich vornehmlich Reliquientranslationen, posthumen Wundern von Heiligen oder Maria, also sog. Mirakeln, widmen, nicht abbilden. Somit besteht die Gefahr,

dass diese künstlich separiert werden.¹⁴ Zum anderen fällt bei ihm die Abgrenzung von Textsorten der weltlichen Biographie letztlich schwer, die ja ebenfalls als ›Viten‹ einzuordnen, aber eben nicht hagiographisch ausgerichtet sind (vgl. ebd., S. 788). Ganz problematisch scheint es mir aber, die Gattungstermini dahingehend zu verengen, dass als ›Viten‹ die längeren, schriftliterarisch geprägten und in Prosa abgefassten Heiligenleben der Latinität zu bezeichnen seien, während der Begriff der ›Legende‹ den tendenziell volkssprachlichen und zunächst mündlich tradierten Texten vorbehalten sein soll. Zwar mögen Letztere teils schon einmal als »andachtsbildartig verdichtet« (ebd., S. 787) – und man könnte denken: insofern als besonders ›prägnant‹ – erscheinen, jedoch ist zu betonen, dass sich eine solche terminologische Unterscheidung weder lateinisch noch volkssprachlich historisch absichern lässt (vgl. ebd.).¹⁵ Zum anderen muss – ohne die teils enorme Elaboriertheit lateinischer Hagiographik in Frage stellen zu wollen – doch von altgermanistischer Seite darauf beharrt werden, dass es wenig zielführend scheint, die Opposition von Latinität und Volkssprache mit einem unterschiedlichen artifiziiellen Qualitätsniveau aufzuladen. Es erzeugt aber in jedem Fall ein falsches Bild von der Textsorte, wenn man dieses ›Gefälle‹ auch noch durch Dichotomien wie Prosaik vs. Verskunst, Länge vs. Kürze, oder Eigenständigkeit vs. Sammlungskonformität zu essentialisieren sucht. Schließlich ziehen sich diese Spannungsfelder für die legendarischen Texte ja quer durch beide Literatursysteme. Freilich gibt es andererseits auch keinen Grund, die vielen biographieförmig organisierten Texte, die sich in der Tat in den lateinischen wie auch volkssprachlichen Legendaren finden, nicht auch weiterhin als ›Kurzviten‹ zu benennen.

Mithin verbietet der Terminus der Legende (ursprünglich Neutrum Plural als ›das zu [Vor-]Lesende‹) allein schon eine Reduzierung der Texte auf eine – ja immer notwendig spekulative – Sphäre der genetischen Mündlichkeit. Er ist ab dem 9. Jh., nun als substantiviertes Femininum, immer stärker gerade für Heiligenerzählungen verwendet worden, die bei der liturgischen oder klösterlichen Lesung eine Rolle spielen (vgl. Kunze 2000, S. 388).¹⁶

Insofern dürfte allenfalls von einer kategorialen ›Vokalität‹ des Genres die Rede sein (vgl. Hagby 2017), die wiederum für die Latinität wie die Volkssprache gleichermaßen anzusetzen wäre. Schließlich geht es in beiden Fällen doch gerade nicht um frei memorierende Vortragstechniken im Sinne einer grundständigen Oralität, sondern um Schriftbasiertheit. Es wäre jedoch erst noch zu untersuchen, was diese spezifische mediale Zuspitzung für den Status der Textsorte im Hinblick auf eine für die ›Andacht‹¹⁷ besonders handhabbare Konturierung bedeutet, und wie sich dieser Aspekt zu Praktiken der *memoria*-Stiftung (vgl. Feistner 2003) und der daneben zu bemerkenden (para-)liturgischen Rahmung verhält (vgl. Kössinger 2015). Allerdings bleibt ein solcher, von der Rezeptionstechnik des ›Lesens‹ bzw. ›Vorlesens‹ her gedachter Begriff der Legende notwendigerweise immer noch hinsichtlich der skizzierten Binnenabgrenzungen von Heiligenerzählungen unscharf.¹⁸

Dies bedeutet aber auch, dass man sich bei der Profilierung von Erzählverfahren, die das Spezifische ›der‹ Legende zu fassen suchen, angesichts dieses disparaten Spektrums und seiner notwendigerweise stets nur relational fassbaren Eigenheiten doch wohl äußerst schwer tun wird, überhaupt zu allgemein zutreffenden Charakteristika zu kommen¹⁹, die dann auf ihre ›Prägnanz‹ hin befragt werden könnten.

Dennoch hat aber die einschlägige Forschung zum Texttyp einige Anhaltspunkte profiliert, die – im alltagspraktischen Gebrauch des Terminus im Sinne von ›Eingängigkeit‹ –für eine gesteigerte ›Prägnanz‹ des Genres zu sprechen scheinen. Mit der Berufung auf Jolles und seiner Einordnung der Legende unter die ›einfachen Formen‹ (s.o.) konnte sich jedenfalls in der Folgezeit ein Verständnis etablieren, das einen ›naiv-schlichten‹ Charakter der Legendarik konstatierte, da ihr erzählerischer Duktus ganz in der Fundierung von ›Glauben‹ aufgehe.²⁰ In letzter Konsequenz sei die Textsorte – so zumindest das Diktum von Ulrich Wyss – eigentlich gar nicht mehr zu den literarischen Formen zu zählen (vgl. Wyss 1984, S. 40). Dementsprechend sei die Textformation primär vor dem Hintergrund ihrer

Funktionsgebundenheit im Kontext der christlichen Frömmigkeitspraxis zu sehen.²¹ Versteht man die Legendarik aber vornehmlich über ihr Aufgehen in sozialen Praktiken, zu denen sie ja auch unbestritten in vielfältiger Relation steht, verwundert es wiederum wenig, wenn die ihr zugetraute kognitive ›Wirkungsabsicht‹ insbesondere als Reduktion von Bedeutungspotenzialen und -konkurrenzen in den Blick gerät. In diesem Sinne hat etwa Theodor Wolpers die Legende als Strukturgebilde von großer »Einhelligkeit« (Wolpers 1964, S. 33) und als »erzählerisches Andachtsbild« (ebd., S. 30) bestimmt und – mit ihm – Siegfried Ringler die enorme Sinnbildlichkeit der Legendennarration im Glaubenszusammenhang hervorgehoben (vgl. Ringler 1975, S. 260–264). Hierbei produziere das Genre gleichnishaft einprägsame Exempel seriell und in Form von »personal zentrierten Szene[n]« (ebd., S. 263). Damit wird aber vor allem auf eine Situierung der Legendarik abgezielt, in der diese *in toto* auf eine als ›intentional‹ vorgeordnete und poetologisch den Texten ablesbare Funktion verpflichtet ist, die sich auf Rezeptionsseite in der wirkungsvollen Vergegenwärtigung eines *venerabile* und der Aktualisierung des Musters im Sinne eines *imitabile* niederschlagen soll.²² Diese Prägung sei etwa durch die Schlichtheit des rhetorischen Stils, eine leichte Erfassbarkeit des Bedeutungsgehalts über ›Bildmächtigkeit‹ des Vermittelten und die Präsenzstiftung zur Gewährleistung von dessen Relevanz abgesichert. Hingegen verweist der wirkmächtige Aufsatz von Peter Strohschneider zum ›legendarischen Erzählen‹ am Beispiel von Konrads ›Alexius‹ zwar durchaus auf eine grundlegende Differenz der textuellen Vermittlung von Heiligkeit, die deswegen stets von einem Kollaps der Geltungsansprüche bedroht sei²³, zur unvermittelt gedachten Präsenz des Heils in der Reliquie; der Beitrag zielt dabei aber letztlich doch auf die Momente, in denen dieses Präsenz- und Geltungsdefizit suggestiv überspielt wird (vgl. Strohschneider 2002). Insofern hat sich ein Bild von der Textsorte verdichtet, das von einer narrativen Simplizität, einer unmittelbaren Eindringlichkeit und der (rituellen) Präsenzstiftung über bewährte Funktionsmechanismen gekennzeichnet ist, und

welches zudem über den Begriff eines suggestiv substanzuell spezifizierbaren ›legendarischen Erzählens‹ noch weiter zementiert zu werden droht (vgl. Eder [demnächst]).

Wollte man in der Tat nun ein derartiges Verständnis vom ›legendarischen Erzählen‹ als Ausgangspunkt für ein literaturwissenschaftliches Konzept einer legendentypischen ›Prägnanz‹ nutzen, so besteht jedoch die Gefahr, dass man einem Kurzschluss in Teilen der Legendenforschung aufsitzt. Mithin würden dabei grundlegende Elemente des in der Textsorte als Fluchtpunkt aufscheinenden Zuschreibungskomplexes von »Heiligkeit als zusammengesetzte Kategorie« (Hammer 2015, S. 23) übersprungen, wie etwa deren tiefgreifende Irritationswirkung in Form eines *tremendum et fascinosum* (vgl. Otto 1917). Zum anderen würde man übersehen, wie sehr der Texttyp selbst von einer konstitutiven Ambivalenz geprägt ist (so schon Gumbrecht 1979, S. 54f.), die die Vermittlung des *imitabile* stets auch durch Momente der inkommensurablen Alterität der/des Heiligen einklammert (vgl. Wyss 1984, S. 42–44).²⁴ Und schließlich hieße das auch, die grundlegende Doppelgesichtigkeit der christlichen Ästhetik einzuebnen, die genau zwischen der propagierten Simplizität des Stils und der Einbringung des – teils auch überbordenden – rhetorischen Ornatus als Gegenpol changiert (vgl. Köbele 2012 und 2014). Darüber hinaus wäre zu betonen, dass die Legende als Genre zwar durchaus ein final auf Heiligkeit der Protagonistin/des Protagonisten zielendes Erzählprinzip aufweisen mag (vgl. etwa Hammer 2015, S. 359f.); jenes ›Ziel‹ des narrativen Progress besitzt aber nicht automatisch eine *a priori* gegebene, aus sich selbst verständliche Evidenz, sondern diese Geltungsbehauptung muss immer überhaupt erst »hererzählt und hergestellt« (Weitbrecht 2012, S. 212) werden. Dabei kann die Textsorte durchaus auf ein variantenreiches Spektrum von Erzählmustern und -motiven zurückgreifen.²⁵ Sie verfügt über elaborierte Chiasmen konkurrierender Logiken der Heilsvergewisserung (vgl. Egidi 2019), ausgefeilte Techniken der Kombination von syntagmatischen und paradigmatischen Kohärenzprinzipien²⁶ sowie der intrikaten Überblendung

von raumzeitlichen Ordnungen (vgl. Koch 2015, Benz 2016), die semantische Polyvalenz erzeugen.²⁷ Dies alles sind aber Aspekte, die mit zu bedenken sind, will man das Stichwort der ›Prägnanz‹ für die Textsorte fruchtbar machen. Dann aber kann ›prägnantes Erzählen‹ nicht – oder jedenfalls nicht nur – auf Paradigmen wie ›Einsinnigkeit‹ und ›leichte‹ kognitive Erfassbarkeit verpflichtet werden und zielt gerade nicht auf die generische Spezifik ›der Legende‹ bzw. gar die der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Kurzerzählung ab. Vielmehr geraten dann Techniken der narrativen Bedeutungs-genese in literarischen Texten überhaupt in den Blick, sowie Prozesse der aktivierenden Freisetzung von ›Sinn‹ im Rezeptionsakt. Ein solches Verständnis von ›literarischer Prägnanz‹ als paradigmatisch-syntagmatische Textverdichtung und Modus der hermeneutischen Affizierung, die – wie sich im Folgenden zeigen wird – auch in Form einer sich einstellenden Deutungsirritation vorliegen kann, möchte ich nun am Beispiel der Erzähltradition zum heiligen Gangolf skizzieren.

3. Ein Blick auf die Gangolf-Erzähltradition

Dieser heute relativ unbekannt Heilige ist einer der wichtigsten und wirkungsmächtigsten fränkischen Adelsheiligen aus frühkarolingischer Zeit, der im 8. Jahrhundert im Grenzgebiet der Teilreiche Burgund, Neustrien und Austrasien wohl im heutigen Varennes-sur-Amance gelebt haben mag (vgl. Siegel 2005, S. 9). Er dürfte entweder als Truppenführer von Pippin II. oder – so zumindest der Ausweis der ersten Vita – des Königs Pippin III. tätig gewesen sein.²⁸ Schon bald nach seinem Ableben scheint jener Gangolf um 760 in seiner Heimatdiözese Langres als Heiliger verehrt worden sein, ein Kult, der gerade über die Feldzüge Karls des Großen aber bis weit über diesen Raum hinausgetragen worden sein dürfte (vgl. Siegel 2005, S. 9). Eine erste Vita des Heiligen in lateinischer Prosa dürfte wohl bereits um 900 von einem Kleriker in Varennes verfasst worden sein, bevor in Toul, einem weiteren Zentrum der Gangolf-Verehrung, in den Jahren zwischen

975 und 994 noch eine zweite Fassung der lateinischen Prosavita kompiliert worden ist (vgl. Patzold 2013, S. 199). Besonders aber die kurz nach 963 entstandene Versfassung der Vita, das kunstvolle Legendengedicht der Hrotsvith von Gandersheim (vgl. Draeger 2011, S. 155–164), zeugt von der Beliebtheit des Heiligen wiederum weit über das engere Rheingebiet hinaus, und eben auch in Kreisen, denen man dies lange nur schwer zuzutrauen wagte, wie dem religiösen Kontext eines Damenstifts.²⁹ Die Gangolflegende ist aber – möglicherweise gerade aufgrund der erzählerischen »Knalleffekt[e]« (Draeger 2011, Einbandtext) – mehrfach im Hochmittelalter und noch lange bis ins Spätmittelalter, ja sogar darüber hinaus, überliefert worden.³⁰ Ein Zeugnis dafür bietet der sog. Provincia-Anhang der »Legenda aurea«, der ab 1288 in vorwiegend aus dem deutschsprachigen Südwesten stammenden Handschriften nachweisbar ist, und möglicherweise in Konstanz von einem Augustiner(-Eremiten) geprägt worden sein könnte (vgl. Kunze 1983, S. XXXIX–XLVI). In ihm findet sich nämlich eine Kurzfassung der Gangolfvita, die in mehreren doch sehr unterschiedlichen Versionen zu kursieren scheint: Man vergleiche in dieser Hinsicht nur einmal die differierende Textgestalt dieser lateinischen Fassung aus dem »Legenda aurea«-Anhang bei Dräger 2011 (S. 74f.), die den Addenda der Graesse-Ausgabe von 1846 folgt (dort S. 903)³¹, und dem Abdruck nach einer Colmarer Handschrift aus dem 14. Jahrhundert bei Konrad Kunze 1983 (S. 78–89). Gerade letztere Variante scheint wiederum auf den deutschen Übersetzungszweig der »Elsässischen Legenda aurea« eingewirkt zu haben, wo in mehreren Handschriften des 15. Jahrhunderts deutsche Versionen dieser Kurzlegende begegnen – und zwar wiederum zumindest in zwei signifikant unterschiedlichen Fassungen, die durch die Handschriften Ma 1 und M 2 repräsentiert werden.³²

Bereits die erste Fassung des Stoffes, die lateinische Prosavita aus der Zeit um 900 (Abdruck bei Draeger 2011, S. 10–35)³³, ist auffallend literarisch ambitioniert verfasst (vgl. Patzold 2013, S. 199). Diese weist ein breit

ausgestaltetes, zitaterreiches Proömium auf und als Gegenstück einen Epilog, der über die Metapher des abgerollten Rotulus das Leben des Heiligen als Schrifttext entwirft (vgl. Draeger 2011, S. 110). Sie ist aber darüber hinaus erkennbar um die Erschließung der Materie über die Herausstellung von Kausalzusammenhängen und die Plausibilisierung wie Erklärungen des Erzählten bzw. des Nicht-Erzählten bemüht.³⁴ In ihr finden sich jedenfalls auch inhaltliche Motive wie die Jagdleidenschaft des Ritterheiligen mit ausführlicher geistlicher Rechtfertigung (PV 2,4–9), die in der späteren Versionen z.T. stark gekürzt (Hr 71) oder ganz fortgelassen werden (LA-Gr, LA-Col mit ELA Ma 1 und M 2). Grundsätzlich werden aber bereits alle wesentlichen Züge vorweggenommen, die auch die späteren Versionen der Legende bestimmen. Dies gilt im Übrigen auch für Zuspitzungen wie das personale Dreieck von Ehemann, untreuer Ehefrau und dem Geistlichen als Ehebrecher sowie die drastisch ausagierte Körperlichkeit (Treueprobe der verbrannten Hand, Flatulenz), die uns durch profane/profanisierte Erzähltraditionen wie z.B. die Mären- und Schwankdichtung eigentlich sehr vertraut erscheinen. Jedoch ist in diesem Fall die Frage nach der Situierung derartiger narrativer Topoi und Gestaltungstendenzen im Spannungsfeld von ›geistlichen‹ und ›weltlichen‹ Literaturformationen noch einmal mit Nachdruck zu stellen, da sie hier für die Legendarik doch so viel früher fassbar sind (um 900!). Somit wird man für die ersten Versionen des Stoffes noch nicht gut mit einer Säkularisierung geistlicher Erzähltraditionen argumentieren können, die wohl aufgrund unseres perspektivisch verzerrten Rezeptionsverhaltens die (vordergründig) naheliegende Erklärung für die in dieser Hinsicht auffallende Stilisierung des ›Märtyrers‹³⁵ Gangolfs abzugeben scheint. Im Folgenden will ich einige Erzähltechniken unter dem Stichwort ›Prägnanz‹ analysieren, die in der Varenner Vita bereits vorgeprägt sind. Da diese erste Prosavita (PV) Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist, sei ihr Inhalt zunächst kurz skizziert.

Der aus burgundischem Adelsgeschlecht stammende Gangolf, schon seit dem Knabenalter ein begieriger Schüler in der christlichen Lehre und des

Evangeliums (PV 1,1–5), fällt nach dem Zugang zum väterlichen Erbe durch Wohltätigkeit auf (1,6) und empfängt eine Ehefrau aus noblem Geblüt, aber von niedriger Wesensart, die ihm von Gott als Prüfung gesandt ist (2,1–3).³⁶ Er dient König Pippin als treuer Soldat und Heerführer (3,1–3) und rastet nach einer militärischen Unternehmung bei der Rückkehr mit seinem Heer an einer ausnehmend idyllischen Quelle in der Champagne, die Gangolf seinem Besitzer abzukaufen gedenkt (4,1–5).³⁷ Dieser geht auf den Handel ein, da er sich davon einen doppelten Vorteil verspricht: Zum einen bekomme er den Kaufpreis, zum anderen könne Gangolf die Quelle ja kaum in seine Heimat mitführen, und sie bleibe ihm so gleichwohl erhalten (4,6–9). Zuhause in Varennas angekommen schilt Gangolfs Ehefrau diesen wegen des aus ihrer Warte unsinnigen Kaufes (4,14), während Gangolf über ein Wunder seine Glaubensstärke unter Beweis stellen kann. Er stößt seinen Stab in den Boden und bittet darauf einen Bediensteten, doch den Stab wieder aus dem Boden zu ziehen, wo nun – göttlich von der gekauften Stelle an den Hof Gangolfs transferiert – eine ergiebige Quelle aus dem Boden hervorsprudelt, die zudem bis in die suggestive Erzählgegenwart wunder-tätig ist (5). Doch anstatt von diesem Erlebnis bekehrt zu sein, begeht die böse Ehefrau des Heiligen weiterhin mit einem Kleriker Ehebruch, mit dem sie sich bereits während der Abwesenheit ihres Mannes vergnügt hat (6,1f.; siehe zudem 4,13). Schließlich wird das Verhältnis der beiden offenbar und verbreitet sich in der Öffentlichkeit, so dass zuletzt Gangolf selbst das Gerücht über diese unstatthafte Verbindung zu Ohren kommt (6,3). Jedoch möchte dieser sich nicht zum Richter über das Verbrechen aufspielen und seine Ehefrau umbringen, wo allein Gott Richter sein kann (6, 4–6). Er setzt deswegen seine Frau einem Gottesurteil aus, das über ihre Schuld entscheiden soll (6,7). Wiederum an einer Quelle befiehlt er ihr, einen Stein aus dem Wasser zu ergreifen, worauf deren Hand – als Erweis ihrer Schuld – vom Quell derart gezeichnet wird, dass ihr das Fleisch in Fetzen von der Hand hängt (7). Daraufhin kündigt Gangolf die Gemeinschaft mit ihr auf, tötet die untreue Ehefrau aber wiederum nicht, sondern belässt ihr sogar

eine als Morgengabe übergebene Besitzung zur weiteren Nutzung (8). Dort hat die Verdorbene aber weiterhin nichts anderes zu tun, als sich mit ihrem Liebhaber zu vergnügen, und man schmiedet – aus Angst, Gangolf könne seine milde Sanktion überdenken – einen gemeinsamen Mordplan, den der Kleriker auszuführen hat (9,1f.). Dieser schleicht sich darauf in der Nacht in das Schlafgemach des Heiligen, um ihn dort mit seinem eigenen Schwert zu enthaupten, schafft es aber nur, jenem eine Wunde an der Hüfte zuzufügen, und flieht (9,3–8).³⁸ Gangolf wiederum stirbt nach einigen Tagen des Siechtums und geht als Heiliger in die Herrlichkeit Gottes ein (10). Zwei Tanten von Gangolf sorgen für eine adäquate Bestattung des heiligen Leichnams in dessen Eigenkirche, die St. Peter geweiht ist (11). Der frevlerische Pfaffe muss dagegen auf der Latrine den Tod des Judas und des Sektenführers Arius erleiden, indem ihm beim Geschäft die Eingeweide aus dem Leib fahren (12). Bald darauf stellen sich am Grab des heiligen Gangolf erste Wunderheilungen ein, wovon eine Magd der bösen Ehefrau berichtet (13,1–5). Diese verkennt den Heiligen ein weiteres Mal, indem sie sich zur Lästerung versteigt, Gangolf begehe so viele Wunder wie ihr Arschloch, worauf diese sofort mit schrecklicher Flatulenz als Strafe Gottes belegt wird, so dass sie jeden Freitag unablässig für alles Gesagte ebenso viel Blähungen hervorbringen muss (13,6–9).³⁹ Berichte davon gelangen an den Hof König Pippins, der Boten ausschickt, um den Wahrheitsgehalt zu prüfen, die diesen nur bestätigen können (13,10).

An diese Legendenerzählung schließen sich mit Sicherheit viele berechnete Anfragen an: Was ist die Funktion des Obszönen in ihr? Dient es der Komisierung oder Ironisierung von Wunderberichten selbst und partizipiert die Legende damit an einem wunderkritischen Diskurs, wie etwa Steffen Patzold vorgeschlagen hat (2013, S. 203 et passim)? Oder unterstützt es das Wunder als ideologisches Moment, weil es die Zweifler an der Heiligkeit Gangolfs der Lächerlichkeit preisgibt (vgl. etwa Hr 580–582), d.h. wäre mirakelaffirmativ zu denken? Ja, darüber hinaus: Was ist das eigentlich für ein Märtyrerkonzept, das den gewaltsamen Tod des Heiligen als Resultat

ein burlesken Ehebruchsgeschichte präsentiert? Kann das noch ›ernst gemeint‹ sein, etwa im Sinne eines Martyriums ›in verborgener Tugend des Geistes‹ (vgl. Draeger 2011, S. 153f.) oder eines solchen infolge der »christlichen Selbstbeherrschung (Siegel 1991, S. 12)? Oder wird damit nicht doch der Heilige selbst derart der Lächerlichkeit anheimgestellt, dass hier tatsächlich einmal die Legende in ihrer Geltung zu kollabieren drohte (Strohschneider)? Aber wie passen dazu die mit großem rhetorischem Aufwand betriebenen Partien des Prologs und Epilogs, wo etwaige Ironiesignale völlig fehlen und im Gegenteil auf dem großen Tugendvorbild Gangolfs beharrt wird? Die Textbefunde sprechen somit für den Fall von PV eher für einen relativ stabilen Rahmen des hagiographischen Diskurses⁴⁰, der freilich auch vor Mitteln der Komisierung nicht zurückschreckt, ohne dass dadurch gleich die Funktionsmechanismen der Gattung Legende selbst in ihren Grundfesten erschüttert würden (vgl. ebd.).

Doch worin liegt nun die ›Prägnanz‹ der Geschichte vom heiligen Gangolf? Die Kürze der Narration scheint mir dafür kein hinreichendes Kriterium zu sein, was beispielhaft der Blick auf die Kurzfassungen der LA/ELA-Tradition beweist: Hier ist z.B. die Episode des Quellenkaufs aufgrund einer textquantitativen Reduktion kaum mehr verständlich. Die Kürzungen erweisen sich dabei zwar als Resultat des Versuchs, sich besonders auf den Verlauf der *histoire*-bezogenen Handlungsführung zu konzentrieren, betreffen aber eben auch die Ausstellung von Kausalzusammenhängen auf syntagmatischer sowie die für das Textverstehen förderlichen Erklärungen und Einordnungen der Erzählinstanz auf paradigmatischer Ebene. Als Beispiel hierfür sei stellvertretend die entsprechende Passage aus der LA-Gr-Version zitiert:

(1) Gangolfus ex nobili genere Burgundiae oriundus fuit. (2) Qui quadam vice in Campania ad fontem veniens et de aqua bibens, venit dominus loci, ubi fons emanavit et ei fontem venalem exhibuit. (3) Sanctus vero memor illius verbi Dominici [NT Marc 11,23]: si dixeritis huic monti, tolle te etc., emit fontem centum solidis. (4) Cum autem hoc uxori domum veniens narraret, et ab ea derisus baculum, quem manu tenebat, solo infixit. (5) Quo retracto statim fons

erupit sicut ille, quem emerat, et in loco, ubi in Campania fuerat, nunquam plus emanavit.

Übers.: »(1) Gangolf stammte aus einem adligen Geschlecht Burgunds. (2) Und als dieser einmal in Campanien an eine Quelle kam und vom Wasser trank, kam der Herr des Ortes, wo die Quelle hervorsprudelte, und bot ihm die Quelle käuflich an. (3) Der Heilige, wahrlich eingedenk jenes Herren-Wortes: »Wenn ihr zu diesem Berg sagt: Erhebe dich, usw.«, kaufte die Quelle für hundert solide Geldstücke. (4) Als er jedoch, nach Hause kommend, dies seiner Frau erzählte und von ihr verlacht <wurde>, stieß er den Stab, den er in der Hand hielt, fest in den Boden. (5) Und nachdem dieser zurückgezogen worden war, brach stehenden Fußes die Quelle aus so wie jene, die er gekauft hatte, und an dem Ort, wo sie in Campanien gewesen war, sprudelte sie niemals mehr hervor« (beides zitiert nach: Draeger 2011, S. 74f.).

Betrachtet man nun diese Angaben ohne das Vorwissen durch die Stofftradition, wie sie in PV zum Ausdruck kommt, so fällt auf, dass in dieser Reduktionsvariante gerade entscheidende Informationen wie etwa die Stillisierung der Quelle zum Gesundbrunnen oder die Annahme des Vorbesitzers, der Heilige könne diese ja kaum mit sich führen, wegfallen. Die dadurch gerissenen Lücken (z.B.: warum ist Gangolf in Campanien? Warum will der Besitzer – hier geht die Initiative ja von ihm aus – die Quelle eigentlich verkaufen?) und Unbestimmtheitsstellen (ist die neue Wunderquelle mit der in Campanien identisch, wofür das Versiegen von letzterer spricht, oder nur »wie jene«?) sind dann aber von den Rezipierenden selbst bei äußerstem Kooperationswillen gegenüber dem Text nicht mehr zu schließen. Darüber hinaus bleiben auch die noch belassenen, paradigmatisch eingezogenen »Plausibilisierungen« unklar (wie die Angabe, Gangolf besitze Glaubensstärke wie im Bibelwort vom »Berge Versetzen«), weil die Transferierung der Quelle nicht eigentlich auserzählt ist. Das heißt aber auch: Nur mittels Kürze und in Konzentration auf wichtige Stationen des handlungsbezogenen Ablaufs der »Geschichte« ist noch keine »Prägnanz« des Erzählten zu erzielen. Am weitesten geht dagegen bei der erzählerischen Insinuation der Quellentranslokation mit Sicherheit Hrotsviths Legendengedicht (Hr), das die Passage bezeichnenderweise nicht derart gekürzt darbietet. Hier wird

zum einen als zusätzliche Bestätigung für die wundersame Versetzung des Wasserlaufs erzählt, dass die Quelle von einem Gefolgsmann Gangolfs, der im Zweifel an seinem Heerführer zu ihrem vormaligem Standort zurückkehrt, vertrocknet aufgefunden wird (Hr 165–192). Darauf wird zum anderen explizit angegeben, dass er nun den Heiligen als von einer über diesem schwebenden Wolke begleitet wahrnehmen kann; diese Wolke entleert sich nach Gangolfs Heimkehr über dem in die Erde gestoßenen Stab und speist die Quelle an ihrem neuen Ort (vgl. Hr 193–252). Folglich wird die Übertragung des Wassers auf eine – freilich nicht im strikten Sinne kausal-logisch – ›plausibilisierend‹ wie ›einprägsam‹, und man könnte somit propagieren: ›prägnant‹ Bildformel gebracht.

Die ›Prägnanz‹ der Legende liegt zudem gerade auch in dem Maße, wie sie das – im weiteren narrativen Verlauf ja noch umso bedeutsamere – Quellenmotiv für den Heiligen als Kumulationspunkt eines Netzes von syntagmatisch relationierten und paradigmatisch aufgeladenen Sinnbezügen herauszustellen versteht. Und auch hier geht die *Versvita Hrotsviths* wiederum entscheidend weiter als die anderen Versionen: Mit der Betonung, dass es sich bei der Quelle der Translokation, die nach dessen Körperwäsche mit dem Wasser (!) auf die Bitten Gangolfs sogar heilkräftig wird (Hr 279–302), um eben diejenige handelt, an der die Treueprobe der schlechten Frau inklusive der göttlichen Strafe für den Ehebruch von Statten geht (Hr 383–418), erzeugt das Gedicht eine syntagmatische Stringenz, die das Wechselspiel von Metonymie und Metapher auf die Spitze treibt. Denn das Motiv der Quelle ist zum einen in syntagmatischer Perspektive als – durch Christus bewirktes – Bestätigungswunder wie Heilshandeln des exzeptionell glaubensstarken Protagonisten eingefasst, das aufgrund dieser Motivierung zum metonymisch-kontiguitären Gradmesser des christlichen Lebenswandels in der Welt stilisiert werden kann (göttliche Strafaktion an der Ehefrau, Gesundung der Gläubigen). Es vermag aber andererseits in paradigmatischer Relation zur Metapher der heilstiftenden wie strafenden Wirkungsmacht des wahren Glaubens selbst zu werden, die dort als beglückender

Quell sich ausbreitet, wo Gott in seinen Heiligen und in den Herzen der Gläubigen präsent ist, aber Verfehlungen, Lästerung und Frevel sanktioniert, wo Gott und seine Heiligen missachtet werden. Diese Fluidität der transzendenten Macht in die Immanenz hinein zeigt sich dann gerade auch am Ende der Legende wiederum in einer ›prägnanten‹, weil syntagmatisch verklammerten wie paradigmatisch aufgeladenen Konstellation, wenn sich die postmortalen Mirakel vom Grabe des Märtyrers in heilsstiftender Süße (Hr 510: *dulcedo*) in der Welt verbreiten, während zuvor dem mörderischen Kleriker die Eingeweide (oder Hoden?⁴¹) aus dem Leib hervorgebrochen sind und sich in diese ›ergossen‹ haben (Hr 469f.). Und noch ein weiteres Signum der Auflösung von Körpergrenzen begegnet, das sowohl auf eine nicht mehr rational kontrollierbare Kreatürlichkeit wie die Fluidität des Heils verweist: Aus dem Loch der untreuen Frau, die in völliger Unbelehrbarkeit und Verblendung diese göttlichen Heilszeichen am Grabe ihres Ehemannes auch noch lästert, indem sie sie mit suggestiv niedrigsten, weil vom ›untersten Teil‹ produzierten (Hr 572) Flatulenzen gleichsetzt, entströmen nur noch beschämende Töne, ihr Leben lang (Hr 575–582).⁴² Insofern stellt sich die besondere literarische ›Prägnanz‹ der Gangolf-Legende Hrotsviths als ein komplexes Vexierspiel des Textes dar, das einen Bildbereich von hoher semantische ›Dichte‹ (das Fließen von ›Wasser‹) in einer syntagmatisch wie paradigmatisch ausdeutbaren Aufspannung zur Zirkulation bringt.

4. Die Leistung des ›Fehlers‹: Gangolfs Mutter

Doch dadurch sind noch gar nicht alle Aspekte erfasst, die als literarische ›Prägnanz‹ am Beispiel der Legende in den Blick genommen werden können. Auf eine weitere Fährte der damit in Zusammenhang stehenden Text- und Textdeutungsphänomene führt interessanterweise eine Störung von kausallogischer Kohärenz. Sie setzt für die Gangolf-Erzähltradition an der – offen-

sichtlich nicht nur für die ideologische Unterlegung eines ›Märtyrerkonzepts‹ prekären – ›Problemstelle‹ der Ermordung des Protagonisten an. Diese sorgt nämlich gerade bei den mittelhochdeutschen Fassungen der ELA-Tradition für Verständnisschwierigkeiten. In der – gerade für die Handschrift M 2 ganz unmittelbar – als Repräsentation der lateinischen Vorlagenstufe angenommenen Version nach Handschrift Col lautet die Passage des gewaltsamen Todes des Protagonisten wie folgt:

Qui clam ad Gangolfum se transtulit, cubiculum dormientis intrauit ipsumque dormientem gladio proprio in pariete pendente extracto occidere uolens, sed euigilans ictum, quem in guttur eius uibrauerat declinare uolens in coaxam tam duriter accepit, quod post aliquot dies martyr obijt (LA-Col, 85,11–19).

Übers., D.E.: »Dieser [der Kleriker] begab sich heimlich zu Gangolf und trat in dessen Schlafgemach ein, weil er den gerade Schlafenden, nachdem dessen eigenes Schwert, das an der Wand hing, herausgezogen war, töten wollte, aber der empfang erwachend den Hieb, den er in dessen Kehle geschwungen hatte, im Versuch, ausweichen zu wollen, so schwer in die Hüfte, dass er nach einigen Tagen als Märtyrer verstarb«.

Nun mögen schon im kompliziert gebauten lateinischen Satz die konkreten Zuordnungen durch die Unbestimmtheit der jeweils als handelnd dargestellten Figuren schwerfallen und so bei den Rezipierenden eine gewisse Unsicherheit über das Gemeinte auslösen. In der Übertragung der Mordnarration jedoch, wie sie die Fassung M 2 wohl in Form einer ›Ad hoc-Übersetzung‹ der Fassungstufe Col⁴³ darbietet, werden diese Verständnisschwierigkeiten noch potenziert. In ihr wird nämlich folgende Realisation präsentiert:

Vnd uff ein zite machte sich einer heimlich in sanct Gangolffs kammern die wile er slieff vnd wolte in also sloffende ertōtt haben, Vnd zoch sin eigen swert us als es an der wende hing. Do erwachte sanct Gangolff. Vnd als er in jn sine kele wolte han gestochen, Den selben stiche wolte sanct Gangolff abewisen Vnd slûg selben mōrder also grimmeclichen in sin tiech das er nach ettwie uil tagen ein martler erstarb (ELA-M 2, 84,12–23).

In diesem Zusammenhang ist allein schon bezeichnend, dass der personale Nexus des Mordplans mit der Ehebruchgeschichte von böser Frau und *pfaffen* nicht mehr vollständig umgesetzt worden ist, so dass nicht er als Ausführender des Anschlags angegeben wird, sondern ein unbestimmt bleibender *einer*.⁴⁴ Darüber hinaus wird die in den sonstigen Textversionen jeweils chronologisch-fortschreitend erzählte Motivierung des Martyriums in eine ›kombinatorisch‹ überformte, weil im Anschluss analeptisch eingespielte überführt⁴⁵, indem in ELA-M 2, 84,24–27 erst nachträglich angegeben ist, dass der Durchführende des Anschlags offensichtlich von Gangolfs Ehefrau aus Furcht um das eigene Leben und das ihres Geliebten gedungen wurde: *Dissen mort hatte sanct Gangolffs wip an geleit daz si dester frylich möchte sünden, Wann si vorchte das sanct Gangolff si beide ertote.* Kann die/der Rezipierende also die durch die zunächst kontingent erscheinende Unbestimmtheit des Angreifers sich ergebende kausalsyntagmatische Störung im Rückblick noch durchaus evaluativ⁴⁶ auflösen, so wird ihr/ihm dies bei einer weiteren kognitiven Dissonanz, die der Text auf der Ebene der von ihm gegebenen propositionalen Satzungen erzeugt, nur noch schwerlich gelingen. Schließlich wird die offensichtlich im lateinischen Co-Text der Col-Stufe schon schwer durchschaubare personale Zuordnung der Handlungsaktionen während des Überfalls noch weiter verunklart: Es ist der Mörder selbst, der von Gangolf in den Oberschenkel gestochen wird und ausgerechnet in der Zeit danach als Märtyrer (!) verstirbt. Hier kommt man wohl gar nicht mehr umhin, von einem kohärenzlogischen ›Fehler‹ zu sprechen, da diese Information deutlich mit den nachfolgenden Stilisierungen der Heiligkeit Gangolfs kollidiert.⁴⁷ Insofern wird aber das heiligmäßige Sterben des Protagonisten, eine für die Beimessung von *sanctitas* unverzichtbare Bedingung, im Text zur ›Lücke‹. Es erscheint ausgerechnet auf den Durchführer des Hinterhalts verschoben und muss von den Rezipierenden ergänzend mit hinzu gedacht werden – und dies noch konkurrierend zu den Angaben auf textmaterieller Ebene.

Ist aber mit der fehlenden kausallogischen Konsistenz allerdings schon *per se* die ›Prägnanz‹ des Erzählten bedroht? Dies muss nicht unbedingt der Fall sein, schließlich ist das Motiv des sogar noch im ›Martyrium‹ (wenn es denn als ein solches erkennbar ist) als mustergültiger Ritter fungierenden Protagonisten, der es in beeindruckender Kampfesstärke schafft, sich aus dem bedrohlichen Schwerthieb zu winden und seinen Gegner tödlich zu verletzen, nicht minder ›eindrücklich‹. Es ist als Ansatzpunkt einer intensiven hermeneutischen Affizierung der Rezipierenden mithin gar nicht auszuschließen, auch wenn sie möglicherweise bald aufgrund der durch interpretatorische Bemühungen nicht beseitigbaren Widersprüche unterbunden wird (Warum soll der feige Anschläger ein Märtyrer sein? Warum wird das heiligmäßige Sterben Gangolfs nicht erzählt?). An dieser Stelle scheint der obige Versuch, narrative ›Prägnanz‹ als technisch erzeugtes Kondensat von hoher semantisierend aktivierbarer Dichte paradigmatischer und syntagmatischer Bezüge zu bestimmen (Hrotsvith), an seine Grenzen zu kommen. Denn schließlich fand dabei die Möglichkeit einer verstärkten rezeptiven Affizierung, die durch Brüche in der Kohärenzlogik und durch sogartig die Imagination anregende ›Leerstellen‹ hervorgerufen wird, noch nicht genügend Berücksichtigung.

Insofern scheint es mir auch von größter Wichtigkeit zu sein, die konzeptuelle Füllung von ›Prägnanz‹ in literarischen Texten als ein Merkmalsbündel und Mehrebenenkorrelat zu denken, das auch an sich widersprüchliche Stilisierungstendenzen wie textmaterielle Verdichtung (als Wechselspiel von Metapher und Metonymie) und rezipierendenseitige Aktivierung über Leer- und Unbestimmtheitsstellen zusammendenkt. Es verfügt somit über eine narratologisch-technische wie rezeptionshermeneutische Komponente. In jedem Einzelfall wäre immer nur graduell zu unterscheiden, ab wann eine gewisse Unterprofiliertheit in der kausallogischen Konsistenz eines Textes im Rezeptionsakt überhaupt noch aktivierend wirken kann, so dass es zu einer Anregung zu imaginativer Auffüllung kommt, und ab wann diese Deutungsbewegung dadurch zum Erliegen kommt, dass jene Brüche

für den Text nur noch als ›Lücken‹ (s.o. das Beispiel der La-Gr-Version) oder ›Widersprüche‹ (möglicherweise hier in der M 2-Fassung) gesehen werden können. Ob aber narrative ›Prägnanz‹ selbst in den Momenten kausalogischer Irritation – zumindest punktuell – aufscheinen kann, hängt davon ab, was der Text als ›Ersatz‹ für die textmaterielle Kondensierung zu syntagmatischer und paradigmatischer Engführung anzubieten hat. Dabei ist entscheidend, dass er gegebenenfalls auf ein ebenso für die Rezipierenden sehr wirksames Affizierungspotenzial hinarbeitet: die soziokulturelle Eingängigkeit und (scheinbare) ›Selbstevidenz‹ von literarischen Topoi und Motiven (vgl. Bornscheuer 1976, S. 26–60). Dies führt etwa die Mordepisode der Fassung Ma 1 vor, wenn sie zwar gleichwohl den heiligmäßigen Tod des Protagonisten übergeht, dafür aber den – überraschenden, wie für soziokulturelle Vorprägungen höchst anschlussfähigen – Tod der Mutter Gangolfs in die Stofftradition einführt. Die Passage lautet hier nämlich wie folgt:

darvmb so ginge dieser paff eynes nachtes in die kammer, da sant gangolff in slieff, vnd nam sin eygen swert von der want vnd zoich das vsz vnd stach nach der kelen sant gangolffs. in dem so erwachete er vnd wante sich vsz dem stiche. Also wante der paff, er hette yme die kelen abe gestochen. von diesem schrecken so starp sant gangolffs müter über etlichen tag dar nach. diese boseheit erdochte sant gangolffs frauwe, dar vmb sie vnd die frauwe bede vorchtent, daz sie sant gangolff getodent (ELA-Ma 1, 84,12–25).

Nun mag es durchaus so sein, dass sich textgenetisch der Rekurs auf Gangolfs Mutter durch eine Verlesung des Übersetzers von lateinisch *martyr* zu *mater* erklärt.⁴⁸ Er ist denn auch in das Syntagma des Erzählten nicht recht eingefügt und aus diesem nur mit einigem interpretatorischen Aufwand zu plausibilisieren. Schließlich wird im Text ja zunächst angegeben, dass der *paffe* vom geglückten Mord an Gangolf ausgeht und der Tod der Mutter – aus Schrecken über das (vermutete) Ableben ihres Sohnes – allenfalls wiederum als schlimme Tat der bösen Ehefrau in Betracht kommt. Diese könnte etwa – so ließe sich imaginieren– die sich darob zu Tode trauernde Mutter mit der (unklar bleibt: unzutreffenden?) Kunde vom Dahinscheiden ihres geliebten Sohnes konfrontiert haben (vgl. das *diese boseheit erdochte sant*

gangolffs frauwe [84,22f.]). Allerdings wird diese mögliche Annahme bereits durch den darauf unmittelbar folgenden Kausalsatz empfindlich gestört, der angibt, dass dies geschehen sei, weil beide – Ehefrau wie Mutter – befürchten, sie hätten den Tod Gangolffs verursacht.⁴⁹ Insofern werden die Rezipierenden bei ihrer Konzeptualisierung der Passage durchaus rätseln, was sich die arme Mutter Gangolffs diesbezüglich für Vorwürfe gemacht haben könnte: etwa den, dass sie ihrem im Ruf der Heiligkeit stehenden Sohn überhaupt zu einer Vermählung zugeraten haben mag? Diese aus adelsweltlich-genealogischer Perspektive naheliegende Empfehlung begegnet z. B. als Motiv in dem – für die zeitgenössischen Rezipierenden der Ma 1-Fassung sicher aber nicht als bekannt vorauszusetzenden – Legendengedicht der Hrotsvith zumindest für unbestimmt bleibende *proceres seniores* (Hr 341). Dagegen ist die angeführte Furcht, den Tod des Heiligen verursacht zu haben, für die am negativen Ausgang der Ehe gerade nicht unschuldige Ehefrau nun wirklich nachvollziehbar. Allerdings hatte Ma 1 zuvor gerade keinen gemeinsamen Mordplan von Frau und *paffen* präsentiert; zudem ist nicht recht zu begreifen ist, warum die damit verbundenen Skrupel ihr ausgerechnet Anlass sein sollen, böswillig auch noch für den Tod der Schwiegermutter zu sorgen. Somit scheint sich der oben zitierte Satz (ELA-Ma 1, 84,22f.) doch wohl eher auf den Mordplan insgesamt zu beziehen. Dann wäre aber völlig unverständlich, warum die Ehefrau als Anstifterin des Anschlages – neben der daran völlig unbeteiligten Mutter – befürchtet, sie sei am gewaltsamen Tode ihres Ehemanns schuld.⁵⁰

Dennoch bleibt selbst bei all dieser kognitiven Dissonanz in der kausallogisch operierenden Durchdringung des Erzählten durch die Rezipierenden das anrührende Motiv der aus Kummer über den Verlust ihres Sohnes dem ›Märtyrer‹ nachsterbenden Mutter derart präsent, dass es zu einer starken, wenn auch möglicherweise mehr und mehr ›haltlosen‹ hermeneutischen Affizierung im Deutungsakt führt. Dann aber dürfte das konsistenzlogisch ›störend‹, aber wirkungsvolle Detail ebenfalls den Effekt von literarischer Prägnanzbildung im Sinne einer narrativen ›Profilierung‹ haben.⁵¹ Somit

erklärte sich das narratologisch wie rezeptionshermeneutisch auswertbare Konzept ›prägnanten Erzählens‹ als ein im konkreten Textbefund und dessen Auswertung abstufbares Aufeinandertreffen von mehreren Aspekten: propositionale wie bildliche Relationierbarkeit, motivische Ausgestelltheit, topische Konvention und Ermöglichung von rezipierendeseitiger Aktivität durch Irritation und Leerstellensetzung. Was diese sehr verschiedenartigen narrativen, rhetorischen und hermeneutischen Strategien jedoch verbindet, ist, dass sie alle auf die bedeutungsintensiven Schwingungsfelder hinarbeiten, die Susanne Köbele – mit Lotman – als ›semantische Implosionen‹ und somit Momente der höchsten Dichte von Textualität ausgewiesen hat (vgl. Köbele 2014, S. 11–14). An derartigen Kondensierungen von ›Deuten‹ und ›Bedeutenden‹ kann durchaus – das sollte die Einbeziehung der ›Mutter des Märtyrers‹ gezeigt haben – auch die stoffgeschichtlich abweichende Realisation ihren Anteil haben. Insofern sollte das, was aus Perspektive der Textkritik tendenziell als ›Fehler‹ erklärt werden muss, uns auch als bedeutungsgenerierende ›Leistung‹ in den Blick geraten. Als eine solche steht das Motiv vom Tod der ›Mutter des Märtyrers‹ dann Jolles' Bildformeln vom ›Rad mit scharfen Klingen‹ und vom ›Gott, der zerspringt‹ an ›Prägnanz‹ in nichts nach.

Anmerkungen

- 1 Zu den verschiedenen, eher an das alltagspraktische Bedeutungsspektrum im **Sinne von ›Knappheit, Deutlichkeit oder Direktheit‹** angelegten **Gebrauchsweisen des Terminus ›Prägnanz‹** in der bisherigen mediävistischen Literaturwissenschaft vgl. die Einleitung des vorliegenden Bandes.
- 2 Damit ist der terminologische Disput von Heinzle und Müller um ›Löcher‹ vs. ›Leerstellen‹ (im Iser'schen Sinne) **bezüglich der ›Kohärenzbrüche‹ im ›Nibelungenlied‹** aufgegriffen (vgl. etwa Müller 1998, S. 16f.), der vor dem Hintergrund des von Andreas Kablitz vorgestellten Modells einer ›impliziten Kohärenzbildung‹ (siehe Kablitz 2013) noch einmal neu zu gewichten wäre; vgl. dazu Eder 2019, S. 263f.

- 3 Anders als Koch 2016, S. 247, steht für mich der ›literarische‹ Status der Legendarik (auch im engeren Sinne **eines sich mehr und mehr abspreizenden ›Sonderdiskurses‹**) nicht im Widerspruch zu gleichwohl bestehenden soziokulturell-religiösen pragmatischen Rahmungen und dem Referenzgestus des Erzählens; deswegen verfolge ich die – m.E. nicht unproblematische – Unterteilung der Texte **in etwaige ›Kunstlegenden‹** und Gebrauchsschrifttum hier auch bewusst nicht weiter.
- 4 Diese hat bezüglich einer Absolutsetzung der imitativen Wirkungsabsicht der Textsorte die Diskussion aber vielleicht zu stark bestimmt (so bereits Karlinger 1986, S. 84f.).
- 5 Vgl. dazu Georges 1998 II, Sp. 1852, den Eintrag *praegnans*.
- 6 Vgl. und Zitate aus: Jolles 1972, S. 44f.
- 7 Vgl. in diesem Zusammenhang, so allgemein wie aporetisch die Zuspitzung des Konzepts auch sein mag, bes. Cassirer 1929, S. 220–236 und 274. Zum philosophiegeschichtlichen Horizont und zur Verortung des Konzepts im Gedanken-zusammenhang bei Cassirer vgl. bes. den Beitrag von Michael Schwarzbach-Dobson in diesem Band.
- 8 Vgl. dazu grundlegend Bleumer 2014, S. 137–141. Insofern unterlege ich ein gegenteiliges Metonymieverständnis zu Haferland/Schulz 2010, die – anders als die Herleitung bei Jakobson – die metonymische Kontiguität vornehmlich auf der paradigmatischen Achse des Textes ansiedeln (vgl. Peters 2011, S. 276, Anm. 81). Das für die Ebene der kognitiven Wahrnehmung extrem erweiterte Konzept eines **derartigen ›metonymischen Erzählens‹** ist auch zuvor von Haferland 2005 dezidiert für die Textsorte der Legende vorgestellt worden. Mir kommt es im Gegenteil – mit Bleumer 2015 und seiner tropologisch gewendeten Lektüre des Schmid’schen Ebenenmodells (vgl. dazu auch Eder [demnächst]) – darauf an, die bedeutungsbezogene Identifizierungsarbeit der Metapher (in einem weiteren, erzählstrukturalen Sinn) bereits für den Bereich von Protonarrativen anzusetzen, die auf der Ebene der ›Geschicht‹ die paradigmatische Selektion der Elemente steuern und die Axiologie des Erzählten absichern, während die spezifische Leistung der Metonymie mit ihrer auf Kausallogik beruhenden Relationierung auf der Ebene der ›Geschicht‹ anhand der ihr inhärenten Ereignislogiken in Form einer Stilisierung zum transformativen Prozess zum Tragen kommt, dessen Syntagma auf der Ebene der ›Erzählung‹ als kompositorische Fügung in Erscheinung treten kann (vgl. ebd., S. 239–252). Somit ergäbe sich für den Erzähltext ein untrennbar interdependentes Verhältnis von metaphorischer und metonymischer Organisation, was – mit Bezug auf die Überlegungen Jakobsons –

einer gegenseitigen Überblendbarkeit von Bedeutungsrelationen auf paradigmatischer und syntagmatischer Achse entspricht (vgl. dazu ebd., S. 250f.). Vor diesem Hintergrund – so wäre zu folgern – dürften in literarischen Texten nun Metaphoriken bisweilen metonymisiert – d.h. Paradigmen syntagmatisch prozessualisiert – und Metonymien metaphorisiert – d.h. syntagmatischen Entwürfe paradigmatisch verdichtet – werden (vgl. dazu wiederum Bleumer 2014, s.o.). Derartige Passagen einer tropologischen Überblendung scheinen sich für die Untersuchung dessen, was als das ›Prägnante‹ des literarischen Textes zu gelten habe, freilich besonders anzubieten.

- 9 Vgl. dazu etwa die Vielfalt an kognitions-, rezeptions- oder kontextorientierten Ansätzen gegenüber einer rein textmateriell-strukturalistischen Narratologie, die Ansgar Nünning in mehreren Publikationen in Form einer jeweils beigegebenen Auflistung zusammengestellt hat, so z.B. in: Ders. 2009, S. 54f.
- 10 Dem wäre mithin erst einmal eine Abklärung des Konzepts von ›Heiligkeit‹ vorzuschalten, auf dem die Textsorte aufzuruhen hätte. Denn versteht man die Legende – einmal ganz basal – als eine ›Erzählung vom Heiligen‹ (dem Heiligen als Phänomen) und von dem/der Heiligen als einem ›religiösen Ausnahmemenschen‹, so ist aufgrund der – nicht zuletzt disziplinar – umstrittenen Füllung des Begriffs ›Heiligkeit‹, die als substanzial oder relational, als religiöse oder soziologische Funktion, als universalistisch oder religionsspezifisch – oder gar historisch variabel, als Distanz- (vgl. etwa Strohschneider 2000, S. 105f., und Strohschneider 2014, S. 170–174) und/oder Teilhabekategorie (vgl. Köbele 2007 und für eine Gemeinschaftsrahmung Traulsen 2017b, S. 246–249), ja schließlich als **›Ambivalenzfigur‹ und ›zusammengesetztes‹** Phänomen (vgl. Hammer 2015, etwa S. 10 u. 15, und Hammer 2016) begriffen werden kann, erst einmal noch nicht viel erreicht; über die verschiedenen – teils interdisziplinär umstrittenen – Ansätze informieren bes. Hamm 2003; Gemeinhardt 2010, S. 7–15, und Hammer 2015, S. 3–10). Die folgenden Ausführungen zielen diesbezüglich vor allem auf literarische Darstellungsformen von ›Heiligkeit‹ (ähnlich Weitbrecht 2011, S. 11f.), die jedoch in einem Referenzrahmen von sozio-kulturellen Deutungsfiguren von *sanctitas*-Zuschreibung aufgespannt sind bzw. auf diesen verweisen, diesen aber andererseits auch entschieden mitprägen. Es gehört zu den bedeutenden Errungenschaften der mentalitätsgeschichtlich beeinflussten Religionssoziologie Pierre Delooz', Heiligkeit als soziokulturelles Konstrukt im Sinne einer Bedeutungseinschreibung von ›Gesellschaft‹ beschreibbar gemacht zu haben, deren jeweilige konzeptuelle Füllung – die konkreten Heiligkeitsvorstellungen – sich als historisch variable Größe erweist (vgl. Delooz 1962 und 1969,

dazu Peters 2004, S. 89f.). Für die Ausdifferenzierung verschiedener historisch verortbarer Heiligentypen vgl. die Arbeiten von Vauchez (etwa Ders. 1981 und Ders. 1989) sowie insbesondere für den diesbezüglich entscheidenden frömmigkeitsgeschichtlichen Wandel etwa des 13. Jahrhunderts Goodich 1982.

- 11 Ähnliche Überlegungen finden sich z.B. in Hammer 2015, S. 12.
- 12 Vgl. dafür etwa den Sammelband Seidl/Hammer; Seidl 2012, S. 11 u. S. 15–17; ferner Traulsen 2017a.
- 13 Diese umfasst die Spanne von der Geburt bis zum Tod als ›zweiter Geburt‹, vgl. etwa Gemeinhardt 2010, S. 23, mit Blick auf die Märtyrer: »Die sterblichen Überreste der Märtyrer standen im Mittelpunkt eines Kultes an ihrem Todestag, **der als zweiter ›Geburtstag‹** (*dies natalis*) liturgisch begangen wurde«. Andererseits können auch die Sünder- und Bekehrungsheiligen – hier jedoch im Hinblick auf deren *conversio* – als ›Zweimalgeborene‹ bezeichnet werden, vgl. dazu zuletzt Hammer 2015, S. 360.
- 14 Siehe zu weiteren Versuchen der Abgrenzung von ›Vita‹ und ›Legende‹ auch Decuble 2002, S. 16f., der diesbezüglich auch die von Ringler 1975, S. 268f., vorgeschlagenen Differenzierungen zwischen Legende (exemplarische Wirkabsicht), Vita (zwischen Biographie und Legende) und Mirakel (Entkopplung vom ›Heiligenleben‹) als »für eine sinnvolle Gattungstheorie leider nicht hilfreich« (Decuble 2002, S. 17) einschätzt.
- 15 Dieser kennt übrigens noch weitere Kennzeichnungen wie die der *historia* (vgl. Dorn 1967, S. 152f.), für den Decuble 2002 im Hinblick auf konzise Gattungstermini allerdings eine »viel zu hinderliche Ambivalenz« (ebd., S. 17) konstatiert.
- 16 Vgl. hier auch grundlegend Rosenfeld 1972, S. 1.
- 17 Eine derartige, auf kontemplative Techniken zielende Zuspitzung lässt sich zumindest teilweise programmatisch den Texten selbst ablesen (vgl. Göttert 1972).
- 18 Denn das breite Spektrum möglicher Realisierungen von Legendarik in Latein oder der Volkssprache, Vers- oder Prosagestalt, Kürze oder Länge, mit biographischer oder eher wunderfokussierte Ausrichtung (Vita vs. Translatio bzw. Mirakel) sowie als formal eigenständig vs. Teil eines Sammlungskontext der Legendare legt auch diesbezüglich noch weitere Differenzierungen nahe.
- 19 Vgl. ebenso Weitbrecht 2011, S. 13f., und Traulsen 2017b, S. 47–56.
- 20 Vgl. Wolpers 1964, S. 27, sowie Ringler 1975, S. 265, mit Anm. 63.
- 21 Am wirkungsmächtigsten ist hierbei sicherlich die Einordnung von Jolles gewesen, die Legendarik diene in erster Linie einer exemplarischen Anregung zur *imitatio* von christlichen Tugendbeispielen (vgl. Jolles 1972 [s.o.]). In Ergänzung dazu hat Schulmeister 1971 die Funktion von christlicher *aedificatio* im

Herzen der Gläubigen ins Spiel gebracht. Benz 2016, S. 392, hat zur Differenzierung von Jolles' Thesen noch auf die Notwendigkeit einer Unterscheidung der beiden Ebenen einer *imitatio Christi* durch die Heiligen und einer Situierung der/des Heiligen als *persona imitabilis* verwiesen. Es begegnen allerdings auch noch weitere, recht einseitige Kontextualisierungsvorschläge für das Genre wie der einer Propagierung einer Kultwürdigkeit (vgl. z. B. Wolpers 1964, S. 21, 33 und 26) oder der Stützung einer spezifischen Gedächtniskultur (vgl. Feistner 2003). Vgl. zudem – auch für das Folgende – meine Kritik an einer Ambivalenzen, Referenzialisierungspolyvalenzen und Irritationsstrategien der Texte einebnenden funktionalisierenden Lektüre des Genres in Eder [demnächst]. Vor derartigen Harmonisierungen hatte bereits Karlinger 1986, S. 13, gewarnt: »Zu den bisher wenig geklärten Punkten gehören noch die Funktionen dominierender Legendenkomplexe, da die Forschung sich zu einseitig auf eine einheitliche Deutung beschränkt und den polyfunktionalen Charakter von Stoffen und Motiven übersieht«.

- 22 Dabei kann freilich, setzt man andere Schwerpunkte, ein der Serialität des Exemplarischen entgegengesetzter Impetus einer Besonderung der/des Heiligen bemerkt werden, wie er sich deutlich ja auch mit Blick auf die christliche Ikonographie zeigt, in deren Rahmen den Heiligen meist (relativ) charakteristische Attribute zugeordnet wie Schlüssel, Andreaskreuz, Rad etc. zugeordnet sind (vgl. Engemann/Jászai 1999), wobei jener, so könnte man jedenfalls meinen, wohl ebenfalls darauf abzielt, eine signifikante Eingängigkeit und leichte Identifizierbarkeit des propagierten Kultes herzustellen. Typik und Serialität des Exemplarischen wie aber Spezifizierung über besondere Zuschreibungen dienen somit, so verschieden sie auch technisch fundiert und stilistisch konzeptioniert sind, letztendlich einer Komplexitätsreduktion, die man im Alltagsverständnis als »Prägnanz« bezeichnen könnte. Es fragt sich allerdings, ob man damit den doch polyvalenteren Bedeutungsentwürfen in den Texten selbst überhaupt gerecht wird.
- 23 Dies ergebe sich etwa schon allein für eine Abfassung von Legenden in der Volkssprache, da diese nicht über den Rahmen einer liturgischen Absicherung verfüge; vgl. für eine Kritik Eder [demnächst].
- 24 Diese Sphäre des »Ganz andere[n]« (Otto 1917, S. 27) kann insofern mit dem allgemein soziologisch perspektivierten, motivationell und handlungsintentional basierten Konzept der »Selbststigmatisierung« (vgl. Lipp 1985, S. 79–206), das als Grundbedingung religiöser Charismatisierung derzeit für die Legendenforschung eine bedeutende Rolle spielt (vgl. etwa Hammer 2015, S. 242–257, und Standke 2017, S. 229 mit Anm. 757), m.E. wiederum nur unzureichend erklärt werden.

- 25 Vgl. etwa Weitbrecht 2011, S. 13f.; Hammer 2015, S. 19, und Traulsen 2017b, S. 53–56.
- 26 Für eine Kritik der seit Feistner 1995 etablierten Zuspitzung, die Märtyrerlegende weise eine dominant syntagmatisch orientiertes Erzählergerüst auf, während die Bekennerlegenden vornehmlich paradigmatisch-reihend strukturiert seien, vgl. zudem Eder [demnächst].
- 27 Instruktive Beispiele für derartig ambitionierte narrative Verfahrensweisen sind etwa die *Maria Aegyptiaca*-Legende mit ihrer metadiegetisch-analeptischen Verschachtelung oder die Thomaslegende der ›*Legenda aurea*‹ mit ihrer mimetisch-staturalen Verunsicherung des Erzählakts (vgl. für beides Eder [demnächst]).
- 28 Vgl. für diese Diskussion Draeger 2011, S. 154f., und Patzold 2013, S. 200.
- 29 Vgl. diesbezüglich etwa noch die Einschätzung im Kommentar Homeyer 1973, S. 97: »In einem Brief aus dem 12. Jh. bemerkte ein Geistlicher nach der Lektüre der Prosa-Legende zu dem anstößigen Kapitel (13), daß der Inhalt für den Glauben höchst schädlich und daher zu ›**verurteilen und zu verfluchen**‹ sei und daß der Legende in dieser Form nicht an den von Bischöfen geweihten Orten gedacht werden, d.h. daß sie nicht verlesen werden dürfte. Die Erwähnung drastischer Details war nichts Ungewöhnliches in historischen Berichten und in der zeitgenössischen weltlichen Poesie; in Heiligen-Viten waren solche Schilderungen **allerdings seltener [...]. Wie mögen die Mitschwestern Hrotsvithas das Gedicht aufgenommen haben? Ist es laut vorgelesen worden?**«.
- 30 Vgl. dazu Nonn 2004, S. 56–58; Kunze 2004, und Altenhöfer 1993, S. 66–75.
- 31 Bezüglich der Textgeschichte dieser LA-Erweiterungsfassung ist noch vieles im Unklaren, gerade weil die Neueditionen von Maggioni 1998 und Häuptli 2014 diesen Anhang nicht enthalten.
- 32 Vgl. Kunze 1983; zur Auflösung der Siglen Williams/Williams-Krapp 1980, S. XVIII–XXIII.
- 33 Im Folgenden abgekürzt als PV. Darüber hinaus werden vergleichend mit herangezogen: das Legendengedicht der Hrotsvith von Gandersheim (Abkürzung: Hr; Bezug – wo nicht anders vermerkt – auf den Abdruck bei Draeger 2011, S. 36–73); die lateinische Fassung aus dem ›*Legenda Aurea*‹-Anhang nach Graesse (Abkürzung LA-Gr; Abdruck wiederum bei Draeger 2011, S. 74f.); die lateinische *provincia*-Fassung der ›*Legenda Aurea*‹-Überlieferung nach der Colmarer Handschrift (zitiert als LA-Col; Abdruck bei Kunze 1983, S. 78–89), sowie die beiden deutschen Varianten im Sondergut der ›Elsässischen *Legenda Aurea*‹-Tradition ELA Ma 1 und M 2 (synoptischer Abdruck mit LA-Col in: ebd.).

- 34 Dies z. B. über die Berufung auf mündliche Berichte oder Überlieferungsverluste, s. PV Praef. 12–16 und cap. 14.
- 35 Die erste Prosavita verweist im *Incipit* zwar bereits schon auf die *vita sancti Gangulfi martyris Christi* (Draeger 2011, S. 12; Hervorhebung D.E), kündigt aber darauf – dem *Explicit* am Ende entsprechend – darauf im Prolog Gangolf als einen Bekenner (*confessor Christi*, PV Praef. 1) an. Dieser ambivalente Benennungsgebrauch ist bereits bei Hrotsvith zur Bevorzugung von *martyr* (Hr 14) verschoben, vgl. dazu Draeger 2011, S. 79. Gleichwohl bleibt das ›Martyrium‹ des Heiligen in der Gangolf-Erzähltradition eine Problemstelle, in manchen Versionen ist es kaum erkennbar (s.o. die weiteren Ausführungen). Darüber hinaus stellt sich die Frage, was für ein Märtyrerkonzept eigentlich für das Opfer in einer profanen Ehebruchsgeschichte veranschlagt werden soll, weswegen in der Forschung für ihn das etwas despektierliche Schlagwort eines ›Märtyrers der Ehe‹ begegnet (dagegen wendet sich entschieden Draeger 2011, S. 153f., mit Anm. 5).
- 36 Die Heirat Gangolfs wird bei Hrotsvith erst später, nach der Quellentransferierung, erzählt, die so als Jugendepisode des Heiligen aufgeführt ist (vgl. Hr 341–352).
- 37 Die lokalisierende Festschreibung der Episode in der Champagne fehlt in der entsprechenden Passage bei Hrotsvith (vgl. Hr 88–112), findet sich jedoch selbst in den – gerade aufgrund der Raffungen teilweise nur schwer verständlichen – Versionen LA-Gr 2, LA-Col 79,19, ELA Ma 1, 78,20 und ELA M 2, 78,20. Dies führt einmal mehr vor Augen, dass nicht (allein) die Konkretheit des Details über die ›Prägnanz‹ einer Passage entscheidet. Für den irritierenden Wunsch Gangolfs, die Quelle zu kaufen, die sich erst aus der späteren Translokation der Quelle als ein vom Heiligen ins Werk gesetztes Wunder zur Begründung seiner Heilkraft (Gesundungswirkung des Wassers) erklärt, scheinen die Versionen LA-Col und ELA Ma 1 und M 2 den Zusammenhang mit dem Stabwunder (Hervorsprudeln der von Gangolf versetzten Quelle) nicht mehr recht zu erkennen. Schon LA-Col gibt das Zahlungsangebot als eine Entschädigung für die Rast von Gangolf und seinen Begleitern an der Quelle an: *Cui Gangolfus dixit: ›Quid dabo tibi pro isto fonte, quia multis inmorer?‹* (79,23–25; Übers.: »Zu diesem [erg.: dem *rusticellus*, dem die Quelle gehört] sprach Gangolf: ‚Was soll ich Dir für eben diese Quelle geben, weil ich mit vielen an dieser verweile?‹«, D.E.). Dadurch aber, dass die miraculöse Ortstransferierung des Wassers nicht mehr eigentlich erzählt wird, ist auch der aus PV 9,9 übernommene Hinweis auf die Bibelstelle Mt 17,20, die die vorbildliche Stärke von Gangolfs Glauben gegenüber der Kleinmütigkeit des Bauern demonstriert, nicht mehr gut auf die Episode beziehbar:

*Rusticellus cogitavit apud se dicens: ›Si pretium accepero, nichilominus fontem habebo.‹ Et constituit ei pretium C solidorum ignorans, quod dominus dixit in Mattheo: ›Si habueritis fidem sicut granum synapis et dixeritis monti huic ›tollere et mittere in mare‹ statim fiet‹ (79,25–81,5; Übers.: »Das Bäuerlein beachte dies, indem es zu sich sprach: ›Wenn ich das Geld angenommen haben werde, werde ich doch um nichts weniger die Quelle besitzen.‹ Und er vereinbarte mit ihm einen Preis von hundert Goldmünzen, wobei er jenes nicht kannte, was der Herr bei Matthäus spricht: ›Wenn ihr nur Glauben haben werdet wie ein Senfkorn und zu diesem Berg sprechen werdet, ›Hebe Dich auf und stürze Dich ins Meer‹, so wird dies sofort geschehen« (, D.E.). In ELA Ma 1 wird der Wunsch nach Bezahlung ganz ähnlich mit der Notwendigkeit einer Wiedergutmachung für die Rast an der Quelle begründet (Ma 1, 78,26–80,1: *da sprach sant gangolff zu dem geburlin: ›was sal ich dir nu vor den burne geben, daz ich hie mit mynen gesellen geruwet han?‹*), während in Fassung M 2 der Wunsch Gangolfs explizit gemacht wird, die Quelle der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen (M 2, 78,25–28: *Do sprach sanct Gangolff: ›waz sol ich dir vmb dissen brunnen geben daz er allen menschen gemein sie?‹*), wovon daraufhin gar nicht weiter die Rede ist. Stattdessen wird in Fassung Ma 1 – allerdings erst nach der Schilderung von Gangolfs Rückkehr zu seiner Ehefrau und damit unter Ausfall der wunderbaren Quellenversetzung, die die Stofftradition vorsieht – angegeben, Gangolf habe an dieser eine dauerhafte Pfarrstelle eingerichtet (vgl. Ma 1, 80,18f.). Somit erfüllt sich der egoistische Plan des Bauern, das Geld zu nehmen und die Quelle wie gehabt zu nutzen, auf eine andere Weise als die des Quellenversetzungswunders, nämlich auf eine ›immanenzrealistische‹, nicht. In Ma 1 und M 2 ist überdies die Matthäusparaphrase gar nicht auf die Kleingläubigkeit des Bauern gemünzt, sondern – offensichtlich aufgrund eines gewissen Unverständnisses gegenüber der gesamten Quellenkaufepisode – auf den Heiligen selbst (für M 2 anders Kunze 1983, S. 373, Anm. 1, der die Passage als eine ungenaue Übersetzung deutet), so dass dessen Anhängen an immanent-weltliche Verfügungstechniken über die Gaben Gottes (Kauf) hier punktuell als kritisch erscheinen, wo es allein auf die Kraft des Glaubens ankommt (dies belegt Ma 1 zudem mit einem etwas anders realisierten Senfkornvergleich, vgl. 80,9–13).*

38 Zu dieser ›Problemstelle‹ der Gangolf-Legendarik gerade in den späteren Kurzviten der Legendare (LA/ ELA) siehe die späteren Angaben im Folgenden.

39 Zu den Unterschieden der Versionen diese Passage betreffend, die teils weitreichende Konsequenzen für die statuale Deutung des legendarischen Erzählmodus haben, vgl. genauer Eder [demnächst].

- 40 Man wird freilich die verschiedenen Legendenfassungen in diesem Punkt gesondert betrachten müssen, vgl. dazu Eder [demnächst].
- 41 Vgl. diese alternative Bedeutung von lat. *viscera* bei Georges 1918 II, Sp. 3517; Draeger 2011 (S. 164) geht aufgrund der dort noch stärker im Sinne des Talionsprinzips der Spiegelstrafe zugespitzten Stilisierung für Hrotsviths Text von einem Platzen des Penis beim Kleriker sowie – in suggestiver Unbestimmtheit der weiblichen Unterleibsanatomie – von einer Vaginalflatulenz der bösen Ehefrau aus; siehe dazu auch den Kommentar bei Draeger 21011, S. 143 und 150f.
- 42 Hartmut Bleumer verdanke ich den Hinweis, dass diese Flatulenz der Frau wiederum eine Ineinanderschiebung von Metapher und Metonymie darstellt, da sie zum einen kausallogisch als besonders infame Art der Lästerung des Heiligen hergeleitet ist und paradigmatisch als Bestätigungswunder fungiert; insofern bildet es sowohl körperliches Korrelat zur Niedrigkeit der Schmähung wie Repräsentanz von Gangolfs Heiligkeit im Wunder.
- 43 So zumindest die Überlegungen bei Kunze 1983, S. XLI–XLV.
- 44 Kunze 1983, S. 373, Anm. Gangolf [II] 2, erklärt dies als eine Verlesung von *qui clam* in der Vorlage zu *quidam*; denkbar wäre aber auch ein – freilich punktueller – Versuch, die kleruskritische Tendenz des Stoffes zu mindern.
- 45 Vgl. dazu die Darstellung bei Bleumer 2015, S. 224f., der betont, dass selbst die **sog. ›realistische Motivierung‹** eine kompositorische Herstellungsleistung des **Textes auf Ebene der ›Erzählung‹** ist, weil sie kausallogische Herleitungen explizit werden lässt, die sonst von den Rezipierenden imaginativ aufgefüllt werden.
- 46 Zur ›evaluativen‹ Dimension von Textdeutung vgl. – mit Bezug auf Jolles – Kloepfer 1977, S. 74f.
- 47 Vgl. für den Versuch einer produktionsgenetischen Erklärung wiederum Kunze 1983, S. 373, Anm. Gangolf [II] 3.
- 48 Dies legt Kunze 1983 (S. 373, Anm. Gangolf [I] 8) jedenfalls nahe.
- 49 Kunze 1983 (S. 373, Anm. Gangolf [I] 9) vermutet an dieser Stelle wiederum – nicht ganz unplausibel – **einen ›Fehler‹** des Wortlautes gegenüber der Vorlage, nach der es eigentlich *er vnd die frauwe* (Hervorhebung D.E.) heißen müsste, womit der Passus sich auf *paffe* und Ehefrau bezöge. Allerdings erklärte dies noch nicht, warum die beiden fürchten, sie hätten Gangolf umgebracht, wo dies doch nun genau ihr Plan gewesen ist. Insofern wäre dann für *getodent* mit Wo 1 *ertötet* zu setzen, was die Subjektposition dreht: beide entschließen sich zur Mordtat, weil sie fürchten, dass sie sonst St. Gangolf tötet. Dies würde dann

schließlich relativ genau der parallel gesetzten Angabe in ELA-Col 85,21f. entsprechen, wo es heißt: *timuerant enim, quod Gangolfus ambos occidere uoluisset* (Übers. D.E.: »Sie fürchteten nämlich, dass Gangolf sie beide töten wollte«).

50 Hinzu kommt noch, dass der Tod des Heiligen im Übrigen auch gar nicht bestätigend vom Text referiert, sondern nur von der Überschrift der Legende (Von Sant Gingolffus ey m marteler [ELA-Ma 1, 78,6f.]; Hervorhebung D.E.) angekündigt und später (postmortale Wunder am Grab) rückwirkend als offensichtlich doch erfolgt nahegelegt wird.

51 Für eine Anwendung des **Begriffs »Profilk** für die Frage nach narrativer Prägnanzbildung vgl. bes. den Beitrag von Michael Waltenberger in diesem Band.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Die »Elsässische Legenda Aurea«. Bd. I: Das Normalcorpus, hrsg. von Ulla Williams und Werner Williams-Krapp, Tübingen 1980 (Texte und Textgeschichte 3).

Die Elsässische »Legenda aurea«. Bd. II: Das Sondergut, hrsg. von Konrad Kunze, Tübingen 1983 (= Texte und Textgeschichte 10).

Vita Gangolfi/Das Leben Gangolfs. Lateinisch/Deutsch hrsg., übers. und komm. von Paul Dräger, Trier 2011.

Hrotsvitha von Gandersheim: Werke in deutscher Übertragung. Mit einem Beitrag zur frühmittelalterlichen Dichtung hrsg. von Helene Homeyer, München/Paderborn, Wien 1973.

Jacobi a Voragine Legenda aurea vulgo Historia Lombardica dicta, hrsg. von Theodor Graesse, Dresden 1846.

Iacopo da Varazze [Jacobus de Voragine]: Legenda aurea. 2 Bde., hrsg. von Giovanni Paolo Maggioni, Florenz 1998 (Millennio medievale 6, Testi 3).

Jacobus de Voragine: Legenda aurea. 2 Bde., hrsg. von Bruno W. Häuptli, Freiburg i. Br./Basel/Wien 2014 (Fontes Christiani Sonderbd.).

Sekundärliteratur

Altenhöfer, Edgar: Studien zur Verehrung St. Gangolfs, insbesondere zur Legende und Sage des Heiligen, Würzburg 1993.

- Benz, Maximilian: Die Geburt des Purgatoriums im Medium legendarischen Erzählens, in: Koch, Elke/Schlie, Heike (Hrsg.): Orte der Imagination – Räume des Affekts. Die mediale Formierung des Sakralen, München 2016, S. 389–404.
- Bleumer, Hartmut:** ›Historische Narratologie‹? Metalegendarisches Erzählen im ›Silvester‹ Konrads von Würzburg, in: Haferland, Harald/Meyer, Matthias (Hrsg.): Historische Narratologie – mediävistische Perspektiven, Berlin/New York 2010 (TMP 19), S. 231–261.
- Bleumer, Hartmut: Der Tod des Heros, die Geburt des Helden – und die Grenzen der Narratologie, in: Friedrich, Udo/Hammer, Andreas/Witthöft, Christiane (Hrsg.): Anfang und Ende. Formen narrativer Zeitmodellierung in der Vormoderne, Berlin 2014 (Literatur – Theorie – Geschichte 3), S. 119–141.
- Bleumer, Hartmut: Historische Narratologie, in: Ackermann, Christiane/Egerding, Michael (Hrsg.): Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik. Ein Handbuch, Berlin/Boston 2015, S. 213–274.
- Bornscheuer, Lothar: Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft, Frankfurt a. M. 1976.
- Cassirer, Ernst: Phänomenologie der Erkenntnis. Berlin 1929 (Philosophie der symbolischen Formen, 3. Teil).
- Delooz, Pierre: Pour une étude sociologique de la sainteté canonisée dans l’Église catholique, in: Archives de Sociologie des Religions 13 (1962), S. 17–43; englisch erschienen als: Ders., Towards a sociological study of canonized sainthood in the Catholic Church, in: Wilson, Stephen (Hrsg.): Saints and their cults. Studies in religious sociology, folklore and history, Cambridge [u. a.] 1983, S. 189–216.
- Delooz, Pierre: Sociologie et canonisations, Liège/Den Haag 1969 (Collection Scientifique de la Faculté de Droit de l’Université de Liège 30)
- Decuble, Gabriel H.: Die hagiographische Konvention. Zur Konstituierung der Heiligenlegende als literarische Gattung, Konstanz 2002.
- Dorn, Erhard: Der sündige Heilige in der Legende des Mittelalters, München 1967 (Medium Aevum 10).
- Eder, Daniel: Kohärenzprinzip Autorschaft? Überlegungen zu den Klein- und Kleinstœuvres im Minnesang aus hermeneutischer Perspektive (am Beispiel von Hartmann von Starckenberg, KLD 18), in: Köbele, Susanne [u. a.] (Hrsg.): Lyrische Kohärenz im Mittelalter. Spielräume – Kriterien – Modellbildung, Heidelberg 2019 (GRM-Beiheft 94), S. 263–296.
- Eder, Daniel: Von Wundern und Flatulenzen. Narratologische Überlegungen zum Forschungsparadigma des ›legendarischen Erzählens‹, in: Euphorion (erscheint demnächst).

- Engemann, Josef/Jászai, Géza: Art. Heilige. A. Westkirche. III. Heiligendarstellung und -attribute, in: LexMA 4 (1989), Sp. 2017f.
- Feistner, Edith: Historische Typologie der deutschen Heiligenlegende des Mittelalters von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Reformation, Wiesbaden 1995 (Wissensliteratur im Mittelalter 20).
- Feistner, Edith: Imitatio als Funktion der Memoria. Zur Selbstreferentialität des religiösen Gedächtnisses in der Hagiographie des Mittelalters, in: Ernst, Ulrich/Ridder, Klaus (Hrsg.): Kunst und Erinnerung. Memoriale Konzepte in der Erzählliteratur des Mittelalters, Köln/Weimar/Wien 2003 (Ordo 8), S. 259–276.
- Gemeinhardt, Peter: Die Heiligen. Von den frühchristlichen Märtyrern bis zur Gegenwart, München 2010 (Beck Wissen 2498).
- Georges, Karl Ernst: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch, Bd. II, Hannover ⁸1918 (Nachdruck Darmstadt 1998).
- Göttert, Karl-Heinz: *devotio – andächt*, Frömmigkeitsbegriff und Darstellungsprinzip im legendarischen Erzählen des hohen Mittelalters, in: Schirmer, Karl-Heinz/Sowinski, Bernhard (Hrsg.): Zeiten und Formen in Sprache und Dichtung, Köln 1972 (Festschrift Fritz Tschirch zum 70. Geb.), S. 151–169.
- Goodich, Michael: Vita perfecta. The ideal of sainthood in the thirteenth century, Stuttgart 1982 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 25).
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Faszinationstyp Hagiographie. Ein historisches Experiment zur Gattungstheorie, in: Cormeau, Christoph (Hrsg.): Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. Hugo Kuhn zum Gedenken, Stuttgart 1979, S. 37–84.
- Haferland, Harald: Metonymie und metonymische Handlungskonstruktion. Erläutert an der narrativen Konstruktion von Heiligkeit in zwei mittelalterlichen Legenden, in: Euphorion 99 (2005), S. 323–364.
- Haferland, Harald/Schulz, Armin: Metonymisches Erzählen, in: DVjs 84 (2010), S. 3–43.
- Hagby, Maryvonne: *Vox sancti*. Beobachtungen zur Stimmlichkeit der volkssprachigen Legenden des Hoch- und Spätmittelalters, in: Miedema, Nine [u. a.] (Hrsg.): Stimme und Performanz in der mittelalterlichen Literatur, Berlin/Boston 2017 (Historische Dialogforschung 3), S. 363–393.
- Hamm, Berndt: Heiligkeit im Mittelalter. Theoretische Annäherung an ein interdisziplinäres Forschungsvorhaben, in: Miedema, Nine/Suntrup, Rudolf (Hrsg.): Literatur – Geschichte – Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft, Frankfurt a. M. [u. a.] 2003 (Festschrift Volker Honemann zum 60. Geb.), S. 627–645.

- Hammer, Andreas: Erzählen vom Heiligen. Narrative Inszenierungsformen von Heiligkeit im ›Passional‹, Berlin/Boston 2015 (Literatur – Theorie – Geschichte 10).
- Hammer, Andreas: Heiligkeit als Ambiguitätskategorie. Zur Konstruktion von Heiligkeit in der mittelalterlichen Literatur, in: Auge, Oliver/Witthöft, Christiane (Hrsg.): Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und interdisziplinärer Rezeption, Berlin/Boston 2016 (TMP 30), S. 157–178.
- Hammer, Andreas/Seidl, Stephanie (Hrsg.): Helden und Heilige. Kulturelle und literarische Integrationsfiguren des europäischen Mittelalters, Heidelberg 2010 (GRM-Beiheft 42).
- Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz, Studienausg. der 4. Aufl., Tübingen 1972 (1930).
- Kablitz, Andreas: Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur, Freiburg i. Br. 2013 (Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae 190).
- Karlinger, Felix: Legendenforschung. Aufgaben und Ergebnisse, Darmstadt 1986.
- Kloepfer, Rolf: Zum Problem des »narrativen Kode«, in: LiLi 7, H. 27/28 (1977), S. 69–90.
- Köbele, Susanne: *heilicheit durchbrechen*. Grenzfälle von Heiligkeit in der mittelalterlichen Mystik, in: Hamm, Berndt/Herbers, Klaus/Stein-Kecks, Heidrun (Hrsg.): Sakralität zwischen Antike und Neuzeit, Stuttgart 2007 (Beiträge zur Hagiographie 6), S. 147–169.
- Köbele, Susanne: Die Illusion der ›einfachen Form‹. Über das ästhetische und religiöse Risiko der Legende, in: PBB 134 (2012), S. 365–404.
- Köbele, Susanne: Die Ambivalenz des Gläubig-Schlichten. Grenzfälle christlicher Ästhetik, in: NCCR Mediality Newsletter 12 (2014), S. 3–15.
- Koch, Elke: Zeit und Wunder im hagiographischen Erzählen. Pansynchronie, Dyschronie und Anachronismus in der ›Navigatio Sancti Brendani‹ und in der ›Siebenschläferlegende‹ (›Passio‹ und ›Kaiserchronik‹), in: Köbele, Susanne/Rippel, Coralie (Hrsg.): Gleichzeitigkeit. Narrative Synchronisierungsmodelle in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Würzburg 2015 (Philologie der Kultur 14), S. 75–99.
- Koch, Elke: Art. Legende, in: Weidner, Daniel (Hrsg.): Handbuch Literatur und Religion, Stuttgart 2016, S. 245–249.
- Koch, Elke/Weitbrecht, Julia: Einleitung, in: Dies. [u. a.]: Legendarisches Erzählen. Optionen und Modelle in Spätantike und Mittelalter, Berlin 2019 (Philologische Studien und Quellen 273), S. 9–21.

- Kössinger, Norbert: Legenden und Liturgie. Beobachtungen zu Alberts Ulrichlegenden, in: Ders. [u. a.] (Hrsg.): Liturgie und Literatur. Historische Fallstudien, Berlin 2015 (Lingua Historica Germanica 10), S. 91–110.
- Kunze, Konrad: Art. Legende, in: ³RLW 2 (2000), S. 389–393.
- Kunze, Konrad: Art. Vita, in: ³RLW 3 (2003), S. 786–789.
- Kunze, Konrad: Art. Gangolf, in: ²VL 11 (2004), Sp. 486f.
- Lipp, Wolfgang: Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten, Berlin 1985 (Schriften zur Kulturosoziologie 1).
- Mertens, Volker: Verslegende und Prosalegendar. Zur Prosafassung von Legendenromanen in ›Der Heiligen Leben‹, in: Honemann, Volker [u. a.] (Hrsg.): Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Würzburger Colloquium 1978, Tübingen 1979, S. 265–289.
- Müller, Jan-Dirk: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, Tübingen 1998.
- Nonn, Ulrich: Wer war der heilige Gangolf?, in: Ders./Happ, Sabine (Hrsg.): Vielfalt der Geschichte. Lernen, Lehren und Erforschen vergangener Zeiten. Festgabe für Ingrid Heidrich zum 65. Geburtstag, Berlin, 2004, S. 48–63.
- Nünning, Ansgar: Surveying contextualist and cultural narratologies: Towards an outline of approaches, concepts and potentials, in: Heinen, Sandra/Sommer, Roy (Hrsg.): Narratology in the age of cross-disciplinary narrative research, Berlin/New York 2009 (Narratologia 20), S. 48–70.
- Otto, Rudolf: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, Breslau 1917.
- Patzold, Steffen: Laughing at a saint? Miracle and irony in the Vita Gangulfi prima, in: Early medieval Europe 21 (2013), S. 197–220.
- Peters, Ursula: Literaturgeschichte als Mentalitätsgeschichte? Überlegungen zur Problematik einer neueren Forschungsrichtung, in: Stötzl, Georg (Hrsg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984, 2 Bde., Bd. II: Ältere Deutsche Literatur, Neuere Deutsche Literatur, Berlin/New York 1985, S. 179–198; wieder in: Dies.: Von der Sozialgeschichte zur Kulturwissenschaft. Aufsätze 1973 – 2000, Susanne Bürkle [u. a.] (Hrsg.), Tübingen/Basel 2004, S. 75–93.
- Peters, Ursula: Philologie und Texthermeneutik. Aktuelle Forschungsperspektiven der Mediävistik, in: IASL 36 (2011), S. 251–282.
- Ringler, Siegfried: Zur Gattung Legende. Versuch einer Strukturbestimmung der christlichen Heiligenlegende des Mittelalters, in: Kesting, Peter (Hrsg.): Würz-

- burger Prosastudien II. Untersuchungen zur Sprache und Literatur des Mittelalters, München 1975 (Festschrift Kurt Ruh zum 60. Geb. / *Medium Aevum* 31), S. 255–270.
- Rosenfeld, Hellmut: *Legende*. 3., verb. und verm. Aufl., Stuttgart 1972 (1961) (Sammlung Metzler 9).
- Schulmeister, Rolf: *Aedificatio und Imitatio. Studien zur intentionalen Poetik der Legende und Kunstlegende*, Hamburg 1971 (Geistes- und Sozialwissenschaftliche Dissertationen 16).
- Seidl, Stephanie: *Blendendes Erzählen. Narrative Entwürfe von Ritterheiligkeit in deutschsprachigen Georgslegenden des Hoch- und Spätmittelalters*, Berlin/Boston 2012 (MTU 141).
- Siegel, Wolfram: Der heilige Gangolf an Donau und Lech, in: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben* 84 (1991) S. 7–43.
- Siegel, Wolfram: Der heilige Gangolf im Raum um den Harz und die Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen, in: *Harz-Zeitschrift* 45,2 (1993/2000), S. 7–56.
- Siegel, Wolfram: *Der heilige Gangolf in Münchenlohra an der Hainleite. Basilika, Kloster und karolingische Vorgeschichte*, Berlin 2005 (Harz-Forschungen 20).
- Standke, Matthias: *Freundschaft in Ordensgründerlegenden. Funktionen legendarischen Erzählens in lateinischen und volkssprachlichen Texten des Mittelalters*, Berlin/Boston 2017 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 91).
- Strohschneider, Peter: Inzest-Heiligkeit. Krise und Aufhebung der Unterschiede in Hartmanns ›Gregorius‹, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): *Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters*, Tübingen 2000, S. 105–133.
- Strohschneider, Peter: Textheiligung. Geltungsstrategien legendarischen Erzählens im Mittelalter am Beispiel von Konrads von Würzburg ›Alexius‹, in: Melville, Gert/Vorländer, Hans (Hrsg.): *Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen*, Köln/Weimar/Wien 2002, S. 109–147.
- Strohschneider, Peter: Weltabschied, Christusbachfolge und die Kraft der Legende, in: *GRM* 60 (2010), S. 143–164.
- Strohschneider, Peter: *Höfische Textgeschichten. Über Selbstentwürfe vormoderner Literatur*, Heidelberg 2014 (GRM-Beiheft 55).
- Traulsen, Johannes (2017a): *Wüsten, Drachen, Heldenaten. Das Abenteuerliche im mitteldeutschen Väterbuch des 13. Jahrhunderts*, in: Eming, Jutta/Schlechtweg-

- Jahn, Ralf (Hrsg.): Aventure und Eskapade. Erzählstrategien des Abenteuerlichen vom Mittelalter zur Moderne, Göttingen 2017 (Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit 7), S. 35–48.
- Traulsen, Johannes (2017b): Heiligkeit und Gemeinschaft. Studien zur Rezeption spätantiker Asketenlegenden im ›Väterbuch‹, Berlin/Boston 2017 (Hermaea N.F. 143).
- Van Uytvanghe, Marc: Art. Heiligenverehrung II (Hagiographie), in: Reallexikon für Antike und Christentum 14 (1988), Sp. 150–183.
- Vauchez, André: La sainteté en occident aux derniers siècles du Moyen Âge. D’après les procès de canonisation et les documents hagiographiques, Rom 1981 (Bibliothèque des Écoles Françaises d’Athènes et de Rome 241).
- Vauchez, André: Der Heilige, in: Le Goff, Jacques (Hrsg.): Der Mensch des Mittelalters, Frankfurt a. M. [u. a.], S. 340–373.
- Weitbrecht, Julia: Aus der Welt. Reise und Heiligung in Legenden und Jenseitsreisen der Spätantike und des Mittelalters, Heidelberg 2011 (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte).
- Weitbrecht, Julia: *Imitatio* und Imitabilität. Zur Medialität von Legende und Legendenspiel, in: PBB 134 (2012), S. 204–220.
- Wolpers, Theodor: Die englische Heiligenlegende des Mittelalters. Eine Formgeschichte des Legendenerzählens von der spätantiken lateinischen Tradition bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1964 (Buchreihe der Anglia 10).
- Wyss, Ulrich: Legende, in: Mertens, Volker/Müller, Ulrich (Hrsg.): Epische Stoffe des Mittelalters, Stuttgart 1984 (Kröners Taschenausgabe 483), S. 40–60.

Anschrift des Autors:

Dr. Daniel Eder
Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie
Käte-Hamburger-Weg 3
D-37073 Göttingen
E-Mail: daniel.eder@uni-goettingen.de

Michael Schwarzbach-Dobson

Lob der Kürze: Zur theoretischen Verortung mittelalterlicher Kurzerzählungen zwischen Aristoteles und Cassirer

Mit einer Beispielanalyse der Fabel ›Befreite Schlange,
Mann und Fuchs‹ (AaTh 155)

Abstract. Der Aufsatz skizziert drei Forschungsperspektiven auf mittelalterliche Kurzerzählungen und fragt jeweils nach der Anschlussfähigkeit dieser Perspektiven zu den vorgeschlagenen Prägnanz-Zugängen dieses Bandes. Texttypologische, pragmatisch-rhetorische und symbolbasierte Forschungsansätze entwerfen vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Prämissen je unterschiedliche Instrumentarien der Analyse von Kurzerzählungen. Diese werden im Aufsatz nicht nur erörtert, sondern auch anschließend in einer Fallstudie zur Anwendung gebracht: Die Fabel ›**Befreite** Schlange, Mann und Fuchs‹ **wird drei Mal** – je aus unterschiedlicher Forschungsperspektive und je mit Einbindung des Prägnanz-Konzepts – analysiert, so dass die anfangs abstrakt beschriebenen Forschungsansätze auch konkret veranschaulicht werden.

1. Einleitung

Eine im Juni 2018 veröffentlichte Studie des UN-Environment-Programms zur Risikobewertung globaler landwirtschaftlicher Produktion eröffnet ihre Argumentation erstaunlicherweise nicht mit den üblichen Statistiken, sondern mit einer Kurzerzählung (vgl. Pengue/Sukhdev (u.a.) 2018, S. 4). Erzählt wird das aus dem asiatischen Kulturraum stammende Gleichnis der

blinden Weisen, die jeder für sich einen Elefanten abtasten und dann – je nachdem, welches Körperteil erfühlt wird – gänzliche konträre Beschreibungen des Gesamttieres abliefern (AaTh 1317; vgl. zur Überlieferung der Erzählung auch Kooi 1993, Sp. 24f.). Laut den Autoren der Studie soll dies auf die Zersplitterung und damit unzureichende Gesamterfassung verschiedener wissenschaftlicher Parameter in der nachhaltigen Agrarproduktion hinweisen. Die Kurzerzählung zeigt sich hier als veranschaulichendes Instrument zur Vermittlung komplexer Inhalte, indem die Relationen aus Mensch und Natur, aus partikularer Erkenntnis und Gesamteindruck, aus Blindheit und Weitsichtigkeit in eine kleine, narrative und damit anscheinend prägnante Form gesetzt werden. Diese Inanspruchnahme einer Kurzerzählung, die Vormoderne wie Moderne gleichermaßen reklamieren, übersteigt somit den Funktionsradius reiner »Illustration«. Wie aber diese Wechselwirkung zwischen Narration und Argumentation analytisch zu fassen ist, welche Gattungskonventionen kurze Erzählformen prägen und welche narrativen Parameter der Kurzerzählung als symptomatisch zugeordnet werden: all dies steht in der germanistisch-mediävistischen Forschung weiterhin zur Disposition. Der Befund einer ubiquitären Verwendung der Kurzerzählung geht analog mit Versuchen einher, diese, d.h. sowohl die Erzählung wie auch ihre Applikation, theoretisch zu verorten.

An formalen Bestimmungsversuchen zu mittelalterlichen Kurzerzählungen herrscht daher auch wahrlich kein Mangel. Der nun neu vorgestellte Ansatz (vgl. den Einleitungsaufsatz des Bandes), Prägnanz als Leitbegriff für die Untersuchung kleiner Erzählformen fruchtbar zu machen, ist insofern begrüßenswert, als sich so bereits existierende analytische Arbeiten noch einmal neu bündeln und perspektivisch schärfen lassen. Es soll somit im Folgenden versucht werden, einige Forschungsthesen der letzten Jahre zu differenzieren, voneinander abzugrenzen und auf ihre Anschlussfähigkeit zum Prägnanz-Konzept zu befragen. Es werden insgesamt drei substantiell unterschiedliche Ansätze skizziert, die je divergierende Instrumentarien zur Analyse mittelalterlicher Kurzerzählungen vorschlagen.

Ausgewählt wurden dabei ein älterer, inzwischen als weitgehend überholt angesehener (aber nichtsdestotrotz forschungsgeschichtlich weitwirkender) Ansatz zur Texttypologie, wie er u.a. von Haug vertreten wurde; ein eher praxeologisch-rhetorischer Ansatz, der in den letzten Jahren viel Nachhall gefunden hat; sowie Fragen nach der Anschlussbarkeit einer symbolbasierten Forschung nach Ernst Cassirer. Ziel ist dabei nicht die vollständige Aufarbeitung verschiedener Forschungsperspektiven, sondern die Frage nach ihrer etwaigen Modifizierung (oder Neuausrichtung) in Bezug auf die Prägnanz-Forschung. Als Fallstudie wird dann abschließend eine einzelne Fabel (>Befreite Schlange, Mann und Fuchs<, AaTh 155) aus dem Blickwinkel ebendieser drei Forschungsansätze je beispielhaft untersucht und dabei gleichzeitig am konkreten Beispiel aufgezeigt, inwieweit sich heuristische Überlegungen zum vorgeschlagenen Prägnanz-Konzept anschließen lassen. Gemeinsam bleibt aber allen drei Forschungsrichtungen, dass sie – in teils direktem, teils indirektem Bezug – Fragen an die Kurzerzählung stellen, die auch schon die antike Rhetorik formuliert hat. Diese soll daher stellvertretend durch Aristoteles und Quintilian gewissermaßen als Basis und Prämisse der Forschungsdiskussion vorangestellt werden. Die gewissermaßen ebenso kurze Form des wissenschaftlichen Aufsatzes zwingt dazu – gerade bei der Theoriedarstellung – vieles nur sehr verkürzt wiederzugeben.

2. Theoretische Bestimmungsversuche der Kurzerzählung

Die antike Rhetorik offeriert bekanntermaßen keine systematische, sondern eine funktionale Bestimmung der Kurzerzählung. Bei Aristoteles, dessen Rhetorik im weitesten Sinne eine Rhetorik der Affekte ist, erscheinen kurze narrative Formen als *parádeigmata*, d.h. als persuasive Beispiele im politischen oder juristischen Kontext (Aristoteles: Rhetorik II, 20). Aristoteles unternimmt hierbei zwei elementare Unterscheidungen, die beide auf ihre

Art eine langanhaltende Rezeption erfahren haben: Erstens eine gattungsinterne Klassifikation nach fiktionalem Status, d.h. die Differenzierung in Fabel, Gleichnis und historisches Exempel – in der römischen Rhetorik spiegelt sich dies später in einer grundsätzlichen Trias des Erzählens, den *genera narrationis: fabula, argumentum* und *historia*. Zweitens weist Aristoteles diesen Erzählformen unterschiedliche Wirkungskontexte, d.h. Funktionalisierungen, zu: die Fabel, die man selber zu bilden habe, eigne sich für den Einsatz vor der Menge; das historische Beispiel, das man erst über eine Ähnlichkeit zur gegenwärtigen Situation identifizieren bzw. finden müsse, aber für das politische Beraten, da seine Beweiskraft größer sei (Aristoteles: Rhetorik II, 20).

Konzepte von Kürze oder von Prägnanz stellen für Aristoteles hier keine hinreichenden Kategorien der Beispielerzählung dar. Vielmehr polemisiert Aristoteles im dritten Buch der ›Rhetorik‹ gegen einen allzu großen Hang zur Kürze: Man solle gerade so viel sagen, wie zur Erhellung eines Sachverhaltes notwendig ist, nicht mehr, aber auch nicht weniger (Aristoteles: Rhetorik III, 16). Aristoteles präferiert hier die – in seinen Texten immer wieder zu findende – Tendenz zur Mitte, d.h. zum Maß halten, die im Wesentlichen pragmatisch grundiert ist.

Auch Quintilian setzt Prägnanz nicht allein mit Kürze gleich. Die für eine rhetorische Einbindung der Kurzerzählung konstitutive Funktion der Persuasion ergibt sich bei Quintilian vielmehr aus drei Faktoren: Kürze, Klarheit und Wahrscheinlichkeit (Quintilian: *Institutio oratoria* IV, 2, 31). Kürze und Klarheit entsprechen hier in etwa dem von Aristoteles übernommenen Diktum, nicht mehr zu erzählen, als notwendig sei. Die mittelalterliche Rhetorik hat dies bekanntermaßen anhand von Techniken wie der *abbreviatio* durchdekliniert, Galfreds von Vinsauf Versuch, die Erzählung vom Schneekind auf nur wenige Verse zu reduzieren, ist vielfach beschrieben worden.¹ Interessanter erscheint Quintilians Rekurrenzen auf Wahrscheinlichkeit, d.h. der Produktion von Glaubhaftigkeit. Diese, so Quintilian, könne bei zu starker Kürze gerade nicht generiert werden, da in diesem Fall

Unverständnis, d.h. *obscuritas*, drohe (Quintilian: *Institutio oratoria* IV, 2, 43). Außerdem benötigten rhetorische Techniken Raum, um ihre Wirkung zu entfalten (Quintilian: *Institutio oratoria* IV, 2, 46):

Et minus longa quae delectant videntur, ut amoenum ac molle iter, etiamsi est spatii amplioris, minus fatigat quam durum aridumque compendium.

›und weniger lang erscheint, was unterhaltsam ist, wie eine schöne bequeme Reise, auch wenn die Strecke länger ist, weniger angestrengt als ein Abkürzungsweg durch rauhes [sic!], dürres Gelände.«

Anselm Haverkamp hat auf die »selbst-evidente rhetorische Praxis« (Haverkamp 1991, S. 33) bei Quintilian aufmerksam gemacht, die im systematischen Erklären bereits zeigt, was sie zu sagen beabsichtigt, d.h. ›Theorie« im ursprünglichen Wortsinn als ›Anschauung« versteht. Dieser »selbstreferentielle Modus ihrer Darstellung« (Haverkamp 1991, S. 36) kommt auch in Quintilians Beschäftigung mit *brevitas* zum Tragen, in der die Wegmetapher gleichsam Erklärung wie Methode ist: In einem Abschnitt über Kürze entfaltet Quintilian eine Metapher, die erklärt, dass man auch Tropen und Topoi anwenden könne, die den Text zwar verlängern, gleichzeitig aber unumgänglich für eine prägnante Argumentation sind – ein Prinzip also, dass er mit der Metapher im gleichen Zug auch anwendet.

Worauf Quintilian hier implizit und später auch explizit anspielt, ist die Verbindung von Kurzerzählung und *evidentia*: Das Veranschaulichen als substantielle Qualität der Darstellung, die ebenjenes Defizit zu schließen versucht, das Blumenberg als Grundbedürfnis der Rhetorik bestimmt: eine dilemmatische Konstellation aus Handlungszwang und Evidenzmangel, die nach Lösungen verlangt (vgl. Blumenberg 1981). Prägnanz scheint sehr eng in dieses Feld der Evidenzproduktion aus einer Mangelsituation eingebunden, da die kleine Form in einer hinreichenden Kürze ebenjenes in prägnant-narrativer Form aufzeigt, was sich systematisch-deskriptiv nur umständlich darlegen ließe. Das Gleichnis der blinden Weisen ist eben kein notwendiges (im Sinne von: logisch schlüssiges) Argument für die Bestimmung

von Nachhaltigkeitszielen, es stellt aber den Gegenstand wesentlich deutlicher vor Augen, und bedient damit Strategien des Glaubhaft-Machens. Dieses Vor-Augen-Stellen, d.h. die rhetorische Technik der *energeia*, betont auch die ›Rhetorica ad Herennium‹ in Bezug auf das Exempel (Rhetorica ad Herennium IV, 49, 62):

Rem ornatiorem facit, cum nullius rei nisi dignitatis causa sumitur; apertio-
riorem, cum id, quod sit obscurius, magis dilucidum reddit; probabiliorem,
cum magis veri similem facit; ante oculos
ponit, cum exprimit omnia perspicue, ut res prope dicam manu temptari possit.

›Es [= das Exempel, M.S.-D.] macht eine Sache geschmückter, wenn man es aus keinem anderen Grunde als um der würdigen Darstellung willen nimmt; offenkundiger, wenn es das, was zu dunkel ist, heller erscheinen läßt; glaubhafter, wenn es die Sache wahrscheinlicher macht; es stellt sie vor Augen, wenn es alles klar ausdrückt, so daß man die Sache sozusagen mit der Hand berühren kann.‹

Durch die Evidenz verbinden sich somit Prägnanz und Anschaulichkeit: Vor Augen gestellt wird sowohl ein Problemfall als auch dessen Lösung (d.h. die Regel). Es geht somit um kommunikative Wirkungskalküle, d.h. um eine beabsichtigte Wirkung auf Rezipienten, denen das Exempel glaubhaft gemacht werden soll (vgl. Hübner 2010, S. 134). Während Prägnanz die Möglichkeit der präzisen Aufbereitung eines juristischen, ethischen, rechtlichen usw. Problems als kurze Erzählung umfasst, bestimmt *evidentia* als eine auf Wahrscheinlichkeit basierende Technik die Vergegenwärtigung ebendieses Falls. Matthias Bauer spricht daher unter Bezugnahme auf **Überlegungen Kants und Ricceurs auch von »Schemata der Urteilsbildung«** (Bauer 2012, S. 121), die am einzelnen Fall, d.h. dem anschaulichen Beispiel, verhandelt werden: Das Beispiel enthält bereits implizit eine Regel, die über das Beispiel selbst hinausweist. Die Kurzerzählung fungiert damit als Anschauungsmodell,² das auf weitere Fälle übertragbar ist.

Strategien der Evidenz betreffen dabei sowohl das Erzählen wie das Argumentieren: Was bezeichnet wird und was gezeigt wird, muss als unmittelbar einleuchtend dargestellt werden. Metaphern und Dialoge sind in den

vormodernen Rhetoriken dabei u.a. die Instrumentarien, die diesen Effekt hervorrufen (vgl. Hübner 2010, S. 123–125) – sie sind ebenso klassische rhetorische Techniken des Überzeugens wie grundlegende Darstellungsmuster der Anschaulichkeit. Gerade die Fabel als eine Kurzerzählung, die im Wesentlichen über Dialogführung funktioniert, wie sie auch in ihrer Grundstruktur als Metapher verstanden werden kann³ (im Sinne einer Übertragung vom Mensch auf das Tier bzw. vom Tier auf den Mensch), gilt damit als eine genuin prägnante wie auf Evidenz basierende kleine narrative Form – auch aus diesem Grund wurde hier explizit eine Fabel für die Beispielanalyse herangezogen.

3.1 Texttypologische Forschung

Bereits aus diesen rudimentären Beobachtungen zur antiken Rhetorik lassen sich Verbindungslinien zu gegenwärtigen Forschungsperspektiven ziehen, die im Folgenden vorgestellt werden sollen. Orientierung bieten dabei die Überlegungen zur Exempelforschung von Caroline Emmelius (vgl. Emmelius 2010, S. 48–60), auf die hier – teils sie erweiternd, teils sie modifizierend – zurückgegriffen wird.

Dass schon Aristoteles eine Typologie an Erzählformen entwirft, scheint symptomatisch für eine Analysemethode zu Kurzerzählungen, die von Emmelius als texttypologische Forschung bezeichnet wird. Die *genera narrationis* (*fabula*, *argumentum*, *historia*) sind hier Ausgangspunkt zentraler Diskussionspunkte, jedoch weniger in funktionaler Hinsicht, als im Blick auf die Genese zentraler Gattungskonventionen. Der finnische Literaturwissenschaftler Päivi Mehtonen hat dies etwa in seiner Untersuchung »Old Concepts and New Poetics. Historia, Argumentum, and Fabula in the Twelfth- and early Thirteenth-Century Latin Poetics of Fiction« symptomatisch anhand der mittelalterlichen Vereinnahmung und Dynamisierung klassischer Gattungsbegriffe gezeigt (vgl. Mehtonen 1996). Im Fokus

einer texttypologischen Forschung stehen so die Beschreibung und Kategorisierung kleiner narrativer Formen und ihrer Überlieferungsverhältnisse. Hans Robert Jauß hat schon sehr früh eine schematische Typik kleiner Gattungen des Exemplarischen entworfen, die sich deutlich an Jolles' Überlegungen zu »Einfachen Formen« anlehnt, diese aber stärker literaturimmanent verortet und gegenüber der Jolleschen Typologie (vgl. Jolles 2006, d.h. denjenigen Erzählformen, die nach Jolles eine spezifische »Geisteshaltung« ausdrücken) noch durch die für Jauß »klassisch mittelalterlichen« Erzählgattungen Parabel, Allegorie, Fabel und Exempel ergänzt (vgl. Jauß 1983, dort insbesondere S. 41). Ähnliche Vorschläge wurden von Neuschäfer zu Exempel und Novelle, von Grubmüller zur Fabel, von Haug und abermals Grubmüller zum Märe vorgelegt, noch viele weitere Namen wären hier zu nennen (vgl. exemplarisch Neuschäfer 1969; Grubmüller 1977; Haug 1993; Grubmüller 2006).

Die texttypologische Forschung stellt grundlegende Fragen der Hermeneutik an die Kurzerzählung: Klärung von Überlieferung und Vorlagen, Einordnung in einen größeren Gattungskontext, Diskussion von Sinn oder Sinnlosigkeit einer Kurzerzählung. Als klassisches Analyseparadigma (im Sinne Thomas S. Kuhns, vgl. Kuhn 1976) der texttypologischen Forschung lassen sich hier die Überlegungen Walter Haugs zu Einsinnigkeit und Mehrsinnigkeit in mittelalterlichen Kurzerzählungen anführen: Die kurze, auf das Nötigste beschränkte Erzählung (man könnte auch sagen: das prägnante Erzählen) weise nur eine sog. »Einsinnigkeit« auf, die konträr zur üblichen »Mehrsinnigkeit« des Narrativen stehe (vgl. Haug 1991, S. 268f.; vgl. auch Largier 1997, S. 57f.; Haustein 2006, S. 18). Die Reduktion der kurzen Form auf eine spezifische Aussage oder Funktion resultiere in einer Ausrichtung jeglicher narrativer Parameter der Kurzerzählung an einem einzigen Sinnangebot. Aus literarhistorischer Sicht resultiere dies jedoch in einem Defizit, nämlich in dem Verlust eines pluralen Sinngehalts, welcher jedoch eine hermeneutisch anspruchsvolle Analyse überhaupt erst herausfordere. Diese Reduktion könne dann nicht über die kurze Erzählung allein

kompensiert werden, sondern entweder über die Textreihe, d.h. über die Addition von Kurzerzählungen zu einer Sammlung inklusive damit einhergehender Sinnvielfältigung (vgl. Haug 1991), oder durch die narrative Verlängerung der Kurzerzählung zur Novelle (vgl. Neuschäfer 1969; Largier 1997).

Haug's Überlegungen ließen sich in eine Reihe stellen mit Neuschäfers Thesen zur Einpoligkeit und Doppelpoligkeit der Figurenkonzeption in Exempel und Novelle, oder den Fragen Grubmüllers nach Ordnung und Chaos im Märe. Haug's Thesen sind dabei immer wieder angegriffen worden (vgl. etwa Millet 2000), haben sich aber dennoch als durchaus langlebig erwiesen. Hier interessiert Haug v.a. deswegen, da sein Fokus in der Regel auf den Auslegungsmöglichkeiten des narrativen Sinngehalts der Kurzerzählung bzw. dessen literarhistorischer Einordnung liegt. Dieses hermeneutische ›Paradigma‹ der texttypologischen Forschung resultiert in einem eher skeptischen Blick auf die Kategorie der Prägnanz: Wenn die Erzählung nur das Notwendige in kurzer Form verdichtet, weist sie gewissermaßen eine hermeneutische Insuffizienz auf, da keine Leerstellen offeriert werden, die zusätzliche Deutungsmöglichkeiten erlauben. Begreift man Prägnanz aber in einem weiteren Rahmen kompakt-rhetorischer Evidenz-Erzeugung (s.o.), ließen sich die Thesen Haug's noch einmal neu funktionalisieren, etwa im Hinblick auf die Frage nach gattungseigenen Strategien von Veranschaulichungsphänomen oder in Bezug auf die literarhistorische Bindung von Techniken der Prägnanz-Vermittlung an einzelne Erzählstoffe.

3.2 Pragmatisch-rhetorische Forschung

Im Zuge der erzähltheoretischen Konjunkturen der letzten Jahre haben sich Forschungsperspektiven herauskristallisiert, die Ansätze antiker Rhetoriken aufnehmen, um diese mithilfe strukturalistischer (vgl. etwa Stierle 1973; oder Friedrich 2014) oder soziologischer⁴ Lesarten noch einmal zu reformulieren. Gemein ist diesen Vorschlägen, die hier als pragmatisch-

rhetorische Forschung bezeichnet werden, dass sie Kurzerzählungen in erster Linie über ihre Funktionalität, d.h. über ihre Wirkungsleistung interpretieren: Produktion und Vermittlung von Wissen, rhetorische Überzeugungsleistung gegenüber rein logischen Diskursen, Veranschaulichung komplexer Problemfälle, das Aufzeigen von je situationsabhängigen Handlungsmustern sind u.a. als Potentiale der Kurzerzählung identifiziert worden. Betont wird dabei die situative Leistung der Kurzerzählungen, die je nach den Bedürfnissen des Kontextes, in dem sie verortet ist, neu ausgerichtet werden kann. Basis dieser Ansätze ist ein Verständnis von Rhetorik als Praxis von Argumentation, welche nicht nur juristische oder politische Rede betrifft, sondern auch genuin narrative Textproduktion: Es geht somit um die Interdependenz von Narration und Argumentation.⁵ In diesem Wechselverhältnis nimmt die Kurzerzählung die Rolle einer narrativen Kurzform ein, die pragmatisch-persuasive, d.h. auf den jeweiligen Kontext bezogene, Argumente der Überzeugung liefert.⁶

Aristoteles hat diese Pragmatik bereits implizit betont, indem er der Kurzerzählung verschiedene Wirkungsbereiche zugeschrieben hat – die in der antiken Rhetorik v.a. die Rede vor der Menge oder im Gericht betreffen. Zentral für dieses Wirkungs-Potential der Kurzerzählung ist dabei u.a. ihre Verbindung zur Topik und zum Erfahrungswissen. Topik meint hier den Bereich rhetorischer Wahrscheinlichkeitsbildung, wie er etwa im Enthymem zur Geltung kommt. Rekuriert wird in der Kurzerzählung somit auf das, was im Archiv des kulturellen Gedächtnisses als wahrscheinlich gilt, da es den eigenen Erfahrungen entspricht – Quintilian formuliert dies als: *omnis eloquentia circa opera vitae est, ad se refert quisque quae audit et id facillime accipiunt animi, quod agnoscunt.*⁷ Der Ort der Kurzerzählung ist damit zwischen Allgemeinem (Erfahrungswissen) und Besonderem (Anwendung des Erfahrungswissens) zu situieren, d.h. zwischen Regel und Fall. Typischerweise verbindet die Kurzerzählung beides, indem sie induktiv vom Einzelfall (der Narration) hin zur Regel (der anschließenden Moralisation, d.h. dem Epimythion) vorgeht. In dieser Perspektive ist Erzählen

genuin mit Wissensbildung und dem Hervorheben kausaler Muster verbunden: »Die Narratologie als Wissenschaft der Erzählung hat gezeigt, daß die Erzählung sogar in ihrer populären und folkloristischen Form bereits Erklärungswert besitzt.« (Ricœur 1996, S. 114), so Paul Ricœur.

Prägnanz kommt einer Kurzerzählung aus Sicht der pragmatisch-rhetorischen Forschung somit nicht zuletzt über die von Quintilian betonte Strategie der Überzeugung qua Wahrscheinlichkeit zu. Seit Aristoteles gilt die Rhetorik gemeinhin als Versuch, bei jeder Sache das ihr inhärente persuasive Potenzial auszuschöpfen.⁸ Fokussiert wird daher die Wirkungsleistung der Kurzerzählung im Kontext: Wo stützt die Kurzerzählung symbiotische Regel und Fall-Verhältnisse, wo kann sie gegen die Regel erzählen, d.h. eine exemplarische Ausnahme bilden? Im Fokus steht somit die Wandlungsfähigkeit, d.h. die Adaptationsfähigkeit der Kurzerzählung: Jede kleine Erzählform besitze narrative Implikationen, die situativ je neu expliziert werden können (so Stierle 1973, S. 362f.), und so demonstrieren, wie jeder Erzählung das Potenzial zukommt, zum vielfältig einsetzbaren narrativen Argument zu werden. Prägnanz gewinnt die Kurzerzählung damit aufgrund ihrer Anpassungsfähigkeit, d.h. ihrer Qualität, in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Funktionen zu bedienen und so das Regel-Fall-Verhältnis je neu zu entwerfen. Mit dem Soziologen Alois Hahn kann man dies als generelle Schwierigkeit beschreiben, die Vielfältigkeit der Wirklichkeit (von der die einzelnen Kurzerzählungen handeln) mit allgemeinen Regeln in Einklang zu bringen: »Dies liegt unter anderem an der Differenz von situativer Einzigartigkeit und begrifflicher Generalität. Die Fälle sind eben nicht als solche schon ›im Prinzip‹ in der Theorie vorgesehen, so daß **die Subsumption ein bloßer Sortierungsvorgang wäre [...] Subsumption als realer Vorgang der situativen Passung ist kreativ.**« (Hahn 1991, S. 49f.) – man könnte auch sagen: prägnant. Die kurze Erzählung, so ließe sich resümieren, ist somit in der Perspektive pragmatisch-rhetorischer Ansätze mehr als eine schlichte Form der Regel-Fall-Anwendung. Stattdessen lässt sich an ihr ablesen, unter welche Schemata oder Regeln ein bestimmter

Problemfall subsumiert wird, wie dieser narrativ konstruiert ist und welchen Argumentations- und Wissensmustern er dient – Analysen, die in jüngster Zeit auch unter dem Oberbegriff einer ›Epistemologie des Exemplarischen‹ firmieren (vgl. Pethes/Ruchatz/Willer 2007).

3.3 Symbolbasierte Erzählforschung

Der dritte vorzustellende Ansatz ist vielleicht am stärksten als *work in progress*, als noch nicht etablierter, in einem Aushandlungsprozess stehender Versuch zu deuten, Kurzerzählungen unter eine gänzlich andere Konzeption zu stellen. Ausgangspunkt ist hier die von den Veranstaltern vorgeschlagene (vgl. den Einleitungsaufsatz des Bandes) Inanspruchnahme eines Begriffs Ernst Cassirers: Symbolische Prägnanz. Cassirer in eine Reihe mit anderen Definitionen der Prägnanz zu stellen, erscheint nicht unproblematisch, bietet aber die Möglichkeit, Anschlusspunkte zu neueren Ansätzen der Erzählforschung zu finden. Dennoch muss davor gewarnt werden, die symbolische Prägnanz, wie sie Cassirer versteht, zu direkt in konzeptionelle Versuche der Bestimmung kleiner narrativer Formen einzubinden. Symbolische Prägnanz könnte vielleicht eher innerhalb ihres Entstehungskontextes, d.h. den sprachphilosophischen Überlegungen des dritten Bandes der ›Symbolischen Formen‹, verortet werden.⁹ Hier fungiert sie in erster Linie als Cassirers Versuch, eine dilemmatische Lücke zu schließen, die sich als Leitfaden und Bruchlinie gleichermaßen durch die gesamten drei Bände der ›Symbolischen Formen‹ zu ziehen scheint: Der Vereinigung einer Phänomenologie im Sinne Husserls mit der Erkenntnistheorie Kants, also gewissermaßen der Versuch einer ›kritischen Phänomenologie‹.¹⁰ Symbolische Prägnanz könnte als heuristisches Instrumentarium somit zuerst in einem Symbolisierungsprozess beschrieben werden, der Relationen von Teil und Ganzem, aber auch Sinn und Bedeutung in einem umfassenden kulturphänomenologischen Anspruch zu erklären versucht.

Cassirers Philosophie ist maßgeblich durch ein Primat der Form bestimmt:¹¹ Alles Wissen bzw. die Anschauung oder Erkenntnis desselben ist nur in Formen fassbar. Der Aufspaltung von Subjekt und Welt, die dem Versuch der Anschauung zugrunde liegt, wird über Mythos, Kunst, theoretische Erkenntnis usw. Form und damit die Möglichkeit der Anschauung verliehen. Wenn aber keine Anschauung ohne Form möglich ist, jede Form aber gleichzeitig einer Anschauung bedarf, dann heißt dies in einem umfassenden Verständnis, dass zwischen Präsenz und Repräsentation nicht mehr unterschieden werden kann.¹² Der Vorgang der Wahrnehmung enthält damit schon in sich seinen formenden Charakter, der ein ungeschiedenes (d.h. Sinn und Sinnlichkeit vereinigendes) Ganzes impliziert:¹³ »Eine Wahrnehmung ist praegnant – nicht schlechthin durch ihre ›Qualitäten‹, sondern durch den Bedeutungsgehalt, den sie in sich schliesst.«¹⁴ Wahrnehmung und Erkenntnis, verstanden als Sinnzuschreibung, besteht somit nicht im ›Hineinlegen‹ eines Sinnes in einen Gegenstand, sondern als Heraushebung eines schon gegebenen Sinnes im Sinnlichen (d.h. in der äußeren Form, vgl. Cassirer: Teil 3, 1954, S. 235). Im Einzelfall der Wahrnehmung, im sinnlichen Erlebnis, steckt ein Sinn Ganzes, das in seiner Totalität jederzeit enthalten ist und trotz seiner prinzipiellen Nicht-Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht werden kann (vgl. Möckel 1992, S. 1061) – in diesem aporetischen Symbolisierungsprozess sieht Cassirer das, was er symbolische Prägnanz nennt (Vgl. Cassirer: Teil 3 1954, S. 222–236).

Karlheinz Stierle hat Cassirers ›symbolische Prägnanz‹ als ›Anschauungsform‹ bezeichnet, die für Stierle etwa im aristotelischen ›Mythos‹ zu finden ist, d.h. in der narrativen Relation von Anfang, Mitte und Ende, die gemeinsam in sich ein Ganzes konstruieren (vgl. Stierle 1996, S. 598). Auch hier ist es nicht bloß die Kombination einzelner Elemente, die Wahrnehmung zur Erfahrung avancieren lässt, sondern ihre sich als Ganzes offenbarende Kohärenz: »Dies gilt ganz besonders für die essentiell syntaktische Anschauungsform von Anfang, Mitte und Ende, die in einem ihrer Elemente niemals aufgefunden werden kann.« (Stierle 1996, S. 597). Die Anschauung

des Sinnganzen, das in sich einzelne Teile vereint, und sich eben nicht erst aus diesen Teilen konstruiert, sondern nur als Gesamtheit wahrnehmbar ist, stellt einen zentraler Punkt für Cassirer dar: »Denn in der Praegnanz handelt es sich gerade um das Gegenteil des Zusammensetzens, des blossen ›Komponierens‹ – es handelt sich um das (bedeutungsmässige) ›Sein des einen im andern‹ (– nicht neben ihm).« (Cassirer 2011, S. 64). Verkürzt ausgedrückt ist dies für Cassirer somit (und hier besteht auch die Verbindung zur vormodernen Rhetorik) eine Frage der Evidenz: Was kann Anschauung leisten, wenn sie als solche schon formgebend ist?

Um dies für eine literarische Analyse fruchtbar zu machen, erscheint ein Zugriff sinnvoll, der zuerst weniger mit dem Begriff der Prägnanz, denn mit demjenigen des Symbols operiert. Erste Überlegungen dazu hat Hartmut Bleumer anhand einer Auseinandersetzung mit Konrads von Würzburg ›Silvester‹ vorgelegt (vgl. Bleumer 2010). Bleumer sieht Cassirers Symboltheorie als Ausweg aus einem strukturalistisch geprägten Zeichensystem, das auf binären Unterscheidungen beruht und dem damit die von Cassirer eingeforderte Dynamisierung des Symbolisierungsprozesses fehlt. Für Bleumer ergibt sich diese Dynamisierung aus dem Wechselspiel zwischen Bedeutung und Sinn:¹⁵ Auf der Geschichteebene einer Erzählung werden Symbole präsentiert, denen unmittelbar eine Bedeutung gegeben ist (Bedeutung impliziert hier im Sinne Cassirers eine Klasse möglicher Inhalte, vgl. Möckel 1992, S. 1058). Im Fortschreiten der Handlung wird diese Bedeutung aber durch Sinnreflexion aufgelöst: Gewissermaßen von hinten verstanden erweist sich das Symbol nunmehr als Zeichen, das nicht mehr über den Identitätsanspruch des Symbols verfügt. Distinkte Sinnzuweisung ersetzt die Einheit aus Bedeutungsgehalt und Sinnlichkeit und ein dynamischer Transformationsprozess entspinnt sich, der sowohl progressiv wie rekurrent geführt werden kann.

4. Fallstudie: Drei Perspektiven auf die Fabel ›Befreite Schlange, Mann und Fuchs‹ (AaTh 155)

Anfang des 12. Jahrhunderts greift Petrus Alfonsi in der ›Disciplina clericalis‹ eine vorher nur im orientalischen Kulturraum bekannte Fabel auf, die in diversen Erzählensammlungen des Mittelalters Eingang findet. Das basale Handlungsgerüst der Fabel lässt sich so zusammenfassen: Ein Mann findet eine in Notlage geratene Schlange. Er hilft ihr, doch die Schlange attackiert ihn daraufhin unter der Begründung, dass sie nicht gegen ihre Natur handeln könne und dass Undank der Welt Lohn sei. Der Mann bestreitet dies, häufig werden zwei weitere Tiere (meist Ochse und Pferd) befragt, welche aus eigener Erfahrung die Sicht der Schlange bestätigen. Zur Schlichtung des Streits wird ein Fuchs gerufen, dieser gibt an, nicht aufgrund von Gehörtem entscheiden zu können, sondern die Ausgangslage sehen zu müssen und bittet daher Mann und Schlange, sich an ihre ursprüngliche Position zu begeben. Damit ist die Ausgangslage wiederhergestellt und der Fuchs rät dem Mann, diesmal die Schlange gefesselt zu lassen. Die folgende Tabelle zeigt eine Auswahl verschiedener Fassungen der Erzählung (vgl. zur Überlieferung der Fabel: Dicke/Grubmüller 1987, S. 594–597 (Nr. 512); Goldberg 1996; Lieb 2010):

Text	Jahr	Inhalt
Petrus Alfonsi: Disciplina clericalis, Nr. 5	um 1115	Ein Mann findet eine Schlange, die von Hirten an Pfähle gefesselt wurde. Er befreit und wärmt sie. Als sie ihn daraufhin zu würgen beginnt, fragt der Mann die Schlange, warum sie Gutes mit Bösem vergelte. Die Schlange antwortet, dass dies in ihrer Natur liegen würde und Undank der Welt Lohn sei. Der Fuchs wird als Schiedsrichter gerufen; er erklärt, er müsse den Vorgang mit eigenen Augen sehen. Die Schlange wird abermals gefesselt und der Fuchs rät dem Mann, sie so zu lassen.
Odo von Cheriton: Parabolae (fabulis addita. collectio prima, Nr. 24)	frühes 13. Jh.	Ein Soldat reitet durch einen Wald, er entdeckt zwei sich bekämpfende Schlangen. Die unterlegene Schlange verspricht dem Soldaten Belohnung bei Rettung. Anschließend versucht sie aber, ihn zu töten. Die Schlange gibt an, es sei der Lauf der Welt, dass Gutes mit Bösem vergolten werde. Sie schlägt drei Richter vor. Pferd und Ochse bestätigen das Argument der Schlange aus eigener Erfahrung. Der Fuchs erklärt, dass Kläger und Beklagter für einen Schiedsspruch getrennt werden müssen. Sobald die Schlange vom Soldaten getrennt ist, verkündet der Fuchs, dass sie fort kriechen soll, wie es ihr ihre Natur gebietet.
Gesta Romano- rum, Nr. 174	um 1300	Ein Kaiser reitet zur Jagd, er findet eine gefesselte Schlange, befreit und wärmt sie aus Mitleid. Als die Schlange ihn attackiert, fragt der Kaiser, warum sie Gutes mit Bösem vergelte. Die Schlange bekommt plötzlich Sprachfähigkeit (der Text verweist auf Balaams Esel) und antwortet, dass niemand gegen seine Natur handeln könne. Auch sei sie für immer verflucht (vgl. 1 Mose 3: 14). Ein <i>philosophus</i> kommt hinzu, der beide Figuren mit der Begründung, alles selbst sehen zu müssen, wieder an ihre Anfangsposition setzt.

Ulrich Boner: Edelstein, Nr. 71	um 1340/1350	Ein Mann findet eine Schlange, die von Hirten an Pfähle gefesselt wurde. Er befreit und wärmt sie. Als sie ihn daraufhin zu würgen beginnt, fragt der Mann die Schlange, warum sie Gutes mit Bösem vergelte. Die Schlange antwortet, dass dies in ihrer Natur liegen würde. Der Fuchs wird als Schiedsrichter gerufen; er erklärt, er müsse den Vorgang mit eigenen Augen sehen. Die Schlange wird abermals gefesselt.
Reynke de Vos, III, (V. 4571– 4802)	1498 (Druck)	Der Fuchs Reynke ist am Hof des Löwen angeklagt. Die Äffin hält eine Verteidigungsrede: Eine Schlange sei vor einiger Zeit zum Königshof gekommen und habe geklagt, dass ein Mann sich dem Urteil entziehe. Der Mann habe sie gerettet, dann habe die Schlange den Mann aus Hunger angefallen, denn leibliche Not bräche jedes Recht. Raben, Bär und Wolf hätten dieses Urteil bestätigt (sie hoffen auf eigenen Anteil am Mann). Der Löwe überlässt Reynke das Urteil, dieser erklärt, er müsse den Vorgang mit eigenen Augen sehen. Die Schlange wird abermals gefesselt.
Burkard Waldis: Esopus, IV 99	1548	Ein Bauer will in die Stadt ziehen, seine Frau bittet ihn um einen Pelz. Der Bauer kommt in die Wildnis, er vernimmt dort Geschrei vor einer verschlossenen Höhle. Der dort gefangene Drache verspricht Lohn bei Freilassung. Nach der Befreiung will der Drache ihn aber töten, da Undank der höchste Lohn sei. Der Drache soll dies öffentlich beweisen, beide gehen zu Pferd und Hund. Die Tiere bestätigen, dass sie als Lohn nur Undank bekommen. Dem Fuchs werden für einen Schiedspruch Hühner als Lohn versprochen. Der Fuchs trennt beide wieder (s.o.). Die Frau des Bauern rät, den Fuchs zu töten und sein Fell zu verkaufen, anstatt ihm Hühner zu geben. Der Fuchs beklagt sein Schicksal: auch er empfangen nur Undank, Fortuna und wandelndes Glück würden jedes Schicksal umkehren.

4.1 Perspektiven einer texttypologischen Forschung

Ausgangspunkt einer texttypologischen Untersuchung der Fabel ist ihr Überlieferungszusammenhang. Petrus Alfonsi scheint in der Fabel sehr geschickt zwei unterschiedliche Erzähltraditionen miteinander zu verbinden (vgl. dazu: Spies 1973; Stohlmann 1985): Eine äsopische Tradition der Erzählung von einer Schlange, die sich gegen ihren Retter wendet und einen Erzählstoff arabischer Herkunft, der von einem Tier erzählt, welches seine Schiedsrichter-Funktion für eine List nutzt, die eine Handlungssituation wieder an ihren Ausgangspunkt führt. Petrus kombiniert beides und lässt zudem – zumindest subkutan – ein christliches Modell einfließen, das die Schlange als hinterlistigen Akteur fasst.

Daran ließen sich Fragen nach dem Sinn der Erzählung anschließen: Der Fabel unterliegt eine implizite Gabenlogik, die nach der Reziprozität von Hilfeleistungen fragt. Die Inversion der Gabenlogik, die das Sprichwort vom Undank suggeriert, spielt die Fabel dann an einer Tier-Mensch-Differenz durch: Erfahrung der Nutztiere ist es, dass sie für ihre lebenslangen Mühen keine Belohnung erhalten – genau dies aber fordert der Mann für sich ein. Die Schlange avanciert damit zum rächenden Tier, welches den Erfahrungsschatz der Tierwelt gegen den Menschen anführt. Gleichzeitig erhält sie über ihre pejorative biblische Konnotation eine ambige Stellung, womit sie zwischen Undank- und Gerechtigkeitsfigur changiert.

Diese Ambiguität der Figuren wird noch verstärkt durch das (in fast jeder Fassung zu findende) Einspielen von Sprichworten in die Fabel. In seiner Verbindung von Kürze und Anspruch auf allgemeines Erfahrungswissen kann das Sprichwort als eine ebenso prägnante Form gelten wie die Kurzerzählung – tatsächlich stehen gerade Fabel und Sprichwort häufig in engem Zusammenhang.¹⁶ Schon Petrus Alfonsi leitet die Fabel mit einem im Mittelalter weit verbreiteten Sprichwort ein: ›Wer den Gehängt (vom Galgen, M.S.-D.) losknüpft, über den wird Unglück hereinbrechen.‹ (*Qui pendulum soluerit, super illum ruina erit*, vgl. dazu auch TPMA. Bd. 5, S. 401f.),

bzw. ›Wer die Last vom Lager löst, auf den fällt sie herab.‹ Das Sprichwort ist hier aber nicht allein als Moral der Fabel zu verstehen, vielmehr ist die Erzählung die narrative Umsetzung, die Veranschaulichung der Sentenz. Was im Sprichwort als kondensierte Wenn-dann-Folge enthalten ist, wird in der Fabel als kausal-temporale Handlungskette entfaltet – narrativer Einzelfall (Fabel) und diskursiver Regelfall (Sprichwort) zielen auf die gleiche wahrscheinlichkeitsbasierte Schlussfolgerung (Gutes wird mit Bösem vergolten), die als Teil des Common Sense dargestellt wird. Gegenüber dem kollektiven Gedächtnis des Sprichwortes kann die narrative Form aber noch eine Alternative zum Erfahrungssatz anbieten, indem die Schlange am Ende wieder gefesselt wird – hier zeigt die Fabel eine Form der Reversibilität, die im Sprichwort nicht enthalten ist und die in der Erzählung als ebenso evidentere wie prägnanter Schluss eine Lösung enthält, die dezidiert nicht moralisch grundiert ist.

Mit dem Auftritt der Figur des Fuchses öffnet sich damit ein Dreiecksverhältnis, das noch weitere Sinnebenen offenlegt: Das Argument des Fuchses, er müsse sehen, und nicht hören, was geschehen sei, impliziert eine Bevorzugung visueller *demonstratio* gegenüber auditiver *narratio*, und damit eine Unterminierung des eigenen narrativen Status der Fabel. Dies wird noch forciert durch eine Endsituation, die der Ausgangssituation der Handlung entspricht und damit den basalen narrativen Dreischritt aus einer kontinuierlichen Handlungsfolge von Anfang, Mitte und Ende konterkariert. Die Fabel generiert ihren Sinn jedoch explizit aus ebendieser Verdopplung einer Situation: Sie zeigt in kondensierter Form an, dass es immer mehrere Handlungsoptionen mit je unterschiedlichen Konsequenzen gibt: Die Schlange aus der Falle lösen, oder die Schlange in der Falle lassen.

4.2 Perspektiven einer pragmatisch-rhetorischen Forschung

Dass es immer mehrere Optionen gibt, ist aber auch eine Grundprämisse der Rhetorik und bildet somit eine Schnittstelle zur pragmatisch-rhetorischen Forschung. Auch diese interessiert sich für die Überlieferung der Fabel, nun aber v.a. im Hinblick auf ihre verschiedenen kontextuellen Einbindungen: Durch welche kleinen Verschiebungen in Handlung, Axiologie und Erzähllogik wird je anders erzählt und inwiefern ist dies kontextabhängig?

Der Mann kann die Schlange anfangs aus Barmherzigkeit befreien, er kann von der Schlange durch das Versprechen von Belohnung zur Hilfestellung animiert werden oder er ist selbst derjenige, der für die Notlage verantwortlich ist. Der Fuchs begründet seinen Wunsch, Mann und Schlange wieder auf ihre Anfangsposition zu setzen, mal damit, dass er den Geschehensablauf selbst sehen müsse, mal dadurch, dass Kläger und Angeklagter eines Gerichtsverfahrens räumlich getrennt sein müssen. All diese Modellierungsoptionen verweisen nicht nur auf die Multifunktionalität der Erzählung, sondern zeigen auch die Relation zwischen Erzählung und ihrem Kontext: Der Prediger Odo von Cheriton etwa argumentiert stark moraldidaktisch, wenn er den Erfahrungswert, dass Undank der Welt Lohn sei, über das Hinzufügen weiterer Schiedsrichter als ein genuin menschliches Handlungsprinzip darstellt. Die ›Gesta Romanorum‹ forcieren eine schon bei Petrus und Odo angespielte christliche Grundierung: Auslöser für das boshafte Verhalten der Schlange ist ihre Verfluchung nach dem Sündenfall; der Erfahrung, dass häufig Gutes mit Bösem vergolten wird, ist das christliche Prinzip, Böses mit Gutem zu vergelten, konträr entgegengesetzt. Als Exempelsammlung, die einen dezidierten Wahrheitsanspruch reklamiert, greifen die ›Gesta Romanorum‹ auch in die Erzählform ein: Die Fabel wird als historisches Exempel erzählt, in dem das Tier nur durch göttlichen Eingriff (die Erzählung verweist selbst auf Balaams Esel) sprechen kann und damit dezidiert im christlichen Koordinatensystem verankert wird.

Doch auch wo die Fabel weitgehend deckungsgleich erzählt wird – wie etwa bei Petrus Alfonsi und in Boners Fabelsammlung – weist ihr der jeweilige Textzusammenhang unterschiedliche Funktionen zu: In Ulrich Boners ›Edelstein‹ steht die Fabel in einer Reihe weiterer Auslotungen des Verhältnisses von Gut und Böse, die bei Boner durch die Asymmetrie von Mensch und Schlange in narrativer Form ausgehandelt werden: Boner erzählt insgesamt drei Fabeln, die alle über die Opposition Mensch-Schlange aufgebaut sind und damit eine isotopische Reihe bilden (Erzählungen Nr. 13, 34, 71). Die Fabeln schreiben ihren Figuren dabei unterschiedliche Werte zu: Erst verletzt die Schlange grundlos den Menschen (Nr. 13), dann der Mensch grundlos die Schlange (Nr. 34), dann folgt die Fabel der gebundenen Schlange, die über die Einführung einer dritten Figur die Komplexität der erzählten Geschichte erhöht (Nr. 71). Ob Böses mit Bösem oder mit Gutem vergolten werden solle, wird je neu beantwortet und scheint keiner universell gültigen Norm mehr zu unterliegen. Boner generiert hier aus dem erzählten Einzelfall jeder Fabel eine Regel, beschränkt aber deren Reichweite auf einen mittleren Radius – ein genuin rhetorisches Verfahren.¹⁷

Petrus Alfonsi hingegen stellt vor die Fabel ein längeres Vater-Sohn-Gespräch, das über die Möglichkeiten von guter und böser Vergeltung reflektiert: Dass Gutes durch Böses vergolten werde, zeigt die Erfahrung, widerspricht aber herkömmlichen Gerechtigkeitsnormen, d.h. dem Talionsprinzip. Letzteres ende jedoch prinzipiell in einem Zirkelschluss, da es nur zu Steigerungen führe: So wie Feuer nicht durch Feuer bekämpft werden könne, sei Übel nicht durch Übel zu besiegen usw. Die Fabel schließt sich an diese Diskussion an, deckt aber nicht alle Erfahrungssätze ab, sondern zeigt nur in einem Einzelfall auf, wie Gutes und Böses beispielhaft relationiert werden können.

Es ließen sich noch zahlreiche weitere Beobachtungen anführen, wie etwa das Einspielen von rechtlichen und politischen Diskursen in die Fabel im ›Reynke de Vos‹,¹⁸ oder eine substantielle Erweiterung der *materia*, die auf Joachim Camerarius (›Fabulae‹, Nr. 392) zurückgeht, auch bei Burkard

Waldis vorkommt und die den sprichwörtlichen Undank auf den Fuchs selbst zurückfallen lässt. Prägnanz erwächst der Fabel aber je durch eine kontextabhängige Konfiguration, die sich auf basale Techniken der Selektion, Kombination oder Substitution zurückführen lässt und die eine je situative Passfähigkeit ermöglicht.

4.3 Perspektiven einer symbolbasierten Forschung

Für eine Untersuchung der Fabel aus der Perspektive einer symbolbasierten Erzählforschung soll hier die Version des Petrus Alfonsi herangezogen werden, aus der wiederum drei neuralgische Punkte besonders hervorzuheben sind: Die Ausgangssituation der gefangenen Schlange, die Begründung für ihr Handeln und die List des Fuchses, beide Figuren wieder an den Anfang zu setzen.

Wie bereits diskutiert, eröffnet die Fabel mit einer Handlungsentscheidung: Soll der Mann die zufällig gefundene Schlange in der Falle lassen, oder soll er sie befreien? Dieser situativen Entscheidung liegt ein Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozess voraus, aus dessen Verlauf sich die Wahl für eine der beiden Optionen ergibt. Die gebundene Schlange präsentiert sich dem Mann zuerst als Symbol: Für Cassirer ist das Besondere unaufhebbar mit dem Allgemeinen verknüpft, d.h. im Teil ist immer auch das Ganze enthalten (vgl. Cassirer 1954, Teil 1, S. 18). Dieses Ganze ist aber nicht sinnlich, d.h. nicht-anschaulich. Der Mann sieht die Schlange, aber er sieht nicht das Böse, das sich in ihr manifestiert. Eine apriorische Erkenntnis im Sinne Kants scheint nicht möglich, Wahrnehmen ist hier (ganz im Sinne Cassirers) ein Prozess des Anschauens und Handelns.¹⁹ Erst in der Relation, d.h. der Interaktion beider Figuren miteinander, ergibt sich die Chance für Erkenntnis: Die Schlange stellt das Böse bzw. den Undank nicht nur dar, sie ist beides im Sinne eines Identitätsverhältnisses. Nach ihrer Befreiung ist die Schlange für den Mann somit zum Zeichen geworden; ein

Zeichen, dessen Sinn im Common Sense liegt, den die Schlange als Argument selbst anführt: Undank ist der Welt Lohn. Jedes Element der Wahrnehmungswelt, so Cassirer, ist »**gesättigt mit (...) Funktionen. Es steht in** mannigfachen Sinnverbänden, die systematisch unter sich wiederum zusammenhängen, und die kraft dieses Zusammenhangs jenes Ganze konstituieren, das wir als die Welt unserer ›Erfahrung‹ bezeichnen.« (Cassirer 1954, Teil 3, S. 222). Das Sinngeben, d.h. das Verständnis ›von hinten‹ ist ein Prozess der Differenzierung in diesen ›mannigfachen Verbänden‹, also bereits in sich ein formender Akt. Aus all den Deutungsmöglichkeiten, die das Symbol in sich offenhält, wird eine im Lauf der Handlung hervorgehoben und als Sinn verstanden.

Phänomene sind dabei nach Cassirer »**von der Ordnung abhängig (...)**, in der sie stehen – (so) daß ihre reine Erscheinungsweise durch eben diese Ordnung bestimmt wird.« (Cassirer 1954, Teil 3, S. 235) – dies ist es, was Cassirer als ›symbolische Prägnanz‹ bezeichnet, d.h. die aporetische Möglichkeit, nicht-anschaulichen Sinn zur Darstellung zu bringen: den Zusammenfall von Sinn und Sinnlichkeit. Dass die Schlange somit aber Präsenz und Repräsentation des Bösen in einem ist, konstruiert die Fabel erst narrativ. Die Erzählung entfaltet den Prozess der Symbolischen Prägnanz als Nacheinander, nicht im Sinne Cassirers als konstruktives ›Sehen-Als‹, in dem Wahrgenommenes sofort als sinnfüllend wahrgenommen wird (vgl. Recki 2004, S. 56).

Nun löst die Fabel aber diesen narrativen Prozess durch den Schiedspruch des Fuchses bekanntlich auf. Dass so ein Ende erzählt wird, welches dem Anfang entspricht, lässt sich in zwei Richtungen lesen: Phänomenologisch ist dem Mann nun eine Erkenntnis der symbolischen Prägnanz der Schlange möglich: Er erkennt im Sinnlichen (Schlange) bereits den nicht-anschaulichen Sinn (Undank), d.h. das im Teil enthaltene Ganze. Strukturell zeigt das besondere Ende der Fabel jedoch eine mythische, und damit im weiteren Sinne protonarrative Konnektivität auf: Dass sich Anfang und Ende gleichen, ist charakteristisch für den Mythos, den Cassirer im zweiten

Band der ›Symbolischen Formen‹ untersucht. Der Symbolbegriff, der eine ähnliche semantische Identifikationsleistung wie der Mythos bringt (vgl. dazu Bleumer 2015, S. 244), wird damit auch zum Strukturprinzip der Fabel.

5. Fazit

Es ist nicht die Absicht des Aufsatzes, das gesamte Spektrum an Forschungsperspektiven zur mittelalterlichen Kurzerzählung abzudecken. Vielmehr sollte exemplarisch gezeigt werden, wie divergierende Ansätze über einen zentralen Begriff gebündelt und noch einmal modifiziert werden können. Zwei Schlussfolgerungen – eine synkretistische und eine partikuläre – sind daraus möglich: Entweder man orientiert sich gewissermaßen am einleitenden Gleichnis der blinden Weisen und des Elefanten: Jede der drei unterschiedlichen Forschungstheorien berührt einen anderen Aspekt der Kurzerzählung, deren eigentliche Leistung aber letztlich – ganz wie der Elefant – erst aus einer Kombination aller Perspektiven ersichtlich wird. Oder aber man argumentiert getreu nach Cassirer, dessen symbolischer Prägnanzbegriff ja – wie oben gezeigt – im Teil bereits das Ganze liest: In diesem Sinne kann also auch aus der einzelnen Forschungsperspektive schon eine vollständige Analyse einer kleinen narrativen Form erfolgen.

Elementar erscheint es dabei, weniger auf Begriffseingrenzungen, denn auf die (Neu-)Bildung von Forschungsparametern zu zielen, welche die Konventionalität und die Dynamik einer so heterogenen Erzählform wie der Kurzerzählung in neuen Relationen fassen. Es sei an das Nietzsche-Zitat erinnert, dass jeder Versuch der Begriffsdefinition vor der historischen Genese desselben scheitern müsse: »alle Begriffe, in denen sich ein ganzer Prozess semiotisch zusammenfasst, entziehen sich der Definition; definierbar [sic!] ist nur Das, was keine Geschichte hat.« (Nietzsche 1997, Zweite Abhandlung, 13, S. 71) Versteht man daher Prägnanz weniger begrifflich, denn als einer derjenigen Untersuchungs-Parameter, über den sich Leistung und Form der Kurzerzählung herleiten lassen, bieten sich

eine Reihe von Analyseperspektiven an, die man durch weitere Ansätze ergänzen könnte: Fragen nach Textreihen und Bildungsprinzipien von Sammlungen, nach topischer Wahrscheinlichkeitserzeugung, nach kollektiver Erfahrungsbildung oder nach dem Status kurzer Formen zwischen Narration und Argumentation – all dies ist in der Erforschung von Kleinepik zwar nicht neu, aber noch nicht zu einem umfassenden theoretischen Zugriff ausgearbeitet worden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Galfred von Vinsauf: *Poetria Nova*, V. 717–741; vgl. auch Galfred von Vinsauf: *Documentum de modo et arte dictandi et versificandi*, Kapitel 43. In **dieser Prosafassung der »Poetria Nova«**, die von der Forschung in der Regel Galfred zugeschrieben wird, reduziert dieser die Erzählung bis auf wenige Stichworte, in denen allein die Bedeutung (*vis*) des Stoffes (*materia*) liege (*nomina rerum de quibus solis consistit vis materiae*): Frau, Mann, Kind, Sonne, Schnee (*femina, vir, puer, sol, nix*). Von diesen ausgehend sollte man dann gewissermaßen die Erzählung unter Hinzufügung des gerade Notwendigen rekonstruieren.
- 2 Vgl. auch die komplexen, aber anregungsreichen Impulse von Rüdiger Campe 1997, der *energeia* von *enargeia* abgrenzt: Ersteres als Technik figuralen Vor-Augen-Stellens aus der Metapherntheorie, Letzteres als narratives Vor-Augen-Stellen (d.h. als figurative Narrativierung der Deskription) aus der Erzähltheorie.
- 3 Vgl. zur Fabel als Metapher auch Scheuer 2015, S. 38f.
- 4 Vgl. v.a. die Arbeiten von Gert Hübner, etwa Hübner 2013; Hübner 2012.
- 5 Die Interdependenz von Rhetorik und Erzähltheorie haben Bleumer/Hannken-Iljjes/Till 2019 jüngst noch einmal eindrücklich beschrieben. Ertragreich erscheint mir der Vorschlag, das von Hübner konzipierte Projekt einer praxeologischen Narratologie nicht gegen, sondern ganz im Sinne einer philosophischen Rhetorik zu lesen, wie es hier auch vorgeschlagen ist (s.o.). Vgl. zu Anknüpfungspunkten bei Hübner ebd., S. 17–19.
- 6 Vgl. die mittlerweile klassischen Ansätze bei von Moos 1988. Zu diesem Punkt sind zudem in den letzten Jahren einige Dissertationen entstanden, die Kurzerzählungen in politischen Traktaten (Langeloh 2017), innerhalb ihrer handschriftlichen Verortung (Dahm-Kruse 2018), oder generell im Kontext nicht-narrativer Texte (Schwarzbach-Dobson 2018) untersuchen.

- 7 Quintilian: *Institutio oratoria* VIII, 3, 71 (»Alle Beredsamkeit hat es mit Aufgaben zu tun, vor die uns das Leben stellt, auf sich [und die eigene Lebenserfahrung] bezieht jeder, was er hört, und der Geist nimmt das am leichtesten auf, was er aus eigener Erfahrung kennt.«, [Einschub im Original]).
- 8 Aristoteles: *Rhetorik*, I, 2: »Die Rhetorik sei also als Fähigkeit definiert, das Überzeugende, das jeder Sache innewohnt, zu erkennen.« Vgl. auch Cicero: *De inventione*, I, 5, 6: *Officium autem eius facultatis* [gemeint ist die rednerische Fähigkeit, M.S.-D.] *videtur esse dicere apposite ad persuasionem; finis persuadere dictione* (»Aufgabe aber dieser Fähigkeit scheint es zu sein, geeignet zu sprechen, um zu überzeugen; das Ziel ist die Überredung durch den rednerischen Vortrag.«). Vgl. auch Quintilian: *Institutio oratoria*, II, 15, 3: *est igitur frequentissimus finis ›rhetorice esse vim persuadendi‹* (»Es ist also die häufigste Definition, »die Rhetorik sei die Fähigkeit zu überreden.«).
- 9 Vgl. Cassirer 1954, Teil 3. Vgl. zu Cassirers Konzeption der »Philosophie der symbolischen Formen« auch seine eigene Rückschau in Cassirer 1956, S. 228f.
- 10 Vgl. dazu Möckel 1992, insbesondere S. 1054.
- 11 Vgl. ebd., S. 1053–1055.
- 12 Dazu ausführlicher: Cassirer 1956, insbesondere S. 210.
- 13 Vgl. Recki 2004, S. 55f.; Recki 2013, S. 300f.
- 14 Cassirer 2011, S. 51. In diesen aus dem Nachlass herausgegebenen Vorüberlegungen und Skizzen Cassirers zum Prägnanz-Begriff ist vieles – trotz des fragmentarischen Charakters – fast deutlicher herausgestellt als im Hauptwerk (Cassirer 1954).
- 15 Vgl. zum Folgenden Bleumer 2010, S. 234–245. Vgl. zur Differenz von Sinn und Bedeutung die grundlegenden Beobachtungen bei Frege 1892. Die von Frege vorgeschlagene Trennung der Begriffe »Sinn« und »Bedeutung« ist bei Cassirer zwar implizit vorhanden, wird terminologisch aber nicht immer klar beibehalten.
- 16 Vgl. dazu Lieb 2008. Vgl. zur Prägnanz des Sprichworts: Gabriel 2019, S. 81–98; zu Fabel und Sprichwort ebd., S. 98–103. Im Gegensatz zu dem hier vorliegenden Aufsatz stehen für Gabriel allerdings die Interferenzen zwischen logischen und ästhetischen Verortungen der Prägnanz im Mittelpunkt: Baumgarten und Kant sind hier diejenigen Referenzen, die den »Erkenntniswert ästhetischer Darstellung als prägnante Vergegenwärtigungsleistung« zu beschreiben erlauben, ebd., S. 27.

- 17 Vgl. zu diesem Prinzip bei Boner generell und zu den drei Fabeln speziell: Schwarzbach-Dobson 2018, S. 173–206 (zu Boner) und S. 192–194 (zu den drei Fabeln).
- 18 Zur besonderen Rolle der Fabel im ›Reynke de Vos‹ vgl. Schwarzbach-Dobson 2020.
- 19 Vgl. zu diesem Punkt auch die konzise Zusammenfassung bei Daniel 2006, S. 90–101.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Aristoteles: Poetik. Übers. und erläutert von Arbogast Schmitt, Berlin 2011.
- Aristoteles: Werke in deutscher Übersetzung. Bd. 4: Rhetorik. Übersetzt und erläutert von Christof Rapp, Darmstadt 2002.
- Boner, Ulrich: Der Edelstein. Hrsg. v. Franz Pfeiffer, Leipzig 1844.
- (Marcus Tullius) Cicero: De inventione = Über die Auffindung des Stoffes. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein, Düsseldorf [u.a.] 1998.
- Galfred von Vinsauf: Poetria Nova, in: Edmond Faral [Hrsg.]: Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen age, Paris 1924, S. 194–262.
- Galfred von Vinsauf: Documentum de modo et arte dictandi et versificandi, in: Edmond Faral [Hrsg.]: Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen age, Paris 1924, S. 263–320.
- Gesta Romanorum. Hrsg. v. Hermann Oesterley. Reprograf. Nachdr. der Ausg. Berlin 1872, Hildesheim 1963.
- Odo von Cheriton: Parabolae, in: Léopold Hervieux [Hrsg.]: Les fabulistes latins. Depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. Band 4: Eudes de Cheriton et ses dérivés. Hildesheim [u.a.] 1970 [Reprograf. Nachdr. d. Ausg. Paris 1896], S. 265–416.
- Petrus Alfonsi: Die Kunst, vernünftig zu leben. Disciplina clericalis. Dargestellt und aus dem Lateinischen übertr. von Eberhard Hermes, Zürich [u.a.] 1970.
- Die Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi. Nach allen bekannten Handschriften hrsg. v. Alfons Hilka und Werner Söderhjelm, Heidelberg 1911.
- (Marcus Fabius) Quintilianus: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. Teil 1: Buch I–VI. Darmstadt 1972; (Marcus Fabius)

- Quintilianus: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. Teil 2: Buch VII–XII, Darmstadt 1975.
- Reynaerts Historie/Reynke de Vos. Gegenüberstellung einer Auswahl aus den niederländischen Fassungen und des niederdeutschen Textes von 1498. Mit Kommentar hrsg. v. Jan Goossens, Darmstadt 1983.
- Rhetorica ad Herennium. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. v. Theodor Nüßlein. 2. Aufl., Düsseldorf [u.a.] 1998.
- Waldis, Burkhard: Esopus. 400 Fabeln und Erzählungen nach der Erstausgabe von 1548. Hrsg. v. Ludger Lieb, Jan Mohr und Herfried Vögel, Berlin/New York 2011.

Sekundärliteratur

- Bauer, Matthias: Von Fall zu Fall. Die *narratio* zwischen Argumentationsprotasis und Poetik, in: Althaus, Thomas/Kaminski, Nicola (Hrsg.): Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen **›ungebundener Rede‹** in der Literatur des 17. Jahrhunderts, Bern [u.a.] 2012, S. 119–144.
- Bleumer, Hartmut: **›Historische Narratologie? Metalegendarisches Erzählen im ›Silvester‹** Konrads von Würzburg, in: Haferland, Harald/Meyer, Matthias (Hrsg.): Historische Narratologie – mediävistische Perspektiven, Berlin [u.a.] 2010, S. 231–262.
- Bleumer, Hartmut: Historische Narratologie, in: Ackermann, Christiane/Egerding, Michael (Hrsg.): Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik. Ein Handbuch, Berlin 2015, S. 213–274.
- Bleumer, Hartmut/Hannken-Iljjes, Kati/Till, Dietmar: Narration – Persuasion – Argumentation, in: LiLi 49/1 (2019), S. 1–28.
- Blumenberg, Hans: Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, in: Ders.: Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede, Stuttgart 1981, S. 104–136.
- Campe, Rüdiger: Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung, in: Neumann, Gerhard (Hrsg.): Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft, Stuttgart [u.a.] 1997, S. 208–225.
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. 3 Teile (Teil 1: Die Sprache; Teil 2: Das mythische Denken; Teil 3: Phänomenologie der Erkenntnis), 2. Aufl., Oxford 1954.
- Cassirer, Ernst: Zur Logik des Symbolbegriffs, in: Ders.: Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs, Darmstadt 1956, S. 201–230.

- Cassirer, Ernst: Praegnanz, symbolische Ideation, in: Ders.: Nachgelassene Manuskripte und Texte. Bd. 4: Symbolische Prägnanz, Ausdrucksphänomen und »Wiener Kreis«. Hg. v. Christian Möckel, Hamburg 2011, S. 51–84.
- Dahm-Kruse, Margit: Versnovellen im Kontext. Formen der Retextualisierung in kleinepischen Sammelhandschriften, Tübingen 2018.
- Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. 5., durchges. und ergänzte Aufl., Frankfurt am Main 2006.
- Dicke, Gerd/Grubmüller, Klaus: Die Fabeln des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ein Katalog der deutschen Versionen und ihrer lateinischen Entsprechungen, München 1987.
- Emmelius, Caroline: Kasus und Novelle. Beobachtungen zur Genese des *Decameron* (mit einem generischen Vorschlag zur mhd. Märendichtung), in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 51 (2010), S. 45–74.
- Frege, Gottlob: Über Sinn und Bedeutung, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik N.F. 100 (1892), S. 25–50.
- Friedrich, Udo: Topik und Rhetorik. Zu Säkularisierungstendenzen in der Kleinepik des Strickers, in: Köbele, Susanne/Quast, Bruno (Hrsg.): Literarische Säkularisierung im Mittelalter, Berlin 2014, S. 87–104.
- Gabriel, Gottfried: Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn 2019.
- Goldberg, Christine: The Ungrateful Serpent (AaTh 155), in: Fabula 37 (1996), S. 248–258.
- Grubmüller, Klaus: Meister Esopus. Untersuchungen zur Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter, Zürich [u.a.] 1977.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabeln, Märe, Novelle, Tübingen 2006.
- Hahn, Alois: Zur Soziologie der Weisheit, in: Assmann, Aleida (Hrsg.): Weisheit, München 1991, S. 47–57.
- Haug, Walter: Exempelsammlungen im narrativen Rahmen. Vom »Pancatantra« zum »Dekameron«, in: Ders./Wachinger, Burghart (Hrsg.): Exempel und Exempelsammlungen, Tübingen 1991, S. 264–287.
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Ders./Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993, S. 1–36.
- Haustein, Jens: Zum Verhältnis von exemplarischer Erzählung und Exempel an drei Beispielen aus der deutschen Literatur des Mittelalters, Leipzig [u.a.] 2006.

- Haverkamp, Anselm: Auswendigkeit. Das Gedächtnis der Rhetorik, in: Ders./Lachmann, Renate (Hrsg.): Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik. Frankfurt am Main 1991, S. 29–56.
- Hübner, Gert: *evidentia*. Erzählformen und ihre Funktionen, in: Haferland, Harald/Meyer, Matthias (Hrsg.): Historische Narratologie, mediävistische Perspektiven, Berlin [u.a.] 2010, S. 119–148.
- Hübner, Gert: Eulenspiegel und die historischen Sinnordnungen. Plädoyer für eine praxeologische Narratologie, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 53 (2012), S. 175–206.
- Hübner, Gert: Tugend und Habitus. Handlungswissen in exemplarischen Erzählungen, in: Schöner, Petra/Hübner, Gert (Hrsg.): *Artium conjunctio*. Kulturwissenschaft und Frühneuzeit-Forschung. Aufsätze für Dieter Wuttke, Baden-Baden 2013, S. 131–161.
- Jauß, Hans Robert: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur, in: Ders.: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976, München 1977, S. 9–47.
- Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. 8., unveränd. Aufl., Tübingen 2006.
- Kool, Jurjen van der: Identität: Irrige I, in: Brednich, Rolf Wilhelm [u.a.] (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Bd. 7: Ibn al-Ğauzī – Kleines Volk, Berlin [u.a.] 1993, Sp. 20–27.
- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. rev. und um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl., Frankfurt am Main 1976.
- Langeloh, Jacob: Erzählte Argumente. Exempla und historische Argumentation in politischen Traktaten c. 1265–1325, Leiden/Boston 2017.
- Largier, Niklaus: Diogenes der Kyniker. Exempel, Erzählung, Geschichte in Mittelalter und früher Neuzeit. Mit einem Essay zur Figur des Diogenes zwischen Kynismus, Narrentum und postmoderner Kritik, Tübingen 1997.
- Lieb, Ludger: *Fabula docet?* Überlegungen zur Lehrhaftigkeit von Fabel und Sprichwort, in: Fansa, Mamoun/Grunewald, Eckhard (Hrsg.): Von listigen Schakalen und törichtem Kamelen. Die Fabel in Orient und Okzident, Wiesbaden 2008, S. 37–54.
- Lieb, Ludger: Undank ist der Welt Lohn, in: Brednich, Rolf Wilhelm [u.a.] (Hrsg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begr. von Kurt Ranke. Bd. 13: Suchen – Verführung, Berlin [u.a.] 2010, Sp. 1161–1167.

- Mehtonen, Päivi: Old Concepts and New Poetics. Historia, Argumentum, and Fabula in the Twelfth- and early Thirteenth-Century Latin Poetics of Fiction, Helsinki 1996.
- Millet, Victor: Märe mit Moral? Zum Verhältnis zwischen weltlichem Sinnangebot und geistlicher Moralisierung in drei mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, in: Huber, Christoph [u.a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, Tübingen 2000, S. 273–290.
- Möckel, Christian: Symbolische Prägnanz – ein phänomenologischer Begriff? Zum Verhältnis von Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und Edmund Husserls Phänomenologie, in: **Dtsch. Z. Philos.** 40/9 (1992), S. 1050–1063.
- Moos, Peter von: Geschichte als Topik. Das rhetorische Exemplum von der Antike zur Neuzeit und die *historiae* im *Policraticus* Johanns von Salisbury, Hildesheim [u.a.] 1988.
- Neuschäfer, Hans-Jörg: Boccaccio und der Beginn der Novelle. Strukturen der Kurzerzählung auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, München 1969.
- Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift, Stuttgart 1997 [Nachdr.].
- Pengue, Walter Alberto [u.a.]: Measuring what matters in Agriculture and Food Systems. A synthesis of the Results and Recommendations of TEEB for Agriculture and Food's Scientific and Economic Foundations Report, 2018 ([online](#)).
- Pethes, Nicolas/Ruchatz, Jens/Willer, Stefan: Zur Systematik des Beispiels, in: Dies. (Hrsg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen, Berlin 2007, S. 7–59.
- Recki, Birgit: Kultur als Praxis. Eine Einführung in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen, Berlin 2004.
- Recki, Birgit: Technik als Kultur. Plessner, Husserl, Blumenberg, Cassirer, in: Zeitschrift für Kulturphilosophie 7/2 (2013), S. 287–303.
- Ricœur, Paul: Geschichte und Rhetorik, in: Nagl-Docekal, Herta (Hrsg.): Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten, Frankfurt 1996, S. 107–125.**
- Scheuer, Hans Jürgen: Aspekte einer vormodernen Poetik der animalia. Tierkataloge und Minnebestiare in mittelhochdeutscher Dichtung, in: Ders./Wedder, Ulrike (Hrsg.): Tiere im Text. Exemplarität und Allegorizität literarischer Lebewesen, Bern 2015, S. 37–60.
- Schwarzbach-Dobson, Michael: Exemplarisches Erzählen im Kontext. Mittelalterliche Fabeln, Gleichnisse und historische Exempel in narrativer Argumentation, Berlin 2018.

- Schwarzbach-Dobson, Michael: Wiederholung als Differenz. Paradoxien der Entzeitlichung im ›Reynke de Vos‹ (1498), in: Waltenberger, Michael [u.a.] (Hrsg.): Zeitlose Ordnungen? Episodische Varianz und historischer Wandel (in) der Tierepik. Erscheint voraussichtlich 2020 als Themenheft der BmE.
- Spies, Otto: Arabische Stoffe in der *Disciplina clericalis*, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 21 (1973), S. 170–199.
- Stierle, Karlheinz: Geschichte als Exemplum – Exemplum als Geschichte, in: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): Geschichte. Ereignis und Erzählung, München 1973, S. 347–375.
- Stierle, Karlheinz: Die Wiederkehr des Endes. Zur Anthropologie der Anschauungsform, in: Ders./Warning, Rainer (Hrsg.): Das Ende. Figuren einer Denkform, München 1996, S. 578–599.
- Stohlmann, Jürgen: Orient-Motive in der lateinischen Exempla-Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Zimmermann, Albert/Craemer-Ruegenberg, Ingrid (Hrsg.): Orientalische Kultur und europäisches Mittelalter, Berlin [u.a.] 1985, S. 123–150.
- TPMA = Thesaurus proverbiorum medii aevi = Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters. Hg. vom Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Begr. von Samuel Singer. 13 Bände, Berlin [u. a.] 1995–2002.

Anschrift des Autors:

Dr. Michael Schwarzbach-Dobson
Universität zu Köln
Institut für deutsche Sprache und Literatur I
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln
E-Mail: michael.schwarzbach@uni-koeln.de

Stefan Abel

Prozesse narrativer Verdichtung in Alexanders von Roes ›Pavo‹ und in den Ausformungen des literarischen Stoffes vom ›schlafenden Ritter‹:
›**Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹
und ›Mauritius von Craûn‹

Abstract. Semantische Emphase, Kongruenz von Erzähler- und Figurenhaltung und Ikonizität sind (einige) Verfahren der narrativen Verdichtung (formal und inhaltlich) von literarischen Texten und bewirken, dass diese Texte an Prägnanz gewinnen. Diese Verfahren zeichnen sich dadurch aus, dass sie kulturell verankerte Konnotationen, die sich mit Dingen und Lebewesen der (außer)literarischen Wirklichkeit verbinden, gezielt abrufen. Sie lassen zudem Erzähler und Figuren, *discours* und *histoire*, mit einer gemeinsamen ›Stimme‹ sprechen und übertragen erzählzeitlich voranschreitende Handlung punktuell in die Simultaneität des Bildes. Diese Prozesse narrativer Verdichtung lassen sich an ausgewählten Beispieltexten (12. und 13. Jahrhundert) der europäischen Erzähltradition aufzeigen: Alexanders von Roes lateinischer ›Pavo‹, das altfranzösische Fabliau ›**Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹ und der mittelhochdeutsche ›Mauritius von Craûn‹.

Prägnantes Erzählen ist das Resultat von Prozessen narrativer Verdichtung, und die Vorstellung von narrativer Dichte gründet auf einer Metapher: Physikalisch betrachtet ist (Massen-)Dichte ρ nämlich nichts anderes als das Verhältnis von Masse (m) und Volumen (V) eines Körpers mit gewisser Länge, Breite und Tiefe. Es ergeben sich dabei Werte z. B. von Kilogramm pro Kubikmeter ($\text{kg} \times \text{m}^3$). Auf literarische Texte übertragen entspricht der Masse eines Körpers die Inhaltsseite eines Textes, sein Volumen bzw. die

räumliche Ausdehnung als Produkt aus Länge, Breite und Tiefe hingegen stellen die Ausdrucksseite dar, d. h. Form und Umfang.

$$\rho = \frac{m}{V} \rightarrow \frac{\text{Inhalt}}{\text{Form}}$$

Ein Körper oder ein Text erscheinen demnach umso (ver)dicht(et)er und somit umso prägnanter, je mehr Inhalt sie bei desto geringerer Ausdehnung (Form) aufweisen. Wichtig ist m. E., dass sich (physikalische und narrative) Dichte nicht allein aus einer, sondern immer aus zwei Größen in Relation zueinander berechnet. Folglich lässt sich narrative Dichte (i. F. Prägnanz) nicht mit rein formaler Kürze als alleinigem (formalem) Faktor verallgemeinert gleichsetzen. Denn auch ein umfangreicher Text kann, je nach Verhältnis von Inhalt und Form, prägnant sein. Ein wenig umfangreicher Text zeichnet sich nicht von Vorneherein durch Prägnanz aus, sondern er muss sich, sobald sein ›Gewicht‹ (Inhalt) bei aller gebotenen Kürze zu gering ausfällt, ein entsprechend niedriges Maß an erzählerischer Prägnanz attestieren lassen; obgleich dies wohl eher selten der Fall ist. Bei (formaler) Kürze kommt es hingegen ›nur‹ darauf an, einen bestimmten, in seinem ›Gewicht‹ gleichbleibenden Inhalt in einer möglichst knappen Form zu präsentieren; der bestimmende Faktor ist hier einzig das Formale.¹

Narrative Verfahren, die darauf abzielen, Prägnanz zu erzeugen, können, wie einleitend erwähnt, als Prozesse narrativer Verdichtung aufgefasst werden. Das Verhältnis von Inhalt und Form, das eine solche Verdichtung bestimmt, liegt zunächst ganz in der Hand des Textproduzenten. Er ist jedoch nicht selten auf die aktive ›Mitarbeit‹ der Rezipienten angewiesen, denn Prägnanz liegt letztlich nicht in den Dingen, sondern wird erst im Akt der Rezeption als solche empfunden. Anhand dreier Texte seien derartige Prozesse im Folgenden exemplarisch vorgeführt: a) semantische Emphase am Beispiel der lateinischen Tierfabel ›Pavo‹ des Alexander von Roes aus der Zeit um 1285, b) Kongruenz von Erzähler- und Figurenebene am Beispiel des altfranzösischen Fabliau ›**Le chevalier qui recovra l'amor de sa**

dame« aus dem 13. Jahrhundert, c) ikonische Prägnanz am Beispiel der mittelhochdeutschen bzw. nur Frühneuhochdeutsch überlieferten Verserzählung ›Mauritius von Craün‹ (1180–1230); auch die überlieferungsbedingte Kontextualisierung und, damit verbunden, die inhaltliche Komplementarität innerhalb des ›Ambraser Heldenbuchs‹ spielen im besonderen Fall des ›Mauritius von Craün‹ eine Rolle. Die Gemeinsamkeit dieser drei epischen Texte besteht darin, dass sie, auf je unterschiedliche Art und Weise, auf einen historischen Kontext reagieren, sei es, dass sie ein historisches Ereignis fiktionalisieren (›Pavo‹), sich vom (pseudo-)historischen Kontext lösen (›**Le chevalier qui recovra l'amor da sa dame**‹) oder die pseudo-historische Einbettung der Handlung vertiefen (›Mauritius von Craün‹). Bei den an zweiter und dritter Stelle genannten Texten handelt es sich zudem um Ausformungen ein und desselben literarischen Stoffes vom ›schlafenden Ritter‹, die sich, je nach Grad historischer Einbettung, zwischen Kontraktion der (›historisch‹ einmaligen) Handlung zum Kasus² (Fabliau) und Expansion eben dieser Handlung zum ›historischen‹ Exemplum (›Mauritius von Craün‹) bewegen.

1. Alexander von Roes, ›Pavo‹ – semantische Emphase

Für 1245 berief Papst Innozenz IV. (um 1195–1254) das Erste Konzil von Lyon ein. Im Ringen um die Suprematie von Papst- und Kaisertum führte das Konzil schließlich zur Absetzung des Stauferkaisers Friedrich II. (1194–**1250**), **der bereits von einem der Vorgängerpäpste, Gregor IX. († 1241)**, zwischen 1227 und 1230 wegen Abbruchs des für 1215 gelobten Kreuzzugs exkommuniziert worden war. Alexander von Roes³, zeitweise Kanoniker des Kölner Frauenstiftes St. Maria auf dem Kapitol, war ab 1280 in Rom tätig und verarbeitete die kaiserliche Absetzung von 1245 literarisch. Er verdichtete dabei das historische Ereignis in Gestalt seines lateinischen ›Pavo‹ (›Pfaue‹) aus der Zeit um 1285, einer Fabel im Umfang von 272 Hexametern.⁴

Die politischen Konfliktparteien des Konzils kommen darin, in Vogelgestalt, zu einem Vogelkonzil (*conventus volucrum*) zusammen, jedoch »unter tendenziöser Ausweitung und Umstellung des historischen Stoffes« (Hamm 1978, Sp. 225): Die darin widerrechtliche Absetzung des Adlers (Kaiser) durch den Pfau (Papst) erfolgt nämlich, ahistorisch, mit Hilfe des Hahns (König von Frankreich). Zwischen Erstem Konzil von Lyon und Entstehung des ›Pavo‹ liegen gut vierzig Jahre, und Alexander ist es mit seiner Fabel auch nicht allein um eine gestraffte, literarische Darstellung des historischen Konzils von einst gelegen. Er bringt es vielmehr kausal mit der Sizilianischen Vesper vom 30. März 1283 in Verbindung, dem Massaker der sizilianischen Bevölkerung an Franzosen auf der Insel und der Erhebung gegen die französische Herrschaft über Sizilien unter König Karl I. von Anjou (1227–1285). Mit päpstlicher Unterstützung hatte Karl 1266 die Herrschaft der Staufer über Sizilien beendet und somit die vom Papsttum gefürchtete Umklammerung des Kirchenstaats durch das Reich aufgehoben (vgl. Heimpel 1957, S. 185–194). Alexander von Roes begreift die Sizilianische Vesper und die letztendliche Vertreibung des Hauses Anjou aus Sizilien als Folge der einst widerrechtlichen Absetzung des Stauferkaisers im Jahr 1245. Um, im Rahmen einer retrospektiven Prophetie (*vaticinium ex eventu*) aus der Entstehungszeit des ›Pavo‹ (um 1285), vermeintliche Kausalitäten zwischen zwei bereits vergangenen Ereignissen (1245 und 1283) im Nachhinein herauszustellen, betont Alexander in seiner Fabel die Rolle des Hahns (König von Frankreich) bei der kaiserlichen Absetzung; und dies, obwohl der historische ›Hahn‹, König Ludwig IX. von Frankreich (1214–1270), dem Ersten Konzil von Lyon ferngeblieben war und zwischen Papst und Kaiser sogar vermittelnd einzuwirken versuchte. Somit ist der ›Pavo‹

keine historische Satire, sondern eine figurale Interpretation der Gegenwart (1282–1285) mit Hilfe der kausal in Gegenwart und Zukunft weisenden Vergangenheit (1245), wobei das historische Ereignis bereits zum lehrhaften

Exemplum historicum geworden ist, an das die Prophetie anknüpfen kann (Schwab 1967, S. 107, vgl. auch ebd., S. 108f.).

Hinter der Umstellung historischer Konstellationen im Zuge der Literarisierung stecken Alexanders Sorge um die Gefährdung der ›alten‹, Kirchliches und Weltliches umfassenden Weltordnung und damit die Angst vor dem Kommen des Antichrists. Der Fortbestand dieser Ordnung sei nur solange gewährleistet, wie es bei der überkommenen Verteilung der ›Weltämter‹ auf die drei ›Hauptnationen‹ bleibe: den Römern das *sacerdotium*, den Deutschen das *regnum* und den Franzosen das *studium*. Die verhängnisvolle Koalition von Papsttum (Rom) und Frankreich gegen das Reich gefährde den universalen *ordo*, für dessen Erhalt Alexander von Roes in seinen lateinischen Schriften streitet, umso mehr, als sich der Franzose Simon de Brion als Martin IV. (um 1210–1285) in Alexanders Beisein 1281 zum Papst wählen ließ. Und gerade auch, als 1285 und 1288 zwar Italiener zu Päpsten gewählt wurden (Honorius IV. [**Giacomo Savelli**], † 1287 und Nikolaus IV. [**Girolamo Masci d'Ascoli**], † 1292), war es im Vorfeld dennoch nötig gewesen, mittels des just um 1285 entstandenen ›Pavo‹ vor der vermeintlich unheilvollen Personalunion von Papst- und Franzosentum zu warnen.

Das im ›Pavo‹ geschilderte, zweitägige Vogelkonzil gliedert sich in a) Einberufung zu einem Konzil durch den Pfau (Papst) (V. 11–45), b) einer ersten Sitzung, in welcher der Pfau die Absetzung des Adlers (Kaiser) nach Vorladung oder in Abwesenheit fordert (V. 46–177), c) Berichterstattung des auf Seiten des Kaisers stehenden Raben (Ghibellinen) vor dem Adler (V. 178–190) und d) einer zweiten Sitzung, in der, unterstützt durch das Bündnis von Pfau, Hahn und Tauben (Bischöfe und Kardinäle), die Absetzung des Adlers erfolgt (V. 191–262; vgl. Heimpel 1957, S. 189f.; Schwab 1967, S. 106). Über weite Strecken ist die Fabel dialogisch strukturiert, schildert sie doch in der Hauptsache Rede und Gegenrede unterschiedlicher Vogelarten bzw. Konfliktparteien. Mit der Aufkündigung der Gefolgschaft an den Adler und der Einsetzung des Pfaus als Gebieter auch über das Reich zerfallen Ordnung und Friede unter den Vögeln; es kommt zum

gegenseitigen Federnraub, d. h. zu widernatürlichen ›Amtsanmaßungen‹. Die Vögel zwängen sich in fremde, nicht für sie und ihre jeweilige Art gemachte Federnkostüme und schmückten sich so mit Federn, die nicht die ihrigen sind:

Pennas alterius avis arripit ordine spreto.
Forma columbina, que simplicitatis amica
Aut fetus fovit ventosve volando preivit,
Non contenta suo spoliare laborat amictu
Nisos et falcos. Mutantis colligit anser
Pennas accipitris propriisque superligat alis
Ipse etiam pavo galloque superveniente
Plumas et pennas aquile rapiebat easque
Alis et caude proprie religare studebat
(›Pavo‹, V. 242–250).

Ohne Ordnung darum nimmt der Eine die Federn des Andern. / Über die eigene Form ist nicht mehr glücklich die Taube, / Die, der Einfalt Gespielin, einmal die Jungen bebrütet, / Dann den Wind überflügelt: sie quält sich, den Mantel zu rauben / Sperbern und Falken. Die Gans auch sammelt des Habichts Feder, / Wenn er sich mausert, und klebt sie sich auf die eigenen Flügel. / Auch er selbst, der Pfau, greift Schwingen und Federn des Adlers, / Müht sich, sie zu verbinden dem eigenen Flügel und Schweife, / Und der Hahn läuft eilig herzu, dabei ihm zu helfen (Alexander von Roes 1958, S. 120–123).⁵

Das im Epilog formulierte Epimythion schließt prophetisch von der Zerrei-
ßung der Federn auf die Zerstörung des Reiches (vgl. Mt 12,15 und Lc 11,17)
hin zur Tyrannei, weil die für die Zerreißung Verantwortlichen [...] *nolebant*
aquila regnante modeste / Conregnare sibi contenti finibus illis, / Quos
natura dedit [...] (›Pavo‹, V. 268–270) – » nicht, solange der Adler herrschte,
bescheiden / Mit ihm herrschen wollten, zufrieden mit jenen Bereichen, /
Die die Natur ihnen gab« (Alexander von Roes 1958, S. 122f.). Gegen seine
Natur zu handeln, d. h. sich mit der eigenen Quidität (Wesensart) nicht
zufriedenzugeben, welche die Qualität (Wesensbeschaffenheit) der antikai-
serlichen Vogelarten unabänderlich bestimmt, ist Auslöser für die Zerstö-
rung der Ordnung und auch Kern von Alexanders polemischer Kritik.

Im Prolog inszeniert sich Alexander von Roes als ein Mensch, der sich zwar davor fürchte, Wahres auszusprechen, jedoch auch die Lüge verschmähe und nicht gewillt sei zu schweigen. Er wählt daher einen Mittelweg: Sein Verfahren, das historische Konzil von Lyon als Tierfabel zu literarisieren, bezeichnet er nicht als Verdichtung, sondern als Verhüllung, und zwar mit Anspielung auf die antike Sage vom Jäger Aktaion, der, nachdem er die nackte Diana beim Baden erblickt habe, von ihr in einen Hirsch verwandelt und von den eigenen Hunden zerrissen worden sei (vgl. Publius Ovidius Naso, ›Metamorphosen‹ III,138–252 [Publius Ovidius Naso 2017, S. 152–159]):

[...] Denique summam

Carminis in rerum cautus converto figuras,
Ne, si forte deam nudis detexero verbis,
Dacia sim canibus mordaci dente voranda
Utque videns videat et non videat, nisi regni
Mysterium sciat excelsi, quo cuncta teguntur
(›Pavo‹, V. 3–8).

[...] Ich werde / Endlich schlaue den Sinn des Gedichts in Bilder verkleiden, / Daß ich nicht, die Göttin mit nackten Worten entdeckend, / Werde den Hunden zur Beute, verzehrt mit beißenden Zähnen: / Daß der Sehende sehe, und doch nicht sehe, sofern nicht / Er des Höchsten Geheimnis wisse, das alles verhüllet (Alexander von Roes 1958, S. 104f.).

Entsprechend hüllt Alexander, der in seinem ›Pavo‹ dennoch unbequeme ›Wahrheiten‹ aussprechen möchte, historische Personen und Parteien, nicht zuletzt aus Selbstschutz, in Vogelgestalt. Seine Entscheidung für eine bestimmte Vogelart gründet zum einen auf bloßer etymologischer Namensverwandtschaft oder rein klanglicher Nähe – *gallus* (›Hahn‹) und (*rex Gallicorum* oder *pavo* und *papa* –, zum anderen auf die traditionelle Stellung der Vogelarten im Tierreich, z. B. *aquila* (›Adler‹ bzw. Kaiser) als Edelster unter den Vögeln. Schließlich beeinflusst auch die ›Natur‹ der jeweiligen Art die Auswahl, bisweilen auch die ›Artverwandtschaft‹ zwischen zwei Vogelarten (vgl. Schwab 1967, S. 103f.),⁶ z. B. Pfau (Papst) und Hahn

(König von Frankreich): *Nec fuit auditus clamor per secula tantus: / Pavoni siquidem et gallo vis maxima vox est* (›Pavo‹, V. 44f.) – »Nie in der Fülle der Zeiten ward so viel Schreien vernommen, / Denn in der Stimme bestehet die Kraft dem Hahn und dem Pfauen« (Alexander von Roes 1958, S. 108f.); Plinius d.Ä. spricht zudem von der natürlichen Freundschaft zwischen Pfauen (Päpste) und Tauben (Bischöfe und Kardinäle; vgl. Gaius Plinius Secundus, ›Naturalis historia‹ X,96 [*Rursus amici pavones et columbae* (Gaius Plinius Secundus 1875, S. 208)]). Eine ausführlichere Beschreibung erfährt im ›Pavo‹ allein der Pfau:

Pavoni natura dedit cum voce timoris
Pre reliquis avibus plumas et amoris amictum.
Cumque columbarum grex preceptore careret,
In dominatorem concordi voce vocatur,
Quem vox tremificat, quem pulcher amictus honorat.
Tantis ergo bonis nature munere pollens
Intumuit pavo. Peperit mox gratia culpam
Principioque boni vitiorum crevit origo.
Namque feras iam pensat aves superare potenter
Ut rex, quem timide fecere patrem sibi sponte
(›Pavo‹, V. 9–18).

Federn und furchtbare Stimme und auch den Mantel der Liebe / Gab die Natur zur Zierde dem Pfauen vor anderen Vögeln. / Darum wählte das Volk der Tauben, des Vorstands ermangelnd, / **Ihn zum Herrn mit einiger Stimm'**, den schrecklich sein Schreien / Macht und mit Ehre umkleidet der prächtig schleppende Umhang. / Solche Güter gab die Natur. Es strotzte vor ihnen / Also der Pfau. Und Reichtum zeugte Verfehlung, aus gutem / Anfang sproßte des Lasters Knospe, weil er sich aufblies. / Denn schon sinnt er die wilden mächtigen Vögel zu ducken, / Trachtet ein König zu sein, den die Ängstlichen wünschten zum Vater (Alexander von Roes 1958, S. 106f.).⁷

Vom Pfau, der sich durch Schönheit, Eitelkeit und Ruhm auszeichne, berichtet auch Plinius d.Ä.:⁸ der Pfau, so Alexander Neckam, verkörpere Hochmut und dessen Beschränktheit, denn er sei zwar hochmütig, könne aber, anders als der Adler, nicht hoch fliegen.⁹ Die Ringeltaube (*palumbus*), um ein weiteres Beispiel zu nennen, gilt Isidor von Sevilla als Begleiterin der

Keuschheit,¹⁰ und so repräsentiert sie in Alexanders ›Pavo‹ die unter dem Gelübde der *castitas* lebenden Ordensleute im Allgemeinen, die Schwalbe (*hirundo*) hingegen speziell die Bettelorden, denn dieser Vogel zeichne sich, so Ambrosius von Mailand, durch Bedürfnislosigkeit, Armut, aber auch großen Fleiß aus.¹¹ Die nach Isidor von Sevilla rede- und streitlustige Elster (*pica*)¹² schließlich, die bei Alexander von Roes, von ihrer lateinischen Bezeichnung her, zuerst die Pikarden, dann aber die übrigen Franzosen verkörpert, eignet sich als vorlaute Dialogpartnerin des ghibellinischen Raben.

Innerhalb der 272 Hexameter des ›Pavo‹ ist, mit Ausnahme des Pfaus (siehe oben), kein Raum für ausführlichere Charakterisierungen der einzelnen Vogelarten, schon gar nicht dafür, die Wahl einer bestimmten Spezies zur Codierung einer historischen Person oder Partei zu begründen. Dies ist auch gar nicht nötig: Fabeltieren ist »ihr Artcharakter ins Gesicht« (Lipps 1944, S. 25) geschrieben, ihre natürliche Quidität stimmt grundsätzlich mit ihrer moralischen Qualität überein. Die literarische Ausgestaltung von Fabeltieren basiert allein auf der für sie angenommenen Quidität. Ansonsten existiert nichts, was ihr Handeln beeinflusst, und so erscheinen ihre Handlungen als monokausal und monointentional.

Wo es bei menschlichen Figuren erst einer Geschichte oder zumindest einer Beschreibung ihrer Person bedarf, um sie als Typen zu charakterisieren, **genügt bei Tierfiguren bereits die Nennung ihres Gattungsnamens.** [...] Als dargestellte Artcharaktere legen die Tierfiguren moralische Eigenschaften so aus, als ob es sich um naturhaftes Wassein, als etwas, wofür man nicht aufkommen kann, handle und führen damit das geistige Sein des Menschen auf seine allgemeine Natur mit ihren kreatürlichen Bedürfnissen und Neigungen zurück. Insofern aber im Tierepos diese Charaktere je nur in der Einzahl vorhanden sind, in der Tierfigur also das Allgemeine und das Singuläre, Wesenheit und Einzelwesen, Gattung und Exemplar zusammenfallen, erhalten [Tierfiguren] ihrer Einzig-Artigkeit zufolge einen Anschein von **Individualität** [...] (Jauß 1959, S. 201f.).

Sie eignen sich somit hervorragend dazu, auch komplexe historische Konstellationen narrativ zu kondensieren. Die Fabelhandlung verdichtet sich

so zum »statischen, in sich ruhenden, bedeutungstragenden Bild« (Jackson 1988, S. 221), denn das jeweilige Tier ist ikonisches Abbild einer bestimmten menschlichen Verhaltensweise (oder einer politischen Haltung im Fall des ›Pavo‹); und die tierische Ikonizität der Fabel ähnelt der starken Typisierung menschlicher Figuren in der Kleinepik. Die unauflöbliche Bindung von Quidität und Qualität stellt Alexander von Roes heraus, indem er sich der semantischen Emphase bedient, einer Figur uneigentlichen Sprechens; vgl. den Begriff der *prudencia* (›Implikation‹) **bei Galfred von Vinsauf: [...]** *prudencia dicti / In dictis non dicta notet [...]* (V. 697f.; »[I]et skilful implication convey the unsaid in the said« (Galfred von Vinsauf 1924a, S. 218; engl. Übersetzung nach Galfred von Vinsauf 2010, S. 39). Hierbei werden Begriffe, d. h. die unterschiedlichen Bezeichnungen für die Vogelarten, semantisch so eingesetzt, dass die mit ihnen verbundenen Konnotationen zu den eigentlichen (denotativen) Bedeutungsträgern werden. So meinen im ›Pavo‹ etwa die Appellative *pavo* (Pfau) und *aquila* (Adler) nicht die Tiere an sich (denotativ), sondern in erster Linie vielmehr den stolzen und hochmütigen Pfau oder den edlen Adler bzw., in Übertragung auf das Erste Konzil von Lyon, den stolzen und hochmütigen Papst oder den edlen Kaiser. Die Positiv- oder Negativbesetzung einer bestimmten Vogelart geht mit einer entsprechenden Einschätzung der durch sie verkörperten historischen Akteure seitens Alexanders von Roes einher.¹³ Die semantische Emphase gibt einem Wort somit »einen geringeren Bedeutungsumfang mit präziserem Bedeutungsinhalt [...]: sie besteht also in einer Bedeutungskontraktion«; physikalisch betrachtet ergibt sich hier ein Verhältnis aus höherer Masse (Inhalt) bei geringerem, sprachlichem Aufwand (Volumen), somit eine höhere (narrative) Dichte. »In der Formulierungsanstrengung wird Arbeit eingespart (es handelt sich also um eine Arbeits-*detractio* [...]), die verstandene Formulierung selbst aber gewinnt an Dichte (es handelt sich um eine Bedeutungs-*adiectio* [...])« (Lausberg 1990, S. 451 [§ 905]).¹⁴ Auch Galfred von Vinsauf kennt dieses Verfahren

unter der Bezeichnung der Emphase und unterscheidet in seinem ›Documentum de modo et de arte dictandi et versificandi‹ zwei Verwendungsarten, wobei in Alexanders ›Pavo‹ die an zweiter Stelle genannte zum Einsatz kommt:

Emphasis enim est quaedam figura quae longam seriem verborum curtat eleganter, quae fit duobus modis: uno modo quando rem ipsam appellamus nomine suae proprietatis, uno modo quando locuturi de re loquimur de ejus proprietate (›Documentum de modo et de arte dictandi et versificandi‹ II,2,32)

For *emphasis* [...] is that figure which shortens adroitly a long series of words, and it does this in two ways: one, when we designate a thing by the name of its own property, the other, when we are about to speak of a thing, we speak instead of its property (Galfred von Vinsauf 1924b, S. 277; engl. Übersetzung nach Galfred von Vinsauf 1968, S. 52).¹⁵

Hat die Denotation im Verhältnis von Signifikantem und Signifikat über einen längeren historischen Zeitraum für alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft Gültigkeit, so ist die Konnotation demgegenüber semantisch labiler, da historisch, soziokulturell und auch individuell bedingt (vgl. Warning 1979, S. 135f.). Denn das, was man konnotativ mit dem Signifikat eines Lexems verbindet, ist die »Summe aller kulturellen Einheiten, die das Signifikans dem Empfänger institutionell ins Gedächtnis rufen kann. Dieses ›kann‹ spielt nicht auf psychische Möglichkeit an, sondern auf eine kulturelle Verfügbarkeit« (Eco 1972, S. 108). Semantische Stabilisierung erfährt die Konnotation allein mittels Rekurrenzen von der konnotativen Textebene auf ein extratextuelles Referenzsystem (vgl. Warning 1979, S. 137). Zum adäquaten Verständnis von Alexanders ›Pavo‹ bedarf es daher eines konnotativen Wissens hinsichtlich des historischen Kontexts (Erstes Konzil von Lyon und Sizilianische Vesper), auf die sich die Fabel bezieht, und hinsichtlich der gelehrten Tradition der Tierallegorese. Nur mit diesem Wissen lässt sich der Gehalt des ›Pavo‹ vom Rezipienten enthüllen; das Dekodierungsschema hierfür ist nicht in den eigentlichen Fabeltext

eingeschrieben – dies würde seiner narrativen Prägnanz erheblichen Schaden zufügen –, sondern ist in den Köpfen der von Alexander von Roes anvisierten Rezipienten zu finden. Der Verfasser setzt dabei, folgt man Nikolaus Henkel, auf einen »intellektuellen Kontrakt« mit seiner lateinisch gebildeten Leserschaft:

Der Autor bietet einen sprachlich und formal kennerhaft ausgestalteten Entwurf, auf den der Rezipient mit seinem Wissen von der Sache, ja ich möchte sagen: mit seiner Bildung antworten muss. Aufgrund dieser Bildung ist er aufgefordert, in einer Art intellektuellen Spiels die narrativen Leerstellen **[...] aufzufüllen und die Formelemente in ihrer sinnstiftenden Funktion zu erkennen** (Henkel 2017, S. 41).

Unklar ist, welche antiken und mittelalterlichen Quellen Alexander von Roes für seinen »Pavo« im Einzelnen benutzte, jedoch bietet die Tradition, deren Kenntnis Alexander bei seinen Rezipienten voraussetzen konnte, eine Fülle von Anknüpfungspunkten: antike Fabeln, die »Naturalis historia« des Plinius d.Ä., die »Etymologiae« des Isidor von Sevilla, der »Physiologus« und weitere mittelalterliche Bestiarien des 12. und 13. Jahrhunderts (Hugo von Fouillooy, Vinzenz von Beauvais, Thomas von Cantimpré, Albert der Große; vgl. Heimpel 1957, S. 211).

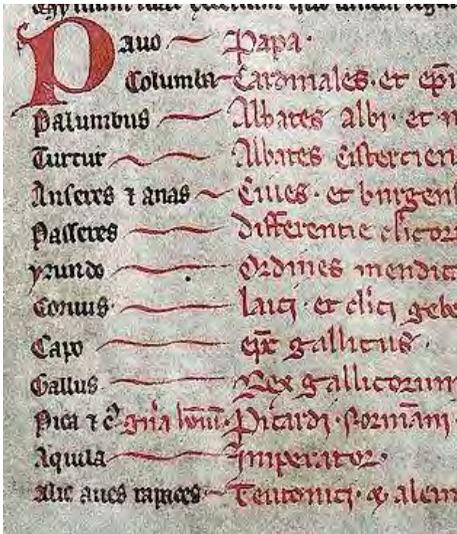


Abbildung 1: Darmstadt, Universitäts- und Landesbibliothek, Hs. 2777 (Tongern, Ende 13. Jh.), Bl. 87va: Teil des Vogelregisters des ›Pavo‹. Fortsetzung auf Bl. 87vb.

- Pavo: Papa
- Columba: Cardinales et episcopi
- Palumbus: Abbates albi et nigri¹⁶
- Turtur: Abbates Cistercienses
- Anser et Anas: Cives et burgenses
- Passeres: Differentie clericorum
- Irundo: Ordines mendicantium
- Corvus: Laici et clerici Gebelini
- Capo: Episcopus Gallicus
- Gallus: Rex Gallicorum
- Pica et cetera: Picardi, Normanni, Bretones et alia genera Gallicorum
- Aquila: Imperator
- Alie aves rapaces: Teutonici et Alemanni
- Bubones: Greci
- Milvi: Siculi
- Falcones: Hispani¹⁷

Die narrative Dichte des ›Pavo‹ stellt sich somit ein, sobald zum Textverständnis notwendige Informationen ausgelagert werden, hier speziell das kulturelle und gelehrte Wissen zur Übertragung von traditionell vermittelten Eigenschaften gewisser Vogelarten auf Personen und Parteien eines historischen Konzils. Je nach Subtilitätsgrad der Codierung werden hohe Erwartungen an die »zu eigener Deutungs- und Erschließungsleistung aufgeförderten Leser« (Henkel 2017, S. 55)¹⁸ gestellt, von denen der Verfasser des ›Pavo‹ vorab wohl ein ganz genaues Bild vor Augen hatte. Sie sind daher wohl besser als Adressaten denn als Rezipienten zu bezeichnen. Sobald jedoch das notwendige konnotative Wissen fehlt, ist ein reibungsloses Textverständnis gefährdet. Diese Gefahr sah wohl auch schon Alexander von Roes oder ein späterer Bearbeiter, denn handschriftlich ist dem ›Pavo‹ »zur Sicherheit« ein (nicht ganz vollständiges) lateinisches Register

der Vogelarten mit den von ihnen repräsentierten Personen(gruppen) vorangestellt (Abb. 1 nach dem ältesten Textzeugen des ›Pavo‹), in fünf der neun Handschriften direkt im Anschluss an den Prolog (V. 1–8).¹⁹ Die Prägnanz des ›Pavo‹ liegt den Vogelarten nicht *per se* inne, sondern sie bleibt nur solange aufrecht erhalten, wie die Rezipienten (oder Adressaten) in der Lage sind, auf der Grundlage ihres Mitwissens über den historischen Hintergrund und die mit den einzelnen Vogelarten traditionell verbundenen Quiditäten aktiv ›mitzuarbeiten‹. Andernfalls schwindet die Prägnanz der Vogelnamen.

2. ›Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame‹ – Kongruenz von Erzähler und Figur

Der altfranzösische ›**Chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹ (›Der Ritter, der die Liebe seiner Dame zurückerlangte‹) ist ein unikal überliefertes Fabliau (Schwank)²⁰ des 13. Jahrhunderts im Umfang von gerade einmal 253 Versen (Achtsilber). Sein Verfasser ist gattungstypisch unbekannt, jedoch wird das Fabliau (*fablel*) am Ende Petrus Alfonsi (*Pierre d'Anfol* [V. 248]) zugeschrieben, der als erster den Stoff literarisch ausgestaltet habe:

Pierres d'Anfol, qui ce fablel / fist et trova premieremant, / no fist fors por enseignemant / a cez qui parler en feroient / se tele aventure trovoient. / **Car nus ne l'ot qui n'an amant** / se mauveistiez trop nel sorprant (›**Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹, V. 248–254).

Petrus Alfonsi, der dieses Fablel zuerst ersann und dichtete, schuf es ausschließlich, damit jene für Belehrung sorgen sollten, die die Geschichte verbreiteten, wenn sie zufällig dazu Gelegenheit hätten; denn niemand hört es, der nicht dadurch gebessert würde, solange die Bosheit nicht allzusehr überwiegt (Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 226; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 111).

Bei dieser Zuschreibung handelt es sich wohl nur um eine ›geliehene‹ Autorschaft. Der 1106 zum Christentum konvertierte, sephardische Rabbi Moses, dann Petrus Alfonsi aus Huesca (Aragón), stand als Physiker oder

Astrologe in Diensten Alfons' I. von Aragón († 1134) und, zusätzlich als Leibarzt, von 1110–1116 in Diensten Heinrichs I. von England (um 1068–1135; vgl. Stohlmann 1993; Tolan 1993; Petrus Alfonsi 2016, S. 15–25). Während seiner Zeit in England verfasste Petrus Alfonsi seine ›Disciplina clericalis‹ (1115/16), eine weitverbreitete Sammlung lateinischer, novellenartiger Erzählungen und Fabeln in Gesprächsform (oftmals Vater und Sohn, Lehrer und Schüler), die ihm wohl auch die Autorschaft des vorliegenden Fabliau eingebracht hat; eine dem ›**Chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹ vergleichbare Erzählung enthält die ›Disciplina clericalis‹ jedoch nicht.

Zusammen mit dem mittel- bzw. frühneuhochdeutschen ›Mauritius von Craûn‹ (›MvC‹) stellt der ›**Chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹ eine Ausformung desselben literarischen Stoffes vom ›schlafenden Ritter‹ dar:

Ein Ritter liebt eine verheiratete Dame und erhält von ihr die Erlaubnis, sich in einem Turnier ritterlich gegen den Ehemann zu beweisen (vgl. ›MvC‹, V. 417–620). Der Ritter besiegt diesen zwar, doch findet das Turnier ein jähes Ende, als einer der übrigen Teilnehmer im Kampf tödlich verwundet wird (vgl. ›MvC‹, V. 621–1081). Die Dame, von der kämpferischen Leistung des Ritters beeindruckt, lässt ihn noch für denselben Abend zu sich kommen. In einem Gemach wartet der Ritter sodann auf die Dame, die sich zu ihm gesellen wolle, sobald ihr Ehemann eingeschlafen sei. Jedoch schläft der über lange Zeit hin wartende Ritter seinerseits ein, ermüdet von den Strapazen des Turniers. Die Dame ist höchst verärgert, als sie später den schlafenden Ritter erblickt, und lässt ihn durch eine Dienerin verabschieden; ihn wolle jene nie mehr wiedersehen. Die Dienerin folgt der Anweisung ihrer Herrin widerwillig und lässt den Ritter, auf seine Bitte hin, mit gezogenem Schwert ins Schlafgemach der Dame eintreten. Gegenüber dem erwachten Ehemann gibt sich der Ritter als jener verunglückte Turnierteilnehmer aus, der nur Ruhe finden könne, wenn ihm die Dame ein gewisses Fehlverhalten verzeihe, über das er allerdings nichts Näheres sagen dürfe. Aus Dank für seine Diskretion verzeiht die Dame dem Ritter, der daraufhin abzieht, glücklich darüber, die Liebe seiner Dame wiedererlangt zu haben (vgl. ›MvC‹, V. 1082–1776).

An Prägnanz gewinnt das Fabliau zunächst durch seine Kürze, die für diese Textsorte typisch ist, und durch den Verzicht auf (pseudo-)historische

Kontextualisierung der darin namenlosen Figuren. Allein die Normandie wird im nur fünfversigen Prolog genannt, um die Handlung räumlich zu situieren: *Sans plus longuement deslaier / m'estuet conter d'un chevalier / et d'une dame l'avanture / qui avint, ce dit l'escriture, / n'a pas lonc tans en Normandie* (V. 1–5: »[o]hne es länger hinauszuschieben, muß ich die Geschichte von einem Ritter und einer Dame erzählen, die sich, wie es in der Quelle heißt, vor nicht langer Zeit in der Normandie zutrug«; Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 213; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 99). Die nichtssagende, zeitliche Situierung, *n'a pas lonc tans*, dient wohl eher dazu, die moralische Lehre, die aus dem Fabliau zu ziehen ist, als für das Publikum des 12. und 13. Jahrhunderts dringlich, da aktuell, herauszustellen. An etlichen Stellen, so auch im zitierten Prolog (*sans plus longuement deslaier*), bekundet der Erzähler seine Absicht, sich kurzzufassen, und drängt auf einen raschen Handlungsverlauf. Er äußert diese Erzählhaltung mittels zahlreicher Floskeln, »**which [...] express the idea of speed, haste, and impatience. All in all, I count thirty-four lines with such expressions, which means that a startling one-seventh of the total number of lines include that idea**« (Cooke 1973, S. 235). Derartige Ausdrücke sind etwa *Je ne voi pas lonc conte faire* (V. 12, »ich will die Geschichte nicht zu lang machen«) oder *Que vos feroie plus lonc plait?* (V. 84, »warum sollte ich euch die Geschichte noch länger ausführen«; Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 212 und 216 bzw. Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 99 und 103). Auch die vorgebliche Unwissenheit über die Umstände des tödlich verunglückten Turnierteilnehmers dient der Straffung der Handlung: *Je ne sai pas dire raison / conmant fu morz ne l'achoisson, / mais tuit en furent mat et morne* (V. 89–91: »[i]ch kann den Grund nicht nennen, wodurch er zu Tode kam, noch die Umstände, aber alle waren niedergeschlagen und bedrückt darüber«; Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 216; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 103).

Allerdings fühlt sich nicht nur der Erzähler im Fortschreiten lassen der Handlung zeitlich gedrängt, sondern auch die beiden Protagonisten, Dame und Ritter, handeln in Eile, bisweilen sogar in Übereile, ohne dass dieses Verhalten an irgendeiner Stelle vom Erzähler motiviert wird:²¹ *Sanz nul deslaier* (V. 35, »ohne zu zögern«), gibt die Dame dem Ritter die Erlaubnis, am Turnier teilzunehmen, und *sanz plus atandre* (V. 39, »ohne weiter zu warten«) fordert der Ritter seinen Gegner heraus und bereitet sich auf den Kampf vor, *plus tost que floiche qui depart* (V. 74, »rascher als ein gut abgeschossener Pfeil«). Nachdem sich der Ritter gegen den Ehemann im Kampf durchgesetzt hat, schickt die Dame, erneut *sanz plus atandre* (V. 96, »unverzüglich«), eine Botin zum Sieger, *q'a li parler cele nuit veigne* (V. 100; »er solle [...] diese Nacht zu ihr kommen, damit sie mit ihm spräche«; Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 218; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 103), einen Moment, den der Ritter kaum erwarten kann, [*q*] *ant la nuit vint mout li fu tart / qu'il fust la o aller devoit* (V. 106f.; »[a]ls die Nacht hereinbrach, konnte er es kaum erwarten, dort zu sein, wohin er gehen sollte«; Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 218; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 103).

Zweifellos erzeugt die übertriebene Hetze in der Anbahnung der von Dame und Ritter ersehnten, außerehelichen Liebesnacht Komik, und zwar vor allem an derjenigen Stelle des Fabliau, an welcher sich der Ritter unschicklich verhält, indem er in Erwartung seiner Dame einschläft. Denn an eben dieser Stelle kollidieren Eile und Weile bzw. Ungeduld und das überlange Warten(müssen) des vom Schlaf übermannen Ritters auf seine Dame aufs Heftigste, die sich selbst erstmalig im Verlauf der Handlung in ihrer Eile »ausgebremst« sieht: Sie muss den rechten Zeitpunkt abwarten, bis ihr Ehemann – nicht der geliebte Ritter(!) – endlich eingeschlafen ist, und wird, nach dieser Wartezeit, von ihrem Ritter bitter enttäuscht, durch dessen Schlaf die Handlung erneut zum Stocken kommt.²² Die bis zur Kollision von Beschleunigung und Stillstand nur wenig einsichtige Eile auf

Erzähler- und Figurenebene, sofern sie nicht allein der gattungstypischen Kürze des Textes geschuldet ist, erfährt eine kompositorische Motivation²³ auf den Wendepunkt hin: Sinn und Zweck des Motivs der Eile, die bis dahin das Fabliau bestimmt hat, besteht in der Erzeugung von Komik in der (späteren) Situation des schlafenden Ritters. Mittelalterliche Hörer und Leser werden diese Art von nicht rein kausaler Motivierung sehr viel eher akzeptiert und als üblich empfunden haben als moderne Rezipienten.²⁴ Doch sie alle unternehmen, wenn sie diese »von hinten motivierte« (Lugowski 1976) Erzähl- und Figurenhaltung begreifen möchten, Haferland 2014 zufolge ein *level-switching*, denn der (erfahrene) Rezipient

zieht für einen Moment seine Aufmerksamkeit vom Erzählinhalt ab und richtet sie auf die Erzählweise, er wechselt von der Ebene des Erzählten auf die Ebene des Erzählens. Er ahnt vielleicht schon, wenn er auf den »von hinten motivierten« Erzählzug trifft, worauf dieser hinauslaufen wird, oder stellt spätestens, wenn das Ergebnis eintritt, den Rückbezug her. Springt er in dieser Weise von der Ebene des Erzählten auf die Ebene des Erzählens, so lässt sich übrigens nicht nur ein einzelner Erzählzug, sondern geradezu eine vollständige Ereignisfolge analytisch derart umpolen, dass die ganze Folge »von hinten motiviert« erscheint (Haferland 2014, S. 72).

Die Wirkung von Komik setze im Lachenden, so Bergson 1900, eine distanzierte Haltung der Empfindungslosigkeit gegenüber dem Verlachteten voraus, und damit stellt komisches, distanz-bedingendes und -erzeugendes Erzählen, so Dimpel 2018, eines von vielen Verfahren dar, das beim Rezipienten die Wahrnehmung von Finalität und kompositorischer Motivierung begünstigt (siehe Bergson 1900, S. 10f. und Dimpel 2018, S. 262f.). Auf Erzähler-ebene findet im altfranzösischen Fabliau keine Auseinandersetzung mit der übereilten Verhaltensweise der Figuren statt, vielmehr zeigt sich eine Übereinstimmung im Verhalten auf beiden Seiten, und letztlich ist auch die Erzählhaltung kompositorisch bzw. »von hinten« motiviert. Der »Chevalier **qui recovra l'amor de sa dame**«, so suggeriert das vom Erzähler angewandte, gattungstypische Verfahren der inhaltlichen Kürzung, müsste oder könnte, sofern mehr Erzählzeit verfügbar wäre, eigentlich auch mehr

(Erzähl-)Raum (Volumen) beanspruchen. Die (formale) Reduzierung auf ein narratives Minimum wird jedoch im gleichen Zuge, auf Inhaltsebene, kausal motiviert: Die Kürze des Fabliau liegt nämlich ganz offensichtlich darin begründet – somit nicht (primär) systembedingt in formalen Vorgaben der Gattung Fabliau –, dass Dame und Ritter ihr Stelldichein möglichst rasch herbeiführen wollen, und der Erzähler unterstützt sie darin mit seinem Willen zu narrativer Kürze. Mit Reduzierung der Erzählzeit wird die zeitliche Nähe zwischen Turnier und geplanter Liebesnacht in der Erzählung auf ein Minimum gestaucht.

Der Ritter, der Ankunft seiner Dame harrend, schläft also ungewollt ein:

Au chevalier a ennoié / **de ce qu'el met tant a venir**, / si ne se puet plus atenir /
que endormiz ne soit cochiez, / car il estoit mout traveilliez / **des armes c'ot**
porté lo jor. / Et la dame, qui ot peor / de ce que tardié avoit tant, / a lui en
vient tot maintenant. / **Lors esgarde qu'il dort sanz dote** (>Le chevalier qui
recovra l'amor de sa dame<, V. 122–131).

Den Ritter verdroß es, daß sie so lange nicht kommt, und er kann sich schließlich nicht länger zurückhalten, legt sich nieder und schläft ein, denn er war sehr erschöpft davon, daß er den ganzen Tag Waffen getragen hatte. Und die Dame, die Angst hatte, weil sie ihn so lange hatte warten lassen, kommt gerade in diesem Augenblick zu ihm: Sie muß sehen, daß er unzweifelhaft schläft (Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 218; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 105).

Mit der Entdeckung des schlafenden Ritters kommt es erneut, und zwar bis zum Ende des kurzen Fabliau, zu übereilten Handlungen: Die Dame entfernt sich *maintenant* (V. 133, »augenblicklich«) vom schlafenden Ritter, die Dienerin möge den Ritter *sans tardier* (V. 135, »ohne zu zögern«) verabschieden, ihn *maintenant* (V. 152, »augenblicklich«) fortschicken. Nach der Unterredung mit der Dienerin stürzt sich der Ritter ins Schlafgemach der Dame, *sanz faire nule demorance / tantost en la chanbre se lance. / Il n'ot pas es jarrez lo chancre* (V. 187–189; »[...] stürzt er ohne jeden Verzug sofort in das Zimmer: Er hatte kein Geschwür in den Kniekehlen«; Leclanche [Hrsg.] 2008, S. 222; nhd. Übersetzung nach Reinitzer [Hrsg.]

2000, S. 109), begibt sich *tot droit* (V. 193, »geradewegs«) zum Ehebett und beginnt *tantost* (V. 200, »augenblicklich«) seine Rede, *qui n'ot cure de l'atargier* (V. 201, »denn er wollte es nicht hinausschieben«). Und nachdem er die Liebe seiner Dame erzwungenermaßen wiedererlangt hat, *or s'an vait cil sanz arestee* (V. 243, »geht er nun fort, ohne länger zu verweilen«).

Im »*Chevalier qui recovra l'amor de sa dame*« sind Erzähl- und Figurenhaltung zu einem gemeinsamen Standpunkt verdichtet, der auf einen raschen Fortgang der Handlung drängt und sowohl erzählzeitliche Dichte als auch Dichte der erzählten Zeit einfordert: in wenig Zeit (Volumen) soll möglichst viel erzählt werden bzw. möglichst viel geschehen (Masse).

That this tone is not a mere additive is evident from its connection to the main characters. Their anxiousness with its resulting haste is the natural result of their feelings: the passion of the knight for the lady, her love for him which turns abruptly into anger when she is disappointed, and the fears of the husband all cause them to speak and act hurriedly. Characterization motivates the pacing of the story, as, conversely, the pacing reflects the psychological state of the main characters (Cooke 1973, S. 237).

Erzähler- und Figurenhaltung sind so prägnant ineinander verschränkt, dass sich die Ebenen von Erzählerkommentar und Figurengestaltung nicht mehr voneinander trennen lassen. Durch diese Verschränkung kommt es zu ständigen Mehrfachzuordnungen, so dass ein und dieselbe Textstelle (geringes Volumen) oft mit beiden Erzählebenen gleichzeitig identifiziert werden kann (doppelter Inhalt). Aus der psychischen Anlage der Figuren allein lässt sich diese, vom Erzähler dementsprechend unkommentierte Eile nicht erklären, vielmehr nutzt sie der Verfasser, um aus dem einzig auf die Liebesvereinigung fokussierten, für den höfischen Kontext jedoch unangemessenen Verhalten der Figuren heraus Komik (der Inkongruenz) zu erzeugen. Und so wie die Übereile der Figuren durch den ritterlichen Schlaf jäh zum Stillstand gebracht wird, so nimmt auch die erzählerische Geschwindigkeit rapide ab. Die Eile auf Erzähler- und Figurenebene, die

als Motiv zur Charakterisierung von Dame und Ritter eingesetzt wird, funktioniert »nach dem Prinzip psychologischer Analogie (die romantische Landschaft: die Mondnacht für die Liebesszene, Sturm und Gewitter für die Todesszene bzw. für ein Verbrechen)« (**Tomaševskij** 1985, S. 229), da beide Ebenen hinsichtlich erzählerischer und figürlicher Eile in Kongruenz miteinander stehen. Eine solche affektbezogene Analogie fordert auch **Galfred von Vinsauf** († 1210) in seiner »Poetria nova« ein, wenngleich hinsichtlich der Modulation von Stimme, Gestik und Mimik des Vortragenden, quasi des Erzählers, in Entsprechung zum Vorgetragenen, hier am Beispiel des Zorns:

*Ira, genus flammae materque furoris, ab ipso / Folle trahens ortum, cor et interiora venenat; / Pungit folle, cremat flamma, turbatque furore, / Exit in hac ipsa forma vox fellea, vultus / Accensus, gestus trubatus; et interiorem / Exterior sequitur motus, pariterque moventur / **Unus et alter homo [...]*** (»Poetria nova«, V. 2041–2047).

Anger, child of fire and mother of fury, springing up from the very bellows, poisons the heart and soul. It strings with its bellows, sears with its fire, convulses with its fury. Under its emotion, a caustic voice speaks; an inflamed countenance and turbulent gestures accompany it. The outward emotion corresponds with the inward; outer and inner man are affected alike (Galfred von Vinsauf 1924a, S. 260; engl. Übersetzung nach Galfred von Vinsauf 2010, S. 78).

In wieweit zeitgenössische Rezipienten des Fabliau auch Stimme, Gestik und Mimik zum Einsatz brachten, um die Übereile von Erzähler(stimme) und Figuren ihrem Publikum zu vermitteln, entzieht sich jedoch unserer Kenntnis (vgl. [Anm. 6](#)).

3. »Mauritius von Craûn« – ikonische Prägnanz, Exemplarität und Kontextualisierung

Der unikal im »Ambraser Heldenbuch« (1504–1516/17)²⁵ überlieferte, mittel- bzw. frühneuhochdeutsche »Mauritius von Craûn« (1180–1230)²⁶ eines

unbekannten, wohl rheinfränkischen Dichters erscheint mit seinen 1784 Versen auf den ersten Blick wenig prägnant, vor allem im Vergleich mit dem soeben behandelten Fabliau ›**Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame**‹, das denselben literarischen Stoff vom ›schlafenden Ritter‹ ausgestaltet, freilich mit anderen Schwerpunkten.²⁷ Neben den vielen Belehrungen, Schilderungen und Beschreibungen insgesamt gründet sich dieser Eindruck auch auf dem langen (ersten) Prolog, der sich vom Beginn bis zu V. 262 des Werkes erstreckt und es disproportioniert erscheinen lässt.²⁸ Dieser Prolog beschreibt die *translatio* der Ritterschaft von Griechenland, über Rom nach Frankreich²⁹ als eine zyklische Entwicklungsgeschichte von Aufstieg und Fall, die zugleich auch eine Geschichte von Aufstieg und Fall ganzer Weltreiche ist, denn mit *militia* (*ritterschaft*) verbindet sich darin *imperium* im Allgemeinen; zudem ist der Akt der Translation moralisch begründet (vgl. Worstbrock 1965, S. 21), wie etwa auch in Giraldus Cambrensis' (1147–1223) ›*De principis instructione*‹ (um 1220), hier einer Klage über die Laschheit der Nachfahren der einst tugendreichen Griechen:

Gens perfida, generatio nequam et omnino degenerans, quae quanto illustrior exstiterit, tanto vilescit insignius, cum aurum in scoriam transierit, granum in paleam, puritas in faecem, gloria in confusionem. Multa Graii veteres et armis aggressi et studiis assecuti, sed omnis ille virtutum fervor refrixit in posteris et in orbem Latinum migravit; ut qui ante fontes, nunc rivuli vel potius alvei arentes et exhausti (›*De principis instructione*‹ III,19).

Ein unredliches Volk, eine nichtsnutzige und ihre edle Abkunft ganz und gar entwürdigende Generation verliert, um wieviel strahlender sie hervorgetreten ist, in desto hervorstechenderer Weise an Wert, da hier Gold in Schlacke verwandelt worden ist, das Korn in Spreu, Reinheit in Abschaum, Ruhm in Schande. Oftmals haben die alten Griechen mit den Waffen gekämpft und sich intensiv mit den Wissenschaften beschäftigt, aber der ganze Tugendeifer ist in den Nachgeborenen erkaltet und nach Rom abgewandert, so dass sie, vormals Quelle, nun Bächlein oder eher ausgetrocknete und leere Tümpel sind (Giraldus Cambrensis 1891, S. 273; nhd. Übersetzung [S. A.]).³⁰

Die Geschichte der Ritterschaft betrachtet der ›Mauritius von Craûn‹ jedoch nicht »als gerichteten, teleologischen Verlauf. Es kommt kein ›modernes‹ Überlegenheitsgefühl gegenüber den Alten auf wie bei Chrestien« (Worstbrock 1965, S. 22) oder umgekehrt wie bei Giraldus, vielmehr wird ein zyklischer Verlauf geschildert, der in jeder ›Epoche‹ gleichermaßen Höhen und Tiefen erlebt: Im Krieg zwischen Griechenland und Troja nimmt demzufolge die Ritterschaft ihren Anfang (Phase der *inventio*), *ze Kriechen huop sich ritterschaft / dô si – die Griechen – Trôie mit kraft / besâzen durch ein frouwen* (V. 13–15), und sich dabei viele Griechen über Jahre hinweg, ohne militärische Wende zugunsten der einen oder der anderen Seite, an den Trojanern abarbeiteten, um ›ritterlichen‹ Ruhm zu erlangen (vgl. V. 16–32). Der Niedergang der ›griechischen Ritterschaft‹, *daz was ir bôsheit schulde* (V. 97), und, untrennbar damit verbunden, der Fall Trojas setzen mit dem Verlust des Trojaners Hektor ein, des tüchtigsten aller Krieger (*sîn herze ir aller herze was* [V. 49]; vgl. insgesamt V. 33–76), sowie, so lässt sich aus dem Text folgern, mit der letztendlichen Bezwingung Trojas nicht im ›ritterlichen‹ **Kampf, sondern durch Odysseus' (böartige) List** des Trojanischen Pferdes. Es irritiert, dass von dieser doch kriegsentscheidenden List im ›Mauritius von Craûn‹ überhaupt keine Rede ist – allenfalls in knappster Anspielung darauf (vgl. V. 97) –, vielmehr werde allein die täglich zunehmende Schwäche Trojas, *unz si wüeste gelac* (V. 70), ursächlich mit dem Niedergang der ›griechischen Ritterschaft‹ gemacht. Wagner 2009 betrachtet den vom Erzähler positiv gewerteten, gewaltsamen (ritterlichen) Streit um Land (Troja), aus dem heraus die Ritterschaft bei den Griechen entstanden sei, als dasjenige Element, das den ›Mauritius von Craûn‹ primär durchziehe. Doch gehe es der personifizierten Ritterschaft nicht eigentlich um den Gewinn des umkämpften Landes, sondern um den fortdauernden Wettstreit unter ›Rittern‹ um das Land. Immerhin verlasse die Ritterschaft gerade dann die Griechen, als mit dem Fall Trojas

ein solcher Streit nicht mehr möglich sei. Mit dem Verlust des ›Gewalt-
raums‹ an der Frontlinie zwischen Griechen und Trojaner geht offenbar
auch der Verlust bereits siegreich erkämpften Raumes einher. Denn auch
der Verlust des durch Alexander den Großen eroberten Weltreichs lasse
sich mit dem Niedergang der Ritterschaft in Griechenland begründen. »Die
Schuld der Griechen ist also nicht etwa ein *Einstellungswandel* gegenüber
der Ritterschaft [...]: Es ist kein Land mehr da, um das es sich zu kämpfen
lohnt, und kein Gegner, gegen den gekämpft werden kann – also kann eine
Ritterschaft, die als kriegerische Auseinandersetzung um Land definiert ist,
vor Troja keinen Raum mehr haben, sie muss weiterziehen« (Wagner 2009,
S. 358).³¹

Ritterschaft enmac ze merken sîn / daz wart zuo den Kriechen schîn, / wan da
man si minnet. / der si vëhen beginnet, / den fluihet ouch siu zehant. / also tet
der Kriechen lant. / do sie des schaden verdröz, / dô wart ir daz lant blöz. /
ritterschaft und êre / diu muoz kosten sêre. / daz ist ein site unmâzen alt, / der
doch nie alters engalt. / er niuwet aller tegelich / und breitet sich / wîte im
lande. / êre und schande / fliehent einander. / swaz der biderbe Alexander /
der Kriechen lant betwanc, / des verlurn si âne danc. / daz was ir bösheite
schulde, / man zinsete in, nu gebent si hulde. / daz ist doch ein ungelîchez
leben, / man gap in, nu müezen si geben. / von diu möchte man gerne êre
hân, / si lônet âne valschen wân (›Mauritius von Craûn‹, V. 77–102; Reinitzer
[Hrsg.] 2000, S. 5f.).

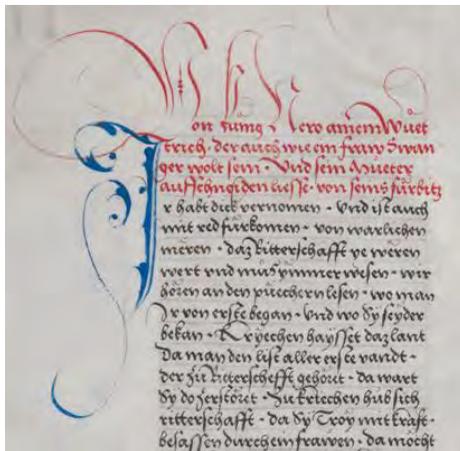


Abbildung 2: Rubrik des ›Mauritius von Craün: Von künig Nero ainem wuettrich · der auch wie ein frau swanger wolt sein · vnd sein müeter aufschneiden liesse · von seins fürbitz, in: ›Ambraser Heldenbuch‹, Bl. 2va.

Im Römischen Weltreich, auf der Höhe seiner Macht unter Gaius Julius Caesar, findet die Ritterschaft eine neue, würdige Heimstatt: *die stolzen Römære / ritterschaft begunnen / zehant als si sich versunnen / waz guoter fröude dar an lac. / diu bezzerte sich allen tac* (V. 108–112; vgl. insgesamt V. 103–132). Mit den Untaten des homosexuellen Kaisers Nero und seinem extrem krankhaften Verhältnis zum weiblichen Geschlecht nehmen auch das auf dessen Geheiß hin in Flammen aufgehende Rom, somit das zweite Troja (vgl. Worstbrock 1965, S. 22), und die ›römische Ritterschaft‹ darin ein Ende (vgl. V. 133–220). Nero, und einzig auf ihn spielt die Rubrik des ›Mauritius von Craün‹ im ›Ambraser Heldenbuch‹ an (Abb. 2),³² lässt sich mittels eines Pulvers eine Kröte im Magen heranzuwachsen, um eine Schwangerschaft zu simulieren (vgl. V. 145–166) und, *dó diu krete in dem man / gröze wahsen began, / do gelichtet er einem wibe / vornen an dem libe* (V. 167–170); mit Hilfe seines Leibarztes lässt er dann, aus Furcht vor den ›Wehen‹, die Kröte ›abtreiben‹ (vgl. V. 171–179). Aus

Verwunderung darüber, wie eine so zierliche Frau wie die eigene Mutter ihn, einen stattlichen Mann, habe gebären können, lässt er außerdem seine Mutter aufschneiden, um ins Innere ihres (weiblichen) Körpers zu blicken (vgl. V. 180–194).³³ Aus den Ruinen der Stadt Rom gelangt die verwaiste Ritterschaft schließlich nach Frankreich (*Karlingen*),³⁴ und zwar unter der *militia christiana* Karls des Großen, Olivers und Rolands, und, nachdem schon die Römer an der Ritterschaft *vreude* empfunden haben (vgl. V. 110f.), um eine bedeutsame Komponente erweitert, und zwar als Ritterschaft in treuem Minnedienst und mit der Aussicht auf Lohn von Seiten der (höfische) Freude spendenden Dame, ein radikaler ›Gegenentwurf‹ zu Neros psychopathischem Umgang mit Weiblichkeit und dem weiblichen Geschlecht:

Et stêt dehein lant baz / ze fröuden dâ ie man gesaz / danne Karlingen tuot. /
wan diu ir ritterschaft ist guot. / siu ist da wert und bekant / (sich hat sider
manec ander lant / gebezzert durch ir lère / an ritterscheftē sēre) / si dientet
harte schöne den frouwen dâ nâch lône, / wan man lōnet in dâ / baz dan iender
anderswâ (›Mauritius von Craün‹, V. 251–262; Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 14).

Entsprechend thematisiert der zweite Prolog (V. 263–416; vgl. Ortmann 1986, S. 393–396), der auch die Hauptfiguren des ›Mauritius von Craün‹ einführt, den Konnex aus Dienst und Lohn (vgl. V. 289–306) und zeigt dessen Risiken auf (vgl. V. 307–396), vor allem die alles und jeden überwältigende und zerstörerische Macht der Liebe, die den Liebenden zur Vorausgabung seiner selbst zwingt: *Swer die minne rehte erkennet, / der weiz wol daz si brennet / daz herze in dem bluote* (V. 321–323); dies ist letztlich auch ein grundlegendes Thema des ›Mauritius von Craün‹. »Wer von der Minneherrschaft erfaßt ist, steht zwischen Heil und Verderben. Nur Ausharren im Dienst (*stæte*) führt ihn zum Heil. Hier verbindet sich der Exkurs mit dem Prolog: Unbeirrbarer Dienst in hoher Minne sichert das Heil, soll die welt- und reichsgeschichtliche Bedeutung dieses Heils

sichern. Minnedienst legitimiert den Weltherrschaftsanspruch der Ritterschaft, und er verleiht seinen Repräsentanten die Qualifikation, als Träger des dritten Reichs das Heil der Welt zu erwirken« (Ortmann 1986, S. 394).³⁵

Dem ›Mauritius von Craün‹, womöglich einer höfischen Thesenerzählung (›Die Lohnverweigerung nach perfektem Dienst ist das Minneverbrechen; selbst der Schlaf des Ritters enthebt die Dame nicht der eingegangenen Verpflichtung« [Ruh 1970, S. 84]³⁶), scheint es zunächst, angesichts der beiden langen Prologe, an narrativer Prägnanz zu fehlen. Bei näherem Hinsehen ist es jedoch m. E. gerade das im ersten Prolog ausgebreitete, historiographische Beschreibungsmodell der *translatio*, das dem Werk Prägnanz, und zwar, so ein Begriff von Westerkamp 2013, ikonische Prägnanz verleiht.³⁷ Diese entstehe immer dann, wenn ›verschiedene Zeit- und Handlungsebenen in die Simultaneität eines Anblicks kommen. Prägnanz entsteht durch pointierte Darstellung zeitlicher Vorgänge im Bild« (Westerkamp 2013, S. 35).³⁸ Notwendig hierfür sei die Transformation des Gesagten bzw. Sagbaren ins Gezeigte bzw. Zeig- und Darstellbaren. Entsprechend übersetzt die *translatio militiae* die zeitliche Sukzessivität der einzelnen Entwicklungsphasen von Ritterschaft in räumliche Bewegung von Osten (Griechenland) nach Westen (Frankreich) auf der Suche nach einer würdigen Heimstatt. Schlussendlich situiert der erste Prolog die einzelnen Entwicklungsphasen in die Realgeographie, und sie geraten dabei in die räumliche Simultaneität eines ikonischen Präsens. ›Denn alles, was es zeigt, ist unmittelbar ›da‹; es kann gesehen werden« (Westerkamp 2013, S. 36). Zeit, die im Grunde bildlich nicht darstellbar ist, und sich in der (Erzähl-)Zeit vollziehende (historische) Handlung (hier der Ablauf einzelner Phasen der Ritterschaft) werden, wortwörtlich, in Zeiträume situiert, und zwar durch die kognitive Kartierung historischer Phasen auf einer kollektiv, in der Tradition verankerten, mentalen Landkarte Europas als einer bildlichen Darstellung von Raum. Räumliche Strukturen wie das Zyklische der Entwicklung der Ritterschaft oder ihre lineare Bewegung (*translatio*) von Osten

nach Westen, mit dem ›Lauf‹ der Sonne, sind Denkschablonen, die letztlich der Bewältigung zeitlicher Kontingenz dienen. Im Zuge der Verräumlichung von historischer Zeit kommt es zur Entzeitlichung von Geschichte (hier der Ritterschaft). Ein ganz ähnliches Verfahren liegt im Prolog der ›Chanson des Saisnes‹ **des Jean Bodel** († 1210) vor: Er klassifiziert die altfranzösische Epik räumlich in drei topographisch voneinander getrennte Stoffkreise (*matières*):

N'en sont que trois materes a nul home vivant: / De France et de Bretaigne et de Ronme la grant; / **Ne de ces trois materes n'i a nule samblant.** / Li conte de Bretaigne si sont vain et plaisant, / Et cil de Ronme sage et de sens apendant, / Cil de France sont voir chascun jour aparant (›La chanson de Saisnes‹, V. 6–11).

Jedermann auf dieser Welt kennt nur drei unterschiedliche Stoffkreise: denjenigen aus Frankreich, Britannien und Rom, der großen Stadt. Die Erzählungen aus Britannien sind nichtig, jedoch wohlgefällig, diejenigen aus Rom voller Weisheit und äußerst lehrreich und diejenigen aus Frankreich wahr, wie sich Tag für Tag zeigt (Jean Bodel 1989, Bd. 1, S. 2; nhd. Übersetzung [S. A.; vgl. Jean Bodel 1992, S. 15 und 117]).

»[I]ndem Bodel die drei Materien in einem Atemzug nennt, [tritt] ihre diachrone Ausdifferenzierung zurück hinter der Synchronie des Erzähler-Repertoires. Die drei Materien sind gleichgeordnet in der Gegenwärtigkeit ihrer Erzählbarkeit« (Kugler 2005, S. 253).

Neben der Komprimierung unterschiedlicher (pseudo-historischer) Epochen der Ritterschaft in das Verlaufsschema der *translatio militiae* kommt im ersten Prolog des ›Mauritius von Craün‹ noch eines hinzu: Aufstieg und Fall sind an Ruhmestaten und Verfehlungen einzelner Menschen in den jeweiligen Epochen geknüpft. Entsprechend vollzieht sich die Geschichte der Ritterschaft nicht nur in ganz bestimmten Räumen, sondern auch anhand ganz bestimmter Exempelfiguren: Hektor, Alexander der Große, Gaius Julius Caesar, Nero, Karl der Große, Oliver, Roland und schließlich Mauritius von Craün. Allein mit den Namen der zumindest historisch verbürgten Personen – ganz ähnlich verhält es sich mit den Vogelarten in Alexanders

›Pavo‹ – verbinden sich Konnotationen, welche die Rezipienten augenblicklich auf eine traditionell positive oder negative Bewertung des jeweiligen Namensträgers einstellen. Dass der Prolog des ›Mauritius von Craün‹ die Helden- bzw. Schandtaten dieser historischen Figuren schildert, ist im Grunde unnötig. Doch anders als Alexander von Roes baut der Verfasser des volkssprachigen ›Mauritius von Craün‹ ganz offenbar nicht auf einen ›intellektuellen Kontrakt‹ mit seinem (nicht gelehrten) Publikum von primär deutschen Adeligen. Auch wird er nicht erwarten können, dass das Spannungsverhältnis zwischen dem historischen Maurice (Morisses) II. († 1196) von Craon (Anjou) und der literarischen Figur des Mauritius von Craün für ein deutsches Publikum des 12. und 13. Jahrhunderts ebenso einschichtig war wie eventuell für ein französisches.



Abbildung 3: Maurice II. von Craon, in: Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 844 (Nordfrankreich, 13. Jh.), Bl. 49ra.

Maurice II., einer der wenigen Festlandvasallen des englischen Königs Heinrich II. Plantagenêt († 1189),³⁹ stammt aus dem angevinischen Hochadel und betätigte sich auch als Dichter.⁴⁰ Um 1170, nach seiner Rückkehr aus

dem Heiligen Land, ehelichte Maurice die 1220 verstorbene Isabelle, Tochter des Galéran von Beaumont (1104–1166, ab 1118 als Galéran IV. Graf von Meulan) und Witwe des 1169 verstorbenen Geoffroy IV. von Mayenne. Da der literarische Mauritius als unverheiratet in die Handlung des ›Mauritius von Craün‹ eingeführt wird, spiele der Text, so Thomas 1984, mit der namenlosen *grâvinne von Beaumont* (V. 268) wohl auf die Ehefrau (Luce de Laigle?) des Vizegrafen Richard I. von Beaumont-au-**Maine** († nach 1199) an, eines Zeitgenossen von Maurice II. (vgl. Borck 1961, S. 504–508; Thomas 1984, S. 325–327; Ortmann 1986, S. 387f.; Tomasek 1986, S. 256f.).⁴¹ In Maurice wie in den übrigen, oben genannten Exempelfiguren des ›Mauritius von Craün‹ (Hektor, Caesar, Nero, Karl der Große usw.) konzentrieren sich Darstellungen, ›in denen die Zeit einer dramatischen Handlung« – d. h. Aufstieg oder Fall der Ritterschaft – ›auf den ikonisch prägnanten Punkt des darstellbaren Augenblicks zusammengezogen wird« (Westerkamp 2013, S. 44). Auch diese Art der Kontraktion befördert die Prägnanz, die sich zwischen der Verengung auf wenige (historische oder pseudo-historische) Momente moralisch guter oder schlechter Entscheidungen von Menschen und der mnemotopischen Aufspannung von Geschichte auf einer kognitiven Karte bewegt, die im kollektiven Gedächtnis ›gespeichert‹ ist (vgl. Halbwachs 1925/1950).⁴² Die in Exempelfiguren und Erinnerungsorten (vgl. Nora 1996)⁴³ verdichteten und konzentrierten Entwicklungsphasen der Ritterschaft lassen sich als wiederkehrende, narrativ verhandelte Rhythmen von Aufstieg und Fall auf einer kognitiven Karte als geradezu gleichzeitige Ereignisse denken und somit direkt aufeinander beziehen. Diese Gleichzeitigkeit fordert den Rezipienten dazu heraus, Bezüge zwischen den Zeiträumen herzustellen, und er wird darin etwa durch das Ereignismotiv des Brandes unterstützt, das den Untergang aller drei Epochen (Griechenland, Rom, Frankreich) markiert (vgl. Jehly 2002, S. 71f.).⁴⁴ Eine Parallele zum brennenden Troja bzw. Rom mag im

Turnierschiff des ›Mauritius von Craün‹ zu sehen sein, womöglich seinerseits im Trojanischen Pferd präfiguriert (vgl. Ruh 1970, S. 81), in dem nach Sonnenuntergang so viele Kerzen angezündet werden, *daz siez uf der burc enkunden / erkennen wan vür ein viure, / als da brunne ein schiure* (V. 804–806). Auf die strukturelle Parallele zwischen der List des Odysseus, die zum Ende Trojas führt, und des Mauritius, der sich gegenüber dem Grafen im ehelichen Schlafgemach als Geist des im Turnier verunglückten Ritters ausgibt (vgl. V. 1538–1580), macht Wagner 2009 aufmerksam: In beiden Fällen gelinge »der Eintritt in den zu erobernden Raum« – dort die Stadt Troja, hier das Ehebett – »zunächst ohne Waffengewalt und unter Vortäuschung einer fremden Identität« (S. 365). In der Beschreibung der einzelnen Bestandteile des prunkvollen Bettes (vgl. V. 1110–1172) in derjenigen Kemenate, dem »Raum des *amor carnalis*« (Reinitzer 1977, S. 5), welche die Gräfin für die heimliche Zusammenkunft mit Mauritius vorbereiten lässt, flicht der Erzähler eine Reihe antiker Gestalten ein, die auf das Motiv der Liebesverweigerung, auch der (ehelichen) Untreue hindeuten, somit »Exempelfiguren falscher Minne« (Reinitzer 1977, S. 5) darstellen: Die Seitenbretter (*rigel*) des Bettes sind aus *holz von Vulcānus, / daz niht verbrinnen enkan* (V. 1122f.); Venus, die Ehefrau des Vulcanus, betrügt ihren Ehemann bekanntlich mit Mars. Dido (vgl. V. 1140–1152), die sich aus unglücklicher Liebe zu Aeneas das Leben nimmt; ferner Cassandra (vgl. V. 1135–1138), Tochter des trojanischen Königs Priamos: Sie verspricht Apollon gegen die Gabe der Weissagung ihre Liebe, bleibt ihm jedoch – ganz so wie die Gräfin des ›Mauritius von Craün‹ – den Liebeslohn schuldig; sie wird damit bestraft, dass ihren Weissagungen niemand Glauben schenkt, auch nicht über den Untergang Trojas. In der Beschreibung des Bettes taucht schließlich auch der, obwohl Sinnbild für Weisheit, von Venus mit Liebespein geplagte Salomo auf (vgl. V. 1156–1172)⁴⁵. Ferner werden der Untergang Trojas auf die Entführung einer Frau, Helenas, heruntergebrochen, Historisches und Politisches als

allein durch menschliche Affekte wie Begehren und Rache motiviert verkürzend dargestellt, ebenso wie sich Mauritius für seine Gräfin bis zur Erschöpfung verausgabt, ein Turnier veranstaltet, auf dem der eigene Ehemann alsbald einen Gegner schändlich tötet. Die Störung im Verhältnis zwischen den Geschlechtern (*grâvinne* und Mauritius) ist vorgeprägt, wengleich in weitaus drastischer Weise, in Nero, dessen krankhaftes Verhältnis zum weiblichen Geschlecht einen gravierenden Anteil der Schuld am Untergang Roms trägt. Neros Grausamkeit gegenüber der eigenen Mutter **spiegelt sich, wengleich nur schwach, in Mauritius' gewaltsamem Eindringen** in das gräfliche Schlafgemach, eine normverletzende Transgression in den ehelichen Innenraum.

Sämtliche Exempelfiguren sind als Repräsentanten einer ganzen (mitunter höfischen) Gesellschaft zu betrachten, ihr Verhalten im Einzelnen hat Auswirkungen auf Gedeih und Verderben des Gesamten. Dass die Gräfin dem schlafenden, sich für sie verausgabenden und letztlich völlig verausgabten Ritter den Lohn verweigert, ist folglich eine weitreichende Entscheidung, denn *wærn alliu wîp als ir sit, / ich* [i.e. Mauritius] *gediende ir keiner niemer mê* (V. 1632f.). Außerdem bergen die episodisch aneinandergereihten Exempelfiguren in sich das Deutungsmuster für die Erzählung um die *grâvinne von Beamunt* und Mauritius insgesamt: Die serielle Anordnung der einzelnen historischen Stadien der Ritterschaft endet im ersten Prolog mit der ritterlichen Blüte Frankreichs. Wenn man diese Reihe logisch fortsetzt, so muss Mauritius schlussendlich als (Exempel-)Figur des Niedergangs französischer Ritterschaft betrachtet werden, die sich dort als Frauendienst versteht; und dies, obwohl Mauritius im Prolog zunächst als vorbildlicher Minneritter in die Handlung eingeführt wird. In dieser Verwendung von Exempelfiguren schildert der ›Mauritius von Craün‹, bei aller schwankhafter Komik, den Niedergang der Ritterschaft als sich auflösende Bindung von Dienst, Lohn und Minne. Er ist somit weitaus mehr als ein bloßer Minnekasus, der den Wettstreit zweier Normen aushandelt,

nämlich die Frage, ob ein sich für seine (verheiratete) Dame verausgabender, im Moment des Verharrens jedoch schlafender Ritter des Minnelohns würdig sei oder nicht.

Als Gegenwelt zur öffentlich zur Schau gestellten Minne, Moral und idealisierten Programmatik fungiert der ›private‹ Raum der Kemenate und des Schlafzimmers. Die dort vor der Öffentlichkeit verborgenen Geschehnisse entsprechen der wahrgenommenen Realität und stehen im Kontrast zu den propagierten Minnevorstellungen: Der vom Kampf völlig erschöpfte Moriz verschläft das langersehnte Schäferstündchen, die *frouwe* muss sich zunächst um ihren weinerlichen und ganz und gar nicht tapferen Gatten kümmern, bevor sie sich zu ihrem Liebhaber begeben kann, und am Ende sind doch die althergebrachten Rollenschemata wieder hergestellt: Die Gräfin verharret resigniert innerhalb ihres eingegrenzten Lebensraumes ›Burg‹, während Moriz bar jeder Minneverpflichtung auf *aventure* gehen und Ruhm und Ehre auch ohne Minnedienst erlangen kann (Jehly 2002, S. 79f.).

Ritterlicher Dienst in Treue und *stætekeit*, so die Theorie des *paradoxe amoureux*, hofft auf Lohn, den die Dame niemals geben wird, zumindest nicht sofort. Denn Liebeslohn, den der zweite Prolog als ›Entgelt‹ für treuen, dabei auch mühevollen Dienst in Aussicht stellt, bleibt im ›Mauritius von Craûn‹ stets präsent:

[...] **werde liute wolgemuot**, / die minnent und nement verguot / swaz im dâ von widervert. / daz ist aber dem erwert / swer stæteclîchen minnet. / vil der gewinnet / beide schaden und arbeit. / hilft aber im sîn stætekeit / daz er lones wirt gewert, / ob ers mit triuwen hât gegert, / so wirt es alles guot rât (›Mauritius von Craûn‹, V. 291–301; Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 16).

Dass Minnedienst *âne schaden* (V. 333) nicht ›entlohnungswürdig‹ sei, *daz man mac vil selten / mit sparen ère gelten* (V. 329f.), ist im ›Mauritius von Craûn‹ jedoch stark überzogen: Mauritius investiert ritterliche Taten und höfische Repräsentation im verschwenderischen Übermaß (so etwa in der Ausstattung des Turnierschiffs [vgl. V. 625–810]⁴⁶), um dennoch zu Recht, so lässt sich der Schluss des Werkes verstehen, Lohn einzufordern, gewissermaßen als ›Aufwandsentschädigung‹. Dieser Aufwand an höfischer Repräsentanz und, damit verbunden, herrschaftlicher *milde* überschreitet

jedes Maß: Zum einen geht das Streben nach ritterlicher Ehre vor der einen Dame wortwörtlich über Leichen: Dass der unglückliche Graf einen Ritter im Turnier tötet, wird sowohl vom Grafen selbst (vgl. V. 1200–1209)⁴⁷, als auch vom Erzähler kausal damit in Verbindung gebracht, dass der ›todbringende‹ Mauritius ein derartig prächtiges Turnier überhaupt erst ausgerichtet habe: *daz da sünde getân wart / daz geschuof der schifman* [i.e. eine Anspielung auf den mythischen Charon?] / *der über lant dar kam* (V. 918–920). Zum anderen stellt Mauritius den materiellen und finanziellen Aufwand über den Tod des verunglückten Ritters und überzeugt die Teilnehmer davon, das Turnier fortzusetzen:

der [i.e. Mauritius] bat vil flīzeclīchen sie, / er sprach: ›gestât mīn schif hie, / sô sitze ich ouch da bī / seht waz ēre iu daz sī. / ir habet des laster iemer mē, / solde ich ertrinken āne sē.‹ / Do sprāchen si al besunder, / ez wære ein michel wunder / daz diser turnei verdürbe / ob ein man stürbe: / ›wir sulen sīne sēle / sante Michaële / bevelhen, und stechen wir!‹ (›Mauritius von Craūn‹, V. 921–933; Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 47f.).

Mauritius' wahlloses Verschenken von Hab und Gut – *swer gotes geruhte, / daz erz zem schiffe suhte. / dā gap er in allen tac / swaz im ze rāme gelac, / swaz er dar brāhte* (V. 1027–1031) –, bis zu dem Zeitpunkt, **da es niemanden mehr auch noch nach Mauritius' Hosen verlangt** (vgl. V. 1071–1073),⁴⁸ gipfelt in der gewaltsamen Zersetzung des Turnierschiffes in seine Einzelteile (vgl. V. 1040–1057), im Zuge derer es auch zu Handgreiflichkeiten kommt:

Ane griffen sie ez gar. / [...] / do wurden einem zwō ellen, / so wurden dem andren drī, / und dem vierden da bī / ze einem rocke genuoc. / der fünfte den sehsten sluoc / daz im daz houbet zebrast. / der sibende begreif den mast, / der ehte daz ruoder, / dem niunden wart ein muoder, / dem zehenden ze einem gēren. / mit sus getānen ēren / wart ez geteilet under sie. / ir erfrāgetet dā vor nie / dehein schif sô mære / daz āne wazzer wære (›Mauritius von Craūn‹, V. 1043, 1046–1060; Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. 54f.).

Die Gräfin ihrerseits, obwohl verheiratet, verspricht Liebeslohn (vgl. V. 592–620), kündigt ihre ›vertraglich‹ mit Ring und Kuss besiegelte

Lohnzusage jedoch auf, als ihr Ritter, noch in der demolierten Turnierrüstung steckend, vor Müdigkeit und in Erwartung seiner Dame *als ein tôtez schâf* (V. 1278) eingeschlafen ist. Die Dienerin warnt ihre Herrin davor, den Lohn aufzukündigen, denn

so kumet ir niemer mêre / niemer an iuwer êre. / und mac iu sîn leit, / begât ir dise unhôvescheit. / ich wæne ouch niht, daz iemen lebe, / der iemer ûf des lônes gebe / gedienet, wirt im ditz bekant. / so ist iuwer zorn niht wol bewant. / swenne diu werlt mit disem schaden / von iuwers schulden ist geladen, / ditz ist uns wîben ein misseval, / daz sich ein man niht lâzen sal / an unser keine niemer mê ([›Mauritius von Craün‹](#), V. 1307–1319; [Reinitzer \[Hrsg.\] 2000, S. 68](#)).

Den Lohnraub, *disen lasterbæren roup* (V. 1637), rächt Mauritius im Zuge einer »Minnefehde« (Tomasek 1986, S. 262) schließlich, indem er, wie im altfranzösischen Fabliau, in das Schlafgemach von Grafen und Gräfin eindringt und sich den versprochenen »Lohn«, im Beisein des vor Schreck ohnmächtig gewordenen Grafen, von der Dame kurzerhand »nimmt«: *sît ez sich*, so die Gräfin, *gevüezet hât, / ich muoz nu tuon und lân / swaz er mit mir wil begân. / nû lîde ichz quotlîche, / daz im sîn zorn entwîche* (V. 1604–1608). Mauritius kündigt der Dame, die ihr Verhalten zutiefst bereut, den Dienst auf und zieht ab. Als Symptom dieses Niedergangs der französischen Ritterschaft lassen sich auch die »Ungesichertheit und Undurchschaubarkeit« begreifen, die Mühlherr 2009 an den Protagonisten des »Mauritius von Craün« beobachtet:

Die Intentionen und Aktionen der Gräfin werden opak, sie gehorchen keinem nachvollziehbaren Handlungsbogen; die auf die Entscheidung der Gräfin zur Absage an die Minne folgende Handlung des Mauritius lässt sich zwar als Handlungssequenz identifizieren, aber sie setzt sich zusammen aus Schritten, die sich bloßem Affekthandeln und zufällig sich einstellenden Handlungsoptionen verdankt. Dabei ergeben sich innerhalb des Textes überraschende Umkehrungen: Nachdem sich die Gräfin auf höfische Liebe eingelassen hat, bekommt sie, die sich an Vorsichtigkeits- und Klugheitsmaximen hält, den irrationalen Schrecken ins Ehebett geliefert. Der sich zunächst in Liebe nach der Gräfin verzehrende Ritter schleudert ihr seinen Hass entgegen und tobt

sich anschließend ruhmreich aus, während sie vor Sehnsucht und Reue krank wird. Die Rede des Mauritius, dass er sterben müsse, falls er nicht erhört werde, erhält im Nachhinein einen bedrohlichen zweiten Sinn, der brutal sarkastisch umgesetzt wird: Nach der ›Erhörung‹ jedenfalls ist er der munterste Turnierheld, den man sich denken kann (Mühlherr 2009, S. 128f.).

Dieser »Ungesicherheit und Undurchschaubarkeit« auf Seiten der Gräfin entspricht die Ungerichtetheit ritterlicher Gewalt von Seiten des Mauritius, die zunehmend als ziel- und sinnlos dargestellt werde: Sie »taucht in der Erzählung fast ausschließlich ungerichtet auf, sie entsteht zufällig, wendet sich gegen Verbündete, die Minnedame oder auch gegen den Ausübenden selbst« (Wagner 2009, S. 366). Die parodistischen Elemente des ›Mauritius von Craün‹, auf die Fritsch-Rößler 1991 und Klein 1998 hinweisen, treten m. E. hinter dem unabänderlichen, zyklischen Fortgang der Ritterschaft bzw. dem Niedergang der französischen Ritterschaft zurück, allenfalls pendelt die Erzählung »merkwürdig zwielichtig zwischen Doktrin und Schwank« (Glauch 2009, S. 274).

Neben den oben angesprochenen motivischen Korrespondenzen zwischen den einzelnen Entwicklungsphasen der Ritterschaft erhält der ›Mauritius von Craün‹ bzw. dessen (erster) Prolog zusätzliche Prägnanz, und dies sei abschließend ausgeführt, durch den Überlieferungsverbund speziell (bzw. unikal) im ›Ambraser Heldenbuch‹: Im sog. ›höfischen Teil‹ der Sammelhandschrift geht ›Mauritius von Craün‹ (Bl. 2va–5vc) unmittelbar Strickers (1220–1250) ›Frauenehre‹ voran (Bl. 1ra–2rb; fragmentarisch, ab V. 1321 bis 1890). Es folgen die beiden Artusromane Hartmanns von Aue, ›Iwein‹ (Bl. 5vc–22rc) und ›(Ambraser) Erec‹ (Bl. 30rb–50vb), letzterer im engen Verbund mit dem ›Mantel‹ (Bl. 28rb–30rb)⁴⁹. Dazwischen sind Hartmanns ›Klage‹⁵⁰ (Bl. 22rc–26va) und das früher ebenfalls Hartmann zugeschriebene ›(Zweite) Büchlein‹ überliefert. Wie der unbekannte Verfasser des ›Mauritius von Craün‹ stammt auch der Stricker aus Rheinfanken, war jedoch in Österreich wirksam. In seiner ›Frauenehre‹⁵¹ unterstreicht er u. a. die zentrale Bedeutung der von Gott geschaffenen *vrouwen*:

Ritterschaft als Minnedienst sei stets an die höfische Dame gebunden, die nur demjenigen Freude schenke, der sich um ihren Dienst in Treue und Beständigkeit bemühe:

Hæte diu werlt niht vrouwen, / wa solte man ritter schouwen? / wa bi würden si bekant? / zwiu solte in danne guot gewant? / waz gæbe in danne hohen muot? / und warzuo wære ir name guot? / waz solte in iemer mere / vröude, lop oder ere? / si engerten hoher rosse niht, / ir schilde würden ouch enwiht, / in würden schilde sam diu kleit. / elliu werltlich werdikeit / diu würde so ungenæme, / daz niemen des gezæme, / daz er den andern gesæhe, / ezn wære daz ez geschæhe / in einer taverne. / diu würde ein leitsterne: / da müezen alle die genesen, / die mit der werlde wolden wesen (»Frauenehre«, V. 569–588; Der Stricker 1976, S. 75 und 77),⁵²

Im »Ambraser Heldenbuch« setzt die »Frauenehre« kurz vor Ende der Allegorie vom Baum weiblicher Tugenden ein (vgl. V. 1093–1342). Nach Ausführungen über die positive Wirkung der tugendreichen Frau auf den Mann (vgl. V. 1343–1478) geht der Stricker in einem »prologartigen Neueinsatz« (Böhm 1995, S. 135)⁵³ ab V. 1479 – und somit hätte auch die »Frauenehre« wie der »Mauritius von Craün« zwei Prologe!⁵⁴ – zur Polemik gegen die Frauenfeinde über. Im weiteren Verlauf der Ausführungen beklagt der Dichter, im Rahmen der *laudatio temporis acti*, den gegenwärtigen Niedergang der Ritterschaft:

Ez was e vil gewonlich / daz vrouwen unde ritter sich / so grozer huote vlizzen, / daz niemen kunde wizzen, / weder baz ir reht behielten, / unz si des prises wielten. / do muosen ritter sere / umb vrouwen und umb ere / arbeiten lip unde guot. / diu ere und der hohe muot / was an in beiden so groz, / daz es die ritter bedroz. / die gaben dem strite ein zil, / si duhte der arbeit ze vil. / sus wart diu vröude verlan, / die man von vrouwen solte han. / der hat manic ritter sich verzigen. / die vrouwen die sint baz gedigen: / ir minne, ir güete und ir reht / sint so getriuwelichen sleht / und sint so reinlichen ganz / und tragent so gar des wunsches kranz, / daz vil manic ritter iezuo dar / niemer gedenken getar, / da man die vrouwen sehen sol. / da bekennet er ir stæte wol / und sin selbes unstæte, / ob er si minne bæte, / daz er dar nach niht möhte / gewerben als ez töhte, / ez enmüese an im verderben: / des lazet er sin werben. / des müeze si got kröenen, / si reinen und si schoenen. / hæten si niht sæden

mere, / ir tugende und ir ere / die bræhten da von lop genuoc, / daz si der
wunsch ie getruoc / mit hohem gemüete / in also richte güete, / daz ein ritter
tougen / sin oren noch sin ougen / an si niht wenden sol, / der anders lebet
denne wol (›Frauenehre‹, V. 1531–1576; Der Stricker 1976, S. 131 und 133).

Mit dem Exempel (*mære* [V. 1608]) vom Ackermann zeigt der Stricker die Ursache für den Verfall ritterlicher Lebensweise auf, nämlich den Verzicht auf (Minne-)Dienst aus Scheu vor der dafür zu leistenden *arbeit* (vgl. V. 1608–1814): Ein Ackermann, und etliche andere Bauern tun es ihm gleich, mäht seine in Blüte stehenden Felder kurzerhand ab, da ihm der Arbeitsaufwand im Verhältnis zum Lohn, der zu erwarten ist, als zu hoch erscheint, *da ist diu arbeit / ze groz und ist diu werdikeit / da wider gar ze kleine* (V. 1635–1637); auch Neid auf diejenigen Bauern, die einen höheren Ernteertrag erzielen, und der ausbleibende Dank für die Mühen sind für dieses subversive Verhalten ausschlaggebend. Ein Richter verhängt über die schlechten Bauern (i.e. dienstfaule Ritter, die auf die Minne der Damen verzichten wollen), dass ihnen fortan kein Korn (i.e. von den *vrouwen* gespendete *vröude*) mehr zur Aussaat ausgegeben werden dürfe; die der Gemeinschaft zuwiderhandelnden Bauern sterben infolgedessen den Hungertod, denn, so in der Ausdeutung, *[s]olte man der wibe enbern, / diu werlde müese unlangher wern / denne ob si wære ane korn. / wirt diu vröude verlorn, / die si haben solten und geben, / waz sol danne ir beider leben, / der ritter und der vrouwen?* (V. 1735–1741). Die ›arbeitsscheuen‹ Ritter sollten sich schämen, ihre hohe Abkunft, ihr Leben und ihren Besitz *ane hohen muot* (V. 1751), ohne Freude und Ehre zu verzehren, da sie den *vrouwen* undienlich seien, und ihnen werde, analog zum Hungerstod der Bauern, dereinst ein ›Ehrentod‹ zuteil (vgl. V. 1748–1814).

Zwischen den komplementären Zeitklagen (zu wenig *arbeit* / unvernünftiger Lohn → ›Frauenehre‹ bzw. zu viel *arbeit* / unzureichender oder ausbleibender Lohn → ›Mauritius von Craün‹) lässt sich der (erste) *translatio*-Prolog des ›Mauritius von Craün‹ positionieren. Dieser Prolog ordnet, sowohl für die ›Frauenehre‹ als auch für die folgende Verserzählung

(›Mauritius von Craün‹), die beiderseits benannten Verfallserscheinungen der Ritterschaft in ihrer ›aktuellen‹ Gestalt (als Minnedienst) (pseudo-) historisch ein: Im Fall der ›Frauenehre‹ untermauert der *translatio*-Prolog im Nachhinein, in weltgeschichtlicher Perspektive des ›So war es immer schon und wird es immer sein‹, Strickers These vom Ehrentod durch das Ausbleiben der von den *vrouwen* gespendeten Freude. Im Fall des ›Mauritius von Craün‹ hingegen illustriert die Erzählung um den Ritter Mauritius und die *grâvinne von Beamunt* exemplarisch, was der erste Prolog weltgeschichtlich entfaltet: Auch zu viel Diensteifer und Aufwand an höfischer Repräsentation von Seiten des Minneritters, die ihn in die Erschöpfung treiben, und ausbleibender Lohn von Seiten der Dame zersetzen das Ideal der *höhen minne*. Der ›Mauritius von Craün‹ darf, so betrachtet, dann nicht mehr als disproportioniert gelten, denn sein erster Prolog ist zugleich Epilog und Übergang zur vorhergehenden ›Frauenehre‹. Der *translatio*-Prolog dehnt den ›Mauritius von Craün‹ nicht übermäßig aus, sondern befördert die Prägnanz geradezu, und zwar dadurch, dass dieser Epi- (→ ›Frauenehre‹) bzw. Prolog (→ ›Mauritius von Craün‹) zwei traditionell als eigenständige Werke begriffene Texte wie ein Scharnier miteinander verschränkt und verdichtet. Dieses Verfahren sei, auf formaler Ebene, mit dem Begriff der Kontextualisierung, des ›Zusammenwebens‹ zweier Texte, bezeichnet, auf inhaltlicher Ebene hingegen mit dem Begriff der Komplementarität (Niedergang der Ritterschaft durch zu wenig bzw. zu viel *arbeit*). Diese Komplementarität scheint im ›höfischen Teil‹ des ›Ambraser Heldenbuchs‹ überhaupt Teil des Sammelkonzepts zu sein, denn ein vergleichbar komplementäres Verhältnis besteht auch zwischen Hartmanns von Aue ›Iwein‹ und dessen ›(Ambraser) Erec‹: Die auf altfranzösische Vorlagen des Chrétien de Troyes zurückgehenden Artusromane⁵⁵ thematisieren zum einen das *versümen* (›Iwein‹ → pflichtvergessenes Übermaß an ritterlicher Aktivität), zum anderen das *verligen* (›[Ambraser] Erec‹ → ritterliche Trägheit) als komplementäre, ritterliche Verfehlungen, die jeweils einen

zweiten Handlungskursus auslösen, infolgedessen Iwein und Erec die Gelegenheit erhalten, sich vor der höfischen Gesellschaft und auch vor ihren Damen, Laudine und Enite, zu rehabilitieren. Die Handlung des ›Mauritius von Craün‹ bleibt freilich am Ende dessen stecken, was im Artusroman nach Chrétienischer Prägung dem Abschluss des ersten Kursus entspricht, nämlich in der Verfehlung (Einschlafen) kurz vor dem Stelldichein mit der geliebten Dame; an Stelle der Rehabilitation tritt die Rache des Ritters für den nicht gewährten Liebeslohn der Dame. Es entspricht der im *translatio*-Prolog aufgezeigten Verlaufslogik von Aufstieg und Fall, dass **eine Rehabilitation Mauritius' (oder gar der Dame?) gerade in dieser ›historischen‹ Phase des Verfalls französischer Ritterschaft nicht (mehr) erfolgen kann.**

4. Fazit – Versuch einer historischen Bestimmung von Prägnanz

Mit semantischer Emphase (→ ›Pavo‹), Kongruenz von Erzähler- und Figurenhaltung (→ ›Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame‹) und ikonischer Prägnanz (→ ›Mauritius von Craün‹), letztere unterstützt durch figürliche Exemplarität, Motivkorrespondenzen und überlieferungsbedingter Kontextualisierung und Komplementarität, seien drei Verfahren exemplarisch vorgestellt, die in literarischen Texten narrative Dichte erzeugen (können). Von diesen drei Verfahren rücken semantische Emphase und ikonische Prägnanz besonders nahe zusammen: Beide stützen sich, indem sie zur Verdichtung historischer Ereignisse auf Vogelarten bzw. Exempelfiguren zurückgreifen, auf die mit diesen (meist) historischen oder mythischen Figuren traditionell verbundenen Konnotationen. Sie mussten dem mittelalterlichen Publikum, je nach soziokulturellem und kontextuellem Wissensstand und, damit verbunden, den Möglichkeiten intellektuellen Kontrakts, wohl mehr oder weniger einsichtig gewesen sein. So wie in den Vogelarten des ›Pavo‹ Quidität und Qualität zusammenfallen, sind die Exempelfiguren, die zur fallartigen Veranschaulichung einer historischen

Entwicklung dienen, geprägt von einer gewissen, ›von hinten her‹ motivierten Mono- bzw. Pseudointentionalität⁵⁶. In den Vogelarten und Exempelfiguren verdichten sich historische Ereignisse und Entwicklungen aufs Engste, denn in ihnen wird Geschichte in ihrem zeitlichen Verlauf ins statische Bild gebracht, sei es im Pfau oder im Adler bzw. in Nero oder in Caesar; Geschichte wird dabei der historischen Zeit enthoben und gleichzeitig repräsentieren ganz bestimmte Zeitausschnitte exemplarisch ganze historische Entwicklungsphasen. Das Exemplarische ist jedoch, und hier werden erneut die beiden Faktoren Inhalt und Form sichtbar,

[...] weder nur erzählerisch noch nur bildlich, sondern ist in einer Spannung zwischen zwei Faktoren ausgesetzt: auf der einen Seite der exemplarisch-erbaulichen Konzentrierbarkeit, auf der anderen der das Publikum erfreuenden **Ausdehnung des Erzählstoffes. Diese Dualität erweist sich [...] als fruchtbar**, indem sie eine Definition des exemplarisch verwendeten Textes erlaubt, die durch zwei Pole abgegrenzt wird: Exemplum als *narratio*, als erzähltes Bild – Exemplum als Bild, als unerzählte *narratio* (Jackson 1988, S. 223).

Ikonizität darf als vornehmliches Mittel zur Erzeugung narrativer Dichte betrachtet werden. Galfred von Vinsauf empfiehlt dem Dichter in seiner ›*Poetria nova*‹, sich in der Phase der *inventio* weniger auf Verben als auf Nomina zu konzentrieren, um Kürze zu erzielen; die ikonische Statik von Bildern, hier Vogeltypen und Exempelfiguren, d. h. Gattungs- wie Eigennamen, mag dieser Empfehlung entsprechen: **[...] *Verbi / Non meminisse velis; sed tantum nomina rerum / Scribe stylo cordis, virtus ubi tota reclinat / Thematis* [...]** (V. 719–722; »[d]o not be concerned about verbs; rather, write down with the pen of the mind only the nouns; the whole force of a theme resides in the nouns« [Galfred von Vinsauf 1924a, S. 219; engl. Übersetzung nach Galfred von Vinsauf 2010, S. 40]); am Ende seines Abschnitts über die *abbreviatio* gibt Galfred ein Beispiel für dieses Verfahren, indem er, wie schon zuvor (vgl. V. 713–717), die Handlung des lateinischen Schwanks vom Schneekind (nach der Fassung des ›*Modus Liebinc*‹) in zwei Versionen stark komprimiert (vgl. V. 733–736)⁵⁷. »Hier

hebt Galfredus [...] die Beibehaltung allein der fünf *nomina* hervor, die die Konsistenz des Stückes (*vis materiae*) bewahren: *femina, vir, puer, sol, nix*. Bei dieser stofflichen Raffung reduziert sich der Erzählungsumfang fast auf die Ausführung der Hauptperistasen *quis* und *quid*, wobei Zeit, Ort, Ursache, Art und Weise der Handlung auf das Minimum der Prädikation konzentriert werden« (Cizek 1994, S. 152). In der Phase von *dispositio* und *elocutio* gilt es dann, die nominale und statische Paradigmatik von Bildern in verbale Dynamik und in eine handlungs- bzw. erzählzeitliche Syntagmatik zu überführen:

[...] **Hoc factio quasi fungere lege fabrilis:** / Ferrum materiae, decoctum pectoris igne, / Transfer ad incudem studii. / Permolliat illud / Malleus ingenii, cujus luctatio crebra / Formet ab informi massa peridonea verba. / Verba, coadjunctis aliis quae verba sequuntur, / Post conflent folles rationis, nomina verbis / Verbaque nominibus, quae totum thema loquantur (>Poetria nova<, V. 722–729).

Once this has been done, follow, as it were, the technique of the metalworker. Transfer the iron of the material, refined in the fire of the understanding, to the anvil of the study. Let the hammer of the intellect make it pliable; let repeated blows of that hammer fashion from the unformed mass the most suitable words. Let the bellows of the mind afterwards fuse those words, adding others to accompany them, fusing nouns with verbs, and verbs with nouns, to express the whole theme (Galfred von Vinsauf 1924a, S. 219; engl. Übersetzung nach Galfred von Vinsauf 2010, S. 40).

Das rechte Verhältnis von Inhalt und Form (Umfang) entscheidet hierbei, wie ganz am Anfang ausgeführt, über die narrative Dichte bzw. Prägnanz des entstehenden Textes. Der Dichter muss für sich klären, in welchem Maße er die nominale Statik aufbrechen, in welchem Maße er der verbalen Dynamik formal Raum geben möchte.

Anmerkungen

- 1 Vgl. etwa die formalen Techniken der *abbrevatio* am Beispiel der Schwank-erzählung ›Schneekind‹ in der ›Poetria nova‹ des Galfred von Vinsauf, V. 690–736 (Galfred von Vinsauf 1924a, S. 218–220). »In jedem der Fälle handelt es sich um die extreme, aber gewissermaßen spielerisch gehandhabte Verkürzung ausführlicher Narrative. Solch eine Verkürzung wird in ihrer Pointierung möglich vor allem durch synthetischen Sprachbau des Lateinischen und dessen formale und stilistische Möglichkeiten auf Seiten des ›Materials‹ und ihre Beherrschung auf hohem Niveau auf Seiten der Autoren und ihrer Adressaten« (Henkel 2017, S. 41, siehe auch ebd., S. 38–41).
- 2 Jolles 1930 beschreibt den Kasus als Ergebnis einer Geistestätigkeit, in der die »Vielheit und Mannigfaltigkeit des Seins und des Geschehens sich verdichtet und gestaltet« (S. 45). »[I]n der Geistesbeschäftigung, die sich die Welt als ein nach Normen Beurteilbares und Wertbares vorstellt, werden nicht nur Handlungen an Normen gemessen, sondern darüber hinaus wird Norm gegen Norm steigend gewertet. Wo sich aus dieser Geistesbeschäftigung eine Einfache Form ergibt, da verwirklicht sich ein Messen von Maßstab an Maßstab. Bleiben wir bei dem Bilde der Wage, so liegt letzten Endes auf jeder Schale ein Gewicht, und diese Gewichte werden gegeneinander gewogen« (S. 179). Im Fall des Stoffes vom ›schlafenden Ritter‹ wären die gegeneinander abzuwägenden Normen zum einen die permanente Dienstbereitschaft des Ritters über jegliche Erschöpfung hinaus, zum anderen die Bereitschaft der Frau, entsprechendem Minnelohn zu geben. Die Relevanz zweier ›Gewichte‹ unterscheidet den Kasus vom Exempel, welches nur eine ganz bestimmte Norm oder einen überzeitlichen Sachverhalt veranschaulicht.
- 3 Der wohl einer Kölner Patrizierfamilie entstammende Alexander von Roes hinterließ neben seinem ›Pavo‹ weitere Schriften gegen die für ihn *ordo*-zerstörende Koalition von Papsttum und Frankreich: ›Memoriale de prerogativa Romani imperii‹ (nach der Wahl von Papst Martin IV.) für Kardinal Jakob Colonna, »ein[e] systematische Zusammenstellung biblischer und exegetischer Zeugnisse über den gottgewollten Vorrang des römischen Reiches und die Notwendigkeit seines Fortbestandes zur Verhinderung der Ankunft des Antichrists« (Hamm 1978, Sp. 223), und die meist im Verbund mit dem ›Pavo‹ überlieferte Prophetie ›Noticia seculi‹ von 1288; vgl. Schraub 1910; Windschild 1923; Heimpel 1935; Grundmann 1930; Grundmann 1950/1951; Mohr 1968; Grundmann 1970; Schubert 1971; Hamm 1978; Thomas 1980; Scales 1991; Fuhrmann 1994; Studt 2000; Horst 2002; Linden 2007; Repertorium: Geschichtsquellen

des deutschen Mittelalters. Textausgaben: Alexander von Roes 1851, S. 103–110 (›Noticia seculi‹) und 111–117 (›Pavo‹); Alexander von Roes 1949, S. 18–67 (›Memoriale‹), 68–103 (›Noticia seculi‹) und 104–123 (›Pavo‹); Alexander von Roes 1958, S. 91–148 (›Memoriale‹), 149–171 (›Noticia seculi‹) und 172–191 (›Pavo‹).

- 4 **Der lateinische ›Pavo‹ ist in neun** lateinischen Handschriften – die älteste stammt aus der Zeit um 1300 – überliefert, zwischen 1300 und 1451. In acht dieser Textzeugen ist der ›Pavo‹ zusammen mit Alexanders ›Noticia seculi‹ tradiert; siehe Grundmann/Heimpel 1958, S. 81–87. Speziell zum Text siehe Hirsch 1920; Heimpel 1957; Schwab 1967, S. 103–110.
- 5 Sperber (*nisus*) und Falke (*falco*) verkörpern Deutsche und Spanier, die Gans (*anser*) (und die hier nicht erwähnte Ente [*anas*]) repräsentiert das Stadtbürgertum und der Habicht (*accipiter*) steht für einen kaiserlichen Machthaber.
- 6 Was die Vortragssituation des ›Pavo‹ betrifft, kommt Heimpel 1957 zur Ansicht, »daß der Vortragende gehalten war, seine Stimme je nach Rolle zu modulieren, nicht gerade als Tierstimmenimitator, aber doch so, daß er den lautmalenden Absichten des Dichters in möglichstem Anschluß an die Vogeltöne gerecht wurde. Ein solcher die Stimme verändernder Vortrag durch den einzelnen Vortragenden entsprach einer Vorschrift der *Poetria nova* des Galfredus, deren Kenntnis wir bei Alexander voraussetzen dürfen« (S. 203). Heimpel 1957 bezieht sich dabei **auf folgende Passage bei Galfred: [...]** *Domes ita vocem, / Ut non discordet a re, nec limite tendat / Vox alio, quam res intendat: eant simul ambae; / Vox quaedam sit imago rei; res sicut habet se, / Sic vocem recitator habe. Videamus in uno* (V. 2036–2040 [Galfred von Vinsauf 1924a, S. 260]); engl. Übersetzung: »Modulate your voice in such a way that it is in harmony with the subject; and take care that voice does not advance along a path different from that which the subject follows. Let the two go together; let the voice be, as it were, a reflection of the subject. As the nature of your subject is, so let your voice be when you rehearse it: let us recognize them as one« (Galfred von Vinsauf 2010, S. 78). Galfred führt dies im Anschluss auch am Beispiel des Zorns literarischer Figuren näher aus (V. 2041–2065 [Galfred von Vinsauf 1924a, S. 260]), den der Vortragende an das Publikum zu vermitteln habe.
- 7 Erläuterungen zu den einzelnen Vogelarten des ›Pavo‹ siehe bei Heimpel 1957, S. 212–223.
- 8 Vgl. **Gaius Plinius Secundus, ›Naturalis historia‹: [...]** *itaque praecedent et ordine, omnesque reliquas in iis pavonum genus cum forma tum intellectu eius et gloria. gemmantes laudatus expandit colores, adverso maxime sole, quia sic*

fulgentius radiant. simul umbrae quosdam repercussus ceteris, qui et in opaco clarius micant, conchata quaerit cauda omnesque in acervum contrahit pinnarum quos spectari gaudet oculos. [...] ab auctoribus non gloriosum tantum animal hoc traditur, sed et malivolum, sicut anserem verecundum, quoniam has quoque quidam addiderunt notas in iis, haut probatas mihi (X,22 [Gaius Plinius Secundus 1875, S. 169]); nhd. Übersetzung: »Daher mögen auch letztere in der ganzen Reihe und unter ihnen selbst vor allen übrigen die durch Schönheit, Eitelkeit und Ruhm sich auszeichnende Gattung der Pfauen vorangehen. Wenn der Pfau gelobt wird, breitet er seine gleich Edelsteinen schimmernden Federn aus, und zwar meistens gegen die Sonne, weil sie dann noch glänzender erscheinen. Zugleich sucht er durch die muschelförmige Ausbreitung seines Schwanzes etwas Schatten auf die übrigen Federn zu werfen, damit sie im Schatten heller glänzen, und zieht alle Augen der Federn, die er gern sehen lassen will, in einen Haufen zusammen. [...] Von den Schriftstellern wird er nicht nur für ein stolzes, sondern auch boshafte, und gleich der Gans, für ein schamhaftes Thier gehalten, und Einige führen diese Eigenschaften unter den Merkmalen dieser Vögel mit an, was mir aber nicht gefällt« (Gaius Plinius Secundus 2007, Bd. 1, S. 533 [Kap. 22,43f.]).

9 **Vgl. Alexander Neckam, »De naturis rerum«:** *Per pavonem igitur superbia designatur, cujus cauda inanis gloria est, orantium variorum ostentatrix pomposa. [...] Sic nec superbia in altum volat, sed cum aliquando volare videtur, ad terram cito relabitur, vel invita. Sicut enim ascendit humilitas, sic et superbiae est descendere* (I,39 [Alexander Neckam 1863, S. 91f.]); nhd. Übersetzung: »Mit dem Pfau wird also der Hochmut bezeichnet: dessen Schweif, eine **prächtige Schaustellung vielfältigen Schmucks, steht für eitlen Ruhm. [...] So** fliegt der Hochmut nicht in die Höhe, sondern, wenn er auch bisweilen emporzusteigen scheint, sinkt schnell wieder zur Erde, wenn auch widerwillig. So wie nämlich die Demut aufsteigt, gehört es zum Hochmut, niederzugehen« (S. A.).

10 **Vgl. Isidor von Sevilla, »Etymologiae«:** *avis casta ex moribus appellatur, quod comes sit castitatis; nam dicitur quod amisso corporali consortio solitaria incedat, nec carnalem copulam ultra requirat* (XI, Kap. 7,62 [Isidor von Sevilla 1911]); nhd. Übersetzung: »[es] ist ein keuscher Vogel und wird nach seinen Sitten benannt, weil er ein Begleiter der Keuschheit ist. Denn er wir[d] so benannt, weil er, wenn er seinen Lebenspartner verloren hat, allein durchs Leben geht und keine weitere fleischliche Vereinigung mehr sucht« (Isidor von Sevilla 2008, S. 485).

- 11 Vgl. Ambrosius von Mailand, »Hexaameron« V, Kap. 17,56 (Ambrosius von Mailand 1882, Sp. 244A–245B); Isidor von Sevilla, »Etymologiae«: [...] *quod cibos non sumat residens, sed in aere capiat escas et edat; garrula avis, per tortuosos orbes et flexuosos circuitus pervolans, et in nidis construendis educandisque fetibus sollertissima* (XII, Kap. 7,70 [Isidor von Sevilla 1911]); nhd. Übersetzung: »[...] weil sie Futter nicht sitzend einnimmt, sondern die Beute in der Luft fängt und frisst. Sie ist ein geschwätziger Vogel, der in gedrehten Kreisen und gebogenen Windungen fliegt, höchst sorgfältig beim Nestbau und der Aufzucht der Jungen« (Isidor von Sevilla 2008, S. 486).
- 12 Vgl. Isidor von Sevilla, »Etymologiae«: *Per ramos enim arborum pendulae inportuna garrulitate sonantes* (XII, Kap. 7,46 [Isidor von Sevilla 1911]); nhd. Übersetzung: »Durch Zweige und Bäume schweben sie, mi[t] unangenehmer Geschwätzigkeit tönend« (Isidor von Sevilla 2008, S. 483).
- 13 Auf ganz ähnliche Weise benutzt der »Mauritius von Craün« Tiervergleiche in der Funktion, »daß die Tiervergleiche [...] den Minneritter tadeln und sich in ihnen eine moralisierende, satirische Absicht des Autors verbirgt« (Reinitzer 1977, S. 2); vgl. Jehly 2002, S. 73. Mauritius, der sich auf dem Turnier [...] *als ein ar / under kleiner vogeline schar* (V. 983f.) präsentiert, sucht, um den Liebeslohn betrogen, seine Dame im ehelichen Schlafgemach auf: *da sach er üz mit zorne, / der frume wol geborne, / als ein lewe näch der spise / er sleich harte lise* (V. 1535–1538). »Mit dem Bild des hungrigen Löwen kennzeichnet der Dichter die fleischliche Begierde des Moriz, den der Wunsch nach der *unio carnis* in das eheliche Schlafgemach seiner Dame treibt, bezeichnet er die *luxuria* als die negative Qualität der Beziehung zwischen der durch Dienst zu Lohn verpflichteten Dame und dem zu Lohn berechtigten Ritter. War Moriz in das Schlafzimmer der Gräfin als ein vom *amor furiosus* befallener, hungriger Löwe eingebrochen, erscheint er seiner Dame hingegen als totes Schaf, als er beim Stell-dich-Ein die Stunde seines Glücks verschläft. Der Kontrast zwischen beiden Vergleichen ist offenbar, zwischen Schaf und Löwe, Todesschlaf und räuberischem Begehren kann er nicht deutlicher hervortreten. Dennoch sind beide Bilder mit einem pejorativen Sinn behaftet, auf den einmal der Erzähler selbst, dann die Dame in gleicher Richtung weist« (Reinitzer 1977, S. 4f.); vgl. Kokott 1988, S. 372f.
- 14 Vgl. Warning 1979 bezüglich der Konnotation: »Indem aber die Konnotation solches Wissen aufruft, indem sie mit ihm rechnet, ohne es denotativ zu benennen, kann sie ihm den Status des Selbstverständlichen, des fraglos Voraussetzbaren geben, kann sie also soziokulturell und damit historische Bedingtem die Aura des Natürlichen, des Überzeitlichen verleihen« (S. 137).

- 15 Beispiele hierfür führt Galfred in Kap. II,2,33–34 auf, für den zweiten Modus folgendermaßen: *Alius modus emphaseos quando, sicut diximus, rem appellamus nomine suae proprietatis, ut hic: »Medea est ipsum scelus«, quod sic est exponendum: »Medea est ita scelerosa, quod in ea nihil invenitur nisi scelus.« Ecce per hunc modum emphaseos qualiter haec tota series per illud brevioquium comprehenditur* (II,2,34 [Galfred von Vinsauf 1924b, S. 278]); engl. Übersetzung: »The other method of emphasis occurs when, as we said, we indicate a thing by the name of its property, as here: »Medea is crime itself,« which is explained in this way: »Medea is so full of crime that nothing but crime is found in her.« Note, that through this method of emphasis the whole series is contained in such a brief statement« (Galfred von Vinsauf 1968, S. 52).
- 16 Gemeint sind »weiße« (Kamaldulenser) und »schwarze« Benediktiner, siehe Alexander von Roes 1958, S. 105 Anm. 6.
- 17 Vgl. Alexander von Roes 1958, S. 104: »Pfau [*pavo*]: Papst / Taube [*columba*]: Kardinäle und Bischöfe / Ringeltaube [*palumbus*]: weiße und schwarze Äbte / Turteltaube [*turtur*]: Zisterzienseräbte / Gans und Ente [*anser et anas*]: Bürger und Städter / Sperlinge [*passeres*]: Verschiedene Arten von Klerikern / Schwalbe [*irundo*]: Bettelorden / Rabe [*corvus*]: Ghibellinische Laien und Kleriker / Kapaun [*capo*]: ein französischer Bischof / Hahn [*gallus*]: König von Frankreich / Elster [*pica*] und andere [*et cetera*]: Pikarden, Normannen, Bretonen und andere Franzosenarten / Adler [*aquila*]: Kaiser / Andere Raubvögel [*alie aves rapaces*]: Deutsche / Uhus [*bubones*]: Griechen / Weihen [*milvi*]: Sizilianer / Falken [*falcones*]: Spanier« (ebd., S. 105). Die drei zuletzt genannten Vogelarten befinden sich auf Bl. 87vb der Darmstädter Handschrift. Im Register fehlen Krähe (*cornica / cornix*, i.e. Ghibelline), Dohle (*monedula*, i.e. Bevollmächtigter des Kaisers) und Häher (*graculus*, i.e. französischer Zwischenrufer), siehe ebd., S. 104 Anm. 5.
- 18 Vgl. Warning 1979: »Man könnte die poetische Qualität eines Textes u. a. an der Subtilität messen, mit der er seine Konnotationen verschleiert und damit dem Leser ihre Entdeckung aufgibt« (S. 138).
- 19 In Hs. N1 (Anfang 15. Jh.) steht das Register vor V. 1 des »Pavox«, in Hs. L1 (Mitte 14. Jh.) am Rand und schließlich in Hs. L2 (um 1420) und Hs. M3 (Ende 14. Jh.) am Schluss, nach V. 272 der Fabel; zu den Handschriften (siglen) siehe Alexander von Roes 1958, S. 81–87.

- 20 Bern, Burgerbibliothek, Cod. 354 (Mitte 13. Jh., Nordostfrankreich), Bl. 160rb–162va. Bei diesem Textzeugen handelt es sich um eine umfangreiche Sammelhandschrift altfranzösischer Dits und Fabliaux; daneben enthält sie auch die ›Sept sages de Rome‹ sowie Chrétien de Troyes ›Conte du Graal‹.
- 21 Widersprüche in Isabels Verhalten, das auch im ›Mauritius von Craün‹ zwischen Eile und Weile hin- und herpendelt, beobachtet Fritsch-Rößler 1991, S. 236f.: Obwohl sie zum verabredeten Rendez-vous mit Mauritius *lihte é komen möhte sîn* (V. 1257), eilt sie erst heran, als sich die Hofdame, in deren Schoß Mauritius eingeschlafen ist, anschickt, den Ritter zu wecken: *des wart diu grâvin gewar. / baz gâhete siu dar. / si hiez in ligen lâzen* (V. 1261–1263). Mauritius »beweist zunächst einmal seine *stæte* und hält sich zurück. Erst als das Stelldichein sich tatsächlich abzeichnet, als der Bote nämlich den Befehl der Dame, sofort zu kommen, übermittelt – **da hastet Moriz überstürzt [...] zur Kemenate**« (ebd., S. 237): *›mîn frouwe hât nâch iu gesant. / nu vart ab wege, ez ist zît. / reht als ir hie sît / so sult ir dar zuo ir. / daz enbôt is iu bî mir‹* (›Mauritius von Craün‹, V. 1084–1088). »Ausgerechnet Schnelligkeit und Eile in der Minne lehnt Isabel nun jedoch plötzlich ab« (ebd., S. 237): *swem zuo der minne ist ze gâch, / dâ gât vil lihte schaden nâch. / swer sich an stæte minne lât, / ich sage wie ez dem ergât. / als der ein netze stellet / und selbe dar in vellet, / alsô vâhent si selbe sich. / des wil ich bewaren mich* (V. 1343–1350). Es seien diese »Unsicherheits-signale« – so auch beim Minnekontrakt in V. 586 (*ich wil iu lônén als ich mac*) und V. 603 (*ich wil dir lônén, ob ich kan*) –, die dazu führten, dass »sich Planung und zufällige Entwicklungen nicht restlos analytisch auseinanderhalten« (Mühlherr 2009, S. 123).
- 22 Eine weitere Kollision von Eile und Weile tut sich auf, wenn man sich den Moment der Liebebegegnung zwischen Dame und Ritter des altfranzösischen Fabliau einmal als erfolgreich angebahnt denkt. In diesem Moment, so wäre es aus Rezipientensicht üblicherweise zu erwarten, wünschten sich die Liebenden doch, sie könnten die möglichst schleunig angebahnte Liebesbegegnung und -vereinigung so lang wie möglich zeitlich in die Länge ziehen; der glückliche Moment möge verweilen. Das soziale Eingebundensein von Dame und Ritter lässt diese tageliedartige Sehnsucht jedoch unerfüllt.
- 23 Siehe dazu Martínez/Scheffel 2016: Die kompositorische Motivation »umfasst die Funktion der Ereignisse und Details im Rahmen der durch das Handlungsschema gegebenen Gesamtkomposition und folgt nicht empirischen, sondern künstlerischen Kriterien« (S. 119, siehe auch ebd., S. 119–125); vgl. Tomaševskij 1985, S. 227–229.

- 24 Anders hingegen Störmer-Caysa 2007 und Dimpel 2018: »Dagegen überlegt Störmer-Caysa, dass es der naheliegendere Rezeptionsmodus sei, ›in einem früher Erzählten die Ursache des später Erzählten zu erblicken, wogegen die umgekehrte Sinnhypothese, nach der das Spätere dem Früheren zugrunde liegt [...], **sich nicht spontan herstellen wird.**« Ein lineares Verstehen ist auch ohne level-switching möglich. Während ich mit Störmer-Caysa davon ausgehe, dass die ›progressive Zeitachse und mögliche Kausalität zwischen Früher und Später [...] **gewissermaßen die Normallage verstehenden Interpretierens**« sind, wäre das Konstatieren von Finalität durch einen Rezipienten die markierte Abweichung vom Normalfall« (Dimpel 2018, S. 259, mit Bezug auf Störmer-Caysa 2007, S. 101).
- 25 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. Ser. nova 2663 (1504–1516/17, südbairisch; Beschreibung der Handschrift etwa bei Reinitzer [Hrsg.] 2000, S. VII–XII); siehe Unterkircher 1952; Thornton 1962; Wierschin 1976; Janota 1978; Weinacht 1977; Kaminski 2008/2009; Schubert 2008; Hohmeyer/Knor 2015.
- 26 Hier verwendete Ausgabe: Reinitzer [Hrsg.] 2000; zum Text siehe Harvey 1961; Gerlitzki 1970; Ruh 1970, auch mit Blick auf die Unterschiede zum altfranzösischen Fabliau; Thomas 1984; Ortmann 1986; Tomasek 1986; Ziegeler 1987; Kokott 1988; Willms 1994; Glauch 2009, S. 265–325; Knapp 2013, S. 21–29.
- 27 Der Verfasser des ›Mauritius von Craün‹ kürzt etwa, ganz in der Manier des **altfranzösischen Fabliau, Mauritius' Ankunft auf dem Turnierplatz und den Beginn** des Turniers mit einer Floskel ab, die genauso gut im Fabliau selbst hätte stehen können: *Neben des huses vür den berc / hiez er [i.e. Mauritius] vüeren sîn werc. / sîn anker schôz er an den sant, / da mite behabete er daz lant. / waz hilfet daz ich ez lenge? / umbe in wart solch gedreng / daz im da wart vil kûme / des veldes ze einem rûme* (V. 891–898). Diese Tendenz zur Kürze steht im starken Kontrast zur Schilderung höfischer Repräsentanz, auf die der Text den Schwerpunkt legt. Zum Motiv des Einschlafens des Liebhabers beim Stellichein siehe Schröder 1954.
- 28 Zu Überlegungen über Abhängigkeiten des (ersten) Prologs von einer altfranzösischen Vorlage oder über die Eigenleistung des Verfassers des ›Mauritius von Craün‹ siehe Thomas 1984, S. 352–364 und Tomasek 1986, S. 266–269. »[A]ber in der Gestalt Karls des Großen verfügten die mittelalterlichen Historiographen über die Möglichkeit, ost- und westfränkische, deutsche und französische Geschichte auch für ihre Gegenwart noch zu verklammern. Indem der Dichter des MvC im ersten Prolog seiner Novelle die Ritterschaft geradezu als besondere

Form der Herrschaft über andere Länder, als Imperium, definierte, und Karl den Großen als Begründer ihrer dritten Blütezeit auftreten läßt, gab er seinem Publikum zu verstehen, daß es gar keiner weiteren Translation, keiner weiteren Wanderung der Ritterschaft bedurfte, um auch in den Herrschaftsbereich des römisch-deutschen Kaisers zu gelangen, denn dieser erhob ja den Anspruch, in der wahren, der imperialen Tradition Karls des Großen zu stehen« (Thomas 1984, S. 360f.).

- 29 Zum historiographischen Konzept der *translatio* siehe Goetz 1958 und Worstbrock 1965. Der Prolog des ›Cligés‹ (um 1176) des Chrétien de Troyes verbindet *clergie* und *chevalerie* ebenfalls im Rahmen einer *translatio* miteinander: *Ce nos ont nostre livre apris, / Que Grece ot de chevalerie / Le premier los et de clergie. / Puis vint chevalerie a Rome / Et de la clergie la some, / Qui ore est an France venue. / Des doit qu'ele i soit retenue / Et que li leus le abelisse / Tant que ja mes de France n'isse / L'enors qui s'i est arestee. / Des l'avoit as autres prestee, / Mes des Grezois ne des Romains / Ne dit an mes ne plus ne mains; / D'aus est la parole remese / Et estainte la vive brese* (V. 30–44 [Chrétien de Troyes 2006, S. 26 und 28]); nhd. Übersetzung: »Das haben uns unsere Bücher gelehrt, dass die erste Blüte der Ritterschaft und Bildung in Griechenland entstand. Und dann kam die Ritterschaft und die gesamte Bildung nach Rom, die nun nach Frankreich gewandert ist. Gott gebe, dass sie dort bleibt und der Ort ihr so gut gefällt, dass Frankreich niemals mehr die Ehre und den Ruhm verliert, der sich dort niedergelassen hat. Gott hatte sie den anderen geliehen, aber von Griechen oder Römern spricht man kein Wort mehr. Die Rede über sie ist verstummt und die lebendige Glut erloschen« (Chrétien de Troyes 2006, S. 27 und 29). Zur *translatio* in Chrétiens ›Cligés‹ vgl. Köhler 1956, S. 37–65.
- 30 Siehe dazu Worstbrock 1965, S. 22 Anm. 88 und Krämer 1996, S. 127–131.
- 31 Des Weiteren beobachtet Wagner 2009 einen Gegensatz zwischen positiv gewerteter Gewaltanwendung im (ersten) Prolog und parodierender Darstellung von ziel- und sinnlos ausgerichteter Gewalt in der Erzählung um Mauritius von Craün; dem entspreche in Neros Rom die pervertierte Gewaltanwendung gegen die eigene Mutter und gegen das eigene Volk (vgl. Wagner 2009, S. 363 Anm. 44). Damit verbunden sei eine zunehmende Umakzentuierung der Ritterschaft: »In der Erzählung ist Ritterschaft [...] als Frauendienst definiert, eine Verknüpfung, die im Prolog marginal war und sich auf die ursächliche Initiierung [für den Kampf um Troja] beschränkte; der Frauendienst der Erzählung aber begleitet die Ritterschaft durchgehend und in allen Stationen prägend. Während die Verknüpfung von Ritterschaft und Dame solchermaßen verstärkt wird, kommt

es zu einer Marginalisierung der Verknüpfung von Ritterschaft und Land, die zu Beginn der eigentlichen Erzählung überhaupt keine Rolle spielt« (Wagner 2009, S. 359f.).

- 32 Entsprechend im Register des ›Ambraser Heldenbuchs‹: **Von künig Nero einem Wüettrich · der auch wie ein fraw Swanger wolt sein · Vnnd sein Mueter auffschneiden ließ · vmb seins fürwitz willen etc. Auch Wie Er Rom Zerstöret · Wie Karolus nach Erstörung Rom die Lannd betzungen · Dartzû wie Olifer vnd Rûlannd sich Ritterlich gehalten haben · Vnnd wie Mauritius von kraûn liebet die Grâfin von Beamundt** · (Bl. Ira). Die Fokussierung dieser und der oben abgebildeten Rubriken auf besonders markante und aufsehenerregende Elemente der Handlung, in erster Linie aus dem *translatio*-Prolog, ließe sich am ehesten – unter Rückgriff auf die (erneut physikalische) Metapher der optischen Brechung – als ›gebrochene‹ Fokussierung begreifen: Ganz so, wie sich beim Blick durch ein Wasserglas beobachten lässt, dass Lichtstrahlen beim Übertritt von Luft in Wasser von ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden, darf man sich den ›verstellten‹ oder ›abgelenkten‹ Blick auf den Inhalt des ›Mauritius von Craûn‹ in der Rubrik des ›Ambraser Heldenbuchs‹ vorstellen. Der von bestimmten Interessen gelenkte Blick des die Rubrik verfassenden Rezipienten bricht sich so gesehen an der Grenzfläche zweier Medien unterschiedlicher (optischer) Dichte, zum einen eines Textes aus dem 12./13. Jahrhundert, zum anderen an der Notwendigkeit, dessen Inhalte am Beginn des 16. Jahrhunderts rezipientenorientiert zusammenfassend aufzubereiten, den Rezipienten ›neugierig‹ und ihn auf Besonderheiten des Textes aufmerksam zu machen. Diese Rezipientenorientierung steht in Spannung zur Intention und inhaltlichen Schwerpunktsetzung des ›Mauritius von Craûn‹, denn Nero, obwohl eindrückliche Exempelfigur für den Niedergang der ›römischen Ritterschaft‹, ist im Text keineswegs eine zentrale Gestalt, immerhin taucht sie ja auch nur im (ersten) Prolog auf.
- 33 Zur Quelle (›Legenda aurea‹ und ›Kaiserchronik‹) des Nero-Teils im ersten Prolog des ›Mauritius von Craûn‹ siehe Ruh 1970, S. 78f. und Thomas 1984, S. 327f.
- 34 Zur *translatio militiae* von den Römern nicht zu den Deutschen, sondern zu den Franken siehe Thomas 1987, der als Vorbild hierfür eine von Otto von Freising ausgestaltete Rede Kaisers Friedrich I. Barbarossa an die Stadtrömer im Jahr 1155 betrachtet, worin auch der Zusammenhang zwischen Ritterschaft und Herrschaft bzw. Ritterschaft als *ornamentum imperii* formuliert sei; vgl. auch Thomas 1984, S. 352–365.
- 35 Zum Einfluss des Mauritiuskults in der Ausgestaltung der literarischen Figur des Mauritius von Craûn siehe Ortman 1986, S. 404f.

- 36 Zur Gattungsfrage siehe Ruh 1970, S. 85–88.
- 37 Anders Ruh 1970, der dem ›Mauritius von Craun‹ keinerlei Präganz attestiert: ›Der MvC zählt 1784 Verse. Kaum die Hälfte davon – und dies bleibt ein einzigartiger Fall – ist erzählte Handlung, das übrige Lehre, Schilderung, Beschreibung. Der Prolog weist 262 Verse auf, und ihm folgt eine zweite Einführung, das Lob des Helden mit einer Minneabhandlung von abermals 154 Versen; macht zusammen 416 Verse. Beschreibungen von Gegenständlichem (Turnierschiff, Rüstung, Zelt, Kemenate, Bett, Frühling) erfordern 287 Verse; dazu treten vier Monologe mit 137 Versen und Reflexionen innerhalb von Gesprächen mit 80 Versen. Das ergibt ein Gesamt von 920 Versen mit lehrhaftem und beschreibendem Charakter. Es ist dieser Komplex, den man vor allem auf das Konto der Eigenleistung des deutschen Bearbeiters gebucht hat« (S. 78).
- 38 Vgl. Friedrich Schillers (1759–1805) Begriff des prägnanten Moments: ›Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß alles, was zur Vollständigkeit derselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinne notwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten ist es geöffnet« (Brief vom 2. Oktober 1797 an Johann Wolfgang Goethe; vgl. Grohmann 1972, S. 63).
- 39 Maurice »schlug 1173/74 einen Aufstand in Maine und Anjou nieder. Danach ist er offenbar Gouverneur der beiden Grafschaften geworden. Unmittelbar nach dem Tode Heinrichs II. [...] ließ **Richard Löwenherz** ihn zusammen mit Guillaume le Maréchal, Earl von Pembroke, als die beiden einzigen, die dem Vater die Treue gehalten hatten, an des Königs Totenbett rufen. Etwa zwei Jahre später beteiligte Maurice sich an dem Kreuzzug des neuen Königs, der mit dessen Gefangennahme durch die Österreicher ein so fatales Ende nehmen sollte« (Thomas 1984, S. 326).
- 40 Breit überliefert hat sich jedoch nur ein einziges Lied des Maurice II. von Craon, und zwar ›**A l'entrant du dous termine**‹ (RS 1378, siehe Långfors [Hrsg.] 1917, S. 57–63): 1. ms. K (Ende 13. Jh.), Bl. 74r–v (Gace Brulé), 2. ms. L (Anfang 14. Jh.), Bl. 55r (anonym), 3. ms. N (Nordfrankreich, Ende 13. Jh.), Bl. 27r–v, 4. ms. O (Burgund, Ende 13. Jh.), Bl. 6r (Gace Brulé), 5. ms. P (Nordfrankreich, Ende 13. Jh.), Bl. 148v–149r (anonym), 6. ms. T (Artois, 13. Jh.), Bl. 103r, 7. ms. U (Nordfrankreich, Mitte/Ende 13. Jh.), Bl. 117v–118r (Gace Brulé), 8. ms. V (Nordfrankreich, Ende 13. Jh.), Bl. 35v–36r (anonym) und 9. ms. X (2. Hälfte 13. Jh.), Bl. 56r–v (Gace Brulé). Mit der Autorschaft des Pierre de Craon ist ein weiteres Lied verbunden, ›Fin Amour claime en moi par eritage‹

(RS 26), das in den altfranzösischen Liederhandschriften bisweilen Maurice II. selbst oder dessen Sohn Amaury I. von **Craon** († 1226) zugeschrieben wird.

- 41 Borck 1961 betrachtet die altfranzösische Vorlage des ›Mauritius von Craun‹ als anti-angevinisches Spottgedicht auf Maurice II., das am Hof von Troyes entstanden sei. Harvey 1961 weist hingegen auf die französische Mode des 12. Jahrhunderts hin, historische Persönlichkeiten zu literarisieren, etwa in den *romans mondains*. »This trick of embellishing fictitious narratives with a sprinkling of historical names seems to have been a minor literary fashion in France during the post-classical period of chivalry. It made the story at once more piquant and more convincing at a time when piquancy and realism were increasingly in vogue« (S. 53); vgl. Tomasek 1986, S. 265; Knapp 2013, S. 24 und 27f. Die Tatsache, dass sich Maurice II. auch als Dichter betätigte, wird die Literarisierung seiner Person begünstigt haben. »Und doch glaube ich, dass es eben der *dichter* gewesen ist, dem man die phantastische Fahrt, das glänzende Turnier und das pikante nächtliche Abenteuer zuschrieb, und wenn der deutsche Nacherzähler von dieser Eigenschaft seines Helden gar nichts weiß, so ist das nur ein Beweis mehr dafür, dass nicht erst er die Geschichte an den Namen des Moriz von Craon geknüpft hat« (Schröder [Hrsg.] 1894, S. XXVI); vgl. Tomasek 1986, S. 267–272.
- 42 Kognitives Kartieren – der Begriff *cognitive map* selbst stammt von Tolman 1948 – umfasst »**jene kognitiven oder geistigen Fähigkeiten [...], die es uns ermöglichen, Informationen über die räumliche Umwelt zu sammeln, zu ordnen, zu speichern, abzurufen oder zu verarbeiten. [...] Vor allem aber bezieht sich kognitives Kartieren auf einen Handlungsprozess: es ist eher eine Tätigkeit, die wir ausführen, als ein Objekt, das wir besitzen. Es ist die Art und Weise, wie wir uns mit der Welt um uns herum auseinandersetzen und wie wir sie verstehen**« (Down/Stein 1982, S. 23). Kognitive Karten repräsentieren demnach räumliches Wissen.
- 43 »[A] *lieu de mémoire* is any significant entity, whether material or non-material in nature, which by dint of human will or the work of time has become a symbolic element of the memorial heritage of any community« (Nora 1996, S. XVII); vgl. Nora 1992, S. 20. Die Beschäftigung mit Erinnerungsorten führt zu einer **Geschichtsschreibung zweiten Grades**, »[...] a history that is neither a resurrection nor a reconstitution nor a reconstruction nor even a representation but, in the **strongest possible sense, a remembrance**« – a history that is interested in memory not as remembrance but as the overall structure of the past within the present: history of the second degree« (Nora 1996, S. XXIV).

- 44 In Neros krankhafter Neugierde auf den weiblichen Körper seiner Mutter sieht Jehly 2002 ein Pendant zu Isabels Neugierde auf das Turnier, in dessen Verlauf sie einen Ritter durch die Hand ihres Ehemannes sterben sieht: *›[...] dū bist mīn und ich dīn,‹ / sprach diu grāvinne, / ›durch geselleclīche minne / sō tuo ein dinc durch mich / ich verdiene ez iemer umbe dich.‹ / Er erbeite kūme, wes si bat: / ›nim einen turnei vūr die stat, / daz ich den eines hie gesehe. / nū vüege daz ez alsō geschehe, / wan ich gesach deheinen nie. / wis ouch dū mīn ritter hie, / ich wil dir lōnen, ob ich kan‹ (V. 592–603). Da Mauritius im Folgenden einen ritterlichen Kampf bzw. Wettstreit in Form eines Turniers veranstaltet, ließe sich auch eine Parallele im Kampf um Troja sehen, einem Krieg, der sich letztlich um (den Besitz) eine(r) Frau (Helena) dreht.*
- 45 Siehe ›Mauritius von Craün‹: *daz bette mohte wol bezzer sīn, / so kan aber ich niht gesagen baz, / wan lāt ez sīn als daz / an sīner güete gelīch / daz von Veldeke meister Heinrīch / mahte harte schöne / dem kūnege Salomōne, / dā er ūf lac und slief* (V. 1156–1163). »Veldeke habe das Bett Salomos beschrieben, in dem der König geschlafen habe, als Frau Venus ihn anrief und mit ihrem Bogen ins Herz schoß [vgl. V. 1164–1172, S. A.]. In den erhaltenen Dichtungen Veldekes ist ein solches Bett Salomos nicht zu finden. Es besteht aber heute weitgehend Einigkeit darüber, daß dem Dichter des MvC nicht etwa ein heute verlorenes Werk Veldekes bekannt gewesen sei, im dem ein Bett Salomos eine Rolle gespielt habe, daß vielmehr ›der Märendichter hier – bewußt oder unbewußt – die **Beschreibung von Eneas’ Bett, das Dido dem Held zurüsten ließ** (V. 1264ff.), mit dem Salomon-Spruch Veldekes (MF 66,16ff.) kombiniert hat« (Thomas 1984, S. 328).
- 46 Zu Übereinstimmungen in der Beschreibung des Schiffswagens mit der ›Chronica maiora‹ (III,322) des **Matthäus Paris** († 1259), der darin von vergleichbaren Schiffen berichtet, die 1235 zur Einholung Isabellas von England (1214–1241), der Braut Kaiser Friedrichs II. (1194–1250), von Antwerpen nach Köln (vgl. speziell ›Mauritius von Craün‹, V. 638–641 und 747–749) zur Verwendung gekommen seien, siehe Knapp 2013, S. 28f.
- 47 Siehe ›Mauritius von Craün‹: *er [i.e. der Graf] wil niemer mēre / frō werden noch geil, / sīt im daz grōze unheil / von iuwern schulden geschach / daz er einen ritter ze tōde stach. / des klaget er sēre iuwer vart, / daz si ie ūf geleget wart, / und fluochet ze aller stunde / daz man ie begunde / daz selbe schif machen* (V. 1200–1209). **Bezeichnend ist auch Mauritius’ Replik auf den Vorwurf des Grafen: Dō sprach der ritter wider sie [i.e. die Dienerin der Gräfin]: / ›im schadete mīn rāt nie, / er half ouch mich vil kleine. / doch weiz ich wol daz**

*eine / als ich mich verstân kan: / der wirt ist ein hovesch man, / hæte er
geslagen noch ehte, / der im gesagete rehte / waz ich durch sîn wîp hân getân, /
er hiez si her zuo mir gân, / wiste er daz ich hie wære, / swie er ir dort enbære*
(V. 1213–1224).

- 48 »Nicht nur kommt es bei der Verteilung des Gutes zu Gewalttätigkeiten und zur **Demontage des Schiffes [...], der Held selbst wird in diese** Destruktion einbezogen. **Er bleibt allein und halb entkleidet (bzw. »entrüstet«) zurück, verschenkt** er doch sogar seinen *halsperg* (V. 1064). Das, wozu *mitte* üblicherweise dient, nämlich Stiftung von Freude und Anhängerschaft, wird nicht erreicht. Im Gegenteil, zu dem Zeitpunkt, als es darauf ankommt, als er sich auf sein Treffen mit der Gräfin vorbereiten sollte, ist Mauritius in einem völlig desolaten Zustand« (Kokott 1988, S. 373f.).
- 49 **Zur Textallianz von »Mantel« und »(Ambraser) Erec« siehe Reuvekamp-Felber** 2016 und Hartmann von Aue 2017, S. XX–XXIII.
- 50 »Sehr enge Beziehungen« (S. 348), textlicher wie minnedidaktischer Art (»Freude, Trost durch die Frau, Arbeit als Vorbedingung der Minne, Unfreiheit durch die Minne, Lohn für den Dienst« [S. 333] und Verbot der Lohnverweigerung), **zwischen »Mauritius von Craûn« und Hartmanns »Klage« beschreibt Thomas** 1984, S. 330–333. »Die Situation des Mannes, der im Büchlein (d. h. in der Klage), sein herze mit dem lîp disputieren läßt, ist die gleiche wie die des Moriz im ersten Monolog. Gleich die kurze Exposition über die Gewalt der Minne (Klage 6–13) entspricht der allgemeinen Betrachtung des Craûndichters in der 2. Einleitung (V. 307–320). Eine große Rolle spielt im Büchlein der Gedanke, es sei besser, den Tod zu wählen, als die Liebesqual weiter zu ertragen (Klage V. 68ff., 292, 1262, 1733f., 1812) « (Stackmann 1947; vgl. Thomas 1984, S. 332f.).
- 51 **Zu Strickers »Frauenehre«** – i. F. nach Der Stricker 1976 zitiert – siehe Glier 1971, S. 35–41; Râkel 1977; Vogt 1985, S. 131–136; Geith/Ukena-Best/Ziegeler 1995, Sp. 438–440; eine Inhaltsübersicht bietet Böhm 1995, S. 134–136.
- 52 Vgl. komplementär (Frauenlob – Minnelohn) Reinitzer [Hrsg.] 2000, V. 1335 (*waz ist diu werlt âne wîbes lôn?*).
- 53 Böhm 1995 weist zudem auf **20 zusätzliche Verse im »Ambraser Heldenbuch«** (Bl. 1rc) hin, die als ehemaliger Epilog gedeutet werden könnten; siehe Der Stricker 1976, S. 127 (Apparat zu V. 1478): *Wer dise rede neydet · Vnd sy vn-sanffte leydet · Der hasset auch die frâwen · Dabey sol man schawen · Wer veint oder freyndt sey · Disem mare ist nyeman bey · Wer sich kan versynnen · Er werd an im wol ynnen · Für werder man in haben sol · Es tut den freunden hart wol · Vnd ist den veinden schwære · Geendt sy nicht von dem mëre · So bleibent*

*sy durch das da · Sÿ vahent ein wort etswa · Darumb sÿ mich straffent · Oder sÿtzent oder slaffent · **Oder sÿ rûwent souil** · Wer ir willen mercken wil · Daz es vil sanffte geschicht · Die sind der frawen freunt nicht · (V. 1478¹⁻²⁰).*

- 54 »Da der überlieferte Text in seinen Zeugnissen und seinem Inhalt so wenig als Ganzes erscheint, liegt es nahe, ihm auch genetisch, auch nach der Intention des Autors, seine Einheit abzusprechen. Da Disparatheit und Einheitlichkeit aber relative und zudem dialektisch auf einander bezogene Begriffe sind, ist die Ausgangslage für eine dauerhafte wissenschaftliche Kontroverse gegeben, die sich auf mehreren Ebenen führen lässt« (Räkel 1977, S. 163).
- 55 Dies scheint eine Eigenheit der deutschen Überlieferung zu sein, denn in der altfranzösischen Chrétien-Tradition lassen sich vergleichbare Überlieferungsverbünde allenfalls zwischen »Chevalier au lion«, Hartmanns altfranzösischer Vorlage für den »Iwein«, und »Chevalier de la charrette« ausmachen.
- 56 Zu den biologisch-kognitiven Grundlagen dieser Prägnanzprinzipien siehe Mellmann 2016.
- 57 *De nive conceptum quem mater adultera fingit / Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit. / Vir, quia quem peperit genitum sive femina fingit, / Vendit et a simili liquefactum sole refingit* (V. 733–736 [Galfred von Vinsauf 1924a, S. 220]); engl. Übersetzung: »A husband, selling him whom the adulterous mother feigns begotten of snow, in turn feigns him melted by sun. Since his wife feigns her offspring begotten of snow, the husband sells him, and likewise feigns he was melted by sun« (Galfred von Vinsauf 2010, S. 40); vgl. »**Documentum de modo et arte dictandi et versificandi**« II,2,43 (Galfred von Vinsauf 1924b, S. 279f.).

Literaturverzeichnis

Mittelalterliche Handschriften

- K Paris, Bibliothèque nationale, Arsenal 5198.
L Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 765.
L1 Paris, Bibliothèque nationale, Cod. lat. 10630.
L2 Basel, Universitätsbibliothek, Cod. F V 6.
M3 Paris, Bibliothèque nationale, Cod. lat. 6184.
N Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 845.

- N1 Paris, Bibliothèque nationale, Cod. lat. 3184.
O Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 846.
P Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 847.
T Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 12615.
U Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 20050.
V Paris, Bibliothèque nationale, fonds français 24406.
X Paris, Bibliothèque nationale, nouvelles acquisitions françaises 1050.

Primärliteratur

- Alexander von Roes: Pavo, in: Theodor Georg von Karajan (Hrsg.): Zur Geschichte des Konzils von Lyon, Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der (K.) Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2 (1851), S. 111–117.
- Alexander von Roes: Schriften, hrsg. von Herbert Grundmann/Hermann Heimpel, Weimar 1949 (Monumenta Germaniae historica 4).
- Alexander von Roes: Schriften, hrsg. von Herbert Grundmann/Hermann Heimpel, Stuttgart 1958 (Monumenta Germaniae historica 1,1).
- Alexander Neckam: De naturis rerum libri duo. With the Poem of the Same Author, De laudibus divinae sapientiae, hrsg. von Thomas Wright, London 1863.
- Ambrosius von Mailand: Hexaameron libri sex, in: PL 14, Sp. 123A–274A.
- Jean Bodel: La chanson de Saisnes, hrsg. von Annette Brasseur, 2 Bde., Genf 1989 (Textes littéraires français).
- Jean Bodel: La chanson de Saisnes, hrsg. von Annette Brasseur, Paris 1992 (Traductions des classiques français du Moyen Âge 50).
- Les chansons attribuées aux seigneurs de Craon, hrsg. von Arthur Långfors, in: Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors 6 (1917), S. 41–87.
- Le chevalier qui recovra l'amor de sa dame, in: Jean-Luc Leclanche (Hrsg.): Le chevalier paillard. Quinze fabliaux libertins de chevalerie traduits de l'ancien français, Arles 2008, S. 213–229.**
- Chrétien de Troyes: Cligès. Auf der Grundlage des Textes von Wendelin Foerster übers. und komm. von Ingrid Kasten, Berlin/New York 2006.
- Galfred von Vinsauf: Documentum de modo et arte dictandi et versificandi, in: Edmond Faral (Hrsg.): Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire de Moyen Âge, Paris 1924 (Bibliothèque de l'École des Hautes Études 238), S. 263–320.

- Galfred von Vinsauf: *Documentum de modo et arte dictandi et versificandi/ Instruction in the Method and Art of Speaking and Versifying*, hrsg. von Roger P. Parr, Milwaukee/Wisconsin 1968.
- Galfred von Vinsauf: *Poetria nova*, in: Edmond Faral (Hrsg.): *Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire de Moyen Âge*, Paris 1924 (Bibliothèque de l'École des Hautes Études 238), S. 194–262.
- Galfred von Vinsauf: *Poetria nova*, hrsg. und übers. von Margaret E. Nims, Toronto 2010 (Medieval Sources in Translation 49).
- Giraldus Cambrensis: *De principis instructione liber*, in: *Giraldi Cambrensis Opera*, hrsg. von John S. Brewer [u. a.], Bd. 8, London 1891.
- Hartmann von Aue: *Ereck. Textgeschichtliche Ausgabe mit Abdruck sämtlicher Fragmente und der Bruchstücke des mitteldeutschen Erek*, hrsg. von Andreas Hammer [u. a.], Berlin/Boston 2017.
- Isidor von Sevilla: *Etymologiae sive originum libri XX*, hrsg. von Wallace M. Lindsay, 2 Bde., Oxford 1911 (Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis).
- Isidor von Sevilla: *Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla*, hrsg. und übers. von Lenelotte Möller, Wiesbaden 2008.
- Mauritius von Craûn, hrsg. von Heimo Reinitzer, Tübingen 2000 (Altdeutsche Textbibliothek 113).
- Petrus Alfonsi: *Disciplina Clericalis/Geistliche Bildung*, hrsg. und übers. von Birgit Esser/Hans-Jürgen Blanke, Würzburg 2016.
- Gaius Plinius Secundus: *Naturalis historia libri XXXVII*, hrsg. von Karl Mayhoff, Bd. 2, Leipzig 1875.
- Gaius Plinius Secundus: *Die Naturgeschichte*, hrsg. und übers. von Lenelotte Möller/Manuel Vogel, 2 Bde., Wiesbaden 2007.
- Publius Ovidius Naso: *Metamorphosen*, hrsg. und übers. von Niklas Holzberg, Berlin/Boston 2017 (Sammlung Tusculum).
- Der Stricker: *Frauenehre. Überlieferung, Textkritik, Edition, literaturgeschichtliche Einordnung*, hrsg. von Klaus Hofmann, Marburg 1976.
- Zwei altdeutsche Rittermären. Moriz von Craon/Peter von Staufenberg, hrsg. von Edward Schröder, Berlin 1894.

Sekundärliteratur

- Bergson, Henri: *Le rire. Essai sur la signification du comique*, Paris 1900 (Bibliothèque de philosophie contemporaine).

- Böhm, Sabine: Der Stricker. Ein Dichterprofil anhand seines Gesamtwerkes, Frankfurt a. M. [u. a.] 1995 (Europäische Hochschulschriften 1530).
- Borck, Karl Heinz: Zur Deutung und Vorgeschichte des ›Moriz von Craûn‹, in: DVjs 35 (1961), S. 494–520.**
- Cizek, Alexandru N.: Imitatio et tractatio. Die literarisch-rhetorischen Grundlagen der Nachahmung in Antike und Mittelalter, Tübingen 1994 (Rhetorik-Forschungen 7).
- Cooke, Thomas D.: Formulaic Diction and the Artistry of ›Le Chevalier qui recovra l'amor de sa dame‹, in: Romania 94 (1973), S. 232–240.
- Dimpel, Friedrich M.: Finalität versus Linearität statt Finalität versus Kausalität: **Verknüpfungstechniken im ›König Rother‹, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 255 (2018), S. 247–271.**
- Down, Roger M./Stea, David: Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen, New York 1982 (Uni-Taschenbücher 1126).
- Eco, Umberto: Einführung in die Semiotik. Autorisierte deutsche Ausgabe von Jürgen Trabant, München 1972 (Uni-Taschenbücher 105).
- Fritsch-Rößler, Waltraud: ›Moriz von Craun‹. **Minnesang beim Wort genommen** oder Es schläft immer der Falsche, in: Dies. (Hrsg.): *Uf der mâze pfat*. FS Werner Hoffmann, Göppingen 1991 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 555), S. 227–254.
- Fuhrmann, Manfred: Alexander von Roes. Ein Wegbereiter des Europagedankens? Vorgetragen am 16. Februar 1991, Heidelberg 1994 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1994,4).
- Gerlitzki, Günther **J.: Die Bedeutung der Minne in ›Moriz von Craûn‹, Bern 1970** (German Studies in America 4).
- Geith, Karl-Ernst/Ukena-Best, Elke/Ziegeler, Hans-Joachim: Art. Der Stricker, in: ²VL, Bd. 9 (1995), Sp. 417–449.
- Glauch, Sonja: An der Schwelle zur Literatur. Elemente einer Poetik des höfischen Erzählens, Heidelberg 2009 (Studien zur historischen Poetik 1).
- Glier, Ingeborg: Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden, München 1971 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34).
- Goetz, Werner: Translatio imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorie im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Tübingen 1958.
- Grohmann, Wolfgang: Prägnanter Moment und *punctum saliens*. Zwei Begriffe aus Schillers Werkstatt, in: Acta Germanica 7 (1972), S. 59–76.

Grundmann, Herbert: Alexander von Roes, ›De translatione imperii‹ und Jordanus von Osnabrück, ›De prerogativa Romani imperii‹, in: Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 2 (1930), S. 10–36.

Grundmann, Herbert: Über die Schriften des Alexander von Roes, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 8 (1950), S. 154–237.

Grundmann, Herbert: *Sacerdotium – Regnum – Studium*. Zur Wertung der Wissenschaft im 13. Jahrhundert, in: AKG 34 (1951), S. 5–21.

Grundmann, Herbert: Übersetzungsprobleme im Spätmittelalter, in: ZfdPh 70 (1948/1949), S. 113–145.

Haferland, Harald: ›Motivation von hinten‹. Durchschaubarkeit des Erzählens und Finalität in der Geschichte des Erzählens, in: Diegesis 3 (2014), S. 66–95 ([online](#)).

Halbwachs, Maurice: Les cadres sociaux de la mémoire, Paris 1925 (Bibliothèque de philosophie contemporaine).

Halbwachs, Maurice: La mémoire collective, Paris 1950 (Bibliothèque de sociologie contemporaine).

Hamm, Marlies, Art. Alexander von Roes, in: ²VL, Bd. 1 (1987), Sp. 222–226.

Harvey, Ruth: Moriz von Craün and the Chivalric World, Oxford 1961.

Heimpel, Hermann: Alexander von Roes und das deutsche Selbstbewusstsein des 13. Jahrhunderts, in: AKG 26 (1935), S. 19–60.

Heimpel, Hermann: Über den ›Pavo‹ des Alexander von Roes, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 13 (1957), S. 171–227.

Henkel, Nikolaus: Reduktion als poetologisches Prinzip, in: Wolfram-Studien 24 (2017), S. 27–55.

Hirsch, Beatrix: Zur ›Noticia saeculi‹ und zum ›Pavo‹, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 38 (1920), S. 317–335.

Hohmeyer, Susanne/Knor, Itna: Zu einer umfassenden Untersuchung der Schreibsprache Hans Rieds im Ambraser Heldenbuch, in: ZfdPh 134 (2015), S. 97–103.

Horst, Harald: Weltamt und Weltende bei Alexander von Roes. Die Schriften des Kölner Kanonikers als Kontrapunkt zu mittelalterlichen Endzeiterwartungen, Köln 2002 (Libelli Rhenani 2).

Jackson, Timothy R.: **Die Kürze des Exemplums am Beispiel der ›Elsässischen Predigten‹, in: Grubmüller, Klaus [u. a.] (Hrsg.): Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, Paderborn [u. a.] 1988, S. 213–223 (Schriften der Universität, Gesamthochschule Paderborn 10).**

Janota, Johannes: Art. Ambraser Heldenbuch, in: ²VL, Bd. 1 (1978), Sp. 323–327.

- Jauß, Hans Robert: Untersuchungen zur mittelalterlichen Tierdichtung, Tübingen 1959 (Zeitschrift für romanische Philologie, Beihefte 100).
- Jehly, Nicole: Die Demontage des Ritter- und Minne-Ideals im ›Moriz von Craûn‹. Ein Blick hinter die Kulissen einer literarischen Utopie, in: Fritsch-Rößler, Waltraud (Hrsg.): Frauenblicke, Männerblicke, Frauenzimmer. Studien zu Blick, Geschlecht und Raum, St. Ingbert 2002 (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 26), S. 69–82.
- Jolles, André: Einfache Formen: Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz, Halle a. S. 1930 (Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinstitut für Neuere Philologie 2).
- Kaminski, Nicola: Die Unika im Ambraser Heldenbuch – ein überlieferungsgeschichtlicher *Vnſalo?*, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 17 (2008/2009), S. 179–199.
- Klein, Dorothea: ›Mauricius von Craûn‹ oder die Destruktion der hohen Minne, in: ZfdA 127 (1998), S. 271–294.**
- Knapp, Fritz Peter: Höfisch-galante Erzählungen, in: Knapp, Fritz Peter (Hrsg.): Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur, Berlin 2013 (Germania Litteraria Mediaevalis Francigena 4), S. 15–55.
- Köhler, Erich: Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung, Tübingen 1956 (Zeitschrift für romanische Philologie, Beihefte 97).
- Kokott, Hartmut: *Mit grossem schaden an eere* (V. 1718). Zur Minne-Lehre des ›**Moriz von Craûn**‹, in: **ZfdPh** 107 (1988), S. 362–385.
- Krämer, Ulrike: *Translatio imperii et studii*. Zum Geschichts- und Kulturverständnis in der französischen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bonn 1996 (Abhandlungen zur Sprache und Literatur 98).
- Kugler, Hartmut: Zur kognitiven Kartierung mittelalterlicher Epik. Jean Bodels ›drei Materien‹ und die ›Matière de la Germanie‹, in: Böhme, Hartmut (Hrsg.): Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext, Stuttgart/Weimar 2005 (Germanistische Symposien-Berichtsbände 27), S. 244–263.
- Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, 3. Aufl., Stuttgart 1990.
- Linden, Sandra: Mit dem *studium* gegen den Antichrist. Translationskonzepte in der ›**Noticia seculi**‹ des **Alexander von Roes**, in: **Auge, Oliver/Dietl, Cora (Hrsg.):** Universitas. Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Universität im Schnittpunkt wissenschaftlicher Disziplinen. FS Georg Wieland, Tübingen 2007, S. 63–76.

- Lipps, Hans: Die Verbindlichkeit der Sprache. Arbeiten zur Sprachphilosophie und Logik, Frankfurt a. M. 1944.
- Lugowski, Clemens: Die Form der Individualität im Roman, Frankfurt a. M. 1976.
- Martínez, Matías/Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie, 10. Aufl., München 2016 (C. H. Beck Studium).
- Mellmann, Katja: Monokausalität und Pseudointentionalität. Zwei kognitive Prägnanzprinzipien des Erzählens, in: Horváth, Márta/Mellmann, Katja (Hrsg.): Die biologisch-kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung, Münster 2016 (Poetogenesis 10), S. 75–105.
- Mohr, Walter: Alexander von Roes. Die Krise in der universalen Reichsauffassung nach dem Interregnum, in Universalismus und Partikularismus im Mittelalter, in: Miscellanea mediaevalia 5 (1968), S. 270–300.
- Mühlherr, Anna: Durchkreuzte Pläne, undurchschaubare Intentionen. Zum ›Mauritius von Craün‹, in: Ackermann, Christine/Barton, Ulrich (Hrsg.): »Texte zum Sprechen bringen«. Philologie und Interpretationen. FS Paul Sappler, Tübingen 2009, S. 119–129.
- Nora, Pierre: Comment écrire l'histoire de France?, in: Ders.** (Hrsg.): Les lieux de mémoire, Bd. 3,1, Paris 1992, S. 9–32.
- Nora, Pierre: From *Lieux de mémoire* to Realms of Memory, in: Ders. (Hrsg.): Realms of Memory. Rethinking the French Past, Bd. 1, New York 1996, S. XV–XXIV.
- Ortmann, Christa: Die Bedeutung der Minne im ›Moriz von Craün‹, in: PBB (T) 108** (1986), S. 385–407.
- Räkel, Hans-**Herbert S.: Die ›Frauenehre‹ von dem Stricker**, in: Ebenbauer, Alfred [u. a.] (Hrsg.): Österreichische Literatur zur Zeit der Babenberger. Vorträge der Lilienfelder Tagung 1976, Wien 1977 (Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie 10), S. 163–176.
- Reinitzer, Heimo: Zu den **Tiervergleichen und zur Interpretation des ›Moriz von Craun‹, in: GRM 27** (1977), S. 1–18.
- Reuvekamp-Felber, Timo: Polyvalenzen und Kulturkritik. Zur notwendigen Neuausgabe des Erec Hartmanns von Aue, in: Auge, Oliver/Witthöft, Christiane (Hrsg.): Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und interdisziplinärer Rezeption, Berlin 2016, S. 219–237.
- Ruh, Kurt: **›Moriz von Craün‹. Eine höfische Thesenerzählung aus Frankreich, in:** Werner, Otmar/Naumann, Bernd (Hrsg.): Formen mittelalterlicher Literatur. FS Siegfried Beyschlag, Göppingen 1970 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 25), S. 77–90.

- Scales, Len: Alexander of Roes: Empire and Community in Germany, 1273–1291, in: *Medieval History* 1 (1991), S. 143–138.
- Schraub, Wilhelm: Jordan von Osnabrück und Alexander von Roes. Ein Beitrag zur Geschichte der Publizistik im 13. Jahrhundert, Heidelberg 1910 (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 26).
- Schröder, Franz Rolf: Zum ›Moriz von Craûn‹, in: GRM** 35 (1954), S. 337–340.
- Shubert, Ernst: Zur Konzeption des kaiserlichen Landgerichts Nürnberg: Eine unbeachtete Überlieferung des ›Memoriale‹ des Alexander von Roes, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 31 (1971), S. 335–342.
- Shubert, Martin J.: Offene Fragen zum ›Ambraser Heldenbuch‹, in: Brandt, Rüdiger/Lau, Dieter (Hrsg.): *Exemplar. FS Kurt Otto Seidel*, Frankfurt a. M. [u. a.] 2008 (Lateres 5), S. 99–120.
- Schwab, Ute: Zur Datierung und Interpretation des Reinhart Fuchs. Mit einem textkritischen Beitrag von Klaus Düwel, Neapel 1967 (Quaderni della sezione linguistica degli Annali 5).
- Stackmann, Karl: Die mittelhochdeutsche Versnovelle Moriz von Craûn, Diss. Hamburg 1947.
- Stohlmann, Jürgen: Art. Petrus Alfonsi, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 1960f.
- Störmer-Caysa, Uta: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen. Raum und Zeit im höfischen Roman, Berlin 2007 (de Gruyter Studienbuch).
- Studt, Birgit: Vom universalen Modell zum politischen Argument. Die Aktualisierung des ›Memoriale‹ Alexanders von Roes im 15. Jahrhundert, in: *Das Mittelalter* 5 (2000), S. 31–48.
- Thomas, Heinz: Art. Alexander von Roes, in: *LexMA*, Bd. 1 (1980), Sp. 379.
- Thomas, Heinz: Zur Datierung, zum Verfasser und zur Interpretation des ›Moriz von Craûn‹, in: ZfdPh** 103 (1984), S. 321–365.
- Thomas, Heinz: *Ordo esquestris – ornamentum imperii*. Zur Geschichte der Ritterschaft im ›Moriz von Craun‹, in: *ZfdPh* 106 (1987), S. 341–353.
- Thornton, Thomas: Die Schreibgewohnheiten Hans Rieds im ›Ambraser Heldenbuch‹, in: ZfdPh** 81 (1962), S. 52–82.
- Tolan, John V.: Petrus Alfonsi and His Medieval Readers, Gainesville [u. a.] 1993.
- Tolman, Edward C.: Cognitive Maps in Rats and Men, in: *The Psychological Review* 55 (1948), S. 189–208.
- Tomasek, Tomas: Die mhd. **Verserzählung ›Moriz von Craûn‹. Eine Werkdeutung mit Blick auf die Vor-Geschichte**, in: *ZfdA* 115 (1986), S. 254–283.
- Tomaševskij, Boris: Theorie der Literatur. Poetik, Nach dem Text der 6. Aufl.** (Moskau, Leningrad 1931), Wiesbaden 1985 (Slavistische Studienbücher 1).

- Unterkircher, Franz:** Das ›Ambraser Heldenbuch‹, in: Der Schlern 28 (1954), S. 4–15.
- Vogt, Dieter: Ritterbild und Ritterlehre in der lehrhaften Kleindichtung des Stricker und im sog. Seifrid Helbling, Frankfurt a. M. [u. a.] 1985 (Europäische Hochschulschriften 845).
- Wagner, Silvan: Krieg als Ritterschaft, Turnierfest und listiger Kampf ums Ehebett. **Fiktionale Topik und Parodie gewalthafter Auseinandersetzung im ›Mauricius von Craûn‹, in: Wagener, Olaf (Hrsg.): Der umkämpfte Ort – von der Antike zum Mittelalter**, Frankfurt a. M. 2009 (Mediaevistik, Beihefte 10), S. 353–368.
- Warning, Rainer: Lyrisches Ich und Öffentlichkeit bei den Trobadors, in: Cormeau, Christoph (Hrsg.): Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. FS Hugo Kuhn, Stuttgart 1979, S. 120–159.
- Weinacht, Helmut: Archivalien und Kommentare zu Hans Ried, dem Schreiber des ›Ambraser Heldenbuches‹, in: **Kühebacher, Egon (Hrsg.): Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters**, Bozen 1977, S. 466–489.
- Westerkamp, Dirk: Der dramatische Moment, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 58 (2013), S. 35–56.
- Wierschin, Martin:** Das ›Ambraser Heldenbuch‹ Maximilians I., in: **Der Schlern 50** (1976), S. 429–441, 493–507, 557–570.
- Willms, Eva [u. a.]: **Der ›Moriz von Craûn‹** als politische Satire, in: GRM 44 (1994), S. 129–153.
- Windschild, Hermann: Studien zu Alexander von Roes, Leipzig 1923.
- Worstbrock, Franz Josef: Translatio artium. Über die Herkunft und Entwicklung einer kulturhistorischen Theorie, in: AKG 47 (1965), S. 1–22.
- Ziegeler, Hans-Joachim: Art. Moriz von Craûn, in: ²VL, Bd. 6 (1987), Sp. 692–700.

Anschrift des Autors:

Dr. Stefan Abel
Universität Bern
Institut für Germanistik
Länggassstrasse 49
CH-3012 Bern
E-Mail: stefan.abel@germ.unibe.ch

Margit Dahm-Kruse

Zum semantischen Potential der Textarrangements in kleinepischen Sammelhandschriften am Beispiel von ›Der Sperber‹

Abstract. Die anonym überlieferte Versnovelle ›Der Sperber‹ ist wie viele klein-epische Dichtungen in unterschiedlichen Überlieferungskonstellationen tradiert. Der Beitrag geht der Frage nach, ob in den verschiedenen Textarrangements Verfahren einer gezielten Kombinatorik fassbar sind, die auf eine semantische Interaktion des ›Sperber‹ mit seiner Mitüberlieferung abzielen. Anhand von drei Überlieferungsbeispielen wird exemplarisch ausgeleuchtet, wie die spezifischen Semantiken dieser Versnovelle in der Verbindung mit verschiedenen anderen Dichtungen produktiv gemacht und Momente textübergreifender Sinnstiftung generiert werden. Mit der Möglichkeit der prägnanten Kombinatorik von Texten als einer weiteren Ebene literarischer Bedeutungsproduktion wird die Signifikanz der kompilierenden Tätigkeit fassbar, die im Kontext der Sammelüberlieferung kleinepischer Texte von besonderer Bedeutung ist.

›Der Sperber‹ zählt zu den kleinepischen Texten, denen seitens der germanistischen Forschung eine vergleichsweise große Aufmerksamkeit zuteil geworden ist. Wenn man die Anzahl der Überlieferungsträger als Referenzgröße gelten lässt, war der Erzählung von der Nonne, die unwissentlich ihre Jungfräulichkeit verkauft, auch im zeitgenössischen Kontext eine besondere Popularität beschieden. Das mag auch daran liegen, dass der ›Sperber‹ besonders gekonnt von zentralen Prinzipien eines prägnanten Erzählens Gebrauch macht, indem er durch die pointierte Verwendung etablierten

Motivinventars auf bekannte literarische Diskurstraditionen anspielt, deren Semantiken als Subtext in die Lektüre implementiert werden und vielfältige Möglichkeiten der Sinnstiftung generieren.

Die Überlieferungsbreite des ›Sperber‹ ist aber nicht nur ein möglicher Indikator für Textqualität bzw. -reputation, sondern bietet auch die Möglichkeit, der zugleich rezeptionsästhetisch wie auch produktionspragmatisch orientierten Frage nach einer Prägnanz auf der Ebene der Textzusammenstellung nachzugehen. Die verschiedenen Überlieferungsträger des ›Sperber‹ kombinieren die Versnovelle mit ganz unterschiedlichen Texten und Texttypen, aus denen sich in der textübergreifenden Rezeption vielfältige Möglichkeiten der inhaltlichen Bezugnahme ergeben. Die unterschiedlichen Formen und Verfahren der Kombinatorik kleinepischer Texte im Allgemeinen und des ›Sperber‹ im Besonderen verweisen auf ein Spannungsfeld von prinzipieller Verfügbarkeit für vielfältige, auch unspezifische Formen **der Textzusammenstellung auf der einen Seite, und der Möglichkeit** pointierter semantischer Interaktion mit benachbarten Texten, eben einer prägnanten Kombinatorik, auf der anderen Seite. Der Beitrag wird anhand verschiedener Beispiele aus der ›Sperber‹-Überlieferung die Kombinatorik kleinepischer Texte als ein (sekundäres) Verfahren literarischer Sinnstiftung in den Blick nehmen.¹

1. ›Der Sperber‹

Der anonym überlieferte ›Sperber‹ wird seit der Untersuchung Heinrich Niewöhners zumeist auf die erste Hälfte des 13. Jhs. datiert und sprachlich im nördlichen alemannischen Raum verortet.² Die Erzählung von der bemerkenswert unaufgeklärten Nonne, die unwissentlich ihre Unschuld verkauft und diese durch erneuten Beischlaf vermeintlich zurück erwirbt, partizipiert an dem Erzählmotiv der erotischen Naivität, das bereits in der französischen Fabliaux-Tradition verbreitet ist und auch in weiteren deutschsprachigen Versnovellen in verschiedenen Variationen Verwendung gefunden hat (vgl.

Fischer 1983, S. 97f.; Frosch-Freiburg 1971, S. 23).³ Hierzu gehören vor allem das nur fragmentarisch erhaltene ›Dulciflorie‹ und ›Das Häslein‹, die mit ›Der Sperber‹ die gleiche Grundkonstellation von Verkauf und ›Rückkauf‹ der Unschuld teilen (zum Vergleich von ›Sperber‹ und ›Häslein‹ vgl. Ragotzky 1998 sowie Dimpel 2013), sowie weitere Geschichten, die um die Motive listreicher Verführung und sexueller Unwissenheit kreisen, etwa ›Das Rädlein‹, ›Der Guardian‹, ›Des Teufels Ächtung‹, ›Tor Hunor‹, ›Das Gänslin‹ und ›Der schwangere Müller‹, wobei die drei letzteren zeigen, dass sexuelle Ahnungslosigkeit keineswegs ein Privileg weiblicher Figuren-entwürfe ist.

Die bemerkenswerte Unbedarftheit der jungen und bestechend schönen Nonne im ›Sperber‹ zeigt sich bei der unverhofften Begegnung mit einem Ritter, der eines Tages an ihrem Frauenkloster vorbeireitet. Er führt einen Sperber mit sich, der das Interesse der Nonne weckt. Sie fragt, wie dieses *vogelin* genannt werde, an dessen hübschen Erscheinungsbild sie nur der krumme Schnabel ein wenig stört und den sie für einen Singvogel hält, womit sich dem Ritter ihre ganze Arglosigkeit offenbart. Er nutzt die Situation und bietet ihr den Sperber zum Kauf an, als Kaufpreis möchte er ihre Minne. Liebesliteratur gehört offensichtlich nicht zum literarischen Kanon, der im Kontext der klösterlichen Ausbildung gelehrt wird, denn die Nonne weiß mit dem Begriff ›Minne‹ nichts anzufangen:

daz taete ich gerne und waere es vrö.
nu enweiz ich leider, waz ir welt.
daz ir mir hät vür gezelt
und ez minne hät genant,
daz ist mir leider unbekant.

(›Sperber‹ V. 128–132; Zitation nach der Textausgabe:
Grubmüller [Hrsg.] 1996).

Der Ritter versichert ihr, dass er die Minne schon bei ihr finden werde und führt sie in einen *boumgarten*, wo er mehrmals mit der Nonne schläft, die dabei sehr darauf bedacht ist, dass er sich genug von ihrer Minne nimmt, damit das *vogelin* wirklich vollständig vergolten wird. Beide Akteure sind

mit diesem Handel zunächst sehr zufrieden, und so berichtet die Nonne ihrer Oberin offenherzig von dem vermeintlich guten Geschäft, worauf sie verprügelt und für den Verlust ihrer Jungfräulichkeit gescholten wird. Dass die Nonne weiterhin die eigentliche Bedeutung ihrer Handlung und das Prinzip der Minne nicht versteht, zeigt sich in ihrem Versuch, den Schaden wieder gutzumachen. Sie verlangt von dem Ritter, das Tauschgeschäft rückgängig zu machen und ihr die Minne zurückzugeben; nach dem wiederholten ›Tauschakt‹, bei dem sie akribisch darauf achtet, dass der Ritter genauso oft mit ihr schläft wie bei der ersten Begegnung, wähnt sie sich wieder als Jungfrau.

Die eklatante Schiefelage dieses prekären Handels, die für Ritter, Oberin und natürlich für den Rezipienten offenkundig ist, wird von der Nonne nicht wahrgenommen; für sie ist Minne auf der Objektebene des Tauschgegenstandes verortet, der den Besitzer wechseln kann (vgl. Noll 2012, S. 304; siehe auch Reichlin 2009, S. 227f.). Dieses Missverhältnis und damit auch die Komik des Textes basieren auf einem Spiel mit Wissensdiskrepanzen als typischem Element schwankhafter Versnovellen, deren narrative Dynamik sich zumeist über verschiedene Formen listreicher Interaktion konstituiert.⁴ Im ›Sperber‹ besteht Wissen aber nicht nur in der Überlegenheit des Aufgeklärten gegenüber der Naiven und seiner Fähigkeit zu listreicher Übertölpelung, auch auf der Erzählebene referiert die Versnovelle auf Wissen, das sich hier als genuin literarische Kompetenz erweist. Dies zeigt sich am deutlichsten in dem Auftritt des Ritters, der durch »das topische Attribut des Sperbers von vornherein als ›Minneritter‹ gekennzeichnet« ist (Noll 2012, S. 302). Das Einspielen dieser Motivkonstellation genügt, um den entsprechenden literarischen »Wissenskanon« (Ragotzky 1998, S. 36) abzurufen. Monika Schausten hat in ihrem programmatischen Beitrag zum ›Sperber‹ ausgeführt, wie die bloße Erwähnung des Sperbers als Attribut des Ritters eine ganze Reihe von Assoziationsmöglichkeiten eröffnet, die in der Tradition des Minnesangs und der höfischen Epik etabliert wurden (vgl. Schausten 2006, S. 182f.). Die Motivkonstellation Ritter, Dame und

Sperber kann dabei variieren, indem der Sperber als Schönheitspreis, als Zeichen erfolgreichen Liebeswerbens und vor allem, ähnlich dem Falken, als Figuration für die allegorische Deutung der Minne als Jagd Verwendung finden kann. Er hat nach Schausten eine geradezu metonymische Funktion, denn die Unwissenheit der Nonne bezüglich des Tieres steht zugleich für **die Unkenntnis der Minne und ihrer Interaktionsformen – für den Rezipienten** ist der Ritter durch den Sperber deutlich in seinem Gefährdungspotential für die Unschuld der Nonne markiert (vgl. Schausten 2006, S. 182), für die Nonne selber hingegen bleibt der Sperber bis zum Schluss ein *vogelin*.

Das Motivarrangement ›Ritter mit Sperber‹ hat eine bildhafte Prägnanz, dessen bloße Erwähnung die Assoziationen zu den literarischen Darstellungskonventionen des Minnediskurses in die Narration einspeist. Die Bedeutungsimplicationen dieses Bildes werden an keiner Stelle narrativ entfaltet, kein Erzählerkommentar benennt den Ritter als potenziellen Verführer, keine der Figuren reflektiert das symbolische Potential des Sperbers; diese Semantiken werden allein über das knapp skizzierte Bild evoziert. Auch die rosenroten Münder der betenden Nonnen im Frauenkloster, die im ›Sperber‹ hervorgehoben werden (V. 44–49), vermitteln nicht nur eine allgemeine erotische Anspielung, sie verweisen zugleich sehr präzise auf typische Motive im Minnesang und das Muster des Schönheitspreises, die durch die offenkundig deplatzierte Situierung in einem Frauenkloster spannungsvolle Bezugnahmen auf diese literarischen Traditionen bedingen. Ähnliches gilt für den *boumgarten*, in den der Ritter die Nonne für den Beischlaf führt (V. 158f.), und der auf das aus verschiedenen höfischen Romanen vertraute Konzept anspielt, den *boumgarten* in einer Überblendung mit dem Raumtopos des *locus amoenus* zum Ort von höfischer Kurzweil und Minnebegegnung zu machen. Auch in anderen versnovellistischen Texten transportieren die Motive und Figurenkonzepte zumeist mehr, als in der Narration tatsächlich expliziert wird. So muss ein reisender Scholar eingangs nur erwähnt werden, um, wie in ›Das Studentenabenteuer‹ oder

in Rosenplüts ›Der fahrende Schüler‹, bei einem mit der Tradition schwankhaften Erzählens vertrauten Rezipienten die Erwartung einer erotischen Verwicklung zu erwecken. Ähnliches gilt für die Figurenkonstellation Pfaffe – Frau, denn die Narrativierung von geistlichem Figurenpersonal, das durch unmäßiges Essen und Trinken, durch Gewalt und Sexualität gegen Prinzipien der Triebregulierung verstößt und damit Komik erzeugt, ist bereits aus der mittellateinischen Tradition sowie aus deutschsprachigen großepischen Texten des 12. und 13. Jhs. bekannt und wird in versnovellistischen Texten umfangreich adaptiert.

Versnovellen machen intensiv von diesen Verfahren intertextueller Referentialisierung Gebrauch, die weniger in Anspielungen auf konkrete Prätexte besteht, als vielmehr in der Rekurrenz auf textübergreifende literarische Traditionen, auf ein etabliertes Motiv- und Stoffrepertoire, das in oftmals verknappter Form in die Narrationen implementiert wird.⁵ Udo Friedrich beschreibt die komplexe »Kombinatorik« von typisierten Figurengestaltungen, tradierten Erzählmotiven und literarischen Schemata, die in vielfältigen Variationen arrangiert werden, als ein konstitutives Moment versnovellistischer Dichtungen (Friedrich 2006, S. 48; ders., 2005, S. 249).⁶ Monika Schausten stellt heraus, dass erst die intertextuelle Referenz auf das Bildprogramm von Minnesang und höfischer Epik die spezifische Poetik des ›Sperber‹ ermöglicht, dessen semantisches und ästhetisches Potential sich ohne Kenntnis dieser Darstellungskonventionen nicht vollumfänglich erschließen lässt (vgl. Schausten 2006, S. 177, S. 190f.). Insofern kommt für die Nonne, die die symbolische Bedeutung des Sperbers bis zum Schluss genauso wenig erfasst wie das Prinzip der Minne respektive Sexualität, der Sperber tatsächlich von *verre* (V. 92), wie sie es in ihrer naiven Frage an den Ritter formuliert, denn er entstammt einem literarischen Kontext, mit dem sie nicht vertraut ist (vgl. Noll 2012, S. 304). Damit ist der ›Sperber‹ nicht nur eine schlichte Schwankgeschichte über erotische Naivität,⁷ sondern zugleich eine metapoetologische Reflexion über literarisches Wissen als Schlüssel zum adäquaten literarischen Verstehen.

Die Versnovellen im Allgemeinen und der ›Sperber‹ im Besonderen werfen damit auch die Frage nach der Vertrautheit des spätmittelalterlichen Rezipienten mit diesen den Texten zu Grunde liegenden literarischen Mustern auf. Nikolaus Henkel geht für die höfische Epik des 12. Jhs. von einem Entstehungs- und Rezeptionskontext aus, in dem eine komplexe Wahrnehmung, die auch die poetischen Verfahren und abstrakten Sinn-ebenen der Texte erfasst, nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann (vgl. Henkel 1991, S. 343ff.). Demgegenüber kann die breite Tradie-rung von versnovellistischen Texten und anderen kleinen Erzählformen, in denen die Bezugnahme auf literarisch Vorgängiges ein wesentlicher Bestand-teil für das ›Funktionieren‹ der Texte ist, ein Indikator für eine ausge-prägte literarische Kenntnis im spätmittelalterlichen Literaturbetrieb sein.⁸ In jedem Fall stellt die pointierte Referentialisierung auf ein bekanntes narratives Inventar, durch die die entsprechenden literarisch tradierten Assoziationen evoziert werden, ein konstitutives Moment besonders für die schwankhaften Vertreter der Textsorte dar, denn die Rekurrenz auf einen literarischen Traditionskontext bietet die Möglichkeit, ironisch oder paro-dierend auf diesen Bezug zu nehmen und seine Sinnstiftungen und Geltungs-anprüche ins Schwanken zu bringen (vgl. Matejovski 1996, S. 235).⁹

2. Prägnante Kombinationen? – ›Der Sperber‹ im Überlieferungs-kontext

Das poetische Verfahren einer variationsreichen Bezugnahme auf litera-rische Darstellungskonventionen, dessen sich der ›Sperber‹ in besonders elaborierter Weise bedient, bietet zugleich einen Anknüpfungspunkt für rezeptionsästhetische Fragestellungen, die sich im Zusammenhang mit der Überlieferung versnovellistischer Texte im Allgemeinen und des ›Sperber‹ im Besonderen ergeben.

Kleinepisches Textgut ist praktisch ausschließlich in Form von Sammel-überlieferungen tradiert. Aber anders als zum Beispiel Exempla, die auch in

texttypologisch einheitlichen und programmatisch geordneten Sammlungen tradiert sind,¹⁰ gibt es keine generisch homogenen Kompilationen versnovellistischer Dichtungen, sondern ausschließlich heterogene Zusammenstellungen mit unterschiedlichsten Texttypen, meist mit anderen Formen kleinepischer bzw. kurzer Texte wie Bîspeln, Exempla und Minnereden. Die kleinepischen Sammelhandschriften setzen dabei unterschiedliche inhaltliche und texttypenspezifische Schwerpunkte, aus denen sich divergente Profile ergeben; eine konzise Programmatik lässt sich ihnen in aller Regel aber nicht zuweisen, vielmehr scheinen die Kompilationen oftmals auf ein spannungsvolles Nebeneinander von divergenten Texttypen und Thematiken abzielen (vgl. Dahm-Kruse 2018, S. 65–70). Unabhängig von der Gesamtkonzeption der Sammlungen stellt sich die Frage nach einer gezielten Zusammenstellung kleinerer Einheiten, also nach etwaigen sinnstiftenden Kombinationen des einzelnen Textes mit seinen benachbarten Texten. In verschiedenen Forschungsarbeiten wurde herausgestellt, dass das Arrangieren von Textpaaren und kleinen Textreihen ein grundlegendes Kompositionsmerkmal kleinepischer Kompilationen ist. Oftmals handelt es sich hierbei um Übereinstimmungen im Figuren- und Motivinventar, die vielfach bereits über die Titulaturen angezeigt werden. Solche Analogien von Textpaaren oder Textreihen unterschiedlichen Umfangs sind die kleinste Ebene und zugleich ein Grundmuster der Textorganisation, das sowohl in heterogenen Sammlungstypen wie auch in den homogeneren Exempla- und Fabelsammlungen fassbar ist (vgl. Westphal 1993, insbes. S. 102f.).¹¹ Es stellt sich die Frage, inwieweit sich aus der unmittelbaren Kombination von Texten besondere semantische Potentiale ergeben, indem die Texte nicht nur jeweils für sich auf die gleichen Motive rekurrieren, sondern auch weitergehende wechselseitige Bezugnahmen erzeugt werden. Die textübergreifende Lektüre stellt eine weitere rezeptionsästhetische Ebene dar, durch die andere oder ergänzende semantische Effekte erzielt werden können, die über unspezifische Motivanalogien hinausgehen. Gerade weil die versnovellistischen Dichtungen, wie das Beispiel ›Sperber‹ zeigt, nicht unbedingt auf

konkrete Prätexte, sondern auf textübergreifende Motiv- und Diskurstraditionen rekurren, evozieren sie vielfältige Assoziationen, aus denen sich variable Möglichkeiten für eine sinnstiftende Kombinatorik ergeben. So ist die durch das semantisch verdichtete Bild des Ritters mit seinem Sperber eingebrachte intertextuelle Referenzierung einerseits sehr pointiert, zugleich bedingt die Vielfalt der Texte und Gattungstraditionen, auf die dieses Bild referieren kann, aber auch ambige Sinnsetzungen,¹² die in unterschiedlichen Textkombinationen divergent akzentuiert werden können. Die eingespielte Diskurstradition höfischer Minneinteraktion ist in sich schon durch ein äußerst breites Bedeutungsspektrum gekennzeichnet, das nicht nur die normativen Vorstellungen von Werbung und Frauendienst, sondern auch problematisierende Implikationen wie den Konflikt von weltlicher Liebe und Gottesliebe respektive eine kritische Verhandlung der Weltliebe an sich transportieren kann. Vor allem aber bietet die schwanktypische Konstellation der Verführung einer Geistlichen unterschiedliche Möglichkeiten der Interaktion mit anderen Texten, die im Folgenden anhand verschiedener Textkombinationen des ›Sperber‹ nachvollzogen werden sollen.

Mit 11 Handschriften zählt der ›Sperber‹, nach Schondochs ›Königin von Frankreich‹ und vor Konrads von Würzburg ›Herzmaere‹, zu den am häufigsten überlieferten mittelalterlichen Versnovellen. Zu den Überlieferungsträgern gehören praktisch alle zentralen kleinepischen Sammelhandschriften des Spätmittelalters. So findet sich der ›Sperber‹ in den auf das erste Viertel des 14. Jhs. datierten Schwesterhandschriften Cpg 341 und Bodm. 72, die zu den ältesten und umfangreichsten Sammlungen kleinepischer Texte zählen und jeweils weit über 200 Texte aufführen. Die Versnovelle findet sich auch in der Straßburger Johanniter-Handschrift A 94 aus der ersten Hälfte des 14. Jhs., in dem Handschriftenpaar Wien 2885 (1393) und Innsbruck FB 32001 (1456), sowie im Dresdner Codex Mscr. M 68 (1447), wobei die drei letztgenannten durch eine besondere Fokussierung auf versnovellistische, insbesondere schwankhafte Dichtungen gekenn-

zeichnet sind. Zu den Überlieferungsträgern zählen weiterhin zwei umfangreiche Kompilationen des 15. Jhs., die sogenannte ›Liedersaalhandschrift‹ Don. 104 sowie die Karlsruher Handschrift 408, der auch das folgende erste Beispiel entnommen ist.¹³

2.1 Karlsruhe, BLB Hs. K 408

Der auf die 1430er Jahre datierte Karlsruher Codex 408 gehört mit 114 Kleindichtungen, darunter 35 Versnovellen, in die Reihe der großen Kleinepiksammlungen. Ein konziser thematischer Fokus lässt sich der Sammlung nicht unterstellen, die Versnovellen werden zusammen mit Fabeln, Minnereden, Tugendlehren und geistlichen Texten tradiert, wobei viel schwankhaftes und parodistisches Textgut vorhanden ist.

›Der Sperber‹ (rubrizierte Überschrift *der ritter mit dem sperber*/Nr. 20; Titulaturen, Nummerierung und Zitation der Texte nach Ursula Schmid, Codex Karlsruhe 408) steht zwischen einer unikal im Karlsruher Codex überlieferten Gebetsparodie mit dem Titel ›Der Spunzierin Gebet‹ (*der spunczererin gebet*/19) und Heinrichs von Pforzen ›Der Pfaffe in der Reuse‹ (*von dem phaffen jn der reusen*/21). In dem nur 36 Verse umfassenden voranstehenden Text ergänzt die titelgebende *spunczererin* – was analog zum Verb *spunzieren* mit Verlobte oder auch Buhlin übersetzt werden kann und etymologisch auf lateinisch *sponsa*/Braut zurückzuführen sein dürfte¹⁴ – die lateinischen Verse des Paternoster jeweils um ihre persönlichen Gedanken, die sich als ein Liebesbekenntnis voll Eifersucht und dem Wunsch nach Ausschließlichkeit erweisen:

So sie spricht: «pater noster»,
Ir hercze gedencket: «wo ist er»? (K 408, V. 3f.)
[...]
Sicut jn celo et in terra;
Ich wenen, jr seit anderswo. (K 408, V. 13f.)
[...]

Sicut et nos dimittimus,
Solt ich jn euwers herczen haus,
Debitoribus nostris,
Die liebst nicht sein in aller weis,
Et ne nos in ducas in tempatonem,
Vnd wolt ir ein andere nemen,
Sed libera nos a malo,
Zwor so wurd ich nymmer froe.
(K 408, V. 21–28).

Die eingeflochtenen Gedanken können auf einen tatsächlichen Geliebten bezogen sein, nach dem sich die Frau sehnt und den sie zu verlieren fürchtet (so bei Lienert 2010, Sp. 206f., die das zentrale Textmoment in der mangelnden Andacht der Betenden ausmacht). Genauso lassen sich diese Reflexionen aber auch auf ihr ganz persönliches Verhältnis zu Gott beziehen, das in naiver Andacht als ein inniges Miteinander gewünscht wird. Dem Text ist damit eine Zweideutigkeit und Überschreitung des Konzepts der Gottesliebe und der Braut Christi implizit; in beiden Lesarten spielt er mit der Überlagerung von geistlicher Andacht und weltlicher Liebespassion.

Das gleiche Muster der Verschaltung von Gebetszeilen mit unpassenden Gedanken und Reflexionen verwendet auch schon der voranstehende Text, ›Des Buben Paternoster‹ (*der buben pater noster*/18). Hier wendet sich ein junger Mann, der des Nachts im Wirtshaus für sein loses Mundwerk Prügel bezogen hat, am nächsten Morgen betend an Gott bzw. an die heilige Jungfrau, wobei sich das Gebet primär als eine wirre Erinnerungsrede erweist, in der Gedanken an die erfahrene Schmach und der Wunsch nach Revanche von einzelnen Gebetszeilen des Paternoster und des Ave Maria durchzogen sind, allerdings ohne dass ein unmittelbarer inhaltlicher Zusammenhang besteht (vgl. Kunze 2010, Sp. 1106f.). Durch dieses voranstehende Textpaar wird ein Modus persiflierender Bezugnahme auf religiöse Muster generiert, der in der zusammenhängenden Lektüre die entsprechenden Semantiken im ›Sperber‹ akzentuiert. Die Kombination der Texte erlaubt aber auch

weitergehende Bezugnahmen, denn mit der erotisch konnotierten Beschreibung der betenden Nonnen im Frauenkloster ist ebenfalls ein Moment des ironischen Unterlaufens geistlicher Andacht fassbar:

in wären die münde sô rôt,
swes si gote bâten,
ob siz mit vlize täten,
daz er niht enkunde
sô rôsenrôtem munde
betelîchiu dinc versagen.
(›Der Sperber‹, V. 44–49)

Die Texte interagieren über das gemeinsame Register der ironischen Überblendung geistlicher und weltlicher Liebessemantiken. In der mittelalterlichen Literarizität zeigt sich immer wieder, dass Gottesliebe und weltliche Liebespassion oft und durchaus bewusst mit ähnlichen rhetorischen Mitteln ausgedrückt werden. Dieses Moment wird in der Gebetsparodie gesteigert, indem die Gläubige die Register weltlicher Liebesverbindung und Gottesliebe nicht nur sprachlich verschränkt, sondern tatsächlich nicht recht auseinanderhalten kann. In der Versnovelle wird dagegen das Prinzip der Liebe Gottes in Zweideutigkeit überführt, denn es ist nicht der Glaubeiseifer der Nonnen, der Gottes Wohlgefallen hervorruft, sondern ihre erotisch konnotierte weibliche Attraktivität, deren topische Attribute dem Minnesang als einer zum monastischen Kontext kontroversen literarischen Diskurstradition entnommenen sind. In der Kombination dieser beiden ganz unterschiedlichen Texte wird auch der Widerspruch zwischen einem individuellen Gottbezug und dem Prinzip der allumfassenden Liebe Gottes ironisch ausgespielt. ›Der Spunzierin Gebet‹ mit der parodistischen Einführung von Gottesliebe und dem sehr weltlichen Anspruch auf Exklusivität der Liebe kann als Introduction für den ›Sperber‹ gelesen werden, denn der hier geäußerte Wunsch nach Ausschließlichkeit wird in der Versnovelle konterkariert, wenn eingangs erzählt wird, dass nicht die eine, sondern alle Nonnen im Kloster Gott sehr gut gefallen.

Dass der ›Sperber‹ in der Karlsruher Sammlung auch mit dem folgenden ›Der Pfaffe in der Reuse‹ korrespondiert, ergibt sich schon aus der parallelen Besetzung der sexuellen Schwankhandlung durch geistliches Figurenpersonal. Hier wird die Figur des buhlerischen Pfaffen verwendet, der nicht nur mit der Frau eines Fischers schläft, sondern diesem auch heimlich die Fische wegisst. Der Pfaffe ist zwar zunächst der Agitator, aber durch die listreiche Revanche des Fischers wird auch hier die geistliche Figur letztlich zum Gegenstand der Belustigung. Beide Versnovellen partizipieren an der umfangreichen Schwank-Tradition der Negativ-Darstellung geistlichen Figurenpersonals. Da sich Komik über moralische Defizienz an geistlichen Figuren besonders wirksam entfalten lässt, zählen Pfaffen, Mönche und Nonnen zum Stammpersonal schwankhafter Erzählformen und werden gerne im Kontext erotischer Verwicklungen präsentiert. Beim buhlerischen Pfaffen wird dies noch gesteigert durch die Korrelation von sexueller Gier und Gefräßigkeit, die diesem Figurentypus in vielen Schwank-erzählungen attribuiert wird. Die schwankhafte Darstellung unzüchtiger Geistlicher ist das *tertium comparationis* der beiden Texte und wird zugleich kontrovers gestaltet, denn im ›Sperber‹ bedingt gerade die klösterliche Erziehung eine besondere Naivität der Nonne, die ausgenutzt wird und zu einer unwissentlichen ›Versündigung‹ führt. Dagegen wird im ›Pfaffen in der Reuse‹ die Perfidität sowohl des Pfaffen wie auch der ehebrecherischen Fischerin akzentuiert. Gegenüber der skrupellosen Agitation des Pfaffen, der sich alles nimmt, was er kriegen kann, nimmt sich das dummliche Beharren der Nonne auf einer ausgewogenen Tauschhandlung besonders unschuldig aus. Durch die unterschiedlichen, aber jeweils etablierten Varianten aus dem Figurenrepertoire moralisch defizienter Geistlicher ergänzen bzw. summieren sich die beiden Versnovellen in ihrem gemeinsamen Modus: das Überschreiten der Dignität der geistlichen Sphäre, neben dem Spiel mit der Wissensdiskrepanz ein wesentliches Element der Komik im ›Sperber‹, wird im Codex K 408 durch die Kombination mit den unmittelbaren Co-Texten hervorgehoben und durch andere Varianten ergänzt.

Eine umfangreiche Kompilation wie die Karlsruher Sammlung zeugt von einem prinzipiellen Interesse an kleinepischem Textgut. Auch wenn, vor allem im hinteren Teil des Codex, zahlreiche didaktische und moraltheologisch orientierte Texte enthalten sind, ist ein deutlicher Schwerpunkt auf schwankhaftem und parodistischem Textmaterial erkennbar. Die Aufnahme von ›Der Sperber‹ in die Sammlung kann damit auch unspezifischen Erwägungen geschuldet sein, weil er sich gut in den Sammlungsschwerpunkt unterhaltsamer Texte einfügt, die um schwanktypische Motive wie Listhandlungen und Ehebruch sowie um verschiedene Formen parodistischer Bezugnahme auf geistliche Inhalte kreisen. Wie sich in der zusammenhängenden Lektüre zeigt, stehen solche unspezifischen Parameter der Textauswahl der Möglichkeit einer sinnstiftenden Kombinatorik aber nicht entgegen. Die Abfolge zweier jeweils in Texttypik und Motivik korrespondierender Textpaare stellt per se ein kompositorisches Moment dar; in der zusammenhängenden Lektüre können aber auch weitergehende Bezugnahmen und komische Effekte erzeugt werden, die erst auf der Ebene der Konfiguration entstehen.

2.2 München, Bayerische Staatsbibliothek Cgm 717

Ein gänzlich anders geartetes Sammlungsprofil als in den ›typischen‹ kleinepischen Sammelhandschriften präsentiert der Cgm 717, denn die 147 Blatt umfassende Münchner Handschrift, vermutlich um 1348 im ostschwäbischen Raum entstanden, ist durch eine deutliche Dominanz geistlicher Dichtungen gekennzeichnet. Die Abfolge der Texte ergibt eine inhaltliche Dreiteilung: Auf Blatt 1 bis 96 finden sich geistliche Vers- und Prosadichtungen unterschiedlichen Typs, darunter Legenden, geistliche Reden und Texte zur Passionsandacht. Auch ab Blatt 127 werden wieder ausschließlich geistliche Texte aufgeführt, womit Korrespondenzen zum ersten Teil der Sammlung hergestellt werden. Diese beiden kohärent religiösen Blöcke

werden unterbrochen von einer Reihe kleiner Reimpaardichtungen unterschiedlichen Typs, darunter eine kleine Minneredengruppe, zwei Unsinnsdichtungen, einige Liedtexte und Ehrenreden und mit dem ›Ritter mit den Nüssen‹ und dem ›Sperber‹ auch zwei Versnovellen.¹⁵

Henrike Manuwald hat den Cgm 717 mit seiner Mischung devotionaler und weltlich-unterhaltsamer Literatur kürzlich als ein literarisches Programm vorgestellt, das sich auf das Konzept der *vita mixta* beziehen lässt. Die *vita mixta* als Harmonisierung der gegensätzlichen Modelle von *vita contemplativa* und *vita activa* wurde im mittelalterlichen theologischen Diskurs als eine Lebensform diskutiert, in der die grundsätzliche Ausrichtung auf das Seelenheil mit genuin ›weltlichen‹ Bedürfnissen wie der Sorge für Familie und Lebensunterhalt, aber auch mit einem Streben nach Weltfreude in Einklang gebracht werden kann.¹⁶ Die Inkorporation der nicht-religiösen Dichtungen wird nach Manuwald in diesem Bezugsrahmen plausibel, denn der Wechsel von Phasen der Kontemplation mit Phasen des weltlichen Tuns spiegelt sich literarisch in der Abfolge von Texten zur persönlichen Heilsfürsorge und solchen zur heiteren Unterhaltung wieder, die am Ende wieder in der Ernsthaftigkeit der religiösen Unterweisung aufgefangen wird. Solche spannungsvollen Kombinationen von geistlich-normativen und weltlich-unterhaltsamen, auch dezidiert schwankhaften Dichtungen sind zwar keine Seltenheit, doch ist dieser Gegensatz im Cgm 717 durch die deutliche Überzahl von Texten, die der religiösen Erbauung und Anleitung zu einem vorbildlichen christlichen Leben verpflichtet sind, zweifellos besonders eklatant.

In dieser Sammlung korrespondiert der ›Sperber‹ mit dem voranstehenden Text über eine Motiv- bzw. Figurenanalogie, die bereits über die rubrizierten Titulaturen erkennbar wird: *Von dem Riter mit den Nussen* (fol. 96v/Nr. 26) und *Von dem Riter mit dem Spærbær* (fol. 98v/Nr. 27; Nummerierung nach der Handschriftenbeschreibung Schneider 1984). Der zuerst stehende ›Der Ritter mit den Nüssen‹ macht Gebrauch von dem typisierten Figurenkonzept des *übelen wip*,¹⁷ wobei die Frau hier besonders

kaltschnäuzig agiert, indem sie ihren ritterlichen Liebhaber hinter einem Vorhang verbirgt, ihm Nüsse zuwirft und ihren misstrauischen Ehemann, ebenfalls ein Ritter, zum Nachschauen auffordert, der angesichts dieser souveränen Provokation den offen eingestandenen Ehebruch für einen Scherz hält. Zwischen den beiden schwankhaften Versnovellen besteht, ähnlich dem versnovellistischen Textpaar in K 408, eine lose Korrespondenz über die gemeinsame generische Verortung und die Rekurrenz auf den gattungstypischen Modus, erotische Verwicklungen und listreiche Übertölpelung zum Gegenstand der Belustigung zu machen, wobei das Textpaar die titelgebende Figur des Ritters akzentuiert, der als Verführer bzw. Ehebrecher, aber auch als Betrogener figuriert wird.

Ganz andere Formen der inhaltlichen Interaktion werden mit dem Folgetext des ›Sperber‹ im Cgm 717 fassbar, einem kurzen und unikal überlieferten Reimpaargedicht Heinrichs von Beringen, das auf die Mitte des 14. Jhs. datiert wird.¹⁸ Bei dem unter der Überschrift *Das ist der blinde des von Beringen geticht* (fol. 102r/Nr. 28) handelt es sich um eine 52 Verse umfassende Rede einer Frau, die offenbar auf die Diskreditierung ihres Geliebten antwortet. Sie bedankt sich wiederholt für guten Rat und für eine erhaltene Belehrung:

Daz mich iwer ler so kan bewarn
helt des habt ir minen dank
min selbs kvnst ist alle ze kranc
Ich wil gan iwer ler streben
(Cgm 717, fol. 102v).

Dieses Lob des Angesprochenen erweist sich aber als ironisch, denn die Sprecherin beteuert in verschiedenen Wendungen, dass sie den Rat vermeintlich befolgen möchte, wobei die verwendeten Sprachbilder aber tatsächlich ihre unabänderliche Verbundenheit mit dem Geliebten betonen. So erklärt sie, den Geliebten auf Grund der *ler* ebenso zu meiden wird wie die Wachteln das Stroh oder der Fischlaich den See, auch wird sie ihn künftig so wenig grüßen wie die Nachtigall eine Blumenwiese im Mai

(fol. 102v). Mit diesen den Wortsinn suspendierenden Naturvergleichen wird Minne als ein unhintergebarer Bestandteil der Natur ausgewiesen, der durch die erfahrene Belehrung nicht überschrieben werden kann.

In der sukzessiven Lektüre wird ein ähnliches Prinzip wie in der Kombination von ›Der Spunzierin Gebet‹ und dem ›Sperber‹ in der Karlsruher Handschrift fassbar, denn der Redetext hat keine narrative Rahmung, der die Worte der anonym bleibenden Sprecherin kontextualisiert und lässt sich so problemlos auf den voranstehenden ›Sperber‹ rückbeziehen, sogar als Rede der Nonne lesen, die allen Ermahnungen zum Trotz weiterhin auf einer positiven Wertung ihres Verführers beharrt. Mit dem komischen, aber dennoch emphatischen Bekenntnis zum Geliebten wird implizit auch eine etwaige problematisierende Perspektive auf den ritterlichen Verführer im ›Sperber‹ ironisch zurückgewiesen.

Der Cgm 717 verweist noch auf ein anderes Prinzip einer prägnanten Kombinatorik, das hier signifikanter erscheint als die Mikroebene unmittelbarer Korrespondenzen mit den benachbarten Texten. Den beiden Versnovellen kommt in dieser Sammlung ein besonderer Stellenwert zu, denn diese folgen unmittelbar auf die erste geistliche Textreihe und leiten damit die ›unterhaltsame‹ Reihe kleinepischer Dichtungen ein. Die Wahl zweier schwankhafter Versnovellen, von denen eine die Verführung einer Nonne zum Gegenstand verharmlosender Komik macht, gestaltet einen eklatanten Bruch mit dem Modus der geistlichen Textreihe. Durch den moraltheologischen Impetus der voranstehenden Texte – die erste geistliche Reihe endet mit einer Messauslegung, die dezidiert moraltheologische Belehrung und Anleitung zur Andacht vermittelt¹⁹ – treten die problematischen Momente der verschiedenen Figurenhandlungen besonders akzentuiert hervor; die Defizienz sowohl männlicher wie auch weiblicher Hingabe an die eigene Kreatürlichkeit wird betont. Insbesondere begünstigen sie eine kontroverse Perspektive auf die Figur des Ritters, der in beiden Versnovellen nun gerade kein *miles christi*, sondern Inbegriff des Weltmenschen ist. Auch die ironische Darstellung der Nonne, die sich ganz unkontemplativ

sinnlichen Freuden hingibt, sowie des monastischen Settings im ›Sperber‹ erhalten ein anderes Gewicht und treten deutlicher als Skandalon in Erscheinung. Die oben zitierten Verse des ›Sperber‹, die implizieren, dass Gott Gefallen an den Insignien weiblicher Schönheit findet, stellen eine erhebliche Störung der Dignität des Religiösen dar, was sich nach einer dezidiert geistlichen Textreihe mit anderen Konnotationen liest als in einer schwankhaften Textumgebung.

Dabei können die schwankhaften Versnovellen aber kaum mit der Perspektive der voranstehenden Texte harmonisiert werden, da sie durch den komisch-verharmlosenden, im ›Sperber‹ sogar positivierenden Darstellungsmodus von Ehebruch bzw. Verführung einer Geistlichen gerade nicht die Gültigkeit moraltheologischer Prämissen untermauern, zumal eine wirksame Sanktion der moralisch defizienten Figuren in beiden Texten ausbleibt.²⁰ In der Kombination mit den geistlichen Texten werden die subversiven Potentiale der schwankhaften Texte nicht nur akzentuiert, die Lektüre der Versnovellen, insbesondere des ›Sperber‹, ist auch geeignet, den normativen Anspruch der geistlichen Texte bzw. die Ernsthaftigkeit der geistlichen Belehrung zu stören. Beide Versnovellen akzentuieren die Kreatürlichkeit des Menschen, die insbesondere im Falle der Nonne einer asketischen Lebensform im Wege stehen kann. Der ›Sperber‹ geht aber noch darüber hinaus, denn die einleitende Skizze des Klosterlebens führt vor Augen, dass die sorgsam gehütete Weltabgeschiedenheit des Klosters eine immanente Neigung zum Weltlichen nicht nivellieren kann. Insbesondere in der ostentativ betonten Schönheit der jungen Nonne, die »die Korrelation von Raum und Figur« empfindlich stört (Schausten 2006, S. 179), deutet sich bereits eine natürliche Affinität zur Weltfreude an. Im Übrigen ist es gerade die monastische Lebensform, die paradoxerweise eine besondere Disposition zur Sünde der Fleischeslust bedingt, denn die klösterliche Erziehung wird deutlich als Ursache der absurden Unwissenheit herausgestellt, durch die die Nonne so leicht übertölpelt werden kann. ›Der Sperber‹ geht aber noch weiter, denn die offenkundige Affinität der Nonne

zur Sinnlichkeit – ihr Insistieren auf einer ausreichenden Bezahlung des Vogels ist ja eine nur wenig subtile Umschreibung für ihr Gefallen an den sexuellen Handlungen – sowie die ungenierte Begeisterung, mit der sie der Oberin davon berichtet, geben einer Welt- und Sinnesfreude Raum, die durch das Korrektiv des geistlichen Tadels der Oberin nicht vollumfänglich überschrieben werden kann und die auch die Gültigkeit der geistlichen Prätexte ironisch unterläuft.²¹ Die Schönheit der Nonne verlangt implizit nach einem anderen Lebensmodell, in der Abgeschiedenheit des Klosters erscheinen ihre Gaben geradezu als verschwendet: In der »Erzählwelt Kloster«, so scheint es, können die unbestreitbaren Konnotationen dieser Figur narrativ nicht verwertet werden« (Noll 2012, S. 304), und so ist das leise Bedauern des Erzählers über die ungenutzte Schönheit, die soviel Wohlgefallen erregen würde, wenn man die Nonne nur zu Gesicht bekäme, nicht zu überhören:

wære si gewesen anderswâ,
dâ man si mehte hân gesehen,
sô müesten ir die liute jehen,
daz si benamen wære
gar unwandelbære.
si was alles guotes
lîbes unde muotes
volliclîchen gewert,

des man an schoenen vrouwen gert

(>Der Sperber«, V. 52–60).²²

Die Inkorporation der beiden schwankhaften versnovellistischen Dichtungen in eine überwiegend geistliche Sammelhandschrift demonstriert beispielhaft, dass das poetische Potential versnovellistischer Dichtungen in der Textkombination ganz unterschiedlich ausgespielt werden kann. Die inhaltlichen Relationen werden dabei nicht zwingend über konkrete Anschlussmomente wie ein gemeinsames Motivinventar oder dezidierte inhaltliche Bezugnahmen hergestellt, sondern auch über eine kontrastierende Perspektive auf gänzlich andere Diskursstrukturen, wobei die Texte sich kontrovers

bespiegeln und wechselseitig in ihrer (normativen) Gültigkeit herausfordern können. Insbesondere den schwankhaften Texten ist ein transgressives Potential eigen; durch die oft komisch-verharmlosende oder auch drastische Darstellung von Ehebruch, Triebhaftigkeit und listreichem Betrug umspielen sie die Grenzen normativer Ordnungsvorstellungen, was, wie das Beispiel ›Sperber‹ zeigt, keineswegs immer in einer Restitution der Ordnung aufgefangen wird. Durch das moralisch indifferente *list*-Motiv und die häufige Inkongruenz von Handlungserfolg und moralischer Integrität der Figuren überschreiten die Texte vielfach eine kohärente normative Logik.²³ Diese transgressive Poetik schwankhafter Versdichtungen kann in der kontrastierenden Kombination mit Texten, die dezidiert normativen respektive religiösen Geltungsansprüchen verpflichtet sind, Spannungen provozieren. Die Zusammenstellung vieler kleinepischer Kompilationen legt den Schluss nahe, dass schwankhafte Versnovellen, einzeln oder in Textpaaren bzw. kleinen Gruppen, zum Teil gezielt in geistliche oder moralisierende Textreihen eingefügt wurden, um deren Perspektiven zu konterkarieren.

2.3 Wien, Österreichische Nationalbibliothek Cod. 2931

Eine ganz andere Überlieferungskonstellation des ›Sperber‹ findet sich im Wiener Codex 2931, der auf die Mitte des 14. Jhs. datiert und im bairisch-österreichischen Raum lokalisiert wird. Die Wiener Handschrift überliefert nur zwei Texte, der ›Sperber‹ steht hier im Anschluss an Hadamars von Laber ›Die Jagd‹, die neben der ›Minneburg‹ als bedeutendste und einflussreichste deutsche Minnerede gilt;²⁴ es folgen noch einige Verse einer oder mehrerer nicht näher identifizierbarer Dichtungen.²⁵ Anders als in den großen Kompilationen wie Karlsruhe 408, bei denen die Inkorporation einzelner Texte auch durch unspezifische Faktoren bedingt sein kann, dürfte der Kombination einer einzelnen Versnovelle mit einem umfangreicheren Co-Text – die ›Jagd‹ umfasst in der Wiener Handschrift 554

Strophen und füllt 58 der insgesamt 66 Blätter des Codex – eine besonders überlegte Entscheidung zu Grunde liegen, die auf eine enge semantische Interaktion der Texte abzielt.

Die in Titulastrophen verfasste ›Jagd‹ als Großform der Minnerede entfaltet eine umfassende Darstellung der Jagd als allegorisches Modell der Minnewerbung, wobei aber die Brackenjagd und nicht die Beizjagd mit Raubvögeln beschrieben wird. Die Minnerede lässt sich in eine umfangreiche allegorische Jagderzählung sowie eine anschließende Minnereflexion und -klage unterteilen. Der Sprecher respektive Jäger zieht zusammen mit seinen Bracken, die allesamt sprechende allegorische Namen wie *Triuwe*, *Wunne*, *Fröude*, *Gelücke*, aber auch *Lieb* und *Leit* tragen, unter der Führung des Leithundes *Herze* auf die Jagd, die aber, auch auf Grund der Unerfahrenheit der Hunde, erfolglos bleibt. Zwar kommen sie dem Wild nahe, aber dieses entzieht sich ihnen wieder, wobei *Herze* schwer verletzt wird. Die Schilderung der Jagdvorgänge wird immer wieder unterbrochen durch umfangreiche und häufig didaktisierende Minnereflexionen. So werden noch vor dem ersten erfolglosen Jagddurchgang eine Reihe von Dialogstrophen eingebunden, in denen der Sprecher mit einem erfahrenen Forstmeister das Wesen der Minne zu erörtern sucht, wobei dieser zu Beständigkeit und Rücksichtnahme auf das Wild ermahnt. Nach dem ersten erfolglosen *bil* folgt ein Dialog mit einem alten Jäger, der den Sprecher zunächst von seinem Minnewerben abbringen will, dann aber doch Ratschläge für eine erfolgreiche Jagd gibt. Im zweiten *bil* sieht sich der Sprecher mit den Bracken konkurrierender Jäger konfrontiert, die es auf das gleiche Wild abgesehen haben.

Es werden verschiedentlich die Unterschiede zwischen dem ›richtigen‹ waidgerechten und dem ›falschen‹ Jagen entfaltet, bei dem mit unlauteren Mitteln jedwedes Wild nachgestellt wird. Die ›richtige Jagd‹, zu der sich der Sprecher gegen alle Widerstände bekennt, erweist sich dagegen als eine beständige und exklusive Minnewerbung, an deren Ideal der gute Jäger trotz seines Misserfolges unbeirrt festhält:

Swenn ich wil gar verzagen
so schrī ich aber Triuwen.
Desselben hundes iagen
ist so gerecht, daz er sich keines niuwen
underwindet und saech erz mit den ougen.
Der hund mich bī der ferte
nū lange hāt behalten sunder lougen
(>Die Jagd<, Str. 331).²⁶

Im zweiten *bil* ist der Jagderfolg dann zum Greifen nahe, als sich das Wild zum zweiten Mal vertrauensvoll dem Jäger und seinem *Herze* nähert, der aber, gegen das Drängen seines Jagdgesellen, die günstige Situation nicht ausnutzen und das Wild nicht verletzen will. Letztlich flieht das Wild erneut und der Jäger beklagt in der anschließenden Minneklage umfangreich seinen Misserfolg und die Aussichtslosigkeit seines Strebens, bekennt sich aber dennoch unbeirrbar zu *Harre* und *Triuwe*.

Die allegorische Erzählung an sich wie auch die vielfältigen Minnereflektionen, die in ihrer genauen Anordnung variabel sind und keine stringente Struktur gestalten (vgl. Steckelberg 1998, S. 85f.), summieren sich dennoch zu einer konzisen Minnedidaxe, die die Zurückhaltung und Aufrichtigkeit des Mannes fordert und nach der die körperliche Vereinigung gerade nicht das alleinige Ziel des Minnewerbens sein darf (vgl. Steckelberg 1998, S. 126, S. 152; Glier 2010, Sp. 365).

Die beiden in der Wiener Handschrift inkorporierten Texte, die denkbar verschiedenen Gattungstraditionen entspringen, lassen sich deutlich aufeinander beziehen. Sie partizipieren beide, wenn auch auf konträre Art und Weise, an einer Tradition der metaphorischen Engführung von Minne und Jagd. Die umfangreiche Handlungsallegorie des Jagdgeschehens als Minnewerbung prägt einen Bedeutungsrahmen, der die Lesart des >Sperber< beeinflusst, denn durch den voranstehenden Text wird der Ritter mit seinem Sperber noch deutlicher als Jäger der Minne konzeptionalisiert.²⁷

In jedem Fall aber erscheint die listreiche Verführung der unwissenden Nonne durch die voranstehende >Jagd< in einem anderen Licht als in der

vereinzelt Lektüre. Im ›Sperber‹ fehlt eine Instanz, die den Ritter tadelt und das Ausnutzen der Naivität problematisiert, es wird vielmehr eine Wertungsstruktur etabliert, die die Geschehnisse verharmlost und sogar grundsätzlich positiviert.²⁸ In der sukzessiven Lektüre ist diese Wertperspektive durch die umfangreichen Reflexionen der ›Jagd‹ zur richtigen und falschen Minne aber präsent, der umherreitende Ritter, der wahllos das erstbeste ›Wild‹ erlegt und gedankenlos weiterzieht, steht dem Idealtypus des leidenden und treu ausharrenden ›waidgerechten‹ Minnewerbers mit seinem braven *Herze* geradezu kontrapunktisch gegenüber.

Indem der ›Sperber‹ eine nur auf die sexuelle Begegnung reduzierte Form der Minne zum Gegenstand harmlos-komischer Unterhaltung macht, die bei Hadamar so vehement zurückgewiesen wird, ist der ›Sperber‹ gleichzeitig als ein verdichteter ironischer Kommentar zu den in der ›Jagd‹ vorgestellten elaborierten Minnesemantiken lesbar. Dabei agieren die Texte auch auf der Ebene der Zeichenhaftigkeit und symbolischen Bedeutungskonstitution konträr: In der ›Jagd‹ können allegorisches Sprechen und erzählte Jagdhandlung zumeist nicht auseinanderdividiert werden, was insbesondere für die allegorisierten Bracken gilt, deren Namen unmittelbar mit dem normativen Minnekonzept verknüpft sind, z.B.: *Triuwe der begât untât an keinen sachen* (Str. 99)²⁹ oder *Mîn Herze sich ûz dem seile/ warf, dâ ich ez faste het gebunden,/ des ich doch nimmer mêre wart gewaltig* (Str. 119).³⁰

Das Reden über Minne verbleibt zumeist auf der Ebene des indirekten Sprechens, Minne wird in die Sphäre allegorischer Bedeutung und unerreichbarer ideeller Norm entrückt. Anders dagegen im ›Sperber‹: Hier wird die symbolisch aufgeladene Tierfigur zumindest teilweise in ihrem Zeichenwert nivelliert, indem sie als Zahlungsmittel für Sexualität profanisiert wird.³¹ Analog zur Reduktion der Minne auf einen körperlichen Vorgang, an dem, konträr zur ›Jagd‹, das *Herze* keinerlei Anteil hat, reduziert der ›Sperber‹ auch die Ebene der zeichenhaften Bedeutungsimplicationen des

höfischen Minnediskurses, die für die unverständige Nonne sowieso nicht von Belang sind.

In dieser Überlieferungskonstellation lässt sich zweifellos von einer besonders prägnanten Kombinatorik sprechen, mit der die Potentiale einer semantischen Interaktion benachbarter Texte umfangreich ausgeschöpft werden. Der ›Sperber‹ erscheint hier in einem konzisen Setting, die divergenten Bezugnahmen auf den gleichen zu Grunde liegenden Diskurskontext der höfischen Minnedichtung ermöglichen ein wechselseitiges Bespiegeln und Kommentieren der beiden Texte.

Betrachtet man den ›Sperber‹ in diesen drei divergenten Überlieferungskontexten, dann zeigt sich, dass seine spezifischen Motive und Semantiken in ganz unterschiedlich profilierten Textzusammenstellungen produktiv gemacht werden und dass der gleiche versnovellistische Erzähltext in unterschiedlicher Form und Intensität mit anderen Texten interagieren kann. Die im Text angelegten, in sich ambigen Sinnstiftungen werden durch unterschiedliche Kontexte bzw. Co-Texte verschieden perspektiviert und akzentuiert, in der textübergreifenden Lektüre können unterschiedliche Haltungen zu den erzählten Inhalten evoziert werden. Die Kombinatorik von Texten kann dabei auf verschiedenen Ebenen sinnstiftend sein, indem zum einen benachbarte Texte unmittelbar über ein *tertium comparationis* interagieren,³² zum anderen über die Zusammenführung unterschiedlicher Genres und Diskurskontexte einseitige Lektüren konterkariert werden.

Im Karlsruher Codex 408 fügt sich der ›Sperber‹ recht homogen in den deutlichen Sammlungsschwerpunkt komischer und persiflierender Texte ein. Die Anordnung basiert zunächst auf texttypologischen Mustern, indem auf zwei korrespondierende Gebetsparodien zwei schwankhafte Versnovellen folgen. Auf der Mikroebene der unmittelbaren Verknüpfung mit den benachbarten Texten besteht die Anbindung in losen Motivanalogien und einer eher unspezifischen Addition schwankhafter Semantiken. Dennoch können in der kontextualisierenden Lektüre, wie die Kombination mit der

Gebetsparodie zeigt, einzelne Textmomente in Beziehung zueinander gesetzt und spezifische Effekte erzeugt werden, die in der vereinzelt Lektüre nicht im Fokus stehen. In der Münchner Sammlung gestaltet sich die unmittelbare Textverknüpfung ähnlich, indem der ›Sperber‹ auch hier durch eine weitere schwankhafte Versnovelle und einen Redetext gerahmt wird. In dieser Kompilation wird durch die Inkorporation der schwankhaften Versnovellen aber ein deutlicher Bruch mit dem zunächst dezidiert geistlichen Sammlungsprofil gestaltet; das spannungsvolle Textarrangement ermöglicht eine kontroverse semantische Interaktion der gegenläufigen Semantiken. Eine ganz andere Form der Kombinatorik ist mit dem Wiener Codex 2931 fassbar, in dem der ›Sperber‹ als einzelner Co-Text für eine umfangreiche allegorische Minnedichtung verwendet wird. Hier wird die über das Motiv des Ritters mit seinem Sperber hergestellte intertextuelle Referenz zum literarischen Minnediskurs zu einem Moment der textübergreifenden Sinnkonstitution bzw. -kommunikation.

In der Zusammenschau zeigt sich, dass die Prägnanz von Textkombinationen ein skalierbares Feld ist, das von unspezifischen Reihungen bis hin zu Textarrangements reicht, die elaborierte wechselseitige Bezugnahmen erlauben bzw. evozieren. Dies führt auf die Frage nach der literarischen Kompetenz in der zeitgenössischen Rezeption zurück, denn eine sinnstiftende Kombinatorik von Texten zielt auf eine Lektüre ab, die von den Möglichkeiten einer kombinierten Lektüre mit ihren ergänzenden Sinnangeboten Gebrauch macht und Momente der Anknüpfung, gemeinsame Muster oder Subtexte zur Kenntnis nimmt. Neben rezeptionsästhetischen Überlegungen stellt sich aber auch die Frage nach den Produzenten dieser unterschiedlich prägnanten Textkombinationen. Kombinatorik ist nicht nur ein Phänomen auf der Ebene des versnovellistischen Einzeltextes und seinem variationsreichen Spiel mit Figuren, Motiven und intertextuellen Referenzen, sondern auch auf der Ebene der gezielten Anordnung von Texten, die auf semantische Effekte abzielen kann. Dass die Schreiber grundsätzlich

einen wichtigen Faktor in der mittelalterlichen Manuskriptkultur darstellen, der nicht nur auf der funktionellen Ebene der mechanischen Reproduktion von Autortexten von Belang ist, ergibt sich schon aus dem gattungsübergreifenden Phänomen textueller Varianz und dem Nebeneinander divergierender Redaktionen von Texten,³³ auch für den ›Sperber‹ lassen sich zum Teil erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Redaktionen konstatieren.³⁴ Bei der Gestaltung der heterogenen kleinepischen Sammelhandschriften erhält die Instanz der Schreiber eine besondere Signifikanz, denn diese gestalten nicht nur etwaige Varianten einzelner Dichtungen, sondern können auch über Auswahl und Anordnung der Texte entscheiden und agieren damit zugleich als Kompilatoren der Sammlungen. Systematisierende Reflexionen zu den verschiedenen Ebenen der Textproduktion und -verantwortung sind zwar nur aus der mittellateinischen Tradition bekannt, in der es Unterscheidungen zwischen *auctor*, *scriptor* und *compilator* gibt,³⁵ doch diese sind ein Indikator dafür, dass auch die Akteure des volkssprachigen Literaturbetriebs sich der prinzipiellen Möglichkeiten einer kompilierenden Tätigkeit, mit der vorhandenes Material in neuen Sinnzusammenhängen arrangiert wird, bewusst waren.³⁶ Natürlich dürfte die Auswahl der Texte einer Sammlung auch durch verwendete Vorlagen oder Präferenzen etwaiger Auftraggeber determiniert sein. Aber die Verwendung von Vorlagen stellt keinen Widerspruch zu einer gezielten Auswahl und Kombination von Texten dar, zumal kleinepischen Kompilationen oftmals ein breiteres Repertoire an Vorlagen zu Grunde gelegen haben dürfte.³⁷ Auch wenn selten verbindlich entscheidbar ist, welche Ebenen der Text- bzw. Sammlungsproduktion welcher Instanz zuzuordnen ist, so muss doch von einem häufigen Ineinandergreifen von (ab)schreibender und kompilierender Tätigkeit ausgegangen werden. Die wachsende Bedeutung kleinepischer Textualität im spätmittelalterlichen Literaturbetrieb bedingt zugleich eine besondere Relevanz der kompilierenden Tätigkeit als eine weitere, sekundäre Ebene der literarischen Bedeutungsproduktion.

Mit einer sinnstiftenden Kombinatorik wird der einzelne Text nicht umsemantisiert, aber er kann unterschiedlich akzentuiert und auf der Metaebene der reflektierenden Bezugnahme auf seine Mitüberlieferung durch zusätzliche Sinnstiftungen ergänzt werden. Die Beispiele zeigen, dass die Schreiber bzw. Kompilatoren als sekundäre Instanz im literarischen Prozess von solchen Gestaltungsmöglichkeiten auf der Ebene der Textkombination Gebrauch gemacht haben.

Anmerkungen

- 1 Die Überlegungen zur Kombinatorik von kleinepischen Texten knüpfen an Fragestellungen eines mittlerweile abgeschlossenen Dissertationsprojekts zu kleinepischen Sammelhandschriften an, in dem es, neben der zentralen Frage nach einer Korrelation der individuellen Formgebung des einzelnen Textes mit seinen unterschiedlichen Überlieferungsträgern/Sammlungskontexten, auch um die semantische Interaktion der verschiedenen in den Sammlungen inserierten Texte geht. Im Zentrum der Untersuchung steht Konrads von Würzburg ›Herzmaere‹, das als zentraler Referenztext einer vergleichenden Text-Kontext-Analyse fungiert. Anhand von Konrads breit tradierter Versnovelle mit ihrem variablen Textbestand lässt sich modellhaft ein grundlegendes Möglichkeitsspektrum kontextbezogener Textvarianten wie auch divergenter Interaktionsformen mit verschiedenen Co-Texten aufzeigen. Zugleich ist das ›Herzmaere‹ mit seinem (vermeintlich) exemplarischen Impetus und den elaborierten Geltungsaussagen aber auch ein spezifischer Fall, der in der Kombination mit anderen Texten besondere Formen der Interferenz auszubilden vermag. Daraus ergab sich die Überlegung, dass der gleichfalls breit überlieferte ›Sperber‹, der im allgemeinen dem deutlich verbreiteteren schwankhaften Typus der Versnovellen zugerechnet wird, sich zum Teil anderer poetischer Verfahren bedient und an divergenten Formen der Sinnstiftung partizipiert, aus denen sich auch andere Möglichkeiten der inhaltlichen Korrelation mit anderen Texten ergeben können (vgl. Dahm-Kruse, 2018, hier S. 318f.). Im Rahmen dieses Beitrags sollen diese Gedanken aufgegriffen und beispielhaft die semantischen Potentiale ausgeleuchtet werden, die ›Der Sperber‹, der sich neben den dominanten Motiven erotischer Naivität und listreicher Verführung durch eine Bezugnahme

auf das Motivinventar der höfischen Minnedichtung kennzeichnet, in der Kombination mit anderen Texten entfaltet.

- 2 Die Datierung Niewöhners basiert vor allem auf der metrischen Analyse des Textes. Vgl. Niewöhner 1913, S. 61.
- 3 Frosch-Freiburg unternimmt, zum Teil in kritischer Rekurrenz auf Niewöhner, eine Analyse der verschiedenen stoffähnlichen Erzählungen vor und kommt zu dem Ergebnis, dass zwar von einer von Frankreich ausgehenden Stofftradition auszugehen ist, aber keine genauen Vorlagenbeziehungen und vor allem keine konkrete stemmatologische Genese rekonstruierbar ist. Vgl. Frosch-Freiburg 1971, S. 42.
- 4 Bereits Fischer verweist darauf, dass gegenüber »dieser intellektuell bestimmten Handlungskomik, die solchermäßen als die zentrale Komik der Märendichtung anzusehen ist, [erweist] sich das erotische Element aufs Ganze gesehen als akzessorisch« erweist. Fischer 1983, S. 102f.
- 5 Der Intertextualitätsbegriff wird in der literaturwissenschaftlichen Debatte zumeist als ein Verfahren innerliterarischer Sinnbildung gefasst, die durch Verweise von Folgetexten auf Prätexte entsteht. Genette prägt einen noch engeren Begriffsgebrauch, indem er den Terminus Intertextualität ausschließlich für literarische Verfahren verwendet, die durch Zitat, Plagiat oder Anspielung eine unmittelbare Präsenz des Prätextes (Genette: Hypotext) generieren (vgl. Genette 1993, S. 10). Intertextualität kann aber auch in einem breiteren Begriffsverständnis als »Oberbegriff für jene Verfahren eines mehr oder weniger bewußten und im Text selbst auch in irgendeiner Weise konkret greifbaren Bezugs auf einzelne Prätexte, Gruppen von Prätexten oder diesen zugrunde liegenden Codes und Sinnsysteme[n]« verstanden werden (Pfister 1985, S. 15.), und damit Verfahren einer Bezugnahme auf literarische Traditionskontexte beschreiben, die die Rezeption des Textes prägen.
- 6 Zum topischen Figureninventar und zur Literarisierung sozialer Stereotype in den Versnovellen vgl. beispielhaft Grubmüller 2005, insbesondere S. 173; weiterhin Müller 1984.
- 7 Dass der »Sperber« damit weit entfernt ist von der kunstlosen Schlichtheit, die Heinrich Niewöhner dem Text attestiert hat (vgl. Niewöhner 1913, S. 62–66), muss kaum betont werden. Im Kontext der normativen ästhetischen Wertmaßstäbe, denen die Arbeiten der Germanistik des 19. und frühen 20. Jhs verpflichtet sind, erscheint »nachklassisches« Textgut oftmals als literarische Minderware und die Rekurrenz auf literarisch Vorgängiges als Versuch der Nachahmung unerreichbarer literarischer Vorbilder. Die Versnovellen als ein Texttyp, der vor

- allem für die spätmittelalterliche Literaturperiode prägend ist, machen aber gerade ihren Status als ›sekundäres‹ literarisches Phänomen produktiv, indem die Rekurrenz auf etabliertes literarisches Inventar, die in unterschiedlicher Form ausgespielt werden kann, einen wichtigen Bestandteil ihrer Poetik ausmacht.
- 8 Ähnliches gilt auch für andere im Spätmittelalter verbreitete kleine Textsorten, etwa für die Fastnachtspiele, die trotz ihrer Verknüpfung mit einer Aufführungstradition und der verschiedentlich konstatierten Verhandlung ›wirklicher‹ sozialer und politischer Aspekte dennoch eine Textsorte darstellen, die in hohem Maße auf genuin literarische Traditionen rekurriert und zahlreiche Elemente aus unterschiedlichen Gattungsbereichen verarbeitet. Vgl. z.B. Habel 2002, S. 157.
- 9 Ähnlich wurde für das französische Fabliaux eine gezielte Bezugnahme auf die höfische Literatur konstatiert, um deren idealisierende Diskursstrukturen herauszufordern (vgl. Busby 1999, S. 154). Auch Strasser beschreibt Versnovellen analog zu den frz. Fabliaux als eine durch parodistische Adaption etablierter Themen gekennzeichnete Textsorte. Vgl. Strasser 1989, S. 240–244; S. 314f.
- 10 Die Exempelsammlungen sind zum Teil nach übergeordneten thematischen Mustern geordnet, wobei sich aber nicht alle enthaltenen Texte vollumfänglich in diese übergeordneten Konzeptionen einfügen. Vgl. Hagby 2001, S. 320. Vgl. auch Studer 2013, S. 252.
- 11 Bereits bei Mihm wird auf die häufigen thematischen Arrangements von Textgruppen und -reihen verwiesen. Vgl. Mihm 19671, S. 34–40, S. 100. Für die Überlieferung der französischen und auch der mittelniederländischen Fabliaux wurden ähnliche Prinzipien festgestellt. Vgl. Busby 2002, S. 441–454; Besamusca 2011.
- 12 Zum Verhältnis von Prägnanz und Polyvalenz vgl. den Beitrag von Friedrich Michael Dimpel/Martin Hammer in diesem Band.
- 13 Neben den ›typischen‹ kleinepischen Sammelhandschriften findet sich ›Der Sperber‹ auch in drei weiteren Handschriften, die den Text in eine überwiegend geistliche Sammlung integrieren (Cgm 717), mit einer Chronik sowie verschiedenen groß- und kleinepischen Dichtungen kombinieren (Berlin mgq 284), sowie an eine umfangreiche allegorische Dichtung anfügen (Wien Codex 2931); der Cgm 717 sowie der Wiener Codex werden im Folgenden ebenfalls in den Blick genommen.
- 14 *spunzieren/ sponsieren*: verloben, vermählen, bulen; weiterhin *sponsiererin*: kupplerin. Lexer 1992, Bd. 2, Sp. 1105f.

- 15 Zur Übersicht über die enthaltenden Texte siehe Klingner/Lieb 2013, Bd. II, S. 104. Westphal weist darauf hin, dass diese drei Blöcke nicht mit der Faszikelstruktur der Handschrift korrelieren, die spannungsvolle Kombination der Texte kann damit nicht als ein sekundäres Phänomen durch die spätere Zusammenbindung ehemals eigenständiger Einheiten erklärt werden. Vgl. Westphal 1993, S. 28f.
- 16 Vgl. Manuwald 2019. Westphal hingegen hat den Cgm 717 als ein für den eigenen Gebrauch gefertigtes Hausbuch klassifiziert, das mit der für diesen Buchtyp typischen Verbindung geistlicher und weltlich-unterhaltlicher Texte dem Interesse eines literarisch gebildeten Laien entsprechen würde. Vgl. Westphal 1993, S. 20f.
- 17 Zum Stereotyp des üblen *wîp* als einem der topischen Figurenkonzepte versnovellistischer Dichtungen vgl. Müller 1984. Zu ›Der Ritter mit den Nüssen‹ siehe den Beitrag von Anna Mühlherr in diesem Band.
- 18 Der Cgm 717 enthält außerdem drei Liebeslieder dieses Verfassers, der möglicherweise identisch ist mit dem gleichnamigen Verfasser eines der gereimten deutschsprachigen Schachzabelbücher. Vgl. Schmidt/Wachinger 2010, Sp. 696–699. Die Reimpaardichtung und die Liebeslieder sind ediert in: Cramer [Hg.] 1977, hier S. 476.
- 19 Die Messauslegung ist der Predigtsammlung des sog. St. Georgener Predigers entnommen, ihrerseits eine Kompilation von Texten verschiedener Herkunft, die mit ihrer Mischung von Katechese und kontemplativer Belehrung eine große Verbreitung auch in laikalen Kreisen erfuhr. Vgl. Frühwald 2010, Sp. 1209.
- 20 Dass eine Harmonisierung mit den voranstehenden geistlichen Texten durch eine Lesart der Versnovellen als Belehrung *ex negativo* letztlich insbesondere beim ›Sperber‹ mit seiner unverhohlenen Belustigung über die monastische Lebensform scheitert, stellt auch Westphal heraus. Vgl. Westphal 1993, S. 38f.
- 21 Analog dazu macht auch das motivverwandte ›Gänslein‹ die Weltferne des Klosters zum Movens sexueller Handlungen, indem der Mönch in dieser Erzählung gerade wegen seiner strikten klösterlichen Erziehung und sexuellen Unwissenheit von der ersten Frau, der er begegnet und die sein Abt aus Verlegenheit als ›Gänslein‹ bezeichnet, verführt werden kann. Auch hier wird die normative Forderung nach Enthaltensamkeit durch die offenkundige Affinität des Mönches zur Sexualität konterkariert, denn in der Weihnachtszeit wünscht er nachdrücklich solche Gänslein für sich und alle seine Mitbrüder.
- 22 In diesem Zusammenhang sind einige Textvarianten der Münchner Redaktion des ›Sperber‹ interessant. So ist bei der ersten Liebesbegegnung ein Verspaar

ausgelassen, das auf die Defloration der Nonne verweist: *er saz zuo ir in den klê;/ der guoten tet er sanfte wê* (V. 167f.), weiterhin sind einige Verse ausgespart, die den Zorn und die körperliche Züchtigung durch die Oberin erzählen, wobei diese Auslassungen analog auch in einigen anderen Redaktionen des Textes fassbar sind. Eine umfangreichere und unikal im Cgm 717 ausgeführte Variante findet sich dagegen in der ersten Rede der Nonne zur Oberin: In den übrigen Redaktionen wird übereinstimmend der Wunsch der Nonne formuliert, einen solchen Minnesucher wie den Ritter dauerhaft für das Kloster zu engagieren: *also daz ich enruochte,/ swie dicke erz bî mir suochte./ er ist rehte ein meister daran./ daz ditze klôster nie gewan/ einen solhen suchære./ daz ist mir iemer swære.* (V. 215–220). In der Münchner Handschrift liest sich diese Partie dagegegn anders, indem Teile der Rede der Nonne fehlen und durch eine eingeschobene Entgegnung der Oberin ersetzt werden: *Also daz ich geruocht/ Wie er ez bi mir soucht/ Er ist ain guot man/ Des kan ich mich wol verstan/ Diu alt schelten begund/ Von irs herzen grunde/Sie sprach ein sogetan min/ Sol dir ob gotwil sin unmar* (Cgm 717, fol. 100v). Hier wird der allzu emphatischen Sinnenfreude der Nonne mit dem Tadel der Oberin zumindest ein kleines Korrektiv gegenübergestellt und die Drastik der ironischen Bezugnahme auf die monastische Lebensform eingeschränkt. Diese Anpassungen nivellieren zwar nicht das **kontroverse Potential, das der ›Sperber‹ in dieser spezifischen Sammlungsumgebung** entfaltet, aber sie gestalten zumindest punktuelle Harmonisierungen mit dem normativen Anspruch der geistlichen Texte und verweisen zugleich beispielhaft darauf, dass spezifische Textvarianten auch einer Anpassung an die jeweiligen Überlieferungskontexte geschuldet sein können.

- 23 Vernovellistische Texte verhandeln durch die dominante Thematisierung von Geschlechter- und Sozialbeziehungen Fragen sozialer Ordnung, wobei den Texten von Teilen der Forschung eine Bestätigung normativer Ordovorstellungen unterstellt wurde (vgl. Grubmüller 2006, insbes. S. 187; Ragotzky 1981, u.a. S. 133). Demgegenüber ist verschiedentlich darauf verwiesen worden, dass die vernovellistischen Texte keineswegs so eindeutig auf eine kohärente Normativität ausgerichtet sind (vgl. u.a. Friedrich 2006, S. 50ff.; Waltenberger 2005, S. 290). Analog hat Brown in ihrer Untersuchung frz. Fabliaux herausgestellt, dass diese als eine Art Anti-Exempel gelesen werden können, indem sie ein variables Normverständnis und eine Lektüre jenseits moralischer Rahmung vermitteln. Vgl. Brown 2014, insbes. S. 100. Zur Verhandlung von Ordnungsdiskursen insbesondere in den frühen Mären siehe neuerdings auch den Sammelband ›Mären als Grenzphänomen‹ (Wagner 2018).

- 24 ›Die Jagd‹ ist in 13 vollständigen sowie 4 fragmentarischen Handschriften des 14., 15. und frühen 16. Jhs. überliefert und gehört damit auch zu den am breitesten überlieferten Minnereden. Die genaue Anzahl wie auch die Abfolge der Strophen variiert in den verschiedenen Handschriften. Steckelberg betont einerseits die prinzipielle Eigenständigkeit der einzelnen Redaktionen, konstatiert aber andererseits, dass die Varianz von Textumfang und -abfolge kaum mit signifikanten inhaltlichen Verschiebungen einhergeht. Vgl. Steckelberg 1998, S. 28; weiterhin Klingner/Lieb 2013, S. 965f.; Glier 1981, Sp. Sp. 364; zur Verbreitung und zeitgenössischen Rezeption bereits Stejskal 1878, S. 266ff.
- 25 Ein Transkript der als ›Gedichtentwürfe‹ klassifizierten Verse bei Menhardt 1960, S. 631f.
- 26 Der Text wird zitiert nach folgender Edition: Schmeller 1850. Der edierte Text basiert auf der Erlanger Handschrift (Erlangen, Universitätsbibliothek Ms. B 9), die, abgesehen von einigen Variationen in der Strophenfolge, im Textbestand weitgehend mit der Wiener Handschrift übereinstimmt (vgl. Steckelberg 1998, S. 201): die zitierte Strophe entspricht der Strophe Nr. 35 in der Erlanger Handschrift. Steckelbergs Teiledition, die gezielt diejenigen Textpartien der verschiedenen Handschriften fokussiert, die von Schmellers Edition abweichen, erfasst für diese Partien keine Divergenzen im Textbestand zwischen Edition und dem handschriftlichen Text in Wien 2931.
- 27 Der Textschluss der ›Jagd‹ ist in der Wiener Handschrift auf Grund von Blattverlust nicht erhalten, so dass nicht rekonstruierbar ist, ob möglicherweise ein pointierter sprachlicher Anschluss an den folgenden ›Sperber‹ gestaltet wurde, was angesichts der erheblichen Variabilität, die gerade für den Schlussteil des Textes festgestellt wurde (vgl. Steckelberg 1998, S. 86), vorstellbar wäre.
- 28 Vgl. Michael Dimpel 2013, S. 34, S. 40. Die Oberin bringt zwar eine negative Wertung ein, aber deren Perspektive ist zum einen nicht privilegiert, zum anderen richtet sie ihre Kritik nur gegen die Nonne, das Verhalten des Ritters hingegen wird von ihr nicht kommentiert. Vgl. ebd.
- 29 Strophe Nr. 101 in der Erlanger Handschrift.
- 30 Strophe Nr. 120 in der Erlanger Handschrift.
- 31 Vgl. Schausten 2006, S. 187, die ausführt, dass der Jagdvogel mit der Tauschhandlung nicht mehr allein den Zeichenwert des erfolgreichen Liebeswerbens oder des Schönheitspreises transportiert. Vgl. auch Noll 2012, S. 304.
- 32 Siehe hierzu auch den Beitrag von Silvan Wagner in diesem Band.
- 33 Zur prinzipiellen Bedeutung der Schreiber siehe beispielhaft Schubert 1994; Schmid 2002.

- 34 So überliefert zum Beispiel die Straßburger Handschrift A 94 einen deutlich kürzeren Text als die meisten anderen Überlieferungsträger, wobei vor allem Passagen ausgelassen sind, in denen der Zorn der Oberin und die körperliche Züchtigung der Nonne erzählt werden. Die Dresdner Handschrift Mscr. M 68 dagegen beendet die Versnovelle mit einem abweichenden Epilog: Hier erkennt und bedauert die Nonne am Ende den mit der verlorenen Unschuld verbundenen Ehrverlust und sucht mit Hilfe der Oberin Buße und Vergebung. Bereits Hufeland betont in seiner Untersuchung der verschiedenen Redaktionen des ›Sperber‹, dass nahezu alle Handschriften Redaktionen überliefern, die von einer Eigenständigkeit der Bearbeitung zeugen. Vgl. Hufeland 1966, insbes. S. 100–105.
- 35 Reflexionen zu den verschiedenen Ebenen der Textproduktion finden sich vorrangig im Kontext enzyklopädischen und theologischen Schrifttums, so bei Vinzenz von Beauvais und Bonaventura, die das Kompilieren als ein sinnstiftendes **Verfahren des Arrangierens ›fremden‹ Textguts vermitteln**. Vgl. u.a. Minnis 1977, insbes. S. 44f.
- 36 Minnis betont, dass das Kompilieren als literarisches Verfahren insbesondere für die spätmittelalterliche Textualität von Bedeutung war. Vgl. Minnis 1979, insbes. S. 388.
- 37 Ziegeler stellt in einer Untersuchung kleinepischen Schrifttums im spätmittelalterlichen Augsburg heraus, dass »alles, mitunter doppelt und dreifach, zu erhalten war, was das Genre ›kleine Reimpaardichtung‹ zu bieten hatte« (Ziegeler 1995, S. 319). Auch zeigt der Vergleich von unmittelbar voneinander abhängigen Sammlungen wie dem Handschriftenpaar Cpg 341 und Bodm. 72 sowie Wien 2885 und FB 32001, dass diese nicht identisch angelegt sind. Der Codex Bodm. 72 gibt den ›Sperber‹ beispielsweise in einer von seiner Vorlage, dem Cpg 341, abweichenden Textgestalt wieder und positioniert die Dichtung auch an einer anderen Stelle. Auch bei Kopien bestehender Kompilationen wurden offenbar individuelle Entscheidungen über die Aufnahme einzelner Dichtungen sowie über die verwendeten Textfassungen und die Textabfolge getroffen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Codex Karlsruhe 408. Bearbeitet von Ursula Schmid, Bern [u.a.] 1974.

Die Kleineren Liederdichter des 14. und 15. Jahrhunderts, Bd. 1. Hrsg. von Thomas Cramer, München 1977.

Novellistik des Mittelalters: Märendichtung. Hrsg., übers. und kommentiert von Klaus Grubmüller. 1. Aufl., Frankfurt a.M. 1996.

Hadamar's von Laber »Jagd« und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise:
Des Minners Klage. Der Minnenden Zwist und Versöhnung. Der Minne-Falkner.
Hrsg. von J. A. Schmeller, Stuttgart 1850.

Handschriften

Karlsruhe, BLB Codex K 408 ([Digitalisat](#))

München, Bayerische Staatsbibliothek Cgm 717 ([Digitalisat](#))

Wien, Österreichische Nationalbibliothek Cod. 2931

Sekundärliteratur

Besamusca, Bart: The Manuscript Context of the Middle Dutch Fabliaux, in: Jones, Catherine M./Whalen, Logan E. (Hrsg.): *Li premerains vers: essays in honor Keith Busby*. Amsterdam [u.a.] 2011, S. 29–46.

Brown, Katherine A.: Boccaccio's fabliaux: medieval short stories and the functions of reversal. Gainesville 2014.

Busby, Keith: Fabliaux and the New Codicology, in: Karczewska, Kathryn/Conley, Tom (Hrsg.): *The World and its Rival: Essays on Literary Imagination in Honor of Per Nykrog*, Amsterdam 1999, S. 137–160.

Busby, Keith: *Codex and Context. Reading old French verse narrative in manuscript Vol. I+II*, Amsterdam/New York 2002.

Chinca, Mar [u.a.] (Hrsg.): *Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Berlin 2006.

Dahm-Kruse, Margit: *Versnovellen im Kontext. Formen der Retextualisierung in kleinepischen Sammelhandschriften*, Tübingen 2018 (*Bibliotheca Germanica* 68).

Dimpel, Friedrich Michael: *Das Häslein ist kein Sperber – Multiperspektivisches Erzählen im Märe*, in: *ZfdPh* 132 (2013), S. 29–47.

- Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung. 2. durchgesehene und erw. Aufl. bes. von Johannes Janota, Tübingen 1983 (1968).
- Friedrich, Udo: Spielräume rhetorischer Gestaltung in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Kellner/Beate [u.a.] (Hrsg.): Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter, Berlin 2005, S. 227–250.
- Friedrich, Udo: Trieb und Ökonomie. Serialität und Kombinatorik in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Chinca, Mark [u.a.] (Hrsg.): Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, Berlin 2006, S.48–75.
- Frosch-Freiburg, Frauke: Schwankmären und Fabliaux. Ein Stoff- und Motivvergleich, Göttingen 1971.
- Frühwald, Wolfgang: Art. ›St. Geogener Prediger‹, in: Verfasserlexikon Bd. 2. Unveränderte Neuausgabe der 2. Auflage 1995. Berlin/New York 2010, Sp. 1207–1213.**
- Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe, Frankfurt a.M. 1993.
- Glier, Ingeborg: Art. ›Hadamar von Laber‹, in: Verfasserlexikon Bd. 3. Unveränderte Neuausgabe der 2. Auflage 1995. Berlin/New York 2010, Sp. 363–368.**
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter. Fabliau, Märe, Novelle, Tübingen 2006.
- Grubmüller, Klaus: Zum Verhältnis von ›Stricker-Märe‹ und Fabliau, in: González Miranda, Emilio/Millet, Victor (Hrsg.): Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme. Symposion Santiago de Compostela 26.–27. März 2004, Berlin 2005, S. 173–187.**
- Habel, Thomas: Zum Motiv- und Stoffbestand des frühen Nürnberger Fastnachtspiels: Forschungsgeschichtliche, methodische und gattungsspezifische Aspekte, in: Wolpers, Theodor (Hrsg.): Ergebnisse und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Motiv- und Themenforschung. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1998–2000, Göttingen 2002, S. 121–162.
- Hagby, Maryvonne: Man hat uns für die warheit ... geseit. Die Strickersche Kurzerzählung im Kontext mittellateinischer ›narrationes‹ des 12. und 13. Jahrhunderts, Münster [u.a.] 2001.**
- Henkel, Nikolaus: Litteratus – illiteratus. Bildungsgeschichtliche Grundvoraussetzungen bei der Entstehung der höfischen Epik in Deutschland, in: Iwasaki, Eijiro (Hrsg.): **Begegnung mit dem ›Fremden‹: Grenzen – Traditionen – Vergleiche**, München 1991, S. 334–345.

- Hufeland, Klaus: Die deutsche Schwankdichtung des Spätmittelalters – Beiträge zur Erschließung und Wertung der Bauformen mittelhochdeutscher Verserzählungen, Bern 1966 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 32).
- Klingner, Jacob/Lieb, Ludger: Handbuch Minnereden. 2 Bde. Berlin/Boston 2013.
- Kunze, Konrad: Art. Von eime trunken buoben (›Des Buben Paternoster‹), in:** ²VL, Bd. 9, Berlin (2010), Sp. 1106–1107.
- Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bde. Mit den Nachträgen von Ulrich Pretzel. 38., unveränderte Aufl. Stuttgart 1992.
- Lienert, Elisabeth: Art. Der Spunziererin Gebet, in: ²VL, Bd. 9 (2010), Sp. 206–207.
- Manuwald, Henrike: **Die ›letzten Dinge‹ im tätigen Leben.** Eine Relektüre von Cgm 717 unter dem Aspekt einer *vita mixta*, in: Weitbrecht, Julia [u.a.] (Hrsg.): Letzte Dinge. Deutungsmuster und Erzählformen des Umgangs mit Vergänglichkeit im Horizont heterochroner Zeitsemantiken in Mittelalter und Früher Neuzeit, Göttingen 2020 (Encomia Deutsch 6), S. 103–124.
- Matejovski, Dirk: Das Motiv des Wahnsinns in der mittelalterlichen Dichtung, Frankfurt a.M. 1996.
- Menhardt, Hermann: Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek, Bd. 1, Berlin 1960 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 13).
- Minnis, Alastair J.: Discussions of ›Authorial Role‹ and ›Literary Form‹ in Late-Medieval Scriptural Exegesis, in: PBB 99 (1977), S. 37–65.
- Minnis, Alastair J.: Late-Medieval discussions of ›Compilatio‹ and the role of the ›Compilator‹, in PBB 101 (1979), S. 385–421.
- Müller, Jan-Dirk: Noch einmal: Maere und Novelle: Zu den Versionen des Maere von **den ›Drei listigen Frauen‹, in: Ebenbauer, Alfred** (Hrsg.): Philosophische Untersuchungen. Gewidmet Elfriede Stutz zum 65. Geburtstag, Wien 1984, S. 289–311.
- Niewöhner, Heinrich: Der Sperber und verwandte mhd. Novellen. Reprint der Ausgabe Berlin 1913, New York [u.a.] 1970.
- Noll, Frank Jasper: Von der Liebe, von der List und vom Erzählen. Liebesgaben und das Erzählschema der Reziprozität in den Mären ›Der Schüler von Paris‹ (A), ›Der Sperber‹ und ›Das Rädlein‹, **in: Egidi, Margreth** [u.a.] (Hrsg.): Liebesgaben: kommunikative, performative und poetologische Dimensionen in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Berlin 2012, S. 292–312.
- Pfister, Manfred: Konzepte der Intertextualität, in: Broich, Ulrich [u.a.] (Hrsg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen 1985, S. 1–30.

- Ragotzky, Hedda:** ›Der Sperber‹ und ›Das Häslein‹. Zum Gattungsbewußtsein im Märe Ende des 13., Anfang des 14. Jahrhunderts, in: PBB 120 (1998), S. 36–52.
- Ragotzky, Hedda: Gattungserneuerung und Laienunterweisung in Texten des Strickers, Tübingen 1981.
- Reichlin, Susanne: Ökonomien des Begehrens, Ökonomien des Erzählens: zur poetologischen Dimension des Tauschens in Mären, Göttingen 2009.
- Schausten, Monika: Wissen, Naivität und Begehren: Zur poetologischen Signifikanz **der Tierfigur im Märe vom ›Sperber‹**, in: **Chinca, Mark [u.a.] (Hrsg.): Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven**, Berlin 2006, S. 171–191.
- Schmidt, Gerard F./Wachinger, Burghart: Art. Heinrich von Beringen, in: ²VL, Bd. 4 (2010), Sp. 696–699.
- Schmidt, Paul Gerhard: Probleme der Schreiber, der Schreiber als Problem, Stuttgart 1994.
- Schneider, Karin: Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Cgm 691–867 (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis V,5), Wiesbaden 1984.
- Schubert, Martin J.: Der Schreiber im Mittelalter, in: Das Mittelalter 2002/Bd. 7 (2002), S. 3–8.
- Strasser, Ingrid: Vornovellistisches Erzählen, Mittelhochdeutsche Mären bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und altfranzösische Fabliaux, Wien 1989.
- Steckelberg, Ulrich: Hadamars von Laber ›Jagd‹. Untersuchungen zu Überlieferung,** Textstruktur und allegorischen Sinnbildungsverfahren, Tübingen 1998.
- Stejskal, Karl: Zu Hadamar von Laber, in: ZfdA 22 (1878), S. 263–299.
- Studer, Monika: Exempla im Kontext. Studien zu deutschen Prosaexempla des Spätmittelalters und zu einer Handschrift der Strassburger Reuerinnen, Berlin/Boston 2013.
- Wagner, Silvan (Hrsg.): Mären als Grenzphänomen, Berlin 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37).
- Waltenberger, Michael: Situation und Sinn. Überlegungen zur pragmatischen Dimension märenhaften Erzählens, in: Andersen/Elizabeth A. [u.a.] (Hrsg.): Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 2005, S. 287–308.
- Westphal, Sarah: Textual Poetics of German Manuscripts, 1300–1500, Columbia 1993.

Ziegeler, Hans-Joachim: Kleinepik im spätmittelalterlichen Augsburg – Autoren und Sammlertätigkeit, in: Janota, Johannes/Williams-Krapp, Werner (Hrsg.): Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts, Tübingen 1995.

Anschrift der Autorin:

Dr. Margit Dahm-Kruse
Christian-Albrechts-Universität Kiel
Germanistisches Seminar
Lehrstuhl für Ältere Deutsche Literatur
Olshausenstraße 40
24098 Kiel
E-Mail: dahm@germsem.uni-kiel.de

Hans Jürgen Scheuer

Zur Prägnanz der Heiligenvita beim Stricker und bei Boccaccio

Abstract. In meinen folgenden Ausführungen zu den legendarischen Transformationen und schwankförmigen Inversionen Martins von Tours entwickle ich ein Modell von Prägnanz in kurzen Erzählungen, in denen – nach dem Muster der antiken Vita – kompiliertes Material derart um eine miraculöse Situation arrangiert und kombiniert wird, dass auch da der spezifische, mit Martins Sprechen und gestischem Handeln verknüpfte Heiligkeitstypus zum Vorschein kommt, wo der Protagonist der Erzählung wie in Strickers ›Martinsabend‹ oder in Boccaccios erster Novelle aus dem ›Decameron‹ den herkömmlichen Erwartungen an einen Heiligen nicht ferner stehen könnte. Ermöglicht wird eine solche Insistenz des Heiligen in der Imagination des Erzählten durch die Wirkung einer wiederkehrenden und wiedererkennbaren Pathosformel, die im Falle Martins sich aus der Konfiguration widersprüchlicher Haltungen (Christ/Soldat; Eremit/Bischof) unter einer doppelt gerichteten Gebärde ergibt: der Bedeckung (des nackten Bettlers) und der Entblößung (des unberührten Tugendkleides).

Martinus quasi Martem tenens, id est bellum [...] Vel Martinus interpretatur quasi irritans vel provocans seu dominans.
(Jacobus de Voragine, ›Legenda aurea‹)¹

1. Nicht-symbolische Prägnanz und Pathosformel

Prägnanz ist nicht gleich Evidenz. Mag der Unterschied im Sprachgebrauch auch nur ein gradueller sein – denn eine prägnante Darstellung sollte alle-

mal ein Ding oder einen Sachverhalt ins rechte Licht rücken –, metaphorisch bezeichnet der Ausdruck geradezu das Gegenteil seines Zwecks. Denn prägnant ist eine Darstellung immer dann, wenn sie mit dem, was sie vor Augen stellen möchte, schwanger geht oder gegangen ist, also eher etwas in sich birgt oder aus sich entlassen hat, als dass sie es unmittelbar ausstellte. Ihr Wunsch, etwas zu Gesicht zu bringen, vollzieht sich daher im Modus des Noch-Nicht oder des Nicht-Mehr. Ein solches Verfahren ist aus der klassischen Ästhetik wohlbekannt: Orientiert am gegenständlichen Sujet der Bildenden Kunst und an der seriellen Anordnung transitorischer Momente entlang einer Zeitachse, hält der »prägnante Augenblick« das Ereignis als Potenz unmittelbar vor ihrer Aktualisierung im Kommen fest oder *post festum* als Spur des gerade erst verflossenen Ereignisses, so dass stets ein Zutun des Betrachters gefragt ist, das im Bewegungsmuster An- oder Abgelegte in der Einbildung zu realisieren, es in die Gegenwart seiner Wahrnehmung und Erkenntnis einzuholen.² So steigert Prägnanz die Evidenz paradoxerweise gerade durch den Entzug der Sichtbarkeit.

Prägnanz kann aber auch in einer abstrakteren Dimension gedacht werden. Dann bezieht sie sich statt auf das Verhältnis von Ding und Wahrnehmung auf die Relation von Form und Begriff. Dabei geht es um die Formation von Sinn durch Beurteilung von Ähnlichkeits- oder Differenzenerfahrungen, die je nach Erkenntnisinteresse unterschiedlich zugeordnet und klassifiziert werden können. Cassirers Konzept der »symbolischen Prägnanz« gehört hierher. Auch sie bezieht sich auf Reihenbildung und den Schematismus der Wahrnehmung. Er gibt den Gesichtspunkt vor, unter dem die sinnlichen Elemente betrachtet, über »Ähnlichkeitskreise« (Cassirer 1922, S. 7) zu einem kohärenten Sinn zusammengefasst und als symbolische Form ausgeprägt werden. Prägnanz und Gepräge gehen bei Cassirer eine Allianz ein, die an Goethes »geprägte Form, die lebend sich entwickelt« (›Urworte, orphisch‹) anknüpft (vgl. Cassirer 1922, S. 36).

Doch wie sieht es mit der Möglichkeit aus, von Prägnanz zu sprechen, wenn wir uns mit Artefakten und Konzepten beschäftigen, die ihren poetischen und hermeneutischen Voraussetzungen nach der Ästhetik des Symbols nicht entsprechen?³ Möglicherweise führt hier eine Vorstellung weiter, die – zeitlich und räumlich, nicht aber philosophisch und ästhetisch in nächster Nähe zu Ernst Cassirer – zur zentralen dynamischen Figur der Psychohistorie Aby Warburgs führt: der Pathosformel. Statt an gestalthafter Ganzheit ist sie, wie Georges Didi-Huberman erläutert, interessiert an einer

Konfiguration, in der heterogene oder sogar feindliche Dinge gemeinsam bewegt werden: unmöglich zu einer Synthese zusammenzufassen, aber auch unmöglich voneinander zu trennen. Aneinandergeleimte Kontraste, gemeinsam montierte Unterschiede. Zu Haufen aufgetürmte, ineinander verwobene und verschachtelte Polaritäten: »Formeln« und Leidenschaften, »Engramme« und Energien, Abdrücke und Bewegungen, »äußere Veranlassungen« (der Wind im Haar einer Nymphe) und psychische Motive (das Begehren der Nymphe), »Beiwerk« (Parergon, Peripherie) und Schätze (das Zentrum, das Herz der Dinge), Detailrealismus und dionysische Intensität, Marmorkunst (Skulptur) und Gebärdenkunst (Tanz, Theater, Oper) ... Doch die verwirrendsten Verquickungen und Verschlingungen betreffen die Geschichte und deren Zeitlichkeit: ein Haufen Zeitfetzen, könnte man sagen. (Didi-Huberman 2010, S. 223)

All jene gegenläufigen Strebungen brechen sich im Artefakt oder Konzept gestisch Bahn. Einer solch charakteristischen Gestik, die Form nicht mit Sinn, sondern mit Kraft und Energie koppelt und »ein unauflösliches Geflecht von Gefühlsladung und ikonographischer Formel« (Agamben 2013, S. 140) präsentiert, möchte ich nachgehen, wenn ich im Folgenden die Prägnanz einiger kleiner hagiographischer Formen analysiere, die sich explizit oder implizit mit Martin von Tours beschäftigen, einem Heiligen des 4. Jahrhunderts, dessen Leben mit besonderer Widerspruchsspannung pathetisch aufgeladen erscheint.

2. Martin von Tours als Heiligkeitstyp

Im Corpus der Exempla, die unter dem Namen des Strickers überliefert sind, findet sich eine Erzählung, merkwürdig zusammengesetzt aus Schwank und Mirakel, unter dem Herausgebertitel ›Die Martinsnacht‹ (Moelleken, Nr. 59, S. 128–141). Hätte ich ihr einen treffenderen Namen zu geben, ich würde sie, an einen bis heute in der österreichisch-ungarischen, seinerzeit pannonischen Geburtsregion des Heiligen geübten Brauch anknüpfend, ›Das Martiniloben‹ nennen. In jener Gegend nämlich bezeichnet der 11. November denjenigen Termin, bis zu dem die Bauern den Zehnten an ihren Lehensherrn abzuführen hatten, der Vorabend des Martinstags aber das Fest, zu dem nach Abschluss der Traubenlese traditionell der erste Wein verkostet wurde. Zum Lobe St. Martins also wird in jener Nacht nach Kräften gesoffen.

Hier setzt die Geschichte des Strickers an, die von einem reichen Bauern handelt, der viel Vieh und viel Wein sein Eigen nennt. Zusammen mit seinem Hofgesinde schon er in besagter Nacht seine Vorräte nicht: Es ward *des vil getru[n]chen / daz in die zungen hunchen*. (V. 7f.) Das allgemeine Nachlassen der Aufmerksamkeit wollen kluge Diebe nutzen, um dem zechenden Bauern sein Vieh zu rauben. Ein verwegenes Bandenmitglied dringt als erster in den Stall ein, wird dabei aber von zwei *hofwarten* gesichtet, die Alarm schlagen, so dass der Bauer herbeieilt, um den Eindringling zu stellen. Der Anblick, der sich ihm bietet, als er sich vor dem Viehdieb aufbaut, ist für unser Interesse an der spezifischen Pathosformel, die sich mit dem heiligen Martin verbindet, höchst bemerkenswert: Kaum hat der Dieb nämlich die Ausweglosigkeit seiner Lage erkannt, *do gewan er grozze ungehabe / und zuhte sin gewant abe, / daz in der wirt naked vant*. (V. 33–35) Der Nackte weiß seiner Erscheinung durch Gesten einen besonderen Anstrich zu verleihen, der seine Blöße gewissermaßen überdeckt und aufhebt: Denn er

tet mit siner ceswen hant
uber den wirt und uber siniu kint
und uber iesliche sin rint
daz chreuce mere denne zehen stunt.
dar zu rurt er den munt
rehte, als er spræche einen segen.
des begunde er flizzechlichen phlegen.
(V. 36–42)

Dann winkt er den verdutzten Bauern zu sich heran und erklärt ihm, was er soeben tonlos vollzogen habe: Er sei nämlich St. Martin, höchstpersönlich gekommen, um ihm das Lob zu vergelten, das er ihm durch den überaus großen Weinverzehr gespendet habe: *din trinchen ist so groezlich, / daz du durch minen willen tust, / daz du sin wol geniezzen must.* (V. 54–56) Deshalb habe er erst einmal die Diebe verjagt, die einen Anschlag auf seinen Viehbestand geplant hätten; darüber hinaus aber habe er durch seinen Segen das gesamte Hab und Gut des Bauern unter seinen Schutz gestellt, so dass es in Zukunft nicht mehr gestohlen werden könne. Im Übrigen wolle er nun wieder dorthin zurück, *dannen ich her chomen bin* (V. 70), um ihn von dort weiter zu behüten. Gerührt dankt der Bauer dem unbedeckten Heiligen für die segensreiche Heimsuchung, löscht rücksichtsvoll das Licht, um St. Martin den miraculösen Abgang zu erleichtern, und zieht eine weitere fromme Konsequenz: Er lässt Käse bringen, um seinen und seiner Gäste Durst zu reizen und das allgemeine Besäufnis zur höheren Ehre seines Schutzpatrons noch einmal zu steigern: *»sit ich von im han vernomen, / daz er trinches gegert, / des wirt er von mir gewert.«* (V. 128–130) Der Rest ergibt sich zwangsläufig: Die Diebesbande kommt schließlich doch noch glücklich zum Zuge und nutzt das nun anhebende Komasaufen, um die Ställe ungehindert leerzuräumen; der Bauer und seine Familie aber erleben am nächsten Morgen ihr blaues Wunder: *»ich wæne, uns sande Mertin / diu rinder elleu hat genomen; / ich en weiz, war diu rinder sin chomen.«* (V. 182–184) Das einzig übriggebliebene Rindvieh ist der Bauer selbst: *do sprach sein wip, er wære ein rint / an allen den witzen sinen /*

daz er sande Mertinen / mit sinen ougen wande sehen. (V. 192f.) All das gibt der Sache den witzigen Anschein, als habe der heilige Martin am Vorabend der Eintreibung des Zehnten bei seinem trunkenen Schützling ein besonders hohes Lehrgeld eingezogen. Der Stricker schließt sein Exempel mit einem ›Merke‹, das dazu mahnt, einen *diep*, egal, was er sage, schlicht als einen *diep* zu betrachten:

Da man ich mine freunde bi:
swie gut des diebes rede sî
und sin geheizze darzu,
daz man im doch sin rehte tuo
und in fur einen diep habe.
(V. 199–203)⁴

Die Tatsachen sollen also sprechen, zumal wenn sie sich dem Blick nackt darbieten.⁵ Doch welche Rolle spielt in Strickers Exempel eigentlich die Nacktheit des Ertappten? Allein durch die Not, sich verstellen zu müssen, ist sie nicht hinreichend erklärt. Denn wodurch kann dem Dieb die paradoxe List gelingen, sich just durch *Entkleidung* zu *verkleiden*?

Strickers Schwankmirakel lässt sich deswegen als ein Dokument der Martinsverehrung betrachten, weil es sich nicht darin erschöpft, die Dummheit des Bauern der Lächerlichkeit preiszugeben.⁶ Vielmehr führt es in Gestalt des nackten Räubers ein unverwechselbares, wenn auch überraschendes, weil kaum bedachtes Wesensmerkmal seines zugleich diebischen wie heiligen Gegenspielers prägnant vor Augen: Martin, der missionierende Glaubensstreiter *par excellence*, ist ein Heiliger der Selbstentblößung,⁷ der – ausgestattet mit den apokalyptischen Zügen des Gottesreiches – kommt wie ein Dieb in der Nacht!⁸ Seit seiner frühesten Biographie, der ›Vita Sancti Martini‹ des Sulpicius Severus, findet er sich an vorderster Front einer Diskussion über das Verhältnis von *nuditas*, Gnade und Schuld. Augustinus entfaltet jene Frage nach Nacktheit und Bekleidung am Beispiel der ersten Menschen im Paradies unter anderem in ›De civitate Dei‹ theologisch;⁹ sein jüngerer Zeitgenosse Sulpicius dagegen verdichtet sie

hagiographisch in einer Folge von Szenen aus dem Leben seines Protagonisten, in denen die Spannung von Entblößung und Einkleidung wiederholt manifest wird.

Eine erste solche Pathosformel bildet Martins initiale Geste der *misericordia*: die berühmte Mantelteilung zu Amiens. Mit einem Streich seines Schwertes durchtrennt er die Chlamys, den gefütterten Soldatenmantel, den er als Ritter des römischen Heeres trägt, um mit der *einen* Hälfte die Blöße des nackten Bettlers am Wegrand zu bedecken und mit der *anderen* in den Augen der Vorbeigehenden selbst *truncatus habitu*,¹⁰ verstümmelt und entblößt in seinem Kleide, dazustehen. In der darauffolgenden Nacht erscheint ihm Christus im Traum und setzt das Spiel jener Dialektik der *nuditas* fort: Er zeigt sich ihm bekleidet mit der Mantelhälfte des Bettlers und führt im Kreis seiner Engel Martin vor Augen, dass er das Herrenwort nach Matth 25,40 beispielhaft erfüllt habe: *et respondens rex dicet illis amen dico vobis quamdiu fecistis uni de his fratribus meis minimis mihi fecistis*.¹¹ Der Bekleidung des Bettlers antwortet so die Berufung des jungen Mannes zum Katechumenen, der sich durch das Opfer seines halben Mantels symbolisch bereits für das rituelle Entkleiden und Eintauchen des Täuflings präpariert hat.

Zum anderen zeichnet ihn die zweite, bei ihm verbliebene Mantelhälfte jedoch immer noch als Legionär aus. Sie zeigt, dass Martin weiterhin das Amt eines römischen *equus* bekleidet und damit dem Militärstand angehört, den er trotz seiner Erwählung durch Christus und trotz seines Abschieds aus der römischen Legion niemals verlassen wird. Sein ganzes Leben hindurch hört Martin nämlich nicht auf, seinen Glauben als Kriegsdienst und sich selbst als einen Kämpfer des Herrn zu verstehen. In der Vita durchläuft er eine entsprechende Transformation vom Soldaten zum *miles Christianus*. Sie führt über die beiden Figuren der Entblößtheit, den Bettler und den Katechumenen, und wird spirituell überhöht durch die Traumpräsenz des himmlischen Mantelträgers. Die Konversion kulminiert schließlich

in der Episode, in der Martin, nachdem er Kaiser Julian in der Heeresversammlung um Entlassung gebeten hat, den Wechsel seines Dienstes, den er nunmehr statt dem Caesar Gott zu leisten gedenkt, mit einem Wort begründet, das zu seinem Wahlspruch wird: *Christi ego miles sum: pugnare mihi non licet* – »Ich bin ein Soldat Christi: Mir ist es nicht erlaubt zu kämpfen.«¹² Wie aber kann man Soldat sein ohne zu kämpfen? Und wie Christ, wenn man Kriegsdienst leisten und dazu Blut vergießen muss? Martin verknüpft beide unversöhnlichen Positionen in einem paradoxen Satz, der fortan im Verbund mit der Geste der Mantelteilung die prägnante Formel seiner Vita bildet. Der geteilte Mantel als ikonische Darstellung christlicher Barmherzigkeit erscheint nämlich zugleich als *imago* einer partiellen Devestitur des kaiserlichen Ritters und in Kompensation dafür als Leitbild einer partiellen, pathetisch aufgeladenen Investitur des neuen Gefolgsmannes Christi. An Martin bedeckt und enthüllt jener doppelte Akt eine hybride Identität: einen Soldaten/Heiligen und künftighin einen Mönch/Bischof, der gleichsam das härene Kleid des Asketen unter der Robe des Kirchenfürsten trägt. Das macht St. Martin zum Prototypen einer bis dahin nicht denkbaren, neuen Form von Heiligkeit, die sich weder im Märtyrer noch im eremitischen Bekenner verkörpert, sondern in einem spezifischen, unauflöslich widerspruchsvollen Phantasma aus mönchischer Askese und militärischem Amtsverständnis.

Dieselbe Pathosformel, nur diesmal nicht aus militärischer, sondern aus amtskirchlicher Perspektive, verwendet Sulpicius Severus im zweiten seiner ›Dialogi‹,¹³ auf den im 13. Jahrhundert die ›Legenda aurea‹ des Jacobus de Voragine (Hauptli 2014) zurückgreift mit dem Erfolg, dass neben der Mantelteilung ein weiterer kanonischer Bildtopos um Martins verborgene und sich enthüllende *nuditas* entsteht: die Martinsmesse.¹⁴ Wieder begegnet Martin einem *pauper quidam nudus*¹⁵ und gibt nicht eher Ruhe, bis er ihn hinter dem Rücken seines hilfswilligen Archidiakons, der zur Feier der Messe drängt, mit seiner eigenen *tunica* beschenkt hat. Da nun der Bischof ohne sein Untergewand unter dem Ornat selbst nackt

wie ein Bettler dastünde, kann er die Messe nur zelebrieren, wenn sein Archidiakon ihm angemessenen Ersatz beschafft. Der jedoch versteht Martins Befehl, erst den Nackten zu kleiden, nicht, sucht vergeblich nach einem solchen und besorgt auf Martins fortgesetztes Drängen hin eilig einen billigen, viel zu kurzen Stofffetzen, den er seinem Bischof vor die Füße wirft, damit er endlich die Sakristei verlasse und die Messe beginnen könne. Das geschieht, nachdem sich Martin die *paenula*, jenes textile Fast-Nichts, übergezogen hat. Freilich droht die improvisierte Lösung, den Akt der Wandlung insgesamt zu unterbrechen, sobald nur durch die Elevation der Hostie die Ärmel des Bischofsgewandes verrutschen und der nackte Mensch darunter zum Vorschein käme. Allein die Intervention Gottes vermag das *ministerium* des Messopfers noch zu retten: Engel strömen aus einer Feuerkugel zu Häupten des Bischofs und umschlingen im entscheidenden Moment seine unbedeckten Arme mit goldenen und edelsteinbesetzten Ketten.¹⁶ So heilen sie das an seinem Ursprung, der priesterlichen Investitur, verletzte Ritual,¹⁷ indem sie dessen Bruch durch ein Parament invisibilisieren, das ganz Bewegung und Glanz ist. Seine nahezu immaterielle, in Licht sich auflösende Hülle garantiert den vollständigen Vollzug der Wandlung – erst des Priesterkörpers, dann des *corpus Christi* – und schafft so ein liturgisches Modell miraculös geschützter, ununterbrochener Kommunikation mit dem Allerheiligsten: Die Ostentation des *corpus sacrum* bleibt unbeeinträchtigt von der Entblößung des sündigen Fleisches, und umgekehrt schließt die Heiligkeit des Transsubstantiationsgeschehens das asketische Armutziel des Mönchbischofs in die Messfeier ein.¹⁸

In der ›Legenda aurea‹ folgt auf die Szene der Martinsmesse unvermittelt ein gleichnishaftes Dictum des Heiligen. Der Anblick eines geschorenen Schafes auf einem Bauernhof veranlasst ihn zum Ausruf: Nun sei das Gebot des Evangeliums erfüllt; es habe zwei Gewänder besessen und eines davon einem Bedürftigen überlassen – *ita et vos, inquit, facere debetis* (›So,« sprach er, »sollt auch ihr handeln!«).¹⁹ Das nackte Schaf zeigt sich –

mit anderen Worten – unter der wollenen bekleidet mit einer immateriellen *tunica*, die ganz aus seiner Barmherzigkeit besteht. Martins eigene Nacktheit wie die des Diebes, die den Bauern davon überzeugte, seine Freigebigkeit zu steigern, sind vor jener Folie nichts anderes als Typoi, in denen die *misericordia* des wahren Opferlammes, des *corpus Christi*, unverstellt zur Anschauung kommt: Martins *nuditas* ist das demonstrativ ausgestellte bzw. von den Engeln Gottes verklärte Tugendkleid des Menschen.

Bezogen auf Strickers Martinsexempel führt das höchst Irritierendes vor Augen: Einerseits hat die Verkleidung durch Entkleidung Erfolg, weil es dem Nackten rhetorisch gelingt, sich durch seine stummen Gebärden und seinen anschließenden beredten Kommentar als Phantasma genau jenes Heiligen auszugeben, dem Entblößung/Bedeckung zur »Gefühlsladung und ikonographische[n] Formel« seiner eigentümlichen *sanctitas* geworden ist. Andererseits greift ein lebenspraktisches Argument, das zumal in einer ständisch organisierten Gesellschaft überdeterminiert erscheint, deren Mitglieder sich stets an den Kleidern erkennen, die allererst Leute machen: Ebenso wenig wie ein entkleideter König ohne seine Gewänder noch als König betrachtet werden kann, vermag ein Dieb nackt noch als Dieb identifiziert zu werden.²⁰ Allein an seinen Handlungen ließe sich sein Status ablesen, ausgerechnet die aber täuschen seinen Beobachter, den Bauern, durch ihr Trugbild. Denn dem Tugendkleid entspricht negativ keines der Untugend, es sei denn, es ließe sich in Folge eines Verlustes des Tugendkleides eine absolute Nacktheit denken, die durch den paradiesischen Moment des wechselseitigen Erkennens von Adam und Eva als Sündenfall interpretiert werden könnte (wie es theologisch seit Augustinus der dogmatische Regelfall ist). Doch das ist hagiographisch nicht möglich wegen der allegorischen Doppelbödigkeit des Exempels und der Kippstruktur seiner *imago*. Als Apokryphon zur kanonischen Vita setzt das Schwankmirakel die initiale Spaltung der Mantelteilung nämlich in seiner eigenen, potenzierten Bildproduktion fort und führt zu keiner Eindeutigkeit mehr

zurück. Seine typologische Struktur, angestoßen durch die primäre Entblößungshandlung Martins als *imitatio* des Opferlammes, dann sublimiert durch die Serie ihrer Nachbilder, erlaubt es dem Hörer/Leser, im Bilde des Nackten gleichermaßen den Dieb und den Heiligen zu sehen, ja, darüber hinaus den Dieb in seiner *nuditas* zum Verschwinden und in dessen Verschwinden den Heiligen zum Vorschein zu bringen.²¹

3. Sprosslegende, Reliquie, novellistische Inversion: Proliferationsformen der Martinsheiligkeit

Analog zur paradoxen Verschränkung von *Christianus* und *miles* in der ersten Bettlerepisode vor und in Amiens werden durch ihre Wiederholung und Modifikation vor und in der Bischofskirche von Tours *sacerdos* und *eremita* in der Figur des heiligen Martin zusammengezogen. Die Pathosformel des Be- und Entkleidens überführt den jeweiligen Widerspruch in die verhüllende und aufdeckende Geste sakramentaler Ostentation. Sie verleiht dem spannungsgeladenen neuen Heiligkeitstyp über den Tod des Bischofs von Tours hinaus eine unverwechselbare Präganz, die in der Lage ist, sein Gepräge an anderen Heiligen zu Tage treten zu lassen oder andere Figuren auf das Bild Martins hin transparent zu machen. In unterschiedlichen Formen erlaubt das eine Proliferation des gestischen Prototyps, der, wie man heute von mnemonischen Mustern digitaler Kommunikation sagen würde, sich viral verbreitet und in das kulturelle Grundverständnis von Heiligkeit eingeht.

Ein erstes, extremes Beispiel bietet die Legende von Severin, dem dritten Bischof von Köln,²² die komplementär zur Martinsvita angelegt ist, so dass beide Viten einander in der Allegorizität ihres Gegenstandes stützen und beglaubigen. Indem die ›Vita Severini‹ die Grundproblematik des Heiligkeitstyps á la Martin von Tours dadurch nachträglich bekräftigt, dass sie ihren Protagonisten zum Zeugen der Heiligung Martins im Himmel erklärt, wirkt im Gegenzug jene Zeugenschaft auf die innerweltliche Heiligkeit

Severins zurück. Abgesehen nämlich von den allfälligen, in der Vita nur summarisch abgehandelten charismatischen Heilungswundern des Kölner Bischofs, zeichnet sich sein Leben nur durch zwei besondere Ereignisse (*insignia*) aus: Zum einen widerfährt ihm eine Audition, die ihn im Beisein seines Archidiakons den Engelsgesang vernehmen lässt, den die Himmelschöre in dem Moment anstimmen, als der gerade verschiedene heilige Martin in die Gemeinschaft der Heiligen, die *militia Dei*, aufgenommen wird. Sein Begleiter bemerkt davon nichts; selbst auf Severins insistentes Nachfragen hin hört er nur ein undefinierbares Rauschen im Kirchenraum. Zum anderen erscheint Severin einem Eremiten, nachdem der von Gott erbeten hat, ihm doch zu zeigen, mit wem zusammen er dereinst den Lohn für seine Enthaltbarkeit empfangen werde. Die Szene schockiert und enttäuscht den Einsiedler zunächst: Ein Engel stellt ihm nämlich den Bischof beim Bankett vor Augen, wie er es sich an einer reichlich gedeckten Festtafel der Kölner Bürger gutgehen lässt. Jene Vision dient einerseits zur Mahnung des Asketen, dass sein Weg des Verzichts nicht als einziger und privilegierter zu Gott führe. Andererseits verbindet der Engel die Schau mit dem Zusatz, Severin achte die zu seinen Ehren ausgestellte Üppigkeit ebenso sehr wie der Einsiedler sein hölzernes Trinkgefäß – in gut christlich-asketischer Tradition nämlich gar nicht. Zu diesen beiden Szenen bemerkt der Kompilator der Legende offenherzig:

Haec ergo duo Beati Severini virtutum insignia, quae proposuimus ad experimendum bonitatis ejus meritum, ut puto, sufficerent, etiamsi plura non fuissent. In altero enim Dei, in altero intelligimus dilectionem proximi. (*Vita et translatio Sancti Severini*, S. 557)

Diese beiden auszeichnenden Belege für die Tugenden des heiligen Severin, die wir hier vorgestellt haben, mögen, so meine ich, dazu ausreichen, das Verdienst seiner Güte darzustellen, auch wenn es nicht gerade viele sind. In dem einen erkennen wir nämlich die Gottesliebe, in dem anderen die Nächstenliebe.

Weiter reduzieren ließen sich jene *insignia virtutum* Severins gewiss nicht; dass sie dennoch zum Erweis seiner Heiligkeit genügen, liegt daran, dass sie

die konstitutiven Elemente der Martinischen Pathosformel noch einmal aufrufen und als Quelle fortgesetzter Heiligung verdeutlichen: den Dienst an Gott als Kriegsdienst und die Versöhnbarkeit von Askese und Kirchenamt.

Entsprechend durchläuft auch Franz von Assisi, Sohn eines Tuchhändlers und notorisch mit Fragen der Bekleidung seiner missionarischen Aufgabe beschäftigt, eine Phase der Martinsheiligkeit: Nachdem er sich zur Abkehr vom weltlichen Leben eines Kaufmannssohnes entschlossen hat, kehrt er, spirituell gerüstet, in seine Heimatstadt Assisi als ein *novus Christi miles*²³ zurück. Dort verwirft er sein irdisches Hab und Gut zugunsten des wahren Schatzes seiner Seele und unterzieht sich einer Serie von Ent- und Bekleidungen, weltlichen Devestituren und geistlichen Investituren, bis er sein eigenes radikales Modell gefunden und realisiert hat. Er wird die *imitatio Christi* so weit vorantreiben, dass seine obsessive, geradezu wahnhaftige Identifikation mit dem Messias, seinem Evangelium und der Schöpfung Gottes eine neue Pathosformel hervorbringt: den Narren in Christo. Ausgangspunkt seiner Karriere als Heiliger aber ist wie bei Martin eine Szene der Entblößung und Bedeckung. Als Franziskus' Vater ihn wegen der Verachtung seines Geschäftes vor dem Bischof der Stadt zur Rede stellen will, reagiert er wie Strickers Dieb: Er präsentiert sich als neuer Adam im Tugendkleid Martins:

sunder trachten sâ zehant
zôh er abe al sîn gewant
und die niderwât alsam:
hie stuont ein niuwer Adam
nackent unde vingerbar,
diu kleit gab er dem vater dar.
diu smâheit des guotes
und diu stæte sînes muotes,
der nam den bischof wunder.
er stuont ûf und hult in under
sînen mantel, den er truoc an.
(Lamprecht von Regensburg,
Sanct Franciskens Leben, V. 870–880)²⁴

Neben solch pathetischen, in Vita und Legende gespeicherten Übertragungen und Multiplikationen des imaginären Tugendkleides Martins bildet nach dem Tode des Bischofs von Tours sein Mantel eine materielle wunder-tätige Reliquie. Seine *cappa*, wie die ›Legenda aurea‹ sie nennt, steht gleichermaßen in Berührung mit dem irdischen und dem himmlischen Anteil des Heiligen, mit der *divinitas* seiner Berufung und der *dignitas* seines Amtes. Deshalb führt jene *cappa* den prägnanten Gestus des Heiligkeitsstyps á la Martin von Tours *post mortem* ungebrochen fort, als wäre sie sein unsterblicher Zweitkörper. Anlässlich der Krankenheilungen, die Martin zu Lebzeiten vollbringt, merkt Sulpicius Severus in seiner ›Vita‹ an,

dass aus Martins Kleid und Bußgewand gezogene Fäden bei Kranken oft Wunder wirkten. Denn um die Finger geschlungen oder um den Hals gelegt, vertrieben sie gar häufig die Krankheiten von den Leidenden.

Nec praetereundum est quod fimbriae vestimento eius cilicioque detractae crebras super infirmantibus egere virtutes. Nam digitis inligatae aut collo inditae, persaepe ab aegrotantibus morbos fugaverunt. (Sulpicius Severus, vit. Mart. 18,4f.)

Vor dem Hintergrund einer solchen Praxis der Verehrung, die schon an der Totenbahre des Heiligen ansetzt und im Wortsinne die Fäden seines Charismas aufgreift, verwundert nicht, dass zum einen während des gesamten Mittelalters in Frankreich Wunderheiler unterwegs sind, die sich als die »Verwandten des Heiligen Martin« bezeichnen und behaupten, an seine Krankenheilungen anknüpfen zu können; und dass zum anderen die französischen Könige, zu deren Aura die wundertätige Kraft der Krankenheilung zählte, es sich zur

Ordnung und Gewohnheit [gemacht hatten], in den Schlachten den Mantel des heiligen Martin mitzunehmen, der aus Wolle war, und er wurde aus großer Verehrung von Priestern in einem Reliquiar bewacht; deshalb hörte man auf, sie Priester zu nennen, und sie bekamen den Namen Kapläne [*chappelaíns*] aus Verehrung gegenüber dem besagten Mantel (*chappe*), der aus Wolle (*laine*) war.²⁵

Seit die Merowinger im Zeichen des heiligen Martin die Westgoten besiegt hatten, hütete die sogenannte königliche Hofkapelle die *cappa* und bildete, zunehmend unter ihren Nachfolgern, den Karolingern, selbst einen institutionellen Mantel, der sich schützend über das Königtum legte wie die Chlamys über den Bedürftigen, aber auch wie die Mantelhälfte des Bettlers über das Traumbild des Messias. So bedeckte und enthüllte der Wollmantel die Doppelnatur des Königs: als schutzbedürftige Kreatur und als eines von Gott Gesalbten.²⁶

Neben solch korporativer Imagination des Königsamtes existiert noch ein anderer Strang klerikaler und monastischer Traditionsbildung. Sie spinnt die Fäden von Martins Mantel zu einem veritablen Netzwerk von Klöstern, Kapellen und Kirchenbauten im Namen des Heiligen aus, die sich entlang seiner Reiserouten und darüber hinaus im Gefolge des Martinskultes in den römischen Provinzen zwischen *Pannonia Prima* bis *Hispania* rasant verbreiten, darunter neben Tours in den Römerstädten Lyon, Rouen, Reims und Trier, Köln und Mainz.²⁷ Sogar in Rom werden ihm Kirchen geweiht – als erstem Heiligen nördlich der Alpen, der nicht mehr zu den römischen Märtyrern der Christenverfolgungen zählt. Meinolf Vielberg spricht vom Entstehen einer regelrechten »martinischen Sakrallandschaft«.²⁸

Von besonderer Bedeutung für die Proliferation des Martinsbildes aber dürfte seine Wahl zum Leitheiligen des Benediktinerordens gewesen sein. Gregor der Große berichtet im zweiten Buch seiner ›Dialogi‹ davon, dass Benedikt bei der Gründung des Klosters Monte Cassino (529) das am Bergeshang von Casinum gelegene Apollon-Heiligtum nutzte, um dort – *in ipso templo Apollinis* – nach der Zerstörung von Altar, Kultbild und heiligem Hain ein *oraculum beati Martini* (Dial. II,8,11) zu errichten, sprich: eine Kapelle als Oratorium, in dem sich der Konvent zum Gebet versammeln sollte. Der Akt der gewaltsamen Übernahme und Umwidmung eines paganen Kultortes ist dabei bereits eine *imitatio* des Heiligen: Zur Hybridität der literarischen Figur gehört nämlich der Charakterzug, dass Martin, solange er ungetauft seinen Militärdienst versieht, sich demütig

wie ein zweiter Christus verhält, indem er seinen eigenen Knappen bedient; sobald er jedoch das Heer verlassen hat und sich der christlichen Mission verschreibt, gebärdet er sich schlimmer als ein römischer Soldat, indem er heidnische Kultstätten dem Erdboden gleichmacht und Märtyrerverehrung über den Gräbern falscher, von der Volksmeinung ungeprüft dazu erhobener Glaubenszeugen militant und unter Einsatz exorzistischer Methoden unterbindet. Denn Martin verfügt über das messianische Charisma der Unterscheidung der Geister und der Aufdeckung ihrer diabolischen Camouflagen.²⁹

In dem hier abgesteckten Feld bewegt sich die merkwürdige Novelle des Ser Cepparello, mit der Boccaccio die Exempelreihe seines ›Decameron‹ beginnen lässt. Sie steht, wie es einem frommen Unternehmen, das in den Zeiten der Pest den Keim der zerfallenden Ordnung hegen möchte, gut ansteht, im »herrlichen und heiligen Namen Dessen [...], der alle Dinge geschaffen hat«, und verspricht, »mit einem Seiner Wunder« anzuheben,³⁰ das freilich unheiliger und gottloser kaum sein könnte. Denn der Protagonist ist ein ganz und gar verworfener Mensch, der aufgrund einer durch und durch erlogenen Beichte auf dem Totenbett dank der Leichtgläubigkeit seines Beichtvaters, eines alten, arglosen Mönchs, in den Ruch der Heiligkeit gerät und – *santo subito!* – vom *procuratore*, dem gewissenlosen Prokuristen und Schuldeneintreiber seines lombardischen Herrn, zum Mittelpunkt eines lokalen Heiligenkultus wird: zum verehrten *procuratore* und Fürsprecher der armen Seelen burgundischer Sünder (die es aus Sicht der lombardischen Kaufleute besonders nötig haben). Er repräsentiert also genau jenen Typus des falschen Heiligen, dessen Entlarvung sich der heilige Martin zur Aufgabe gemacht hatte. Dennoch kommentiert Panfilo, der Erzähler der ersten Geschichte, Cepparellos Exaltation in genau entgegengesetztem Sinne:

So lebte und starb also Herr Cepparello aus Prato und wurde, wie ihr gehört habt, als Heiliger verehrt. Ich will nicht leugnen, daß es möglich scheint, daß er nun in Seligkeit Gottes Gegenwart schaut [*esser beato nella presenza di*

Dio]; denn wie verrucht und schlecht auch sein Leben gewesen sein mag, so konnte er doch in der Todesstunde solche Reue empfinden, daß Gott ihm vielleicht Barmherzigkeit [*misericordia*] zuteilwerden ließ und ihn in sein Reich aufnahm. (Boccaccio, Dec. I,1, S. 42f.)

Die Unerforschlichkeit der Wege Gottes ist dabei ein Topos, mit dem Panfilo versucht, das Skandalon akzeptabel zu machen. Als weiteres konsensfähiges Argument fügt er hinzu, dass die größere Wahrscheinlichkeit der Verdammung und gerechten Höllenstrafe Cepparellos seiner seelischen Prokura keinen Abbruch täte. Denn es mache keinen entscheidenden Unterschied, ob ein Widersacher oder ein wahrer Heiliger als Vermittler angerufen würde, solange nur der Glaube der Bußfertigen und ihr Wille zur Umkehr rein wären.

Tatsächlich liegt die Präganz der Novelle aber nicht in derartigen mehr oder weniger leicht verdaulichen Gemeinplätzen. Sie scheint vielmehr begründet in einer lexikalischen Bewegung, die in einer bestimmten Geste zum Ausdruck kommt: Cepparello wird nämlich nicht unter seinem angestammten Namen verehrt, sondern als *san Ciappelletto*. Das wiederum erklärt Panfilo aus einem praktischen Grund: seiner Umbenennung durch die Franzosen, »die nicht wußten, was Cepparello bedeuten sollte, und glaubten, daß es in ihrer Sprache »Hut« [*capello*] oder »Kranz« [*ghirlanda*] bedeutete« (Boccaccio, Dec. I,1, S. 16f.). Ciappelletto wird also an *chapeau* und *chapelette* angepasst und nähert sich damit phonetisch dem französischen *chape* aus mittellateinisch *cappa*. Das aber führt den Leser zum liturgischen Obergewand oder militärischen Wintermantel zurück, um den sich die Pathosformel des heiligen Martin auskristallisierte. Hinzu kommt, dass die Leiche St. Ciappellettos wie Martins *cappa* standesgemäß in einer *capella* ausgestellt wird:

Man mußte ihn den ganzen Tag aufgebahrt liegen lassen, damit ein jeder ihn sehen und aufsuchen konnte. In der folgenden Nacht wurde er dann mit allen Ehren in einem Marmorsarkophag in einer Kapelle beigesetzt [*Poi, la vegnente notte, in una arca di marmo sepellito fu onorevolmente in una*

capella]. Und gleich am folgenden Tag zogen die Leute dorthin, zündeten Lichter an und beteten zu ihm. (Boccaccio, Dec. I,1, S. 40f.)

Der Gestus jener verwirrenden lexikalischen »Verquickungen und Verschlingungen« innerhalb und zwischen den Sprachen ist deutlich: Sie generieren die Präganz des entblößten St. Martin (die der Stricker in seinem Schwankmirakel auf die Spitze getrieben hatte) im Revers. Der Gauner, Mörder und Gottesverächter Cepparello erhält mit seinem neuen Namen einen Überwurf, der ihn kraft der Typologie der Martinsheiligkeit nicht etwa als Scheinheiligen hinstellt, sondern als veritablen heiligen Fürsprecher aufscheinen lässt.³¹ Vergleicht man die Strickersche Variante der Pathosformel mit derjenigen Boccaccios, ist es, als würde das Entblößungsphantasma in ein Bedeckungs- und Ummantelungsphantasma umgestülpt: Wie auch immer man die Pathosformel Martins dreht oder wendet, ob ihre Präganz ikonisch oder lexikalisch aufgebaut wird, immer kommt ein Heiliger dabei heraus! In ähnlich extremer Weise, wie in dem einen Fall sich im Dieb der Heilige sehen ließ, ja, der Heilige den Dieb zum Verschwinden brachte, lässt in dem anderen Fall der verworfenste aller Sünder die Heiligkeit in ihrer vollsten Entfaltung aus unversöhnlicher Widerspruchsspannung hervorbrechen. Bedingung der Möglichkeit, jenes Paradoxon der Heiligkeit zur Darstellung zu bringen, ist die Wirksamkeit typusbildender Präganz *qua* Pathosformel. Nicht gestalthaft symbolisch, sondern gestisch pointiert durchbricht sie die Hüllen der literarischen Form, die wie ein Mantel die *persona* Martins von Tour im Heiligen wie im Verbrecher umfängt und zum Vorschein bringt.

Anmerkungen

- ¹ Übersetzung Häuptli 2014, S. 2141: »Martinus heißt soviel wie *Martem tenens* ›Krieg führend‹ [...] Oder Martin bedeutet soviel wie reizend oder herausfordernd oder beherrschend.«

- 2 *Locus classicus* des »fruchtbaren Augenblicks« (Lessing) bzw. des »prägnanten Moments« (Goethe) ist die Laokoon-Debatte, insbesondere Goethes Essay ›Über Laokoon‹ von 1799; vgl. Scheuer 1996, S. 107–115, und Wolf 2002.
- 3 Jene Frage richtet sich nicht zuletzt an den bisher umfassendsten und literaturwissenschaftlich reflektiertesten Versuch, Cassirers Konzept zur Grundlage einer Hermeneutik der höfischen Literatur zu machen: an Cordula Kropikis Habilitationsschrift ›Gemachte Welten. Form und Sinn im höfischen Roman‹ (2018), Bei der Begründung seiner Sinnkohärenz klammert sie zugunsten der symbolischen Form die Allegorizität des Romans weitgehend aus.
- 4 ›Die Martinsnacht‹ gilt Walter Haug als beispielhaft für Strickers eindimensionale »Schwankkomik«, ihr moralisches »Epimythion, in dem der Erzähler davor warnt, Diebesworte für bare Münze zu nehmen« sei deshalb »so sinnlos wie unnötig«, vgl. Haug 2006, S. 9–27, hier: S. 15f.
- 5 Den neutestamentlichen Hintergrund jenes Epimythions bildet Mt 12,33–37, das Gleichnis vom Baum und seinen Früchten: »Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.«
- 6 So allerdings Andreas Kraß 1999, S. 75–102. Kraß sieht den Bauern »als Trottel entlarvt, der für seine Naivität bitter büßen muß.« (S. 78)
- 7 Eine Verbindung zwischen Strickers ›Martinsabend‹ und der Mantelteilung zu Amiens erwägen ansatzweise Birgit Beine 1999, S. 299, Anm. 67, sowie Michael Waltenberger 2005, S. 287–308, bes. S. 306f. Waltenberger erkennt in der Nacktheit des Diebes »keine ungebrochene Präsenz [...], sondern [...] eine besondere Art der (Ver-)kleidung«. In Anm. 44 fügt er hinzu, dass die »Zeichenhaftigkeit der Nacktheit« im »Zusammenhang mit der Mantelteilung des heiligen Martin« zu bedenken wäre, »die das zentrale Element seiner Ikonographie bildet«. Andrea Schallenger 2012, S. 114f., erwähnt den Brückenschlag beider Arbeiten zur mittelalterlichen Martinsikonographie, klammert aber jeden Bezug zu theologischen oder frömmigkeitsgeschichtlichen Gehalten zugunsten ihrer gendertheoretischen Lektüre aus. Aus der Sicht Udo Friedrichs 2014, S. 87–104, hier: S. 97f., geht es in Strickers ›Martinsnacht‹ bei der Darstellung des Bauern, der in der Gefahr nur zu bereitwillig die Rettung erblickt, die ihm Delirium und Frömmigkeit nahelegen, vor allem um die Ironisierung einer Epiphanie-Szene.
- 8 Vgl. 1 Thes 5,2, 2 Pet 3,10, Apk 16,15, ähnlich Mt 24,43. Der apokalyptische Zug der Martinsfigur verbindet sich besonders mit der Episode seiner Wahl zum Bischof von Tours. Als Begründer der koinobitischen Lebensform im weströmischen Reich (nach dem Vorbild und in Überbietung des Wüstenvaters Antonius) versucht er, sich der Zumutung des kirchlichen Amtes durch Flucht

zu entziehen. Dabei versteckt er sich in einem Stall. Die dort gehaltenen Gänse aber verraten seinen Aufenthaltsort: Wie die *hofwarten* des Schwankmirakels schlagen sie Alarm und hindern Martin daran, sich davonzustehlen; wie ein Dieb wird er gefasst und zu seiner neuen, heiklen Aufgabe genötigt, gegen die Widerstände des Klerus sein Bistum zu reformieren und zur Orthodoxie zu führen.

9 Vgl. Agamben 2010, S. 95–149.

10 S. Sulpicius Severus, vit. Mart. III,2.

11 S. Sulpicius Severus, vit. Mart. III,3–4: *Nocte igitur insecta, cum se sopori dedisset, vidit Christum chlamydis suae, qua pauperem texerat, parte vestitum. Intueri diligentissime Dominum vestemque, quam dederat, iubetur agnoscere. Mox ad angelorum circumstantium multitudinem audit Iesum clara voce dicentem: Martinus adhuc catechumenus hic me veste contextit. Vere memor Dominus dictorum suorum, qui ante praedixerat: quamdiu fecistis uni ex minimis istis, mihi fecistis, se in paupere professus est fuisse vestitum: et ad confirmandum tam boni operis testimonium in eodem se habitu, quem pauper acceperat, est dignatus ostendere.* – »In der darauffolgenden Nacht nun sah Martin im Schlaf Christus mit dem Teil seines Mantels angetan, mit dem er den Armen bedeckt hatte. Ihm wurde befohlen, den Herrn ganz aufmerksam zu betrachten und das Gewand, das er hergegeben hatte, wiederzuerkennen. Als bald hörte er Jesus laut und deutlich zu der Menge der umstehenden Engel sagen: ›Martin, der noch Katechumene ist, hat mich mit diesem Gewand bedeckt.‹ Wahrhaft eingedenk seiner Worte, die er vormals gesprochen hatte: ›Was immer ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan‹, gab der Herr offen zu erkennen, dass er [selbst] in dem Armen bekleidet worden war; und um seinem Zeugnis für die so gute Tat Nachdruck zu verleihen, geruhte er, sich in demselben Gewand zu zeigen, das der Arme empfangen hatte.« (Übers. Huber-Rebenich 2010, S. 17)

12 S. Sulpicius Severus, vit. Mart. IV,3.

13 Vgl. Sulpicius Severus, Dialogi, und ihre Übersetzung in: Pius Bihlmeyer 1914. Zusammen mit der ›Vita St. Martini‹ und den Martinsbriefen bilden die ›Dialogi‹ des Sulpicius Severus den Kern eines ›Martinellus‹ genannten »hagiographischen Dossiers« um den Mönchbischof von Tours; vgl. Meinolf Vielberg 2006.

14 Im fünften Band des Salzburger Missale (München, BSB, Clm 15712), vor 1481/82 für Fürsterzbischof Bernhard von Rohr illuminiert vom Regensburger Miniator Berthold Furtmeyr, treten beide Bildformeln auf zwei gegenüber-

liegenden Seiten zusammen, um das Formular der Martinsmesse auszuzeichnen: auf f. 32^v die ganzseitige Miniatur der Mantelteilung, auf f. 33^r die historisierende Initiale mit Martin, dem bei der Elevation der Hostie zwei Engel die entblößten Unterarme mit einem Tuch bedecken ([Link](#)). Zur Handschrift vgl. Katharina Hranitzky 2006, S. 148–176.

- 15 Vgl. Jacobus de Voragine, leg. aur. CLXVI,746, Häuptli 2014, S. 2154,15f.
- 16 Sulpicius Severus macht darauf aufmerksam, dass von jenem Geschehen der himmlischen Bekleidung (und damit von der faktisch sich vollziehenden Entblößung) nur wenige Teilnehmer des Gottesdienstes Zeugen geworden seien: neben dem Sprecher nur eine junge Frau, einer der Presbyter sowie drei Mönche: *caeteri cur non viderint, non potest nostri esse iudicii*. (dialog. 2,2) Die ›Legenda aurea‹ dagegen legt Wert darauf, dass viele der Anwesenden von der Feuerkugel Notiz genommen hätten: *Dum autem missam celebraret, globus igneus super caput ejus apparuit et a multis ibidem visus fuit*. – »Während er nun die Messe feierte, erschien über seinem Haupt eine feurige Kugel und wurde dort von vielen gesehen.« (leg. aur. CLXVI,747, Häuptli 2014, S. 2154,27–29)
- 17 Durandus von Mende hält in seinem in seinem ›Rationale divinatorum officiorum‹, dem vom Spätmittelalter bis zur Reformationszeit maßgebenden liturgischen Handbuch der römischen Kirche, fest, dass »bei den kirchlichen Amtsträgern strikt zwischen dem *habitus in ecclesiasticis officiis* und dem *habitus in communi usu*« zu unterscheiden sei. »Haltung und Gewandung der Zelebranten – beides umfasst der lateinische Begriff *habitus* – sollen sich deutlich von ihrem gewöhnlichen Erscheinungsbild bei profanen Tätigkeiten absetzen.« (Beide Zitate aus Hans Jürgen Scheuer 2019, S. 17–34, hier: S. 18) Es geht also beim Auszeichnen der Liturgie durch die Verwendung von Paramenten generell um die sakralisierende und profanierende Bewegung des Einkleidens und Entblößens.
- 18 Gerade die ärmliche Gestalt des nur mit einem Schurz bekleideten Jesus in der Passion weist Martin in einer Episode aus dem 24. Kapitel der ›Vita‹ darauf hin, dass die in Purpur und mit goldenem Diadem auftretende Erscheinung in seiner Zelle nicht Christus, sondern der Teufel als Imitator kaiserlicher Pracht ist. Zwar erscheint er dem Heiligen herrschaftlich gewandet und mit einem Diadem bekrönt, doch widersteht Martin der falschen Epiphanie durch Glaubensstärke, indem er dem Teufel entgegenhält, der Erlöser gebe sich nicht im Habitus des Herrschers zu erkennen (*non se [...] Iesus Dominus purpuratum nec diademate*

renidentem venturum esse praedixit), sondern durch die Wundmale der Kreuzigung (*crucis stigmata*). Daraufhin löst sich der Teufel in Martins Zelle in eine Wolke aus Rauch und Gestank auf (Sulpicius Severus, vit. Mart. 24,4–8).

- 19 Vgl. Jacobus de Voragine, leg. aur. CLXVI,747, Häuptli 2014, S. 2156,3–5.
- 20 Vgl. dazu das Investiturexempel ›Der nackte Kaiser‹ (in: Herrand von Wildonie, S. 22–43).
- 21 Michael Waltenberger formuliert übervorsichtig und relativiert, indem er die Überblendung von Dieb und Heiligem bloß auf die Trunkenheit des Beobachters in der Erzählung zurückführt und nicht auf die Präganz der Pathosformel und die von Grund auf irritierende Einsicht des Strickers in das Wesen der Heiligkeit Martins; vgl. Waltenberger 2005, S. 307.
- 22 S. Paffgen/Pangerl 2011, S. 543–581.
- 23 So lautet die Formel bei Thomas de Celano, ›Vita prima‹ (1880), S. 26.
- 24 Zu den Implikationen der Gewandmetaphorik in der Franziskus-Vita vgl. Almut Schneider 2019, S. 97–110, bes. S. 101–104.
- 25 Zu beiden Phänomenen vgl. Marc Blochs klassische Studie ›Die wundertätigen Könige‹ (frz. 1923/dt. 1998). Die zitierte Passage (ebd., S. 507) stammt aus der Feder des Karmelitermönchs Jean Golein, der seiner Übersetzung von Durandus' ›Rationale Divinorum Officiorum‹ aus dem Jahre 1372 einen Traktat über die Weihe der französischen Könige hinzugefügt hat, in dem er die Dingattribute ihrer Macht Stück für Stück auflistet und ihren Gebrauch erläutert.
- 26 Zur Geschichte jener Institution in der Nachfolge Martins vgl. Wilhelm Lüders 1909 und Joseph Fleckenstein 1959/1966.
- 27 Zur Rekonstruktion jener Affiliation vgl. den Aufsatz von Eugen Ewig 1979 sowie Dieter von der Nahmer 1987.
- 28 Vielberg 2006, S. 288. Auch Burgund ist Teil jener Kulttopographie um den heiligen Martin von Tours.
- 29 Dem Thema der »Unterscheidung der Geister« widmet Sulpicius die Kapitel 21–24 seiner Vita; vgl. dazu auch die Inhaltsübersicht in der Ausgabe von Gerlinde Huber-Rebenich 2010, S. 92f. Ansatzpunkt ist die Fähigkeit Christi, Dämonen auszutreiben, ein Vermögen, über das auch die Apostel verfügen (vgl. 1 Kor 12,10). Modellhaft ausgestaltet wird jenes Charisma in der ›Vita Antonii‹ des Athanasius von Alexandrien (vgl. Peter Gemeinhardt 2018). Dort hält Antonius eine Predigt, in der er seinen Schülern die Prinzipien der Dämonenbekämpfung auf der Basis der Phantasmenlehre erläutert; vgl. zum Gesamtkomplex von Dämono- und Imaginologie beim Protoeremiten Jörg Jochen Berns 2008. Im Sinne unserer Untersuchung des Verhältnisses von Präganz und Pathosformel belegt

die Rückführbarkeit des Heiligkeitstypus »Martin« auf den Heiligkeitstyp »Antonius«, wie eine gegebene Formel in einer daraus entwickelten anderen »nachlebt«.

- 30 Giovanni Boccaccio, Dec. I,1: *Convenevole cosa è, carissime donne, che ciascheduna cosa la quale l'uomo fa, dallo ammirabile e santo nome di Colui, il quale di tutte fu facitore, le de Principio. Per che, dovendo io al vostro novellare, si come primo, dare cominciamento, intend da una delle maravigliose cose incominciare.* – »Angemessen ist es, teure Frauen, daß alles, was der Mensch tut, mit dem herrlichen und heiligen Namen Dessen beginne, der alle Dinge geschaffen hat. Da ich als erster unsere Erzählungen eröffnen soll, will ich mit einem seiner Wunder beginnen.« (Übers. Brockmeier 2016, S. 15f.)
- 31 Michael Stolz 2018, S. 389–412, hat jene Pointe treffend herausgearbeitet: »Als Name bedeckt der *ciappelletto*, das ›heilige Mützchen‹, die Frevelhaftigkeit des Cepparello, wenn dieser seine falsche Beichte ablegt und postum zum Heiligen mutiert.« (S. 394f.)

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Athanasius von Alexandrien: Vita Antonii. Leben des Antonius. Griechisch – Deutsch, eingel., übers. u. komm. v. Peter Gemeinhardt, Freiburg i. Br. 2018 (Fontes Christiani 69).
- Boccaccio, Giovanni: Decameron. Zwanzig ausgewählte Novellen. Italienisch/Deutsch, übers. u. hrsg. v. Peter Brockmeier, Stuttgart 2016 (RUB 8449).
- Gregor der Große: Vita Benedicti. Das Leben und die Wunder des verehrungswürdigen Abtes Benedikt. Lateinisch/Deutsch, nach d. Ausg. v. Adalbert de Vogüé übers. u. komm. v. Gisela Vollmann-Profe, Stuttgart 2015 (RUB 19314).
- Herrand von Wildonie: Vier Erzählungen, hrsg. v. Hanns Fischer, Tübingen 1959 (ATB 51), S. 22–43.
- Jacobus de Voragine: De sancto Martino, in: Legenda Aurea. Goldene Legende. Sonderband (Teil II). Einleitung, Edition, Übers. u. Komm. v. Bruno W. Häuptli, Freiburg i. Br. 2014 (Fontes Christiani), S. 2140–2164.
- Lamprecht von Regensburg: Sanct Franciskan Leben und Tochter Syon, zum ersten Mal hrsg. nebst Glossar v. Karl Weinhold, Paderborn 1880. Zu den Implikationen der Gewandmetaphorik in der Franziskus-Vita vgl.

- Päffgen, Bernd/Pangerl, Daniel Carlo (Hrsg.): Die Vita et Translatio Sancti Severini (BHL 7647/7648) in kommentierter Übersetzung, in: Oepen, Joachim [u.a.] (Hrsg.): Der hl. Severin von Köln. Verehrung und Legende. Befunde und Forschungen zur Schreinöffnung von 1999, Siegburg 2011 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte; 40), S. 543–581.
- Salzburger Missale, München, BSB, Clm 15712 ([Digitalisat online](#))
- Stricker: Die Martinsnacht, in: Moelleken, Wolfgang Wilfried [u.a.] (Hrsg.): Die Kleindichtung des Strickers, Bd. III, hrsg. v., Göppingen 1975 (GAG; 107 III,1), S. 128–14.
- Sulpicius Severus: Vita sancti Martini. Das Leben des heiligen Martin. Lateinisch/Deutsch. Übers., Anm. u. Nachwort v. Gerlinde Huber-Rebenich, Stuttgart 2010 (RUB 18780).
- Sulpicius Severus: Dialogi, ed. Carolus Halm, Wien 1866 (CSEL 1).
- Sulpicius Severus: Des Sulpicius Severus' Schriften über den heiligen Martin, Bischof von Tours, übers. v. Pius Bihlmeyer, Kempten/München 1914 (Bibliothek der Kirchenväter; 20).
- Thomas de Celano: Vita prima di S. Francesco d'Assisi del B. Tommaso da Celano, per la prima volta volgarizzata dal canonico Leopoldo Amoni, Rom 1880.

Sekundärliteratur

- Agamben, Giorgio: Aby Warburg und die namenlose Wissenschaft, in: G. A., Die Macht des Denkens. Gesammelte Essays, übers. v. Francesca Raimondi, Frankfurt 2013, S. 139–166.
- Agamben, Giorgio: Nacktheiten, aus dem Ital. v. Andreas Hipko, Frankfurt a. M. 2010.
- Beine, Birgit: Der Wolf in der Kutte. Geistliche in den Mären des deutschen Mittelalters, Bielefeld 1999.
- Berns, Jörg Jochen: Der Heilige der Imagination. Antonius Abbas und seine Entdeckung durch die Maler des 15. bis 17. Jahrhunderts, in: Locher, Elmar/Scheuer, Hans Jürgen (Hrsg.): Archäologie der Phantasie. Vom »Imaginationsraum Südtirol« zur *longue durée* einer »Kultur der Phantasmen« und ihrer Wiederkehr in der Kunst der Gegenwart, Innsbruck [u.a.] 2012 (essay & poesie; 26), S. 249–274.
- Bloch, Marc: Die wundertätigen Könige, mit einem Vorwort v. Jacques Le Goff, aus dem Franz. übers. v. Claudia Märkl, München 1998.
- Cassirer, Ernst: Die Begriffsform im mythischen Denken, Berlin/Leipzig 1922 (Studien der Bibliothek Warburg).
- Didi-Huberman, Georges: Das Nachleben der Bilder. Kunstgeschichte und Phantomzeit nach Aby Warburg, aus dem Franz. v. Michael Bischoff, Berlin 2010.

- Ewig, Eugen: Der Martinskult im Frühmittelalter, in: Atsma, Hartmut (Hrsg.): E. E., Spätantikes und fränkisches Gallien. Gesammelte Schriften (1953–1973), Bd. 2, Zürich/München 1979 (Beihefte der Francia; 3/2), S. 371–392.
- Fleckenstein, Joseph: Die Hofkapelle der deutschen Könige, Bd. 1: Grundlegung. Die karolingische Hofkapelle, Bd. 2: Die Hofkapelle im Rahmen der ottonisch-salischen Reichskirche, Stuttgart 1959 u. 1966 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica; 16, 1 u. 2).
- Friedrich, Udo: Topik und Rhetorik. Zu Säkularisierungstendenzen in der Kleinepik des Strickers, in: Köbele, Susanne/Quast, Bruno (Hrsg.): Literarische Säkularisierung im Mittelalter, Berlin 2014, S. 87–104.
- Haug, Walter: Schlechte Geschichten – böse Geschichten – gute Geschichten oder: Wie steht es um die Erzählkunst in den sog. Mären des Strickers?, in: González, Emilio/Millet, Victor (Hrsg.): Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, Berlin 2006 (Philologische Studien und Quellen; 119), S. 9–27.
- Hranitzky, Katharina: Berthold Furtmeyr. Zuschreibungs- und Werkstattfragen, in: Beier, Christine/Kubina, Evelyn Theresia (Hrsg.): Wege zum illuminierten Buch. Herstellungsbedingungen für Buchmalerei in Mittelalter und früher Neuzeit, Wien [u.a.] 2006, S. 148–176.
- Kraß, Andreas: Eine unheilige Liturgie. Karnevaleske Poetik im Martinslied des Mönchs von Salzburg, in: PBB 121, 1999, S. 75–102.
- Kropik, Cordula: Gemachte Welten. Form und Sinn im höfischen Roman, Tübingen/Basel 2018 (Bibliotheca Germanica 65).
- Lüders, Wilhelm: Capella. Die Hofkapelle der Karolinger. bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts, in: Archiv für Urkundenforschung 2, 1909, S. 1–100.
- von der Nahmer, Dieter: Martin von Tours: sein Mönchtum – seine Wirkung, in: Francia 15, 1987, S. 1–41.
- Schallenger, Andrea: Spiel mit Grenzen. Zur Geschlechterdifferenz in mittelhochdeutschen Verserzählungen, Berlin 2012.
- Scheuer, Hans Jürgen: Manier und Urphänomen. Lektüren zur Relation von Erkenntnis und Darstellung in Goethes Poetologie der »geprägten Form«, Würzburg 1996 (Epistemata; 185).
- Scheuer, Hans Jürgen: Zeigen – Sich Zeigen – Sehenlassen. Textile Hüllen im liturgischen Raum und die Psychodynamik mittelalterlicher Artefakte, in: Röper, Ursula/Scheuer, Hans Jürgen (Hrsg.): Paramente in Bewegung. Bildwelten liturgischer Textilien (12.–21. Jahrhundert), Regensburg 2019, S. 17–34.
- Schneider, Almut: Buch – Gewand – Text – Körper. Reflexionen des Medialen im legendarischen und höfischen Erzählen der Vormoderne, in: Röper, Ursula/Scheuer, Hans Jürgen (Hrsg.): Paramente in Bewegung. Bildwelten liturgischer Textilien (12.–21. Jahrhundert), Regensburg 2019, S. 97–110.

- Stolz, Michael: ›Dannanda non est obscuritas poetarum‹. Poetische Dunkelheit als Symptom einer Sprachkrise? Das Zeugnis von Boccaccios ›Genealogia deorum gentilium‹, in: Köbele, Susanne/Frick, Julia: *wildekeit*. Spielräume literarischer *obscuritas* im Mittelalter. Zürcher Kolloquium 2016, Berlin 2018 (Wolfram-Studien XXV), S. 389–412.
- Vielberg, Meinolf: Der Mönchsbischof von Tours im ›Martinellus‹. Zur Form des hagiographischen Dossiers und seines spätantiken Leitbilds, Berlin/New York 2006 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte; 79).
- Waltenberger, Michael: Situation und Sinn. Überlegungen zur pragmatischen Dimension märenhaften Erzählens, in: Andersen, Elisabeth (Hrsg.): Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 2005, S. 287–308.
- Wolf, Norbert Christian: »Fruchtbarer Augenblick« – »prägnanter Moment«: Zur medien-spezifischen Funktion einer ästhetischen Kategorie in Aufklärung und Klassik (Lessing, Goethe), in: Alt, Peter André [u. a.] (Hrsg.): Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. FS für Hans-Jürgen Schings, Würzburg 2002, S. 373–404.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Hans Jürgen Scheuer
Humboldt-Universität
Institut für deutsche Literatur
Unter den Linden 6
10099 Berlin
E-Mail: scheuerh@hu-berlin.de

Friedrich Michael Dimpel / Martin Sebastian Hammer

Prägnanz und Polyvalenz – Rezeptionsangebote im ›Klugen Knecht‹ und im ›Schneekind‹

Abstract. Anhand von Strickers ›Klugem Knecht‹ sowie dem ›Schneekind‹ B wird gezeigt, wie polyvalente Sinnpotentiale durch eine prägnante Erzählweise realisiert werden können. Beim Stricker stehen die Polyseme *kündikeit* und *vuoge* einer zunächst eindeutigen Rezeptionslenkung zugunsten des Knechts gegenüber, die sich etwa in der Häufung des Reims *kneht : reht* widerspiegelt. Eine polyvalente Struktur entsteht hier erst auf der Metaebene. Beim ›Schneekind‹ werden indes bereits innerhalb der *narratio* ambivalente Verfahren zur Rezeptionssteuerung eingesetzt, während das Epimythion umgekehrt das Geschehen vereindeutigt. Zusammengenommen eröffnen beide Texte einen Blick auf das Verhältnis von Prägnanz und Polyvalenz im Märenerzählen.

In einigen Beiträgen in diesem Band wird der Begriff »Prägnanz« in der Bedeutung von »etwas vereindeutigen, etwas auf den Punkt bringen« verwendet. Hier soll nun akzentuiert werden, dass prägnante Kürze auch bei mehrdeutigen, ambivalenten Texten ein geeignetes Darstellungsmittel sein kann:¹ Auch Aporien, Dilemmata, Mehrdeutigkeiten und offene Wertungsangebote können in pointierten Formulierungen und in kurzen Erzählungen realisiert werden.²

Diese These lässt sich anhand von Sprichwörtern – einer Textsorte, der man gemeinhin Prägnanz zuschreibt (vgl. etwa Mieder 2002, S. 212, Wachinger 1994, S. 3, S. 7.) – zumindest illustrieren. In der Sammlung

»Adagiorum Chiliades« bietet Erasmus von Rotterdam zu vielen Sprichwörtern Erläuterungen. Zu einfachen Sprichwörtern wie »Dem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul«, die auch ohne Kontextwissen verständlich sind, ist die Erläuterung oft kurz (vgl. Erasmus von Rotterdam 1972, IV 5,24, S. 610f., hier mit einer Seite Erläuterung). Doch gerade ein Werk, das Sprichwörter nicht nur sammeln, sondern auch erläutern will, kann sich dann legitimiert sehen, wenn es einen Erläuterungsbedarf konstatieren kann; Erasmus verortet denn auch eine Obscuritas im Sprichwort, die in »Übertreibung, Ambiguität oder dialektalen Ausdrücken« gründet.³ Ganze 25 Seiten Erläuterung widmet Erasmus dem Sprichwort »Eile mit Weile« (Erasmus von Rotterdam, 1972, Nr. II 1,1, S. 464–513, Zitat S. 465–467):

Das Sprichwort hat [...] etwas von einem Rätsel an sich, denn es besteht aus zwei gegensätzlichen Begriffen. Es gehört also zu der am Anfang dieses Werkes beschriebenen Kategorie von Sprichwörtern, deren Formulierung einen Widerspruch enthält, wofür etwa »Glück im Unglück« ein Beispiel ist. [...].

Kennzeichnend ist die Antithese:

[...] Wenn man dazu noch bedenkt, welch reicher, tiefer, nützlicher und für alle Lebenslagen gültiger Sinn in dieser prägnant kurzen Formulierung eingefangen ist, so wird man sich wohl der Meinung anschließen müssen, daß es in der unendlichen Zahl von Sprichwörtern keines gibt, das es wie dieses verdiente, daß man es in alle Säulen meißelt [...].

Berühmt ist das Paradoxon des Epimenides: »Epimenides der Kreter sagte: Alle Kreter sind Lügner.« (Vgl. hierzu Zimmer 1987, S. 77–99.) Sowohl dieses Paradoxon als auch »Eile mit Weile« gehören zu Sentenzen, bei denen das Dilemma, die Ambivalenz, die Paradoxie oder die Obscuritas in der Formulierung der Sentenz selbst liegt. Daneben gibt es einen Typus, der in eindeutig ausgedrückter Weise auf deskriptiver Ebene davon handelt, dass es Dilemmata gibt – etwa beim hessischen Sprichwort: »Man kann nicht pusten und das Mehl im Mund behalten.« Eine russische Variante dazu lautet: »Man kann nicht auf zwei Stühlen sitzen, aber auf fünf Stühlen

liegen.« (Niederberger 2013, S. 73f.) Hier scheint der Objektspendebereich der Metapher wörtlich genommen zu sein, doch zugleich findet eine Anreicherung mit Sinn statt, sodass nicht ohne weitere Reflexion greifbar ist, welcher Gehalt auf einer übertragenen Ebene realisiert wird.

Im Unterschied zu kleinepischen Formen sind Sprichwörter zwar meist prägnant, jedoch nicht erzählend (vgl. auch Wachinger 1994, S. 12–15). In ihren Propositionen sind sie auf eine enge Selektion beschränkt, während Erzählungen weit mehr Gegenstandsbereiche einbinden; zudem existiert in Erzählungen meist eine Zeitdimension. Eine prägnante thematische Entfaltung im kleinepischen Modus erlaubt es daher umso mehr, dass einfache Propositionen verunklart oder umgedeutet werden. Häufig kann man etwa beim Märe beobachten, dass im Promythion ein Lehrsatz vorgestellt wird, der sich in Narration als unzureichend erweist, so dass die Lehre des Epi-mythions nur Teilaspekte des Märe trifft oder gar in Widerspruch zur Wertungsstruktur der Märenhandlung steht (vgl. Fischer/Janota 1983, S. 107–109, Haug 1993, S. 8, Schnell 2004, Millet 2000 sowie Reich/Schanze 2018).

Ein Beispiel dafür ist Kaufringers ›Der feige Ehemann‹. Der Text beginnt mit dem Lehrsatz, man solle von zwei Übeln das kleinere wählen. Der Ehemann lässt den Ritter, der seine Frau bedrängt, in sein Haus kommen, um ihm dort eine Lektion zu erteilen. Aber angesichts der Überlegenheit des Ritters beruft sich der Ehemann auf die Wahl des kleineren Übels, als er lieber zusieht, wie der Ritter seine Frau vergewaltigt, als dass er riskiert, vom Ritter getötet zu werden. Kaufringer erweist hier den initialen Lehrsatz als Problem. Zwar wird der Lehrsatz nicht explizit widerrufen, doch der Ehemann, der nach ihm handelt, wird am Ende vom Erzähler wüst beschimpft. Ambivalenz und die Problematik von einfachen Regeln und der Autorität von Erzählern werden hier in relativ kurzer Form im narrativen Modus vorgeführt (vgl. die ausführliche Darstellung in Dimpel 2018, S. 135–141).

In diesem Beitrag werden wir nun zunächst den Beitrag wörtlicher Polyvalenzen zur Wertungsstruktur im ›Klugen Knecht‹ diskutieren und

dabei eine auf den ersten Blick eindeutige Rezeptionslenkung herausarbeiten. Eine polyvalente Struktur wird hier nicht in der erzählten Welt realisiert, sie entsteht erst auf der Metaebene. Abschließend analysieren wir die Wertungsstruktur im ›Schneekind‹.

1. Prägnante Polyvalenz im ›Klugen Knecht‹

Homonyme Formulierungen haben den Reiz sprachlicher Prägnanz. Nicht in jedem Fall verstellen sie das Gemeinte, sondern bringen es häufig unter einem bestimmten Aspekt zur Geltung. (Wolbert 2005, S. 72)

Das Zitat des Moraltheologen Werner Wolbert soll als Rahmen für die folgenden Überlegungen zum Stricker-Märe *von einem kvndigen knehte* dienen. Zunächst wird gezeigt, wie die Polyseme *kündikeit* und *vuoge* an der Wertung des Figurenhandelns des Knechts teilhaben, wobei diese insofern prägnant sind, als sie jeweils multiple Perspektiven auf ein und denselben Sachverhalt in einem Lexem bündeln. Erst in Kombination mit eindeutigeren, innerhalb der *narratio* gesetzten Signalen – wie etwa dem sinnstiftenden Reim *kneht(e) : reht(e)* – ergibt sich eine konsequent positive ›evaluative Struktur‹ (Hübner 2003, S. 64–74) in Hinblick auf die Hauptfigur. Anschließend werden die gewonnenen Ergebnisse für eine metapoetische Lesart des Textes fruchtbar gemacht, wobei auch die Frage nach der Funktion des Epimythions im Verhältnis zum Prägnanz-Aspekt zu beantworten sein wird.

In Bezug auf das Promythion des Märe (V. 1–12) hat bereits Hedda Ragotzky von Prägnanz gesprochen: Es beinhalte eine ›kurze[], überaus prägnante[] Exposition des Gefüges sozialer Beziehungen, in dem die handelnden Personen zueinander stehen.« (Ragotzky 1981, S. 85) Doch der Textbeginn ist nicht nur aufgrund seines Inhalts als prägnant zu bezeichnen; vielmehr werden mit den ersten vier Versen plus Überschrift schon all jene (teils polyvalenten) Begriffe, auf die im Folgenden ein Schwerpunkt gelegt wird, einmal aufgerufen (Hervorh. d. Verf.):

Ditz ist von einem kvndigen knehte
Ein vil schönes mere

Hœret, waz einem manne geschach,
an dem sîn êlich wip zebrach
beide ir triuwe und ir reht.
der hâte einen gevüegen kneht.

(V. 1–4; Überschrift nach H 182)⁴

Der *kvndige kneht* wird in der Überschrift des Textzeugen H 182 eindeutig als Protagonist fokussiert;⁵ in Vers 4 wird er mit dem Attribut *gevüege* in die Handlung eingeführt. Die (nur an einer Stelle im Text verbürgte) Kombination *gevüege*[] *kündikeit* (V. 336) hat Ragotzky bekanntlich im vereinseitigenden Sinne einer normgerecht eingesetzten Klugheit zum Leitinterpretament der Stricker-Mären überhaupt erhoben (vgl. Ragotzky 1981, S. 83–92). **In Hinblick auf den Zusammenhang von Prägnanz und Polyvalenz** im spezifischen Fall des Märe vom »klugen Knecht« erscheint es uns indes vielversprechend, die beiden Polyseme voneinander getrennt zu beleuchten.

Zunächst zur *kündikeit*, die insofern doppeldeutig ist, als sie a priori sowohl eine positive als auch eine negative Lesart zulässt.⁶ Ragotzky (1981, S. 83) verweist auf eine vorrangig pejorative Konnotation in der zeitgenössischen Sangspruchdichtung, um daran anknüpfend zu postulieren, der Stricker verfolge mit seiner »provokativen« (ebd., S. 85) Umdeutung eine gattungskonstitutive Programmatik. Dagegen hat Elfriede Stutz (1984, S. 35) zurecht eingewandt, dass *kündikeit* für den Stricker überhaupt nur im Märe vom *kvndigen knehte* belegt sei, der »Kategorie der *kündikeit* als Konstituens eines neuen Texttyps« (Ragotzky 1981, S. 83) mithin die Textbasis über den Einzelfall hinaus fehle. Die Leitthese Ragotzkys ist aber noch in einer weiteren Hinsicht einzuschränken, denn in der zeitgenössischen höfischen Erzählliteratur wird *kündikeit* ebenso häufig in klar positivem Sinne verwendet, und dies – entgegen der Darstellung bei Stutz (1984, S. 34) – auch ohne entsprechende Attribute.⁷ Es scheint daher wahrscheinlicher,

dass der Stricker von vornherein mit der Polysemie bzw. Polyvalenz des Begriffs und nicht, wie Ragotzky (1981, S. 83) annimmt, »mit der provokativen Wirkung einer [...] Umdeutung« kalkuliert.

Ungeachtet dessen hat Walter Haug Stutz⁷ Studie zum Anlass genommen, sogar für das Märe vom *kvndigen knehte* ein negatives Begriffsverständnis anzulegen: »Wenn der Stricker den Begriff verwende – und er tut dies, entgegen dem Eindruck, den Ragotzkys Arbeit vermittelt, nur ein einziges Mal: im Epimythion zum ›Klugen Knecht‹ –, dann sei es ›schwer denkbar‹, dass er ihn ›gegen allen herrschenden Sprachgebrauch‹ positiv verstanden wissen wollte.« (Haug 2006, S. 20; Zitat im Zitat: Stutz 1984, S. 44) Problematisch ist dabei (jenseits der bereits oben geäußerten Kritik), dass Haug die Arbeit von Stutz in unzulässig verknappender Weise zitiert. Bei Stutz heißt es: »Es ist schwer denkbar, daß er [der Stricker] gegen allen herrschenden Sprachgebrauch [...] das Wort *kündikeit* zum prinzipiell hochwertenden Terminus erhoben hätte [...].« (Stutz 1984, S. 44; Hervorh. d. Verf.) Darüber hinaus, und dies wiegt noch schwerer, wird im Folgenden zu zeigen sein, dass die von Haug (2006, S. 20) vorgeschlagene negative Lesart der *kündikeit* des Knechts – »tückisch mit guter Absicht« – schlicht quer zur positiven Wertungsstruktur des Märe in Bezug auf seinen Protagonisten steht.

Im Vergleich zur *kündikeit* oszilliert die Kategorie des *gevüege*-Seins weniger zwischen einer dezidiert positiven und negativen Interpretation als zwischen zwei per se ›wertneutralen‹ Bedeutungsvarianten: Zuletzt hat Nina Nowakowski im Zusammenhang eines aufschlussreichen Vergleichs verschiedener Übersetzungen von Strickers ›klugem Knecht‹ und Gottfrieds ›Tristan‹ darauf hingewiesen, dass *gevüege* nicht nur die »Dimension der ›Schicklichkeit‹, des normgerechten Handelns«, sondern ebenso gut die »Dimension der ›Geschicklichkeit‹, des kunstfertigen Handelns« impliziere (Nowakowski 2016, S. 241),⁸ was gleichwohl in den Stricker-Übersetzungen weitaus weniger Berücksichtigung findet als bei Gottfried (ebd., S. 247f.). Zusammengefasst ergeben sich damit mindestens⁹ vier Interpretationen

von *gevüeger kündikeit*, die sich aus positiver und negativer Lesart der *kündikeit* einerseits sowie ›Schicklichkeit‹ (im Sinne eines angemessen ›Sich-Fügens‹ in eine vorgegebene Ordnung) und ›Geschicklichkeit‹ (im Sinne eines kunstvollen ›Zusammen-Fügens‹ etwa einer Erzählung) als Übersetzungsmöglichkeiten des *gevüege*-Seins andererseits kombinieren lassen. Sie sind zu situieren zwischen den Polen normgerecht-schicklicher Klugheit und kunstfertig eingesetzter Listigkeit, wie folgende Matrix verdeutlichen soll:¹⁰

<i>gevüege kündikeit</i>	<i>gevüege</i> ≈ sich normgerecht (in eine Ordnung) fügend	<i>gevüege</i> ≈ kunstfertig zusammenfügend
<i>kündikeit</i> ≈ Klugheit, Listigkeit in gutem Sinne	»schickliche Klugheit« (V. 336, Übers. Grubmüller 1996a)	kunstfertig eingesetzte Klugheit
<i>kündikeit</i> ≈ Listigkeit in bösem Sinne	»tückisch mit guter Absicht« (Haug 2006, S. 20)	kunstfertig eingesetzte Listigkeit

Doch so deutungsoffen die *gevüege kündikeit* zunächst wirken mag: Noch im Rahmen des Promythions liefert der Text klare Indizien, die eine positive Sichtweise auf den Knecht privilegieren. Dem Knecht ist es *swære* (V. 8), dass sein Herr betrogen wird, seine Ergebenheit erschöpft sich nicht allein in einem Dienstverhältnis, sie verfügt darüber hinaus über eine identifikatorische Komponente. Der Knecht fühlt mit seinem Herrn nicht nur mit, er fühlt sogar für ihn – nicht allein die Dimension der Wahrnehmung wird also ausgelagert, sondern in der Folge auch diejenige der Emotion. Die späteren Handlungen des Knechts anstelle seines Herrn erscheinen dadurch vorweg in doppelter Hinsicht gerechtfertigt.

Im Anschluss an das Promythion wird dann ein Tableau dessen entfaltet, was sich Tag für Tag aufs Neue zuträgt: Die Bäuerin, in Vers 14 als

wîp hōvisch unde stolz charakterisiert, jagt ihren Gatten mit harschen Worten hinaus in den Wald, damit sie ihrerseits Zeit und Raum für das Minnespiel mit dem Pfaffen hat. Die eigentliche Handlung wird erst in Gang gesetzt, als das iterative Erzählen (*alsō vertriben si manigen tac. / Iel nahtes [...]*, V. 27f.), zu dem auch noch die Figurenrede der Ehefrau zum **Bauern gehört (V. 34–42), jäh durch den Knecht durchbrochen wird:**

>deiswâr<, gedächte der kneht,
 >ez wære billich unde reht,
 wesse mîn meister iuweren muot,
 waz ir untriuwen uns tuot.
 deiswâr, mac ich ez gevüegen,
 ich wil iuch schiere rüegen
 sô rehte mit der wârheit,
 daz ez iu wirt ein herzeleit.<
 (V. 43–50)

Zu erwarten wäre eine *reactio* des Bauern auf die *actio* der Bäuerin (vgl. Strasser 1989, S. 60f.), doch stattdessen tritt erstmals der Knecht an die Stelle seines Herrn. Auf einige Aspekte sei dabei besonders hingewiesen:

Erstens vollzieht sich die Substitution zunächst in latenter Weise, nämlich in Form einer *G e d a n k e n*rede. Hierin liegt ein signifikanter Unterschied zwischen den Fassungen A 62/H 182 und H 209, denn im Rahmen der letztgenannten geht der Knecht unmittelbar zum Frontalangriff auf die Bäuerin über:¹¹ Das *schire rîgen / Mit der gantzen warheit* (Text nach H 209, V. 38f.) ist dort Inhalt einer unverhohlenen Drohung qua direkter Figurenrede, die spätere verbale Aggression der Bäuerin deshalb eine plausible *reactio* im Rahmen einer bereits offen ausgetragenen Konfrontation. Ganz anders liegt der Fall in der Fassung A 62/H 182. Wenn hier die Ehebrecherin den Verköstigungswunsch des Knechts mit den Worten *nu iz den grimmigen tât!* (V. 62) quittiert, dann ist dies eine handlungslogisch kaum motivierte Ungerechtigkeit,¹² die rezipientenseitig zusätzliche Sympathie für den Knecht evozieren dürfte.

Zweitens reimt unmittelbar zu Beginn der Gedankenrede, und dies zum ersten Mal seit dem Promythion (V. 3f.), *kneht* mit *reht*. Die scheinbare Anmaßung, dass von nun an der Knecht stellvertretend für seinen Herrn das Zepter der Handlung übernimmt, ist ein zweites Mal abgefedert, hat dieser doch das Recht auf seiner Seite. Die jeweils signifikante Position des Reims *kneht : reht* (bzw. *vice versa*) innerhalb der Erzählung – unmittelbar bei der Einführung der Figur, dann erst wieder just im Moment der benannten Substitution – gibt Anlass zu folgender Hypothese: Das Reimpaar ließe sich möglicherweise als ein zentrales Moment einer Rezeptionslenkung zugunsten des Knechts interpretieren.

Drittens wird das Moment der emotionalen Identifikation des Knechts mit seinem Herrn wieder aufgegriffen. Nicht nur, dass er diesen im Rahmen einer Gedankenrede als *mîn meister* adressiert (V. 45), er ist auch selbst durch das Verhalten der Bäuerin unmittelbar getroffen: *waz ir untriuwen uns tuot* (V. 46). Damit ist der *triuwe*-Aspekt aus dem Promythion (vgl. V. 3) wieder aufgenommen – und die grundsätzlich hierarchische Ordnung zwischen Herrn und Knecht bleibt nicht nur äußerlich gewahrt, sondern wird darüber hinaus als eine durch den Knecht verinnerlichte dargestellt.

Und schließlich viertens dürfte es kaum Zufall sein, dass der Knecht es gerade *gevüegen [mac]* (V. 47), das Minnespiel mit dem Pfaffen für die Bäuerin in ein Herzeleid zu verkehren. Innerhalb der eigentlichen Erzählung (exklusive Pro- und Epimythion) ist dies die einzige Belegstelle für eine Ableitung von *vuoge*, und es scheint naheliegend, den Vers als Antizipation des späteren geschickten Erzählens des Knechts zu verstehen, mit dem er im weiteren Handlungsverlauf seinen Herrn zum schrittweisen ›Begreifen‹ der Wahrheit führen wird. Die Dimension des kunstfertigen ›Zusammen-Fügens‹ gewinnt so schon hier in subtiler Weise Priorität über diejenige des ›Sich-Fügens‹ in eine vorgegebene Ordnung – und die Omni-präsenz der Lemmata *reht* (in V. 44 sowie *rehte* in V. 49) und *wârheit* (in V. 49 sowie *deiswâr* in V. 43 und V. 47) innerhalb des Gedankenzitats lässt den gefassten Plan von vornherein als buchstäblich gerechtfertigt erscheinen.

Um die bestmöglichen Voraussetzungen für sein Arrangement zu schaffen, unternimmt es der Knecht sodann, zuerst den Aufbruch mit dem Bauern **durch eine gemeinsame Stärkung zu verzögern (vgl. V. 51–68), anschließend unter einem Vorwand ins Haus zurückzukehren (vgl. V. 69–78) und** dort heimlich die Vorbereitungen für das Stelldichein zwischen Bäuerin und Pfaffen zu beobachten (vgl. V. 79–103). **Er nimmt in Kauf, dass der meister ungemuot** (V. 76) auf sein Verhalten reagiert, indem er durch sein Fernbleiben dessen *grimme* (V. 113 und V. 134) und *zorn* (V. 115, V. 123 und V. 144) auf sich zieht, er kann ihn aber so zurück zum Schauplatz des Rechts- und Treuebruchs seiner Gattin locken. Zumindest aus der Figurenperspektive des Bauern muss die Zuverlässigkeit des Knechts daher zur Disposition stehen, wenn er ihn fragt: *welch tîvel hâte dich hiute hin, / daz du niht quæme hin wider* (V. 150f.) und, den bereits zuvor geäußerten Vorwurf seiner Gattin aufgreifend (vgl. V. 64f.), anfügt: *du leist daz werc vaste nider* (V. 152). Die folgenden vier Verspaare skizzieren daraufhin prägnant, wie der Knecht die für ihn durchaus prekäre Situation löst:

dô mahte er ein mære
 und sagete, daz er wære
 vil wundern unmüezic sit.
 dô lie der meister den strît.
 er was biderbe der kneht;
 dâ von was des meisters reht,
 daz er einen kleinen zorn
 vil schiere hâte verkorn.

(V. 153–160)

Es könnte zunächst irritieren, dass die zuvor mehrfach markierte Wut des Bauern rückwirkend in *einen kleinen zorn* gewandelt wird. Doch auch hier ist latent eine Antizipation des Folgenden mit am Werk: Dass der Knecht zur Lösung *ein mære* [*mahte*], verweist bereits auf seine spätere, im Text auserzählte Binnenerzählung – und der nunmehr zum dritten Mal genutzte Reim *kneht* : *reht* dient hier nicht nur der impliziten Rechtfertigung seines auf den ersten Blick unzuverlässigen Verhaltens, sondern insbesondere zur

positiven Wertung des in Minimalform wiedergegebenen *mære* über seinen zwischenzeitlichen Fleiß. Dass der Knecht die »[d]ie wütenden Vorhaltungen über sein Ausbleiben [...] mit einer erlogenen Geschichte [entkräfte]« (Achnitz 2000, S. 193) erscheint dabei als unzulässig vereindeutigende Lesart der Passage, denn er war ja durchaus damit beschäftigt, die Begebenheiten im Hause aufmerksam *in sine pflege* (V. 130) zu nehmen. Der Knecht rechnet also zwar bewusst damit, dass der Bauer sein *mære* / [...] *daz er wære / vil wundern unmüezic sît* (V. 153–155) erst später wird verstehen können – ein Lügenvorwurf gegenüber dem *biderben* Knecht ist aus dieser einkalkulierten Deutungsoffenheit jedoch nicht abzuleiten.¹³

Der zweiten, ungleich umfangreicheren Binnenerzählung des Knechts geht die variierte Wiederholung zuvor erzählter Elemente voraus: Die Herrin argumentiert analog zur allmorgendlichen Szenerie für einen **schnellen Aufbruch des Gespanns** (V. 161–171, vgl. V. 28–42) – hinzu tritt verstärkend, dass sie nun auch selbst mit anpackt, um den Wagen zu entladen (V. 172) –, der Knecht bittet abermals um Verköstigung, die ihm **wie schon zuvor gewährt wird** (V. 175–193, vgl. V. 51–68), **und dies hat wie zuvor den Widerwillen der Bäuerin zur Folge** (vgl. V. 194–206). Die Erzählung bewegt sich damit beinahe fünfzig Verse lang in Bahnen, die dem Rezipienten bereits vertraut sind. Umso aufschlussreicher dürfte daher die folgende Figurenrede des Bauern sein:

der wirt sprach zuo dem knehte:
 >dîn vrouwe diu tuot rehte
 hiute allen den tac, sam si dich
 noch harter vürhte denne mich.
 ich weiz wol, hæte ich mir nu
 ze ezzen gevodert alsam du
 si wære mir niemer sô gereht.<
 >entriuwen, meister<, sprach der kneht,
 [...]
 (V. 207–214, Hervorh. d. Verf.)

Bei aller gebotenen Vorsicht in Bezug »auf einen Reim [...], der sich nahezu zwangsläufig einstellt« (Scholz 2000, S. 136), scheint es an dieser Stelle gerechtfertigt, dem Paar *kneht(e) : reht(e)* Signalfunktion zuzuschreiben,¹⁴ präluieren die zitierten acht Verse doch gerade die in doppelter Hinsicht prekäre Entlarvung der Ehebrecher,¹⁵ die der Knecht im Folgenden erzählerisch und zugleich performativ vollführt:¹⁶ Er lässt seinen Herrn Schritt für Schritt – im wörtlichen, haptischen Sinne – »begreifen«, was sich tagtäglich in seinem Hause abspielt, »indem er eine Geschichte aus seinem Leben (er-)findet, die so g e o r d n e t ist, daß sie dem Bauern zum Medium der Erfahrung zu werden vermag.« (Egerding 1998, S. 136, Hervorh. d. Verf.) Wann immer der erzählende Knecht dabei direkt auf die für das Festmahl der Minnegemeinschaft vorbereiteten Requisiten Bezug nimmt, wird er von seinem Herrn mit zunehmender Intensität¹⁷ gelobt, bevor bzw. **nachdem dieser die Gegenstände ergreift (vgl. V. 230–233 und V. 244–246 bzw. V. 260–265 und V. 280–286). Der letzte Akt in diesem Schauspiel**, das Erfassen des Pfaffen – und damit der Moment seines unmittelbaren »*wärheit sehen*« (Scheuer 2009, S. 747)¹⁸ –, gibt dem Bauern die zwischenzeitlich verlorene Handlungsfähigkeit wieder zurück: Mit der Bestrafung des Lüstlings und der Ehefrau ist das Ende seiner Substitution durch den **Knecht markiert (vgl. V. 287–299). In den Worten Michael Waltenbergers** (2005, S. 308) bleibt dabei festzuhalten: »Voraussetzung dafür ist allerdings das listige Arrangement einer Situation, in der die »uneigentliche« Rede durch den pragmatischen Bezug erst wirksam werden kann.«

Aus der bisherigen Argumentation sollte deutlich geworden sein, dass das Handeln des *kvndigen knehtes* durch den Erzähler in ein durchweg positives Licht gesetzt wird. Umso mehr bleibt dann aber zu fragen, welche Funktion eigentlich dem – mit gut dreißig Versen nicht eben knapp bemessenen – **Epimythion (V. 308–338) noch zukommen solle. Ginge es darin** allein um die nochmalige Würdigung des Figurenhandelns des Knechts, erschiene die abschließende Erzählerrede wohl eher überschüssig als prägnant.¹⁹

Es verwundert daher kaum, dass Umfang und Inhalt der *moralisatio* wiederholt zum Ausgangspunkt (unterschiedlich weitreichender)²⁰ meta-poetischer Lesarten des gesamten Märe gemacht wurden – im vorliegenden Beitrag kann dies jedoch auf Basis einiger neuer Beobachtungen zur Wertungsstruktur innerhalb der *narratio* geschehen. Vor diesem Horizont ließe sich gleich der Beginn des Epimythions neu gewichten:

Der vriuntliche kündikeit
mit rehter vuoge kan begân,
der hât dar an niht missetân.
(V. 308–310)

Ragotzky (1981, S. 88) hat für diese drei Verse beansprucht, dass »der negativ vorbelastete Begriff *kündikeit* durch die flankierenden Begriffe *vriuntlich* und *rehte vuoge* programmatisch positiv umgedeutet« werde. Dagegen ist zunächst ein in einer mündlichen Vortragssituation nicht zu unterschätzender Aspekt vorzubringen, nämlich das Vorliegen einer beschwerten Hebung auf der Silbe *vriunt-* (V. 308): Es dürfte daher eher die *kündikeit* das stärker akzentuierte Moment des *vriuntlichen* »flankieren« als umgekehrt. Und auch sonst scheint zunächst kein allzu starkes Gewicht auf dem Aspekt der *kündikeit* zu liegen: eher »schleicht« sich die Kategorie sukzessive in die Erzählung ein (dass der Knecht in Vers 248 als *kündige* bezeichnet ist, bleibt bis zum Epimythion der einzige Beleg) und wird bei ihrer ersten direkten Nennung als *vriuntliche kündikeit* sogleich um den Zusatz *mit rehter vuoge* ergänzt. In unmittelbarem Kontrast zur *valsche*, **die Ehrverlust zur Folge hat (vgl. V. 311–314), stellt *vriuntliche kündikeit mit rehter vuoge* einen *hoveliche[n]* Wert dar (vgl. V. 315–318; zum Aspekt des *hovelichen* vgl. Ehrismann 1984).**²¹ Sie ist realisiert durch das (äußerlich wie innerlich)²² die hierarchische Ordnung wahrende und zugleich kunstfertig-ordnungsstiftende Erzählen des Knechts, das sowohl recht-schaffen ist als auch Recht schaffend wirkt.

Es sind dies freilich Qualitätsmerkmale eines Erzählens, das nicht nur intradiegetisch durch die Figur des Knechts, sondern (und dies schon *per*

definitionem) zugleich extradiegetisch durch den Erzähler des Märe verwirklicht ist. Jenes Kippmoment zwischen Binnen- und Rahmenerzählung mag dafür ursächlich sein, dass man der Metadiegeese nicht nur programmatische Funktion zugeschrieben, sondern darüber hinaus die Ragotzky'sche Kategorie der *gevüegen kündikeit* teils recht bedenkenlos auf den Stricker als Mären-Autor(!) übertragen hat. So liest man etwa bei Wolfgang Achnitz (2000, S. 200f.):

Der Vorgang, der einen Erkenntnisprozeß des Bauern in Gang setzt [...] [, wird] initiiert [...] durch einen Erzähler, der sich durch *gevüege kündikeit* auszeichnet – eine Eigenschaft, die wohl auch der Stricker als Verfasser des Textes für sich selbst in Anspruch nimmt, denn mit ihrer Hilfe lassen sich Verhaltensregeln und Ratschläge an ein ständisch höherstehendes Publikum vermitteln – eine Situation, in der sich der Stricker als Berufsdichter permanent befunden haben dürfte.

Die forciert autorbezogene Lesart Achnitz' ist insofern einzuschränken, als es ja gar keiner außertextuellen Kategorie ›Autor‹ bedarf, um eine Spiegel-funktion des Binnenmäre interpretatorisch nutzbar zu machen – es genügt dafür völlig, den Knecht als eine Art *alter ego* des extradiegetischen Erzählers zu verstehen. Unter dieser Prämisse erscheint die Privilegierung einer positiven Sichtweise auf den erzählenden Knecht durch den extradiegetischen Erzähler freilich kaum mehr überraschend: Der Knecht wahrt die Statusgrenze zu seinem Herrn nicht einfach nur äußerlich, sie wird darüber hinaus als durch ihn emotional verinnerlichte inszeniert. Spiegelt man dieses Verhältnis zurück auf die Beziehung zwischen Erzähler und Adressat, so wird die *triuwe* des Knechts zum Herrn als Loyalität des Erzählers zu seinem Publikum interpretierbar.

Indes: Aus der damit angedeuteten metapoetischen Lesart, die den Text quasi zu einer Allegorie des Mären-Erzählens selbst erhebt, folgt letztlich doch eine Usurpation ›auktorialer‹ Kompetenz durch den Erzähler – allerdings auf höherer Ebene: Über den Umweg einer positiven Wertung des erzählenden Knechts qua Narration und Reimgestaltung gelingt es dem

Erzähler, seinen Hörer (bzw. Leser) von der eigenen erzählerischen Kompetenz zu überzeugen – wobei er die Wertmaßstäbe selbst setzt. Das wiederum kongruiert mit dem Erzählverfahren des Knechts, der ebenfalls keine expliziten Bewertungshandlungen vornimmt, seinen Herrn aber (wie eine Marionette) die durch ihn vorgegebenen Schritte vollziehen lässt, bis dieser selbst wieder handlungsfähig ist.

Zusammengefasst ist diese Polyvalenz insofern prägnant, als die Kontamination der Ebenen nicht in einer vereindeutigenden epimythialen Lehre realisiert, sondern in die *narratio* selbst umgesetzt wird. Der Knecht ist einerseits fügsam-ordnungswahrend und doch andererseits ein kunstfertig-ordnungsstiftender, selbstmächtiger Gestalter – und beides zugleich ist in der prägnant-polyvalenten Wendung der *gevüegen kündikeit* in Vers 336 auf den Punkt gebracht. Das explizit als Lehre zu formulieren, wäre weit schwieriger, als es in Handlung und Binnenrede schlicht vorzuführen.

2. Prägnante Ambivalenz im ›Schneekind‹ B

Im Gegensatz zum ›Klugen Knecht‹, dessen Epimythion die Polyvalenzen von *kündikeit* und *rehter vuoge* gerade nicht auflöst, sondern in ihrer Mehrdeutigkeit in der Schwebelasse lässt, vereindeutigt das Epimythion des ›Schneekind‹ B in der abschließenden Erzählerwertung das Geschehen und sanktioniert die Rache des Ehemanns an seiner Ehefrau. Die Handlung lässt sich in fünf eher kurzen Sätzen zusammenfassen:

Die Frau hat während einer langen Geschäftsreise ihres Mannes ein Kind geboren. Bei der Rückkehr ihres Gatten gibt sie vor, sie habe Schnee in den Mund genommen und sei davon schwanger geworden. Der Ehemann akzeptiert zum Schein diese Ausrede. Als das »Schneekind« herangewachsen ist, verkauft es der Ehemann bei einer Geschäftsreise im Süden. Seiner Frau schwört er (*der frowen er vil tür swür*; V. 68), das Kind sei von der Hitze der Sonne geschmolzen, da es ja aus Schnee entstanden sei.

Am Ende bilanziert der Erzähler: *ir list mochte si nit frumen, / er wär ir wol verkert. / als si jm daz messer bot, / bisses halb gab er irs wider.* (V. 76–80) Und weiter: *doch son wir hie bi mercken, / wer kan sin laster decken / und och sin hertzlait, / biß im sin stat wirt berait, / daz er mag wol erwenden / allenthalb an den enden, / der ist gar ain wiser man, / der lüg mit lüg gelten kan.* (V. 83–90; Ausgabe Grubmüller 1996a)

Diese pointierte Struktur funktioniert deshalb als Wortwitz, weil die Lüge das Schnee-Motiv wiederaufnimmt. Wenn die Handlung wie hier in gerade fünf kurzen Sätzen paraphrasiert wird, bleibt es beim Witz, bei der gelungenen Replik (vgl. Grubmüller 1996b, S. 253; unter dem Stichwort »Revanche-Struktur« Grubmüller 2006, S. 108; ähnlich Frosch-Freiburg 1971, S. 48). Der Fokus auf den Wortwitz kann Empathie-Potentiale ausblenden – das hat Harald Haferland an Kindersprüchen gezeigt wie »Alle Kinder halten an der Klippe, nur der Peter geht noch einen Meter.« (Haferland 2016, S. 213–221)

Doch die »Schneekind«-Fassung B²³ ist nicht fünf Sätze lang, sondern 90 Verse. Die Witzstruktur wird durch narrative Elemente konterkariert, die einen Überschuss gegenüber der Witzform mitführen. Man erfährt etwa, dass der Junge an Ungetaufte verkauft wird, das Kind wird also zum Sklaven in der Fremde. Bereits die Jahre umfassende Zeitstruktur und die Reise ins nicht-christliche Ausland bieten Assoziationspotentiale, die einen knappen Wortwitz weit überwuchern. Wenn Prägnanz nicht nur durch die Kürze eines Witzes entsteht, sondern wenn eine erzählende Form vorliegt, wird eine komplexere Prägnanz begünstigt, die dazu geeignet sein kann, Problembereiche zu schärfen.

Zunächst hat der Ehemann Verständnis vorgegaukelt und gesagt: *dez bin ich hertzlischen fro, / das got uns gab disen sun / gar lieplich züchte dün. / er wirt, wil got, ain werder man / ist daz im got dez lebens gan. / er ist mir innicklichen zart.* (V. 30–35) Das kann als Themenvorgabe (zum Begriff vgl. Dimpel 2011, S. 56–58, 392–394) aufgefasst werden, wie eine vorbildliche Einstellung von Eltern zu ihren Schutzbefohlenen auszusehen

hat. Die Sorge der Frau um das Kind wird ebenfalls zum Thema erhoben – explizit wird hier ihre Sorge genannt, dass ihm etwas Arges geschehen könne.²⁴ Auch die Erzählerstimme vergibt detaillierte und wertende Informationen, sie nennt das Kind *den schönen sneknaben* (V. 51).

Die Witz-Form wird auch dadurch gesprengt, dass das Thema Wortbruch und Einhalten von Eiden eingebracht wird: Bereits bei der Rückkehr des Kaufmanns von der ersten Reise wird von einem Eid berichtet: *er swür vast dem wib / bi got und sinem lib, / er pflåg sin, so er beste könd, / als er im liebes günd.* (V. 53–56) Dieser Eid hilft dem Mann bei seiner (ex post rekonstruierbaren) Absicht, seinen Rachedurst vorerst vor seiner Frau zu verbergen. Dennoch ist bemerkenswert, dass der Eid so präzise formuliert ist, dass es sich formal nicht um eine Lüge handelt: Nur in dem Maße wird er sich bestens um das Kind kümmern, wie er ihm Liebes gönne – die Übersetzung von Grubmüller 1996a übergeht diesen konditionalen Aspekt (knapp zum Lügen-Motiv auch Haug 1993, S. 16). Dennoch zielt der Eid auf die Täuschung seiner Frau – eine heftige Täuschung, bei der der Mann noch Gott als Zeugen bemühte. Am Ende des Textes steht ein eindeutiger und durchsichtiger Meineid: *der frowen er vil tür swür, / do er kam in egipte lant, / da zerflosz er in dem sant / von der sunnen hitz.* (V. 68–71)

Ein drittes Thema wird neben der Sorge um das Kind und neben dem Eid-Thema wichtig: der religiöse Kontext. Bereits das Schnee-Motiv berührt das Motiv der unberührten Empfängnis. Der Mann zeigt sich danach als froh, *das got uns gab disen sun* (V. 31). Es folgt ein doppelter Bezug auf Gott: Der Sohn könne, wenn *got will, ain werder man* werden (V. 33), und zwar unter der Bedingung, *daz im got dez lebens gan.* (V. 34) Gott ist bereits beim ersten Eid involviert (V. 54). Religiöse Aspekte sind auch im Spiel, wenn das Kind an *ain diet ungetoft* (V. 64) verkauft wird. Auch hier wird die Fassung B sehr konkret: Während es in Fassung A den Wellen im wilden Meer überlassen bleibt, den Kaufmann in ein schönes Land zu verschlagen, in dem der Sohn verkauft wird, (V. 47–49), berichtet er seiner Frau in Fassung B, das Kind sei in Ägypten geschmolzen.²⁵ Durch die

Engführung von Verkauf an Ungetaufte und dem Verlust des Kindes in Ägypten wird in Verbund mit dem zuvor rekurrent eingebrachten religiösen Kontext die alttestamentarische Geschichte von Josef aufgerufen, der von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft wurde (1. Mose 37,12–36) – dort findet sich auch das Motiv, dass die Angehörigen (dort die Brüder), die den Verkauf nach Ägypten ins Werk gesetzt haben, einen weiteren Angehörigen (dort den Vater) über den Verbleib des Sohnes täuschen (dort mit einem Rock, der mit Ziegenblut besudelt wurde).

Mit dem Motiv »Verkauf nach Ägypten« sind religiöse Wertmaßstäbe in das Märe eingebracht, auch wenn eine klare Bewertungshandlung unterbleibt (zur Differenzierung von Wertmaßstäben und Bewertungshandlungen vgl. Winko 1991, S. 24–44). Zuvor wurden mit dem Thema »Fürsorge für Schutzbefohlene« weitere Wertmaßstäbe eingebracht, vor der die kalte Position des Epimythions fragwürdig werden kann. Josefs Brüder sind negativ dargestellt, sie handeln aus niederen Motiven; den Interessen ihres Vaters begegnen sie mit Missachtung. Rezipienten, die die Parallelen zur Josef-Geschichte – ob bewusst oder präreflektorisch – registrieren, können die negative Wertung von Josefs Brüdern auf den Schneekind-Stiefvater übertragen.

Wenn Grubmüller die Witzstruktur betont, die den Blick nur auf Handlung und Gegenhandlung richte,²⁶ übersieht er dabei, dass längst nicht alle Textsignale getilgt sind, an denen eine empathische Rezipientenreaktion für das Kind anknüpfen könnte.²⁷ Andere Rezipienten haben anders reagiert: Ziegeler (1985, S. 194) hat etwa betont, dass der Verkauf des Kindes das »eigentliche Skandalon« ist; ähnlich rezipiert Strasser (1989, S. 335),

[...] daß ich mich nicht mit der Figur des Vaters identifiziere, deren Verhalten ich nur als grausam und barbarisch empfinden kann. Je öfter ich die Geschichte lese, desto mehr beschäftigt mich das Schicksal des Kindes, das völlig unschuldig für das Fehlverhalten Dritter und Vierter büßen muß.

Wenn Grubmüller 1996c, S. 346, postuliert, man müsse die »Umstandslosigkeit« des Märe ernst nehmen und »nicht im Nicht-Erzählten« den Sinn suchen, ist dem entgegenzuhalten, dass im »Schneekind« B gerade das Erzählte in einer kleinepischen Form und nicht der Kleinstform des Witzes präsentiert wird. Fassung B bietet gegenüber der Witzform mindestens drei thematische Erweiterungen: Die Thematisierung, welche Einstellung gegenüber Schutzbefohlenen vorbildlich wäre, das Thema Eid und Wortbruch sowie die religiöse Grundierung, die gerade an signifikanter Stelle (Verkauf an Ungläubige, Aufruf der Josef-Geschichte) axiologische Momente an die Verkaufshandlung heranträgt. Gerade dann, wenn etwa im Vergleich zur Roman-Form relativ wenige Informationen zu den Figurenaktionen vergeben werden, gilt es, diese Informationen nicht schlicht als Beiwerk abzutun, sondern sie in die Interpretation einzubeziehen.²⁸

Im kleinepischen Format besteht das Erzählte aus mehr als aus dem Muster der gelungenen Replik, es lässt sich nicht auf diese eine Dimension reduzieren. Wollte man die narrativen Passagen tilgen, an denen eine empathische Rezipientenreaktion anknüpfen kann, so könnte man auch mit fünf kurzen Sätzen statt mit 90 Versen auskommen.

Es geht sogar noch kürzer: Geoffroi de Vinsauf stellt als Abbreviatio-Beispiel eine Ein-Hexameter-Ultrakurzversion vor: *De nive conceptum quem mater adultera fingit / Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit.* (733–736).²⁹ Eventuell ist diese Fassung sogar zu kurz für die Witzstruktur; Burghart Wachinger bemerkt dazu:

Damit die beiden Pointen des Schwanks ihre Wirkung entfalten können, muß wohl wenigstens die Ausrede der Frau, die den Mann glauben machen will, sie habe Durst gehabt und Schnee gegessen und sei davon schwanger geworden, etwas ausführlicher vorgeführt werden, muß auch erwähnt werden, daß der Mann die Ausrede zunächst durch sein Schweigen zu akzeptieren scheint. (Wachinger 1994, S. 3)

In den 90 Versen der Fassung B wird jedenfalls in Gegensatz zu dem auffällig einseitigen Epimythion, das die Rache billigt, ein prägnantes Erzählen mit einer mehrschichtigen Wertungsstruktur generiert, die das Muster der gelungenen Revanche mit einem Kontrapunkt versieht, zu dem die Anspielung auf den Verkauf von Josef nach Ägypten eine intertextuelle Wertungsübertragung ermöglicht.³⁰

Vielleicht kann damit auch ein verallgemeinerbarer Aspekt zu Prägnanz und Polyvalenz festgehalten werden: Es wäre auch denkbar, in einer Erzählerreflexion im Epimythion das Für und Wider zu erörtern und zu diskutieren, wie es zu bewerten ist, wenn ein vielleicht verständlicher Rachewunsch zu großem Leid auch bei Unschuldigen führt. Doch solche Erörterungen, die ihre Argumente sortiert und bewertet vorbringen, tendieren schnell zur Langatmigkeit und zum fragwürdigen Charme eines Besinnungsaufsatzes. Unterhaltsamer ist es, wenn polyvalente Sinnpotentiale prägnant und im narrativen Modus dargeboten werden.

Anmerkungen

- 1 Zur Etymologie vgl. auch das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart zu »prägnant«, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache ([Link](#)): »**prägnant Adj.** ›gehaltvoll, umfassend, gedrängt‹, Entlehnung (Ende 17. Jh.) von frz. *prégnant* in seiner übertragenen Bedeutung ›inhaltsvoll, gedankenschwer‹, die sich aus ›schwanger, trächtig‹ **entwickelt hat. Zugrunde liegt lat. *praegnāns* (Genitiv *praegnantis*)** ›schwanger, trächtig, voll, strotzend‹, **eine Umbildung von lat. *praegnās* (Genitiv *praegnātis*)**, **das vermutlich aus einer Fügung **prai gnātīd*** ›vor der Geburt‹ hervorgegangen ist. S. auch *imprägnieren*. Die heute häufige Bedeutung ›etw. in knapper Form darstellend, scharf ausgeprägt, zutreffend‹ ist wohl unter dem Einfluß von *prägen* (s. d.) entstanden. Prägnanz f. ›Inhaltsreichtum, Sinnfülle‹, dann ›treffende Kürze, Genauigkeit, Schärfe im Ausdruck‹ (Anfang 19. Jh.)«. Wichtig ist uns, dass Prägnanz neben der Bedeutung »Genauigkeit« auch die Bedeutung »Sinnfülle« mitführt. Darauf deutet auch die Rubrik »In Koordina-

tion mit« im Wortprofil des DWDS hin: Im Korpus steht »prägnant« am häufigsten im gleichen Satz mit »kurz, knapp, eigenwillig, griffig, plastisch, präzise, verständlich, originell, klar, differenziert, witzig, scharf, lebendig, nüchtern, einfach, spannend, umfassend, leicht, schön, neu«.

- 2 Vgl. Mieder 2002, S. 213, Mühlherr 1994, S. 246, Reuvekamp 2007, S. 167, Eikelmann/Reuvekamp 2012, S. 33, prägnant Dicke 1994, S. 63–66, zum Priamelvierzeiler: »Todesgewissheit und Fröhlichkeit – der Spruch, die »gnomische Apperzeption«, vermittelt dem aus rationaler Sicht Unvereinbaren in einer auf Gleichförmigkeit bedachten engen Form Zusammenhalt. Die dazu eingesetzten rhetorischen Mittel und Denkmuster gehören zum festen Formenbestand gnomischer Rede: Parallelismen, Wortwiederholungen, Pleonasmen (v. 1f.), Anaphern und Epiphern, antithetische Verbindungen fügen vorderhand Unvereinbarbares ineins, die Denkfigur des Paradoxon behauptet den Zusammenhang widerstreitender Sinngehalte. Diese über die Spruchform sich einstellende Vereinbarkeit des logisch schwer in Einklang zu Bringenden setzt die irritierende Erkenntnis frei, daß es unter dem Aspekt der Erfahrung gleichwohl zusammenpaßt.« (S. 66)
- 3 Bässler 2003, S. 37. Nach Janz 1997, S. 3, ist die Bedeutung von Sprichwörtern oft »vage, einseitig oder widersprüchlich«, allerdings würden sie im kommunikativen Kontext meist verständlich; vgl. auch das instruktive Beispiel bei Eikelmann/Reuvekamp 2012, S. 79f.
- 4 Zitiert wird der Text nach Fischer 1979, der auch bei Grubmüller 1996a abgedruckt ist. Die Edition von Fischer folgt der Hs. A (Nr. 62) und bessert nur »Fehler« nach der jüngeren Hs. H (Nr. 182) (vgl. Grubmüller 1996a, S. 1020). In H ist eine zweite Fassung des Märe enthalten, die bei Fischer (für eine Parallellektüre etwas unglücklich) im Apparat erscheint. Für einen vergleichenden Zugriff erweist sich daher der synoptische Abdruck bei Moellenken 1973 als nützliche Ergänzung; die Zitation erfolgt dennoch auch für den Text nach H 209 nach Fischer 1979.
- 5 Dies geschieht zugleich im Kontrast zur Fassung H 209, die den Fokus weg vom Knecht und hin zum lächerlich gemachten Pfaffen lenkt. Deren Überschrift lautet: *Ditz ist von einem pffaffen; der wart dar nach zeinem affen* (Fischer 1979, S. 92).
- 6 Im BMZ (online) sind als Bedeutungen von *kündeckeit* explizit »*klugheit, geschicklichkeit, list, in gutem sowohl als bösem sinne*« angegeben (Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke **ausgearbeitet von Wilhelm Müller. Erster Band A–L. Leipzig 1854, Sp. 814a**).

- 7 Eindeutig positiv konnotiert sind etwa ›Tristan‹, V. 4348, sowie ›Wigalois‹, V. 6691: *her Gwīgālois mit kündikeit / wider disen riter [gemeint ist Karriöz] streit / unz daz der ābent ane gie*. Beachtenswert ist ferner die in der Edition von Kragl beigegebene parallele Lesart von ›Lanzelet‹, V. 273f., die ebenfalls eine Verbindung zwischen *kündikeit* und *vuoge* herstellt: *Daz meynde dekein sin vngefug, / Wanne der waz kundig genüg*. Im Haupttext steht dort: *daz enwānt ir keiniu sin ungefuoc, / wan er was hübsch und kluc*.
- 8 So auch schon Achnitz 2000, S. 191: »[D]er Knecht [wird] [...] als *gevüege*, sich ›angemessen, schicklich‹ oder auch ›geschickt, kunstfertig‹ verhaltend [dargestellt]: ein Schlüsselbegriff, wie der Epilog des Textes zeigen wird.« Grundlegend zur ›Kunst der *vuoge*‹ in mhd. Erzählliteratur und Minnelryk: Gerok-Reiter 2015.
- 9 Die jüngst ebenfalls von Nowakowski (2018, S. 5f.) vorgeschlagene Lesart der *kündikeit* als ›Beredsamkeit‹ bedürfte einer eingehenderen Diskussion und muss daher aus Gründen des begrenzten Umfangs außer Acht gelassen werden.
- 10 Zugespitzt lässt sich festhalten: Jene normgerecht eingesetzte Klugheit, die Ragotzky als Signifikat des Interpretaments *gevüegiu kündikeit* verstanden wissen will, wird der Polyvalenz ihres Signifikanten gerade nicht gerecht.
- 11 *eines morgens vil vru / do sprach der kneht der vrowen vz: / ›Jch wil is got immer clagen, / vrowe, welt ir vns also veriagen. / weste min herre uuern mvnt, / Jz devchte in vil lvtzel gvt, / er vber sehe vch niht so vil. / vurwar ich vch daz sagen wil: / Mag ich is gefvgen, / Jch wil vch schire rîgen / Mit der gantzen warheit, / daz iz vch wirt von herzen leit.* (Text nach H 209, V. 30–40, Hervorh. d. Verf.)
- 12 Als Motivation in Anschlag zu bringen ist wohl einzig Vers 60, *dô si den ernst ersach*, was am besten mit ›da sie den Ernst der Lage erkannte‹ wiederzugeben wäre. Die Übersetzung bei Ehrismann 1992 bleibt an dieser Stelle zu vage (›sie [...] sah, daß es ernst war‹), diejenige bei Grubmüller 1996a (›sie sah, daß er es ernst meinte‹) geht am mhd. Text schlicht vorbei.
- 13 Angesichts des Befunds, dass die Erzählung regelmäßig als ›Märe über das Märe‹ (Grubmüller 1996b, S. 256, im Rückgriff auf Ragotzky 1981, S. 85–89) interpretiert wurde, muss es überraschen, dass die zitierten Verse dabei kaum je miteinander verbunden wurden, zumal Vers 153 den ersten von sechs Belegen für *mære* liefert (beispielhaft vgl. Achnitz 2000, S. 193f., der die Passage zwar paraphrasiert, sie allerdings nicht in seine weiteren Überlegungen zum Verhältnis von Rahmen- und Binnenerzählung einbezieht).

- 14 **Scholz 2000, S. 135–138, unternimmt es** (*en passant* in einem Beitrag zu Konjekturen!), die rezeptionssteuernde Funktion desselben Reimpaars für den ›Erec‹ in Bezug auf Enites Rolle als Pferdeknecht zu illustrieren.
- 15 Einerseits ist die Realisierung des Vorhabens durch den Knecht dadurch gefährdet, dass »das Problem des Treuebruchs [...] jeden Augenblick auf ihn zurückgeschlagen könnte« (Scheuer 2009, S. 745), andererseits ist sie direkt von der »erstaunlichen Naivität des betrogenen Ehemanns« abhängig: »Wenn der Bauer den wahren Charakter seiner Frau durchschaute und ihre Unehrlichkeit bemerkte, könnte der Knecht seine Geschichte nicht zu Ende erzählen.« (Del Duca 2013, S. 80).
- 16 Auf die performative Dimension der Binnenerzählung hat insbesondere Egerding 1998, S. 136, hingewiesen.
- 17 Die bisherige Argumentation in Bezug auf den Reim *kneht(e) : reht(e)* wird weiter gestützt, wenn dieser in den dritten und euphorischsten Lobpreis inseriert ist: *er [der Bauer] sprach: ›entriuwen, ich spür / die sælde an dīnen mæren wol, / daz ich siu gerne hæren sol; / si sint beide guot und reht.‹ / ›entriuwen, meister‹, sprach der kneht. / [...]. (V. 262–266) Insbesondere im Kontext des Binnenmäre fällt zudem die gehäufte Verwendung des Adverbs *entriuwen* (V. 214, V. 262, V. 266; zuvor bereits in V. 190) auf, die auf die im Promythion aufgerufene *triuwe*-Beziehung nicht einfach nur rekurriert, sondern sie als wechselseitige Versicherung derselben inszeniert (alle Belege sind Bestandteil von Figurenreden: in Vers 190 und Vers 262 spricht der Herr, in Vers 214 und Vers 266 sein Knecht). Den für diese Beobachtung ausschlaggebenden Hinweis verdanken wir Hannah-Louisa Grimm.*
- 18 Hans Jürgen Scheuer (2009, S. 747) liest das Märe vor dem Horizont einer beinahe ins Groteske übersteigerten Anverwandlung religiöser Kommunikation im Sinne des (schon per se ebenfalls polyvalenten) vierfachen Schriftsinns: »Wo der *sensus anagogicus* dem Auslegungsschema nach ein Enthüllen der höchsten Erkenntnis erwarten lässt, zieht der Bauer einen Pfarrer unter der Bank hervor. Und doch bedeutet das kein bloß ironisches Dementi der Allegorese, als ob sie zur Mechanik einer durch nichts mehr gedeckten Deutungspraxis degradiert wäre. Denn in der komisch-unangemessenen Geste des direkten Zugriffs auf die Wahrheit ereignet sich, wenn auch in krude entstellender Verdinglichung, noch etwas anderes: die Möglichkeit einer religiösen Logik, unabhängig von präsupponiertem Weltwissen. In der Tat lässt sich hier nämlich, inkorporiert in der Gestalt eines Pfarrers, *wärheit sehen*.«

- 19 Beließe man es bei dieser Feststellung, wäre sie Wasser auf die Mühlen Walter Haugs, dem in Bezug auf den Stricker »[d]as Verhältnis von Erzählung und Epimythion [...] eigentümlich un schlüssig [erscheint]. Der Stricker erweist sich auch unter diesem Aspekt als ein ›Anfänger‹ mit dem ganzen innovativen Reiz und der ganzen unreifen Vorläufigkeit, die dazu gehören.« (Haug 2006, S. 27).
- 20 Als Extrembeispiel sei noch einmal auf die Extrapolation der Kategorie *gevuëgiu kündikeit* bei Ragotzky 1981 verwiesen, die die Begriffskombination explizit zum »Thema aller Mären des Strickers« (ebd., S. 89) erklärt.
- 21 Das doppelt betonte, aufrichtig *hovelîche* (V. 316 und V. 318) Agieren des Knechts dürfte im Kontrast zur als *hövisch* bezeichneten Bäuerin (V. 14) zu verstehen sein. Hierzu Ehrismann 1984, S. 31: »Der Begriff des Höfischen, für das Handeln des Knechtes in Anspruch genommen, ist auf dem Weg, sich von einer sozialen zu einer ethischen Kategorie zu entwickeln. Der höfische Knecht ist der scheinhöfischen Bäurin entgegengesetzt, der Erzähler verbindet den Hof mit der Klugheit – das ist höfische Erzähltradition –, er läßt in den Hof aber auch jene ein, die das Adelsprädikat nicht haben.« Zugespitzt formuliert ist das *hovelîche* demnach, repräsentiert durch den Knecht, dem *hövischen* überlegen.
- 22 In Vers 306 kehrt das emotionale Moment der *swære* wieder, das sonst nur in Vers 8 *expressis verbis* zur Sprache kommt.
- 23 Einen minutiösen Vergleich der Fassungen A und B geben zuletzt Echelmeyer/Kirchhoff 2016, die die Modifikationen der B-Fassung als Versuch »verstehen, das Skandalon im ›Schneekind‹ A, die positiv dargestellte Schädigung eines unschuldigen Kindes, zu revidieren oder mindestens zu mildern.« (S. 343f.)
- 24 Vgl. V. 46–49: si sprach: *dü dich sin underwint / mit unverwenckten trüwen, / wan ich stirb von rüwen, / ob im geschäch arges icht*. Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 350, sehen in Fassung B ein »wenigstens ansatzweise ein psychologisches Interesse an der Frau«, die hier »stärker als eigenständig handelnde, denkende und fühlende Person und weniger als negativer Typus geschildert wird«. Ähnlich bereits Weidhase 1974, S. 67.
- 25 Vgl. Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 351: »Die Fahrt ins heidnische Land (Ägypten) ist in B zielgerichtet, der Verkauf des Kindes unter die Heiden geschieht also vorsätzlich und bereitet dem Kaufmann überdies Freude (v. 62). Seine Tat – die die christliche Seele des Kindes in Gefahr bringt – erscheint somit schlimmer, er selbst berechnender.«
- 26 Grubmüller 1996c, S. 345; ähnlich zur Fassung A Ehrismann 2011, S. 63f. Vgl. auch Haug 2003, S. 381: »Es gibt also zutiefst amoralische Geschichten, die insofern doch in einer narrativen Ethik zu berücksichtigen sind, als sie ihre

Position so weit forcieren, ja dies im Epimythion auch noch zu rechtfertigen scheinen, daß die Irritation oder gar die Empörung eine Beruhigung kaum zuläßt. Man kann von einer indirekten Moralität des Amoralischen sprechen.«

- 27 Dies gilt auch für die Fassung A, in dem der Bericht zur sorgfältigen Erziehung des Sohnes immerhin 9% des Textes umfasst; vgl. hierzu Dimpel 2018, S. 142f. Die ökonomische Dimension – der Mann verdient am Verkauf doppelt so viel, wie die Erziehung des Kindes gekostet hat (Fassung A, V. 59f.) – scheint dagegen wiederum die Position des Mannes zu privilegieren. Vgl. hierzu Frosch-Freiburg 1971, S. 52. Nach Friedrich 2006, S. 74, wird hier die »Ökonomie zu einem Instrument der Rache«.
- 28 Dass singuläre Terme eine besondere Relevanz entfalten können, hat bereits Titzmann 1977, S. 377–379, ausgeführt.
- 29 Geoffroi de Vinsauf 1962 [1924], S. 219f., vgl. auch V. 712-736. Wir danken Julia Frick für die Überlassung ihrer Übersetzung: »Denjenigen, von dem die ehebrüchige Frau vorgab, er sei aus Schnee empfangen, hat der Verlobte verkauft und wiederum vorgegeben, er sei in der Sonne geschmolzen.« Vgl. auch Frosch-Freiburg 1971, S. 60f., Schiewer 2003, S. 74f., Friedrich 2005, S. 230, Schmitz 2007, S. 283–285.
- 30 Zum Begriff Wertungsübertragung vgl. Worthmann 2004, S. 257, sowie Dimpel 2014, dort allerdings mit Blick Übertragungsphänomene innerhalb eines Textes.

Literaturverzeichnis

Handschriften

- A Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2705, 45vb–47vb ([Digitalisat online](#)).
- H Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 341 318va–320vb, 360rb–362rb ([Digitalisat online](#)).

Primärliteratur

Erasmus von Rotterdam: *Adagiorum chiliades (Adagia selecta)*. Mehrere tausend Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Theresia Payr, 1972 (Erasmus von Rotterdam. Werke. Ausgabe in acht Bänden, lateinisch und deutsch. Hrsg. v. Werner Welzig).

- Geoffroi de Vinsauf: *Poetria nova*, in: Edmond Faral (Hrsg.): *Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du Moyen Âge*, Paris; Genève 1962 [1924] (Bibliothèque de l'École des Hautes Études 238), S. 219–262.
- Gottfried von Straßburg: *Tristan*. Nach dem Text von Friedrich Ranke neu hrsg., ins Neuhochdeutsche übers., mit einem Stellenkomm. und einem Nachw. von Rüdiger Krohn. 3 Bde, Stuttgart **1980 (RUB 4471–4473)**.
- Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übers. und komm. von Klaus Grubmüller, Frankfurt a. M. 1996a (Bibliothek des Mittelalters 23/Bibliothek deutscher Klassiker 138).
- Die Kleindichtung des Strickers. Bd. III, 1: Gedicht **Nr. 41–71, hrsg. von Wolfgang Wilfried Moelleken**, Göttingen 1973 (GAG 107).
- Der Stricker: Verserzählungen I, hrsg. von Hanns Fischer, 4., rev. Aufl. bes. von Johannes Janota, Tübingen 1979 (ATB 53).
- Der Stricker: Erzählungen, Fabeln, Reden. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hrsg., übers. und komm. von Otfried Ehrismann, Stuttgart 1992 (RUB 8797).
- Ulrich von Zatzikhoven: *Lanzelet*, hrsg. von Florian Kragl. Bd. 1: Text und Übersetzung, Bd. 2: Forschungsbericht und Kommentar, Berlin/New York 2006.
- Wirnt von Grafenberg: *Wigalois*. Text der Ausg. v. J.M.N. Kapteyn, übers., erl. und mit einem Nachw. versehen von Sabine Seelbach und Ulrich Seelbach, 2., überarb. Aufl., Berlin/Boston 2014.

Sekundärliteratur

- Achnitz, Wolfgang: Ein *mære* als Bispiel. Strickers Verserzählung ›**Der kluge** Knecht‹, in: Honemann, Volker/Tomasek, Tomas (Hrsg.): *Germanistische Mediävistik*. 2. durchges. Aufl., Münster 2000 (Münsteraner Einführungen Germanistik 4), S. **177–201**.
- Bässler, Andreas: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500, Berlin/Boston 2003 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 27).
- Dicke, Gerd: *Mich wundert, das ich so frölich pin*. Ein Spruch im Gebrauch, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): *Kleinstformen der Literatur*, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 56–90.
- Dimpel, Friedrich Michael: Axiologische Dissonanzen: Widersprüchliche Aspekte der evaluativen Struktur in ›Der feige Ehemann‹ und in ›Drei Mönche von

- Kolmar, in: Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hrsg.): ›narratio‹ und ›moralisatio‹, 2018 (Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung, Themenheft 1), S. 123–156 ([online](#)).
- Dimpel, Friedrich Michael: Die Zofe im Fokus. Perspektivierung und Sympathiesteuerung durch Nebenfiguren vom Typus der Confidente in der höfischen Epik des hohen Mittelalters, Berlin 2011 (Philologische Studien und Quellen 232).
- Dimpel, Friedrich Michael: Wertungsübertragung und Kontiguität. Mit zwei Beispielen zur Wertung des Frageversäumnisses im ›Parzival‹, in: *Journal of Literary Theory* 8 (2014), S. 343–367.
- Duca, Patrick del: Komische und moralisch-belehrende Erzählungen. Der Stricker, in: Knapp, Fritz Peter (Hrsg.): *Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur. GLMF VI, Berlin/Boston 2013, S. 66–91.*
- Ehlemeyer, Nora/Kirchhoff, Matthias: List, Lüg und Snöder Reichtum. Zum Wandel der Schuldbewertung im ›Schneekind‹ A und B, in: *ZfdA* 145 (2016), S. 343–356.
- Egerding, Michael: Probleme mit dem Normativen in Texten des Strickers. Vorüberlegungen zu einem neuen Strickerbild, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 50 (1998), S. 131–147.
- Ehrismann, Otfrid: *der tîvel brâhte mich ze dir*. Vom Eheleben in Erzählungen des Strickers, in: Ertzdorff, Xenja von/Wynn, Marianne (Hrsg.): *Liebe – Ehe – Ehebruch in der Literatur des Mittelalters*. Vorträge des Symposiums vom 13. bis 16. Juni 1983 im Institut für Deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 1984, S. 25–40.
- Ehrismann, Otfrid: *Fabeln, Mären, Schwänke und Legenden im Mittelalter*, Darmstadt 2011 (Einführungen Germanistik).
- Eikermann, Manfred/Reuvekamp, Silvia: *Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts*. Band 1: Einleitung und Artusromane bis 1230. Unter Mitarbeit von Agata Mazurek, Rebekka Nöcker, Arne Schumacher und Sandra Theiß, Berlin/Boston 2012.
- Fischer, Hanns/Janota, Johannes: *Studien zur deutschen Märendichtung*. 2., durchges. und erw. Aufl., Tübingen 1983.
- Friedrich, Udo: Spielräume rhetorischer Gestaltung in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Kellner, Beate [u. a.] (Hrsg.): *Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter*, Berlin 2005 (Philologische Studien und Quellen 190), S. 227–249.
- Friedrich, Udo: Trieb und Ökonomie. Serialität und Kombinatorik in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Chinca, Mark [u. a.] (Hrsg.): *Mittelalterliche*

- Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, Berlin 2006 (Beihefte zur Zeitschrift für Deutsche Philologie 13), S. 48–75.
- Frosch-Freiburg, Frauke: Schwankmären und Fabliaux. Ein Stoff- und Motivvergleich, Göttingen 1971 (GAP 49).
- Gerok-Reiter, Annette: Die ›Kunst der *vuogex*: Stil als relationale Kategorie. Überlegungen zum Minnesang, in: Andersen, Elizabeth [u. a.] (Hrsg.): Literarischer Stil. Mittelalterliche Dichtung zwischen Konvention und Innovation. XXII. **Anglo-German Colloquium Düsseldorf, Berlin/Boston 2015, S. 97–118.**
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Grubmüller, Klaus: Schein und Sein. Über Geschichten in Mären, in: Haferland, Harald/Mecklenburg, Michael (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München 1996b (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 19), S. 243–257.
- Grubmüller, Klaus: Der Tor und der Tod. Anmerkungen zur Gewalt in der Märendichtung, in: Kurt Gärtner [u. a.] (Hrsg.): Spannungen und Konflikte des menschlichen Zusammenlebens in der deutschen Literatur des Mittelalters, Tübingen 1996c, S. 340–347.
- Haferland, Harald: Poetische Gerechtigkeit und poetische Ungerechtigkeit, in: Dimpel, Friedrich Michael/Velten, Hans Rudolf (Hrsg.): Techniken der Sympathiesteuerung in Erzähltexten der Vormoderne – Potentiale und Probleme, Heidelberg 2016 (Studien zur historischen Poetik 23), S. 181–226.
- Haug, Walter: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Tübingen 2003.
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993 (Fortuna Vitrea 8), S. 1–36.
- Haug, Walter: Schlechte Geschichten – böse Geschichten – gute Geschichten oder: Wie steht es um die Erzählkunst in den sog. Mären des Strickers, in: González, Emilio/Millet, Victor (Hrsg.): Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, Berlin 2006 (Philologische Studien und Quellen 199), S. 9–27.
- Hübner, Gert: Erzählform im höfischen Roman. Studien zur Fokalisierung im ›Eneas‹, im ›Iwein‹ und im ›Tristan‹, Tübingen/Basel 2003 (Bibliotheca Germanica 44).
- Janz, Brigitte: Parömiologische Untersuchungen zu Kontext und Funktion. Eine Einführung in die Fragestellung, in: Janz, Brigitte (Hrsg.): Sprichwort und

- Literatur im Mittelalter, Berlin 1997 (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 2), S. 3–4.
- Mieder, Wolfgang: Sprichwort, in: Kleine literarische Formen in Einzeldarstellungen, Stuttgart 2002 (RUB 18187), S. 211–240.
- Millet, Victor: Zum Verhältnis von weltlichem Sinnangebot und geistlicher Moralisierung in drei mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, Tübingen 2000, S. 273–290.
- Mühlherr, Anna: Fazete Gewitztheit – Witz der Fazetie, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 235–246.
- Niederberger, Lukas: Am liebsten beides: Wie man gute Entscheidungen trifft, Ostfildern 2013.
- Nowakowski, Nina: Übersetzungen als Interpretationen mittelhochdeutscher Literatur. Überlegungen zu Verständnismöglichkeiten von Strickers Kurzerzählung ›Der kluge Knecht‹, in: Jones, Lydia [u. a.] (Hrsg.): Scholarly Editing and German Literature. Revision, Reevaluation, Edition, Leiden/Boston 2016, S. 231–251.
- Nowakowski, Nina: Sprechen und Erzählen beim Stricker. Kommunikative Formate in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, Berlin/Boston 2018 (TMP 35).
- Ragotzky, Hedda: Gattungserneuerung und Laienunterweisung in Texten des Strickers, Berlin 1981 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 1).
- Reich, Björn/Schanze, Christoph: ›narratio‹ und ›moralisatio‹, 2018 (Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung, Themenheft 1) ([online](#)).
- Reuvekamp, Silvia: Sprichwort und Sentenz im narrativen Kontext. Ein Beitrag zur Poetik des höfischen Romans, Berlin/New York 2007.
- Scheuer, Hans Jürgen: Schwankende Formen. Zur Beobachtung religiöser Kommunikation in mittelalterlichen Schwänken, in: Strohschneider, Peter (Hrsg.): Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. DFG-Symposion 2006, Berlin/New York 2009, S. 733–770.
- Schiewer, Hans-Jochen: Ludwig, Otto, Heinrich und das ›Schneekind‹. Höfliteratur und Klerikerkultur im literarischen Frühmittelalter, in: Miedema, Nine/Suntrup, Rudolf (Hrsg.): Literatur-Geschichte-Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft. Festschrift für Volker Honemann zum 60. Geburtstag, Frankfurt/M. [u.a.] 2003, S. 73–88.
- Schmitz, Silvia: Die Poetik der Adaptation. Literarische inventio im ›Eneas‹ Heinrichs von Veldeke, Tübingen 2007 (Hermæa 113).

- Schnell, Rüdiger: Erzählstrategie, Intertextualität und ›Erfahrungswissen‹. Zu Sinn und Sinnlosigkeit spätmittelalterlicher Mären, in: Wolfram-Studien XVIII (2004), S. 367–404.
- Scholz, Manfred Günter: Der hövesche got und der Sælden wec. Zwei ›Erec‹-Konjekturen und ihre Folgen, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, Tübingen **2000, S. 135–151**.
- Strasser, Ingrid: Vornovellistisches Erzählen. Mittelhochdeutsche Mären bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und altfranzösische Fabliaux, Wien 1989 (Philologica germanica 10).
- Stutz, Elfriede: Versuch über mhd. *kündekeit* in ihrem Verhältnis zur Weisheit, in: Frühsorge, Gotthardt [u. a.] (Hrsg.): Digressionen. Wege zur Aufklärung. Festgabe für Peter Michelsen, Heidelberg 1984 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte [Dritte Folge] 63), S. 33–46.
- Titzmann, Michael: Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation, München 1977 (UTB 582).
- Wachinger, Burghart: Kleinstformen der Literatur. Sprachgestalt – Gebrauch – Literaturgeschichte, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 1–37.
- Waltenberger, Michael: Situation und Sinn. Überlegungen zur pragmatischen Dimension märenhaften Erzählens, in: Andersen, Elizabeth [u. a.] (Hrsg.): Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters, **Berlin/New York 2005 (TMP 7), S. 287–308**.
- Weidhase, Helmut: Das aktualisierte Lachen. Zum mittelalterlichen Märe vom ›Schneekind‹, in: Möckelmann, Jochen (Hrsg.): Sprache und Sprachhandeln. Festschrift Gustav Bebermeyer, Hildesheim 1974, S. 61–88.
- Winko, Simone: Wertungen und Werte in Texten. Axiologische Grundlagen und literaturwissenschaftliches Rekonstruktionsverfahren, Braunschweig 1991 (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft 11).
- Wolbert, Werner: Was sollen wir tun? Biblische Weisung und ethische Reflexion, Fribourg 2005 (Studien zur theologischen Ethik 112).
- Worthmann, Friederike: Literarische Wertungen. Vorschläge für ein deskriptives Modell, Wiesbaden 2004 (Literatur – Handlung – System).
- Ziegeler, Hans-Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen, München/Zürich 1985 (MTU 87).
- Zimmer, Christoph: Die Lügner-Antinomie in Titus 1,12, in: Linguistica Biblica 59 (1987), S. 77–99.

Anschriften der Autoren:

Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel
Department Germanistik und Komparatistik
Lehrstuhl für Ältere deutsche Literatur
Bismarckstr. 1
91054 Erlangen
E-Mail: friedrich.m.dimpel@fau.de

Martin Sebastian Hammer, M.Ed.
Bergische Universität Wuppertal
Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft/
Ältere deutsche Literatur im europäischen Kontext
Gaußstr. 20
42119 Wuppertal
E-Mail: martin.s.hammer@uni-wuppertal.de

Anna Mühlherr

Nüsse und Hasenbraten Prägnante Dinge in Mären

Abstract. Das ›Dingsymbol‹ ist novellentheoretisch längst unter Druck geraten. Dennoch sollte man nicht mit einer engstirnig ausgelegten ›Falkentheorie‹ zugleich die Prototypik der entsprechenden Novelle Boccaccios in Abrede stellen. An zwei mittelhochdeutschen Mären (›Ritter mit den Nüssen‹, ›Hasenbraten‹), die mit Dec. V,9 die Überblendung von Alimentärem und Sexuellem gemeinsam haben, wird bezogen auf die Frage nach der Prägnanz der Texte dafür argumentiert, dass das intellektuelle Vergnügen an der durch die Textur angestoßenen Sinnauffächerung prinzipiell die Fokussierung auf die in den Mären zentral gesetzten Dinge voraussetzt. Das erste der Mären wird als Musterfall von Prägnanz profiliert, das zweite als Grenzfall.

Hans-Joachim Ziegeler zugeeignet

Bekanntlich hat Paul Heyse seine in der Einleitung zu einer repräsentativen **Sammlung von Novellen** entfaltete und rege rezipierte ›Novellentheorie‹ am Beispiel von **Boccaccios Novelle** ›Federigho degli Alberighi und sein Falke‹ (**Decameron, V,9**) entwickelt; er gibt der schreibenden Zunft seiner Zeit des »vielbrüchigen modernen Kulturlebens« den Ratschlag, es

könnte [...] nicht schaden, wenn der Erzähler auch bei dem innerlichsten oder **reichsten Stoff sich zuerst fragen wollte, wo ›der Falke‹ sei, das Spezifische,** das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet (Heyse 1871, S. XX).

Und bekanntlich wurde in der Rezeption der Reflexionen Heyses auf die Kunst der **Novelle schnell vom ›Dingsymbol‹ gesprochen, das eine Novelle auszeichne. Heyse selbst greift später in seinen ›Jugenderinnerungen und Bekenntnissen‹ den sich in der Rezeption seiner Überlegungen formenden**

Ausdruck »Falkentheorie« (Heyse 1912, S. 72) auf und weist – kurz gesagt – darauf hin, dass der Falke bildhaft dafür zu nehmen sei, worauf es bei einer Novelle ankomme, indem er seinen schon in der Einleitung zum Novellenband gebrauchten Ausdruck, eine Novelle sei durch eine »starke Silhouette« (Heyse 1871, S. XIX) charakterisiert, verdeutlichend aufnimmt: Man müsse sich als Autor einer Novelle nämlich fragen,

ob die zu erzählende kleine Geschichte eine starke, deutliche Silhouette habe, deren Umriß, in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck mache, wie der Inhalt jener Geschichte des Decamerone vom ›**Falken**‹ in fünf Zeilen berichtet sich dem Gedächtnis tief einprägt (Heyse 1912, S. 72).

Burghard Damerau hat die Geschichte der Rezeption Heyses und dessen **Reaktion darauf in einem Aufsatz mit dem Obertitel ›Prägnante Sujets‹** kurz und bündig nachgezeichnet, um mit guten Gründen gegen die Vorstellung anzugehen, Heyse habe Novellenkunst an das Vorhandensein eines Dinges mit einer »wichtige[n] Rolle« knüpfen wollen. »Im Kontext«, so Damerau, »wird [...] deutlich, dass das Wort vom Falken nicht buchstäblich als Bezeichnung für ein Ding wie einen Topf, eine Treppe, einen Bleistift oder ein Amulett zu verstehen ist, sondern im übertragenen Sinne: Das Wort vom Falken ist bei Heyse ein Bild, eine Synekdoche, für das prägnante Sujet einer Novelle« (Damerau 2000, S. 99).

Doch auch wenn Damerau das Dinghafte des Falken in seiner Bedeutsamkeit zu Recht auf der Ebene der Theoriebildung abweist, lässt sich doch als Tatsache festhalten, dass die entsprechenden Überlegungen bis heute in Publikationen zur Theorie der Novelle mitgeführt und diskutiert werden. Zwar ist es längst Handbuchwissen, dass Boccaccios Novelle »weder für das ›Decameron‹ **noch für die alteuropäische Novelle typisch ist**« (Schlaffer 1997, S. 254); dennoch ist sie bezogen auf eine bestimmte Ausprägung dieses Erzählens prototypisch in dem Sinne, dass der Falke als Element dieser Novelle exemplarisch für Elemente dieser Art auch in anderen Erzählungen stehen kann, in denen einem Ding oder auch einem Tier – auf der Ebene des Plots und hinsichtlich möglicher Sinnbildungsoptionen –

eine zentrale Funktion beizumessen ist. Gegen Damerau, der in der Sache auf einer begrifflichen Ebene Recht hat – denn in der Tat ist ein symbolisch aufgeladenes Ding »weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung« (Damerau 2000, S. 98) für eine gute Novelle –, wäre doch daran **festzuhalten, dass Heyse mit der Suggestionskraft des ›Silhouetten‹-Bildes** etwas Dinglich-Gestalthaftes unterschwellig auszeichnet (und damit eigentlich, wie vielleicht zu sagen wäre, novellistisches Erzählen mit einem zentral platzierten Ding wiederum im theoretisierenden Text sogar performativ vorführt, ohne dass er behaupten würde, dass dies die einzige optimale Ausformung solchen Erzählens sei). Heyses Griff nach der Novelle Dec. V,9 als Prototyp lässt sich für das vormoderne novellistische Erzählen jedenfalls mit dem Befund korrelieren, dass in der handschriftlichen Überlieferung kleine Dinge oder Lebewesen oft auch in der Überschrift genannt werden. Selbstverständlich könnte man einwenden, dass bei den vielen Erzählungen – die sich in ermüdender Wiederkehr um Ehebruch, listige Frauen, sexuelle Naivität und nicht so vieles mehr drehen – diese kleinen Dinge eben auch ohnehin stoffgeschichtlich oft zur Identifikation einzelner Geschichten nahelägen, ohne dass dem eine tiefergehende Bedeutung beizumessen wäre. Doch lassen sich diesem Einwand Fälle entgegenhalten, in welchen in der Verserzählung selbst explizit – und mit der impliziten Anweisung, hieraus Sinn zu generieren – Dingliches als Titel der Erzählung festgelegt wird, so **etwa gegen Ende des Textes im ›Schlegel‹ und ganz am Ende des ›Rädleins‹.**¹

In Boccaccios Novelle Dec. V,9² führt bekanntlich die mehrfache Belegung **des Falken mit ›lebensentscheidenden‹ Funktionen eine Katastrophe** herbei; die neu entstandene Situation wird dann aber doch produktiv in neues Lebensglück überführt: Ein Ritter, der fast sein ganzes Vermögen in vergeblicher Werbung um die Liebe einer Frau aufgebraucht hat, setzt seiner Angeboteten das Kostbarste, was er hat – nämlich einen Falken –, als sorgfältig zubereitete Speise vor, als sie – was er freilich nicht ahnt – bei ihm mit dem Anliegen vorsprechen will, er möge ihrem schwer erkrankten Sohn

eben diesen Falken schenken, damit der Junge – der den Falken sehnlichst begehre – wieder gesund werden könne. Der Knabe stirbt; seine Mutter, die sein Erbe verwaltet hat und dann zu seiner Erbin wird, heiratet den Ritter.

Schon diese Inhaltsangabe zeigt die Mehrfachcodierung des Falken als zentrales Merkmal dieser Erzählung. Dies sei nun etwas genauer dargelegt: Der Falke ist – formal gesehen, d.h. ohne literarische Traditionen einzukalkulieren – in seiner Intaktheit als lebender Vogel Objekt des Begehrens (der Junge kann, so sagt er der Mutter, nur gesunden, wenn er den Falken geschenkt bekommt) und zugleich als getöteter Vogel Objekt des Verzehrs (die Mutter isst den Falken auf; ihr Appetit steht im Dienst einer basalen Körperfunktion der Einverleibung). Nimmt man noch das Sachwissen hinzu, dass Falken als Jagdvögel eingesetzt werden und stellt man ebenfalls **sehr allgemein die Konvertibilität von ›ars venandi‹ und ›ars amandi‹ in Rechnung**, dann hat der Ritter schließlich doch noch seine Jagd (sein Liebeswerben) erfolgreich unter Einsatz seines Jagdvogels abgeschlossen – nur in sehr ungewöhnlicher Form, nämlich in einer Form, in welcher der Jagdvogel getötet und der Jagderfolg nicht dem Ritter zurechenbar ist, **sondern im Gegenteil der ›erbeuteten‹ Frau**, die sein Handeln bewertet und ihn dafür belohnt. So ist aber wiederum der Falke als Köder zu bezeichnen, mit dem der Ritter die Frau doch noch gewinnt. Es sind ihre leibliche Präsenz (sie hat ihren ursprünglichen Plan verworfen, eine Botin mit der Bitte um den Falken zu ihm zu senden) und die mit ihrer Präsenz gesetzten **›Anforderungen‹, auf die der Ritter nicht anders antworten konnte als ihr** sein Kostbarstes zum Verzehr vorzusetzen. Man kann die Großherzigkeit der trauernden Mutter loben, mit der sie den Ritter schließlich dafür belohnt, ihr sein Liebstes, den Falken, geopfert zu haben. Man kann aber auch die tödliche Konsequenz herausstellen, mit der der Ritter um die Liebe der Frau geworben hat. Der Falke als der kostbarste Besitz des Ritters und der Junge als das Liebeste der Mutter stehen in paradigmatischer Beziehung; ausgelöst durch das Begehren des Jungen nach dem Falken und erst recht

unter der Voraussetzung seines Todes kommt der Ritter zum Ziel seines Werbens.

Wenn die Brauchbarkeit des Prägnanzbegriffs zur Sondierung von Qualitäten vormoderner Kurzerzählungen erprobt werden soll, kann der Blick auf die auffällige Häufigkeit semiotisch aufgeladener und in den entsprechenden **den Erzählungen auch präzise eingesetzter Dinge in ›handlicher‹** Größe und Tiere von eher kleiner Statur nicht fehlen. Selbstverständlich soll damit – noch einmal gesagt – nicht behauptet werden, dass es sich dabei um eine Norm oder auch nur ein untrügliches Qualitätszeichen von Erzählungen dieser Art handle. Doch lässt sich immerhin konstatieren, dass sich viele dieser Erzählstücke an kleinen Dingen und Tieren auszukristallisieren scheinen in der Weise, dass man in Lektüren von diesen kleinen Entitäten her eine Mehrzahl von Sinnbildungsmöglichkeiten in enger Nachbarschaft (nämlich jeweils von funktionalen Bestimmungen der kleinen Dinge oder Lebewesen ausgehend) bündeln kann. Vorläufig seien Erzählungen, die diese Eigenschaften aufweisen, als prägnant bezeichnet in dem Sinne, dass kleine, kompakte Entitäten sowohl handlungstechnisch wie auch diskursologisch Überlegungen in unterschiedliche Richtungen anstoßen können, wobei die damit aufgrund der Vielfalt mögliche Perplexion zum Anlass wird, diese Vielfalt strukturiert mit Blick auf ambiguitätsbasierte oder Mehrschichtigkeit kommunizierende Schaltstellen wahrzunehmen. Herausgestellt als Träger von Prägnanz in solchen Erzählungen wären also, was die **räumlichen Ausmaße angeht, kleine Dinge, die ›viel zu denken veranlassen‹**, wobei die erzeugte Vielheit nicht Chaos oder beliebiges Nebeneinander bzw. Nacheinander meint, sondern strukturierte Komplexion.³

Im Folgenden werden zwei mittelhochdeutsche Mären, die mit Boccaccios Novelle die handlungstechnische Funktion von Dingen als Nahrungsmitteln, aber auch deren Funktion bzw. Auslegbarkeit als Objekte des Begehrens gemeinsam haben, auf ihr Potential im eben umrissenen Sinne hin analysiert. Vorweg sei gesagt, dass sie im Unterschied zu Boccaccio das

höfische Milieu, das auch sie in Szene setzen, mal in gemäßigter, mal in derberer Form komisieren. Für beide Erzählungen gilt, dass die männlichen Protagonisten, beide *ritter*, zu Beginn der Geschichte auf Jagd ausreiten, wodurch ihre Standeszugehörigkeit zeichenhaft in Handlung umgesetzt wird. Doch steckt in diesem Handlungselement schon ein komisierendes Moment, denn die jeweiligen Protagonisten der Mären sind, was das erjagte Wild angeht, nicht besonders erfolgreich (einer bringt Nüsse nach Hause, der andere immerhin zwei Hasen) – und beide werden sie von ihren Ehefrauen dann auch noch zum Narren gehalten. Die zwei Mären sind von mir so ausgewählt, dass sie eine Spannbreite von Möglichkeiten abdecken, **was den Aspekt evidenter Kohärenz angeht. Während** ›Der Ritter mit den Nüssen‹ (Ausgabe Ridder/Ziegeler 2020 Nr. 66)⁴ nach traditionellen Kriterien eine relativ kohärente Erzählung ist, die dem linguistischen Quaestio-Modell⁵ gut entsprechen würde, gilt dies kaum für die Erzählung von den zwei Hasenbraten; in einschlägigen Editionen lautet der Titel unter **Nennung des im Märe ganz am Ende genannten Autors** ›Der Vriolsheimer: Der Hasenbraten‹ (Ausgabe Ridder/Ziegeler 2020, Nr. 54).⁶ Schon diese Dissonanz zwischen dem heute üblichen Titel und der Anzahl der Hasenbraten in der Erzählung lässt ahnen, dass diese Erzählung möglicherweise **schwer-er zu fassen ist. Durchmustert man dieses Märe nach linguistischen Kriterien von Kohäsion und Kohärenz, zeigen sich Vagheiten und regelrechte Unklarheiten an mehreren Stellen. Das sind auf den ersten Blick nicht die besten Voraussetzungen für eine Bezeichnung eines Textes als prägnant. Dennoch werde ich mit Blick auf die semiotische Mehrfachbelegung der Hasenbraten und auf Irritationsmomente, die darauf abzielen, Sinnbildung je noch einmal anders zu versuchen, vorschlagen, dem Text eine eigentümliche Ausformung von Prägnanz zuzuerkennen.**

Zum Schluss werde ich die eingangs formulierten Überlegungen zum Stellenwert von prägnanzverdächtigen kleinen Dingen in kürzeren Erzählungen in einen etwas umfassenderen Vorschlag zum Gebrauch des Begriffs ›**Prägnanz**‹ einordnen. **Ziel ist es** einen Vorschlag zu formulieren, wie der

vielschichtige und vielseitig verwendete Begriff selbstverständlich nicht **ausschließlich, aber doch auch ›von den Dingen her‹ operabel gemacht** werden könnte.

›Der Ritter mit den Nüssen‹ ist – ich sehe von Promythion und teilweise vorhandenen Epimythien der Überlieferungen zunächst einmal ab; auf diese komme ich später zurück – eine stringent gefügte Erzählung, die in ihrer Handlungsführung kaum erstaunt, insofern ein in der Märenwelt gängiger Plot vorliegt: Die Ehefrau und ihr Liebhaber werden vom überraschend nach Hause kommenden Ehemann überrascht. Es kann jetzt nur darum gehen, wie das dadurch entstandene Problem gelöst wird. Bezogen auf die Frage nach der Prägnanz der Erzählung, von der hier unterstellt wird, dass sie sich mit Blick auf das Dingliche – hier: auf die Nüsse – **erschließen lässt, wird es darum gehen, die ›glatte Oberfläche‹ der Ehebruchburleske mit Tiefenbohrungen anzureichern**, die in ihrer Summe eine strukturiert-komplexe Sinnfülle ergeben. Die Unterstellung kann sich in diesem Fall zunächst darauf berufen, dass die Nuss zu den gängigsten Metaphern für hermeneutische Vorgänge gehört (Spitz 1972, S. 61–67). Doch ist bei diesem Märe die Aufforderung, unter der Oberfläche des Literalsinns dieser Erzählung weitere Sinnebenen zu entdecken, ihrerseits **wieder ›verhüllt‹ dadurch, dass man angesichts der Vielzahl von Nüssen** und ihrer handlungstechnischen Einbettung nicht so ohne Weiteres an die hermeneutische Metaphorik denken müsste. Erst auf Umwegen – so meine These – ergibt sich die Erkenntnis, dass sich die Erzählung in den Nüssen spiegelt, indem die hermeneutische Metapher auf der literalen Ebene pluralisiert wird. Sofern diese Reflexionsbewegung mit Blick auf das Zusammenspiel von Momenten dieses Textes probabilisiert werden kann, wäre der Text prägnant in dem Sinne, dass sich unscheinbare Handlungsrequisiten im Durchgang durch die von der Textur angestoßenen Sinngenerierungsmöglichkeiten als semiotisch mehrfach aufgeladen herausstellen.

Das Märe vom ›Ritter mit den Nüssen‹ erzählt im Kern davon, wie eine gewitzte Frau ihren überraschend nach Hause zurückgekehrten Mann austrickst, sodass schließlich ihr Liebhaber unbemerkt vom Ehemann entkommen kann. Schaut man auf die Funktion der Nüsse in diesem Zusammenhang, lässt sich leicht feststellen, dass ihre handlungstechnische Funktion eher zweitrangig ist. Denn die Frau könnte ihre List im Prinzip auch ohne die Nüsse durchführen. Es ist eine List, wie sie sich ähnlich auch in Heinrich Kaufringers ›Chorherr und Schusterin‹ findet (Ausgabe Sappler 1972, Nr. 9). Im Kern geht es darum, dass die Frau dem Ehemann die **Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagt: ›Es befindet sich ein vorzüglicher Ritter in meinem Bett, schau mal nach, er liegt hinter dem Vorhang.‹⁷ Das kann der Ehemann nicht glauben, er hält sie für nicht ganz gescheit im Kopf und meint, sie habe giftige Kräuter gegessen. Ihr hartnäckiges Insistieren auf der Wahrheit weckt seinen Verdacht, sie wolle ihn an der Nase herumführen, um ihn dann – wenn er sich die Blöße gegeben hätte, auf ihr Geschwätz hereinzufallen – überall zum Gespött zu machen. Als sie dann auch noch davon schwärmt, wie stark dieser Ritter sei, bleibt am Ehemann der Verdacht der Feigheit haften. Er will partout nicht hinter den Vorhang schauen, er macht keine gute Figur. Dies erreicht die Frau mit ihrer psychologisch geschickten Gesprächsführung. Die Nüsse als Handlungsrequisiten haben zunächst in diesem Zusammenhang nur verstärkende, intensivierende Funktion. Denn die Frau begnügt sich nicht damit, dem Ehemann zu sagen, ihr Geliebter liege hinter dem Vorhang auf dem Bett, sondern sie versorgt ihren Liebhaber dann auch noch mit Nüssen, die sie in seine Richtung wirft. Diese Nüsse wiederum hat der Ritter nach Hause gebracht und der Frau in den Schoß gelegt, als er wegen starken Regens seinen Jagdausritt abbrechen musste. Gemeinsam knacken sie nun also Nüsse, wobei **die Frau ihren Liebhaber ›hinzulädt‹.****

Satu Heiland hat mit Verweis auf die uneigentliche Bezeichnung der Vulva als Nuss in dieser Szene das Typische gesucht, nämlich die märentypisch untreue, listige Ehefrau, die sich hier sozusagen durch die Ambiguität ihrer

Rede in Szene setzt: »Die doppeldeutige Aufforderung« der Frau »an den Liebhaber *helft uns ouch der nütze bîzen* ([V.]96) enthüllt [...] ihre Disposition, sich nicht ausschließlich dem eigenen Ehemann hinzugeben.«⁸ – Zu ergänzen wäre, dass es nicht nur die Rede und das Handeln der Frau ist, das sich zu beobachten lohnt, sondern das in der Textur selbst liegende witzige Ebenenwechselfpiel.

Denn was sich hier als Szene ergibt, ist eine sonderbare Mahlgemeinschaft. Der Dritte hinter dem Vorhang darf sich ja nicht rühren; er darf gar nicht daran denken, eine Nuss zu knacken. Ganz im Gegenteil, er steht tausend Ängste aus, bis er sich endlich davonschleichen kann, nämlich als die Frau zur Demonstration, was sie tun würde, wenn sie einem Liebhaber die Flucht ermöglichen müsste, den Ehemann unter ihr Kleid und ihm **damit die Sicht nimmt, ihn ›blind‹ macht.**

Die Konsumtion von Nahrung und das sexuelle Konsumieren sind schon über die Platzierung der Nüsse in den Schoß der Frau so enggeführt, dass das eine für das andere stehen kann. Nicht nur ist es so, dass der wacker Nüsse knackende Ehemann – unwissend – dem Liebhaber den Spaß verdirbt und ins Gegenteil verkehrt; dass die Frau noch mit Nüssen nach ihrem Geliebten wirft, scheint eine in dieser Situation völlig überflüssige mutwillige Aktion. Liest man aber die Nüsse als reliteralisierte Metapher für das weibliche Geschlechtsorgan – bleiben wir vorerst bei dieser von Heiland ausschließlich genannten Belegung –, dann könnte man sagen, die Mutwilligkeit der Aktion der Frau würde ein Spiel mit Bedeutungsebenen im Lektüremodus **auf jeden Fall sehr begünstigen, wenn nicht gar ›erzwingen‹. Der Mann knackt literale Nüsse, die er allerdings zuvor ausgerechnet** in den Schoß der Frau gelegt hat; er kommt jedenfalls nicht auf die Idee, mit seiner Frau ins Bett zu gehen, was genau die Entdeckung des Liebhabers bedeuten würde. Der Liebhaber befindet sich im Bett, leider ohne die Frau – und mit den literalen Nüssen kann er rein gar nichts anfangen.

Für dieses Spiel mit Bedeutungsebenen lässt sich nun aber auch bezogen auf die erste Handlungssequenz des Märes argumentieren, die ich bisher

ausgeklammert habe. Es ist nämlich so, dass die Umstände, unter denen der Ritter in den Besitz der Nüsse kommt, auffällig genau ausgearbeitet werden. Der auf Jagd ausreitende Ritter nimmt in zwei der drei Redaktionen Kindern diese Nüsse ab, als er wegen Regens umkehrt. Da die Szene in der Überlieferung sinnerheblich unterschiedlich gestaltet ist, beziehe ich im Folgenden alle vier in der Edition Ridder/Ziegeler 2019 parallel gedruckten Texte ein. Handschrift w gestaltet die Szene folgendermaßen:

do waren gen nach nuzzen
chint, die er v̄berrait;
die fluhin auch den regen prait,
e daz es fester an guzze.
do heten si ain tail der nuzze
jn iren pusen geprochen,
da von ich han gesprochen.
do er den kinden kom hin neben,
da pat er im der nuzzen geben;
er hub dar sein hut.
jn dawcht di kürtzweil gut,
die kint reten nicht da wider.
(V. 28–39)

Die Handschriften d2 und m6 sind bei dieser Szene etwas (m6) oder einiges (d2) kürzer gehalten; so fehlt in m6 gegenüber w der Hinweis auf die Kurzweil des Ritters, während in d2 gegenüber w die Information fehlt, dass die Kinder keine Widerworte gaben. Was alle diese drei Szenen verbindet, ist das performative Verb ›bitten‹ zur Beschreibung der Aufforderung des Ritters gegenüber den Kindern. Selbstverständlich können diese gar nicht daran denken, der Bitte nicht nachkommen zu wollen; insofern scheint der Vers *die kint reten nicht dawider* (w, V. 39; vgl. m6, V. 37) informationstechnisch eigentlich überflüssig. Seine Funktion kann also nur darin liegen, die Asymmetrie zu unterstreichen. Der Herr hoch zu Ross hat selbstverständlich das Gewaltmonopol inne. Nun handelt es sich zweifelsohne um Nahrungsmittel, die die Kinder gesammelt und dem Herrn abzugeben haben; doch legt diese Szene ›draußen in der Natur‹, in der Kinder zum

Geben von Nüssen genötigt werden, eine assoziative Verbindung zur Pastourellen-Motivik nahe. Auch wenn einiges nicht passt (das schlechte Wetter, die Mehrzahl der Kinder), kann man eben doch das Verhalten des Ritters einem allgemein bekannten Handlungsschema zuordnen, nämlich dass draußen in der Welt des Nicht-Höfischen adlige Herren gerne mal der Kurzweil des Vernaschens nachgehen. Wenn man dann so weit gehen wollte, die Mehrzahl der Kinder mit der Mehrzahl der Nüsse zu korrelieren, dann könnte man dies sogar als Hyperbel des Pastourellenmotivs lesen: Der Ritter wäre pastourellenschematisch gesehen ein Serienmörder.⁹ In einer vierten Redaktion muss sich diese Assoziation geradezu aufdrängen. Denn in k ist es *eyn seuberlich meit* (V. 28), die Haselnüsse gesammelt hat:

er reit ir denneben
vnd bat im der nüß geben.
er hub dar seinen hüt,
dar ein nam er di nuß güt.
(k, V. 31–34)

Wie um eine sexuelle Lesart abzuwehren (mit dem Effekt, dass sie sich als negierte umso mehr als alternative Lesart einnistet), folgt dann ein ausführlicher Kommentar, der diese Szene ›draußen in der Natur‹ mit der Szene ›daheim‹, wo sich die Ehefrau gerade mit ihrem Geliebten vergnügt, vergleichend in Beziehung setzt:

(doch waß die kurzweil
vil ungleicher zil,
die ienger do heim treip
mit seiner frawen gemeit.)
(k, V. 35–38)

Der Interpretationsaufwand zur Herausstellung des verdeckten Pastourellen-Musters ist bezogen auf diese Version k entschieden geringer als bei den anderen Fassungen des Märes; zu fragen wäre, ob beide Möglichkeiten (*eyn seuberlich meit* vs. *die kint*) bezogen auf das Kriterium ›Prägnanz‹

gleichwertig sind oder ob einer der beiden eine höhere Prägnanz zugesprochen werden kann. Hierauf werde ich ganz zum Schluss dieses Aufsatzes zurückkommen.

Zunächst geht es um die Beurteilung der Asymmetrie im Hause des Ritters. Nimmt man nämlich den Ritter einfach als den von der Frau überlisteten Ehemann wahr, dann wird man in der Erzählung entsprechend nur ein weiteres märentypisches Beispiel für die Gerissenheit von Frauen sehen, die ihre Männer erfolgreich betrügen. Man kann diesem Typischen dann eher scheinbar neutral und eigentlich ironisch gegenüberstehen, wie dies in den Promythien der längeren Redaktion vorgeschlagen wird; zitiert wird hier w (m6 ist fast identisch):

Man sol frawen sprechen gut:
er ist selig, wer daz tut.
sümleich frawen können vil;
da von vernempt ain peispil,
wie ain ritter wart betrogen
(w, V. 1–5).

Die Minnesangmaxime, dass man über Damen niemals anders als gut reden soll, wird hier unterwandert durch das Lob, dass viele Damen viel *können* – unterwandert deshalb, weil sich ihr Können beispielhaft im Betrügen eines Mannes zeigt.

In den beiden anderen Fassungen ist das Promythion dagegen schon von vornherein explizit kritisch. Es ist von Anfang immer schon klargestellt, dass viele Frauen über die Stränge schlagen. Dies nach k (d2 ist fast identisch):

Man sol den frawen sprechen güt.
er ist selig, wer das tüt,
doch können sevmlich czu vil.
(k, V. 1–3)

Wie auch immer die sprachliche Ausarbeitung im Einzelnen aussieht – es handelt sich um eine Beispielerzählung dafür, wie ein Mann der List einer gerissenen Frau auf den Leim geht.

Eine zweite Sinnebene, die von diesen Promythien nicht abgedeckt wird, wurde von Heiland benannt: die sexuell sehr aktive Frau zwischen zwei Männern; der Ehemann isst ihr brav aus dem Schoß, der Liebhaber bekommt die Nüsse zugeworfen. Auch diese Ausdeutung aktiviert einen traditionellen mittelalterlichen misogynen Topos.

Eine dritte Lektüremöglichkeit, in welcher die Frau Sympathieträgerin ist, wird zwar im Fortgang der Erzählung konsequent aufgebaut, aber in nicht-offenkundiger Weise. Sie lässt sich nur erschließen, wenn man ausgehend von bestimmten Textsignalen hellhörig für ein Entsprechungsverhältnis wird: **Dem potenten Ritter, dem ›draußen‹ mit größter Selbstverständlichkeit Nüsse gegeben werden, steht ›drinnen‹ die potente Ehefrau gegenüber, die Nüsse verteilt.** Liest man die Geschichte so, dann kann man sich am scheinbaren Kräftegleichgewicht zwischen den Ehepartnern erfreuen, das aber zugleich kein wirkliches Gleichgewicht ist, sondern eine Asymmetrie zugunsten der Frau. Denn sie meistert aus der Position der Gefährdeten heraus die Situation mit Gewitztheit und Kühnheit, während die in Handlung umgesetzte Stärke des Mannes einfach nur darin liegt, **dass er ›draußen‹ sein Gewaltmonopol als Ritter gegenüber** sozial Inferioren bzw. Untergebenen ausspielen kann.

Während eine der drei Redaktionen die Warnung ausspricht, man solle sich vor *ueblen wiben* hüten (m6, V. 192; vgl. w, V. 198), verzichten die anderen beiden (k und d2) am Ende des Textes auf jegliche Frauenschelte. k stellt sogar die listige Schlussrede der Ehefrau – die Affirmation ihrer Liebe zum Ehemann (*›off mynen eit, du bist mir der liebest man, den ich jn hertzen ye gewan«*, k, V. 148–150) – **als eine Art ›Rätselrede‹ dar, indem** so getan wird, als ob der eigentlich kontextuell eindeutige deiktische Bezug **›offen‹ sein könne. Aber schlicht verstanden und auch bezogen auf die** sprachliche Form dieser Sprechhandlung ist ihre Rede als eine Lüge zu qualifizieren, mit der sie ihre Listhandlung abschließt. Indem der Erzähler **so tut, als seien ihre Worte ambig, macht er sie ›interessant‹** dadurch, dass er das Publikum dazu auffordert, ihre Gefühle richtig einzuschätzen.

Diese sehr unterschiedlichen Abschlüsse der Texte scheinen wie unterschiedliche Publikumsreaktionen auf die Erzählung, die man auf die eine oder andere Weise erfassen kann und bei der diejenigen Rezipienten dem Text auf Augenhöhe begegnen, die die Bedeutungsfülle der Nüsse in all den erzählten Situationen zusammen-lesen.

Die dritte Lektüremöglichkeit (Äquilibrium zwischen Mann und Frau in puncto erotischer Freiheit; intellektuelle Überlegenheit der Frau vs. Gewaltmonopol des Mannes) würde ich gerne als die komplexeste qualifizieren; sie entsteht dadurch, dass auf der Grundlage der Konvertibilität von Einverleibung und Sexualität ein Entsprechungsverhältnis ausgemacht wird, wo man anders nur die Bereitstellung von Handlungsrequisiten und deren Verwendung im Rahmen der Listhandlung sehen würde.

Wenn in dieser Erzählung eine der traditionellsten und gängigsten Metaphern für die hermeneutische Bewegung, nämlich die Nuss (im Singular), in beträchtlicher Menge den Besitzer wechselt und die Nüsse dann vergnüglich geknackt bzw. durch das Zimmer geworfen werden, so ist man versucht, dies autoreflexiv auf die Pluralität von Bedeutungsebenen hin zu lesen. Prägnanz gewänne das Märe dann dadurch, dass es eine Sinnbildungsmöglichkeit in sich trägt, die textstrukturgeleitet über den Blick auf **paradigmatische Entsprechungen von Rezipienten ›entbunden‹** werden kann. Rezipienten, die nicht finden können, dass diese Entbindung eigentlich auch zwingend sein muss, entgeht – so die These – die Prägnanz dieser Erzählung.

Es sind kleine Gegenstände, aber viele. Ob damit ein witziges Spiel mit der Horazischen Demonstration von Prägnanz – propositional ex negativo, aber formal in beispielloser Vollendung – betrieben wird, sei dahin gestellt: *Parturient montes, nascetur ridiculus mus* (›Ars poetica‹, V. 139: **›Das Gebirge kreißt, geboren wird eine lächerliche Maus‹**). Liest man diesen möglichen intertextuellen Bezug mit,¹⁰ dann inszeniert das Märe kleine Gegenstände im Gegenzug als starke Sinngeneratoren.

Das Märe **von den zwei** ›Hasenbraten‹¹¹ erscheint vergleichsweise und auf jeden Fall im Vergleich mit dem eben behandelten Märe von den Nüssen nach heutigen schriftkonzeptionellen Kriterien extrem nachlässig erzählt. Es häufen sich grammatische Ambiguitäten und Vagheiten, die über das in mittelhochdeutscher Schriftlichkeit ohnehin vorhandene recht hohe Maß deutlich hinausgehen. Im Folgenden sei hier die These entwickelt, dass diese Art des Erzählens in diesem Märe Methode hat und zur literarischen Qualität beiträgt. Inwiefern man dem Text auch Prägnanz bescheinigen könnte, soll nach dem Durchgang durch den Text überlegt werden. Die **erste Handlungsstation des Märe verläuft ganz ähnlich wie bei den** ›Nüssen‹: **Ein Ritter geht auf Jagd** – nur dass er hier ein wenig erfolgreicher ist:

[E]in ritter eines tages reit
kurtzewilen an sin gezeit,
do er zwene hasen vienc;
von siner kunste daz ergienc.
sin gelucke er dran spurte.
(V. 1–5)

Wenn einer hoch zu Ross gerade mal mit zwei erlegten Hasen nach Hause kommt, ist das keine Glanzleistung. Und wenn dann noch gesagt wird, an dieser Jagdbeute habe er erfahren können, dass ihm das Glück gewogen gewesen sei, dann ist die Ironie kaum zu verkennen.¹² Als er seine Frau beauftragt, für die Zubereitung der Hasenbraten zu sorgen, schlägt sie nun vor, *unsern gevatern* zum Essen einzuladen – mit der Begründung: »[...] *gezze wirs eine, daz moht uns schaden. / wirtschaft sunet dicke haz.*« (V. 10f.) Sie betont also explizit das sozial Wertvolle eines gemeinsamen Mahls. Nun legt der Ritter den Ausdruck *unsern gevatern* auf eine ganz spezifische Weise aus, indem er sich auf den Pfarrer festlegt; man kann deshalb annehmen, dass er es ist, der die Vagheit bzw. im intradiegetischen Kontext des Gesprächs die mögliche Ambiguität des Ausdrucks beseitigt, indem er nun ankündigt:

»unsern gevatern, den pfarrere,
wil ich dar zu biten kumen;
der hat mich dicke genumen
inhaim zu siner spise.
ich wer niht vil wise,
solt ichs niht wider tun. [...]«
(V. 14–19)

Und nun lässt er dieser Ankündigung des Pfarrers als des konkret zu erwartenden Gasts eine Ausweitung der Mahlzeit zu einem Festbankett folgen: »[...] *daz lamp, schaf, gans, kitze, daz hun / haiz bereiten und den antvogel* [...]« (V. 20f.). Diese Anweisung lässt sich nun wiederum kontextuell so verstehen, dass er implizit sagt, es sollten auch noch weitere Gäste beteiligt werden, oder aber, dass er für den Pfarrer, bei dem er schon öfter eingeladen war, ein riesiges Festbankett bereiten will, das einer Verausgabungslogik (*potlatch*) folgen würde. Die vielen Male, bei denen er beim Pfarrer zu Gast war, würden dann repliziert durch das Übermaß des einen Mahls (Mauss 1996. Erstveröffentlichung »*Essai sur le don*« 1927). Auf jeden Fall lässt sich konstatieren, dass der Ritter extrem auf den einen einzigen Gast – den Pfarrer – fixiert ist, dass dieser also für ihn einen ganz besonderen Stellenwert hat. Die Frau auf der anderen Seite nutzt – während der Mann bei der Sonntagsmesse ist – den in den Anweisungen des Mannes steckenden Handlungsspielraum und lädt, *gogel* (V. 22) geworden, *ir niftel, mumen an der stat* und *ir basen ouch dar zu* (V. 24f). Sie verstößt also keineswegs eindeutig gegen die Anweisung des Ehemanns, eben weil diese recht vage blieb und nur den einen Gast benannte, aber jede Menge Fleisch aufzählte, das zu braten sei. Aber sie legt diese Anweisung sehr einseitig aus: Ausschließlich weibliche Verwandtschaft – und zwar aus ihrem eigenen Sippenverband – wird von ihr zum Essen eingeladen. Deren Anzahl wiederum bleibt vage – wobei dann die Wiederholung der vom Erzähler in V. 24f. gegebenen Aufzählung der relevanten Verwandtschaftsbezeichnungen (s.o.) in Figurenrede »*mume* [eindeutig Singular], *niftel* [grammatisch ambig], *basen* [eindeutig Plural]« (V. 31; vgl. das nächste längere Textzitat) eine

Vorstellung von »ziemlich viele bis sehr viele« evoziert. Und so wie sich der Ritter nur auf den einen Gast, mit dem er eng befreundet ist, fixiert hat, so fixiert sich seine Frau in der Folge in ihren Essgelüsten nur auf die Hasenbraten, indem sie die Frauen auffordert, mit ihr zusammen eben ausschließlich diese beiden Hasenbraten vor der Ankunft der beiden Männer aufzuessen.

sie sprach: »mume, niftel, basen,
nu gezze wir den einen hasen.
der wirt hat an dem andern genuk.
<er> und der techant sint so kluk,
daz siz wol kunnen vahan.«
do sie den gazzen nahen,
do hiez sie den andern ouch dar tragen.
sie sprach: »solt ich werden gar zerlagen,
im wirt der hasen nimmer niht!
waz halt mir dar umbe geschit,
vrouwen schimph get dicke mannen vor.«
(V. 31–41)

Abgesehen von der naheliegenden Folgerung, Wild auf dem Tisch müsse wirklich etwas sehr Seltenes sein, versteht man hier eigentlich nicht leicht etwas. Es sei denn, man würde sagen, hier entgleise eine Situation dergestalt, dass sämtliche Frauen sich es einmal besonders gutgehen lassen, indem sie sich auf die besten Stücke des Mahls stürzen und den Männern nichts übrig lassen. Dass dieses Vorgehen aber so sehr als ausdrücklicher Wunsch der Hausherrin betont wird (V. 39: *im wirt der hasen nimmer niht!*), lässt durchaus vermuten, es sei der Wunsch oder implizite Befehl des Ritters, dass ausschließlich die beiden Männer die Hasenbraten vorgesetzt bekommen sollten. Wenn dem so wäre, würde sich seine Ehefrau in **einem von ihr angezettelten »Aufstand der Frauen« entschieden** – und koste es, was es wolle – genau dagegen zur Wehr setzen. Bis hierher sind ganz klar fleischliche Nahrungsmittel der Gegenstand, wobei zu beobachten ist, wie aus einem zunächst als überschaubar geplanten Mahl in kurzer Zeit ein entfesseltes und dabei zugleich extrem auf ganz bestimmte Objekte der

Begierde konzentriertes Treiben geworden ist. Dabei ist der von der Ehefrau eingangs angeführte Sinn und Zweck gemeinsamen Essens voraussehbar in sein Gegenteil verkehrt. Denn statt Harmonie ist in der Folge Aggression zu erwarten, und so kommt es auch:

Der Ritter wird, als ihn seine Frau nach der Heimkehr mit dem Pfaffen sehr lange auf das Essen warten und d.h. sehr hungrig werden lässt, extrem aggressiv. Nur dass sich – aufgrund des listigen Verhaltens und Handelns der Ehefrau – die Aggression des Ritters nicht gegen sie richtet, sondern ausgerechnet gegen den Pfarrer, der vor einer ihm von der Ehefrau einge-redeten Gefahr Reißaus nimmt und mit knapper Not – so meint er – der Kastration entkommt. Denn die Frau hat dem Pfarrer weisgemacht, ihr Ehemann vermute ein ehebrecherisches Verhältnis zwischen ihnen beiden und es drohe blutige Gewalt. Dabei will der Ritter, der dem Pfarrer hinterhersetzt, nur die – von den Frauen komplett verspeisten – beiden Hasenbraten zurück, von denen seine Frau ihm gegenüber behauptet hat, der Pfarrer habe sie gestohlen und sei abgehauen. Jedenfalls – so ruft er dem fliehenden Pfarrer hinterher – will er mindestens einen, was die Lesart unterstützt, dass sein Plan war, jeder von beiden sollte einen Hasenbraten bekommen. Der Pfarrer aber muss aufgrund der Vagheit der Bezeichnung der Objekte des Begehrens durch bloße Deixis (*»weizgot, ir lazzet sie bede hie!«*, V. 101; *»eya, so laz mir doch den einen.«*, V. 109) und aufgrund seiner Vertrautheit mit dem Märentypischen annehmen, der Ritter wolle ihm die Hoden ausschneiden.

Die Frau hat es also durch ihre List geschafft, dem Pfarrer Angst vor dem schmerzhaften Verlust seiner Männlichkeit einzujagen, indem sie ihm ein Verhältnis mit ihr als Verdacht andichtet und ihm die Rache ihres Ehemanns ankündigt. Sie hat den Pfarrer in die Flucht geschlagen und ihm den Ehemann hinterhergehetzt. Einige Aspekte dieses Handlungsabschnitts seien nun noch genauer betrachtet, um die Beschaffenheit dieser Verserzählung präziser herauszuarbeiten:

Als der Pfarrer angesichts des messerwetzenden Ritters die Frau des Hauses fragt, warum der Hausherr so zornig sei (das Messer wetzt der Ritter, wie ausdrücklich vermerkt wird, wie alle Männer, die Hunger haben, V. 58f.: *er tet als noch ein man tut, den hungert und hat spise da heim*), gibt sie ihm zur Antwort:

»man hat uch und mich
getzigen, daz wir han getan:
wir sollten iz billich han verlan.
ir sit gen im belogen.«
(V. 70–73)

Erst im letzten Vers wird innerhalb dieser Lügengeschichte der Frau »klar-gestellt«, dass der Pfarrer beim Ritter verleumdet worden sei; die drei Verse davor ließen auch eine indikativische Lesart zu – und damit wäre man mitten in einem der gängigsten Märenplots. Das Märe von den »Hasenbraten« vermeidet nun gerade dieses Typische, lässt dann aber gleichzeitig den Pfarrer seine Situation als fatal einschätzen, wenn er nicht sofort Gegenmaßnahmen ergreifen würde:

er gedacht: »mir geschilt licht, gotweiz,
als mangem pfaffen ist ergan,
der verholn minnet, sunder wan.
da vor sol mich got bewarn!
mag aber ich daz undervarn,
so geschilt mir hie niht der pfaffen recht.
(V. 75–81)

Dass die Hasenbraten in diesem Märe völlig durchschaubar für sexuelles Begehren stehen, ist also allein der List der Frau zu verdanken; es sind nun zugleich genau diejenigen Hasenbraten, die die Frauen vernascht haben. Im Ergebnis hat die Frau es geschafft, eine offensichtlich innige Männerfreundschaft auseinanderzubringen – so als wäre ihr diese geradezu ein Dorn im Auge. Was man auf der Grundlage dieser Beobachtungen inferieren mag, kann in ganz unterschiedliche Richtungen gehen. Man könnte unter anderem eine grotesk-komische verkehrende Inszenierung homoerotischen

Begehrens sehen, wenn der Ritter den Hasenbraten als den von ihm begehrten Objekten hinterherjagt, mit denen er seine Gelüste stillen will, von denen der Pfarrer annehmen muss, es seien seine Hoden. Die auffällig innige Vertrautheit und Freundschaft der beiden Männer würde also subtextuell in einem groben Scherz desavouiert. Man könnte auch auf der Grundlage der Nähe von Hunger nach Nahrung¹³ und Hunger nach Sexualität eine Karnevalisierung der Textur sehen; der Text gerät zunehmend außer Rand und Band und nimmt in der Inszenierung von Hunger und Gier Züge des Grotesken an;¹⁴ doch wird er – wie gleich zu zeigen sein wird – zum Schluss im poetologisch lesbaren Gespräch zwischen Ehefrau und **Ehemann wieder ›eingehegt‹. Jedenfalls handelt es sich um eine Textur, die durch die Motivkomplexe ›Frau(en) gegen Männer‹ und ›Vernaschen von Fleischlichem‹ strukturiert ist** – mit der Konsequenz, dass Hoden und Hasenbraten imaginär deiktisch ineingesetzt werden. Den Rezipienten werden – sofern sie nicht einfach eine irgendwie schräge Erzählung rezipieren – fallweise und probeweise Sinnerzeugungen abverlangt, die sich auch wieder revidieren lassen. Die Signifikanten gleiten, inszeniert wird aber auf jeden Fall die Konvertibilität von Essen und Sexualität als literarisch ergebige Materie.

Dass man den Sinn seiner Erzählung nicht leicht zu fassen bekomme, kündigt **bekanntlich Wolfram im ›Parzival‹ provozierend unter Verwendung** der bildhaften Rede vom hakenschlagenden Hasen an.¹⁵ Die Heidelberger Mären-Handschrift H, eine von insgesamt zwei Überlieferungsträgern des Märes von den zwei Hasen, weist folgende Überschrift auf: *Ditz ist von den hasen/ die man iaget vf den rasen*. Selbstverständlich muss man den intertextuellen Bezug nicht zwingend sehen – aber er ist sinnhaft herstellbar. Wo bei Wolfram ein einziger quicklebendiger Hase ein Bild für seine spezifische Art zu erzählen ist, die dem Publikum abverlangt, mit allen Schanzen mitzugehen, sind die beiden toten Hasen in dieser Erzählung als gebratene Hasen im Fokus eines Semiotisierungsspiels, das auf der Nähe von Hunger

auf Nahrung und sexuellem Begehren beruht, wie es unter Verwendung wiederum des Hasenmotivs von Wolfram auch explizit auserzählt wird, nämlich indem Gawans Wahrnehmung der mit ihm zusammen gegen die Minnefeinde kämpfenden Antikonie unter anderem in folgende bemerkenswerte Verse gefasst wird: *baz geschicht an spizze hasen, ich waene den gesaht ir nie* (›Parzival‹, V. 409,26f.).

Wer diese beiden Stellen des ›Parzival‹ im Ohr hat, kann also das kurz gehaltene Märe als kleine verzerrende Grotteske zum umfangreichen höfischen Epos Wolframs lesen, sich also angesichts des Kleinformats des Märes von den zwei Hasen an die verqueren, irritierenden Taktiken Wolframschen Erzählens erinnert sehen. Thematisiert wird im Märe auf der Textoberfläche ausschließlich Hunger nach einer besonders köstlichen Speise. Doch spielt die Listhandlung der Frau das sexuelle Begehren explizit als Motiv ein – und nichts spricht dagegen, es auch davor schon im Raum stehen zu sehen. Wenn der Pfarrer schließlich mit knapper Not der – ja nur in seiner Imagination existierenden – Gefahr, dass er der *pfaffen recht* erdulden müsse, *in die kirche* entrinnt (V. 114) und der Ritter daraufhin zur Raison kommt (*do er sin niht niht moht ergrifen, do liez er zorn entslifen. von dannen er do kerte. sin zucht er do mit erte*, V. 117–120), ist dies nach der Schilderung der Verfolgungsjagd zugleich ex post die Anweisung an Rezipienten, die Ob-Überhaupt-Spannung bezogen auf das Ziel des Ritters, den Pfarrer zu erjagen, und das Mitgehen mit den Ängsten des Pfarrers analytisch gut auseinanderzuhalten. Denn zu dynamisch ist diese Verfolgungsjagd geschildert, als dass sie sich in ihrer eigenen Logik nicht verselbstständigen könnte und man sich nicht erst wieder besinnen müsste, dass für den Pfarrer nicht wirklich etwas auf dem Spiel steht. Seine Kastrationsängste sind ja einer Lügengeschichte geschuldet – und dennoch schafft es die Textur, dass man mit dem möglichen Opfer bangen und erleichtert sein kann, wenn der Pfarrer die Kirchentüre endlich hinter sich zugeschlagen hat. Dabei würde ihm wie gesagt gar nichts geschehen – und dass der Ritter dann einhält und seine *zucht* beweist, indem er nach Hause umkehrt, setzt genau

dieses ins Bild. Das heißt, dass dieses Märe die Rezipienten zu einer Reflexion der Mechanismen von Erzählungen bringen kann, in denen Blut fließt oder auf andere Weise Gewalt stattfindet: Das in der erzählten Welt von Mären häufig genug als typischer Plot ablaufende Geschehen wird im Märe **von den zwei ›Hasenbraten‹ als imaginäres Konstrukt durchsichtig gemacht**, dessen Potential, durch erzählte Gewalt die Rezipienten auf der Ebene von Emotionen zu affizieren,¹⁶ von höherer Warte aus beobachtet wird.

Das hohe selbstreflexive Potential bestätigt sich auch darin, wie die Geschichte zu Ende geht: Der Ritter kommt nach Hause, isst sich an dem Fleisch satt, welches noch übrig ist – und dem satten und nicht mehr zu Zorn aufgelegten Ehemann erzählt die Frau daraufhin *umb die hasen und umb des pfaffen vart* (V. 126). **Der Vers referiert auf eine ›Erzählung in der Erzählung‹, die, wäre sie ausgeführt, das Märe spiegeln würde. Dieser Verweis auf – hier unausgeführt bleibende – Spiegelstrukturtechnik ist zugleich als Lektüreeinweisung lesbar: das Märe reflektiert märenhaftes Erzählen und setzt sich zugleich von der Langatmigkeit höfischer Großepik ab.** Die Reaktion des Ehemanns auf die Erzählung seiner Frau könnte milder und gelassener nicht sein: *er sprach: »ja vrowe, schimpf ist gut, /underwilen, do man in ane zorn tut.«* (V. 127f.) Selbstverständlich kann man diesen Kommentar bezogen auf die Handlung verstehen. Dann würde der Ritter sagen: **›Das war ein böser Scherz, weil ich zornig wurde.‹ Und vielleicht könnte er mitmeinen: ›Beinahe wäre etwas Schreckliches wegen meines Zorns geschehen.‹ Zugleich aber wüsste das Publikum, dass das Schreckliche höchst unwahrscheinlich gewesen wäre; die Männer hätten ja leicht die List der Frau aufdecken können.**

Sinnvoll ist diese Figurenrede vor allem als Ebenensprung bezogen auf die Rezipienten: Wer sich an dieser Geschichte vergnügen will, der soll weder die listige Ehefrau schelten noch die Männer, die sich hinters Licht haben führen lassen. (Übrigens textintern ausschließlich vor einem weiblichen Publikum, das zum Essen eingeladen wurde und dieses Spektakel mitbekommen muss. Allerdings bleibt das völlig unmarkiert.) Die beiden

topischen traditionellen Möglichkeiten der Warnung vor listigen Frauen oder der entsprechenden Mahnung, die an Männer ergeht, die man in zwei der drei Redaktionen der ›Nüsse‹ vorfindet, werden damit sozusagen programmatisch abgewiesen. Denn ein solches Echauffieren wäre nicht *sine ira* und also dysfunktional: ›Die Sache wie der düpierte Gatte als Spaß hinnehmen zu können [...], ist die intradiegetisch demonstrierte Haltung, die der Text auch seinem Publikum nahelegt« (Dicke 2013, S. 153). Genau dieser Punkt taucht nun vielleicht doch nicht zufällig als Lektüreeinweisung in der Überschrift der Handschrift der Bibliotheca Bodmeriana – dem zweiten Überlieferungsträger – auf: *Diz ist ein mere von zwen hasen. Daz muget ir horen ane rasen.*

Der *schimpf*, den dieses Märe anzubieten hat, ist in einer Schleife der Reflexion auf Sinnbildung zu finden. Das Publikum kann sich der Mechanismen eigener Sinnbildungsstrategien spielerisch bewusst werden; wer auf erzählte Figuren Zorn entwickeln würde, bekäme diese Möglichkeit – so könnte der Lektürehinweis zu verstehen sein – nicht in den Blick. An den zwei *hasen* entlang, die zunächst – was der Text nahelegt – für zwei Männer reserviert, dann von vielen Frauen verzehrt und am Ende zum markiert imaginären Objekt von Begehren werden, verläuft der rote Faden der Geschichte. Dabei schillern die Hasen zwischen ihrer Funktion als Nahrungsmittel und in ihrer Appetitlichkeit als Chiffre für sexuell Begehrtes. Das Begehren als solches, unterschiedlich konstelliert, erweist sich als grundlegendes Thema. Keineswegs zwingend mit den erwähnten ›Parzival‹-Stellen im Hintergrund, aber mit diesem Hintergrund noch profilierter lässt sich – so die These – das Märe als prägnant charakterisieren in dem Sinne, dass die zwei Hasen als Zentrum eines literarischen *schimpfes* mit hoher Selbstreflexionspotenz (Sichtbarmachen von Ebenen des Imaginären, ›Erzählung in der Erzählung‹) in den verschiedenen Handlungsabschnitten Unterschiedliches als Gegenstand von Konsumption repräsentieren und mit dieser Fülle der Möglichkeiten zugleich auf die Eigenaktivität der Rezipienten verweisen, die sich durch die Erzählung durchfinden müssen.

Zum Schluss sei versucht, in drei Punkten Aspekte von Prägnanz zu erfassen, und zwar – weil die Arbeit an Beispielen nach dem derzeitigen Diskussionsstand als Beitrag zur Frage nach der Operationalisierbarkeit des Begriffs sich auch anbietet – strikt immer im Rückbezug auf die beiden hier vorgestellten Mären. Dabei werden die kleinen Dinge erst im letzten Punkt eine – allerdings entscheidende – Rolle spielen:

1. Anknüpfend an Silvan Wagners entschiedenen Bezug auf die **Etymologie von ›Prägnanz‹, die im heutigen Wortgebrauch nicht unbedingt evident ist, können beide hier vorgestellten Mären als ›schwanger mit Sinn‹ bezeichnet werden. Dies zeigt sich** – und hier lässt sich eng an Michael Waltenberger anknüpfen – an den Textoberflächen in Entsprechungsverhältnissen mehrfacher Art, die dazu auffordern, Parallelen und Oppositionen wahrzunehmen, um die potentielle Fülle von Sinnbildungsmöglichkeiten ans Licht zu holen. Was am ›Ritter mit den Nüssen‹ an Verstehensdynamiken nachgezeichnet werden kann, lässt sich gut in das von Waltenberger vorgeschlagene Modell einer Pointenstruktur einfügen: **Die Lesart ›Frau als Sympathieträgerin‹ wäre die vom Text gesetzte Pointe, die bei den Rezipienten ›ankommen‹ müsste. Sie weist den weiteren Lesarten ihren Ort zu und unterläuft sie zugleich, indem die Pointe gegenüber den anderen Verstehensmöglichkeiten auch einen ›qualitativen Sprung‹ macht. Die Prägnanz der Erzählung von den zwei ›Hasenbraten‹ ist von anderer Art.** Hier kommt es zu keiner Pointenbildung in dem Sinne, dass sich eine bestimmte Verstehensmöglichkeit privilegieren ließe, die anderen ihren Ort zuwiese. Vielmehr lässt die Leichthändigkeit dieser Erzählung, der geradezu ostentativ wirkende Duktus eines eher oberflächlichen Verkettens ergiebiger Erzählmotive Vagheiten und Inkohärenzen entstehen, die auf einer grundsätzlichen Ebene der Selbstentblößung des Fiktionalen zurarbeiten. Wenn es eine Pointe gibt, dann diese. Sie liegt also auf einer Meta-Ebene und verweist von dieser Warte aus auf die Fülle von Möglichkeiten eines offenen Semiotisierungsspielfeldes.

2. Die folgende Überlegung schließt an Michael Schwarzbach-Dobsons Bestimmung von prägnanten Texten als auf Reflexionswissen zielende Texte an. Von Prägnanz wäre zu reden, wenn an der Textstruktur entlang die Rezipienten mit ihrem eigenen Denkprozess in der Weise konfrontiert werden, dass Auslöser und Mechanismen von Sinnbildungsprozessen zum Gegenstand ihrer literarischen Erfahrung werden. Das würde heißen, dass strukturell bereitgestellte Entsprechungsverhältnisse, die den Denkprozess in Gang bringen, klar erkennbar sein müssen. Doch die Stimmigkeiten **dürfen nicht zu sehr ›selbstevident‹ sein, denn wenn ›alles klar‹ ist, stellt sich kaum die notwendige Lust am ›Knacken‹ des Textes ein. Aus diesem Grund würde ich diejenige Version des ›Ritters mit den Nüssen‹, in welcher der Ritter einer blitzsauberen jungen Frau die Nüsse abnimmt, für intellektuell weniger herausfordernd halten und deshalb der Version mit den *kint*, die dem Ritter Nüsse geben müssen, den Vorzug geben. Denn das Entsprechungsverhältnis ist auch in der *kint*-Version immer noch deutlich genug; und diese transportiert aber auch noch zusätzliche Akzentuierungsmöglichkeiten (die Kinder im Plural insbesondere als Bild für das Kollektiv von Untertanen, die dem Ritter gehorchen müssen – während bei der jungen **Frau von vornherein der Fokus eher schon auf ›erotisch attraktiv‹ eingengt** ist). Man kann aber eigentlich keinen Aspekt isoliert betrachten, sondern nur im Blick auf das Zusammenspiel aller relevanten Aspekte Prägnanz als Suchbegriff ansetzen. Das Problem der Begriffsbildung von der Etymologie her scheint zu sein, dass damit ein Entweder-Oder impliziert ist. Schwangerschaft und Entbindung lassen als Bild jedenfalls kein Mehr oder Weniger zu. Man könnte, um dem Problem zu entgehen, den Begriff so weit ausdehnen wollen, dass sämtliche Sinnbildungsprozesse, die nachgezeichnet werden könnten, als Entbinden von Sinn bezeichnet werden. Das würde aber selbstverständlich die spezifische Aufschlusskraft des Begriffs zerstören. Vielleicht wäre zu überlegen, ob Kurzerzählungen dennoch skalar taxiert werden könnten. Ein Ausweg könnte vielleicht sein, dass man**

Prototypen prägnanten Erzählens oder zumindest hervorstechende Merkmale bestimmter Erzählungen beispielhaft als Ausformung prägnanten Erzählens benennt und sich über Texte in der Weise verständigt, dass man angibt, welchen Prototypen sich Erzähltexte zuordnen lassen – und konkret wie nah sie welchen Prototypen kommen. Raffinierte formale Gestaltung, maximales Verknappen von Informationen, kalkulierte Vagheiten, strategisch eingesetzte Ambiguitäten könnten Kriterien sein, sie alle haben jedenfalls im Durchgang durch die Texte eine Rolle gespielt.

3. Als Prototyp eines prägnanten Erzählens, das ein kleines Ding zum Dreh- und Angelpunkt macht, würde ich gerne an Boccaccios Novelle Dec. V,9 festhalten. Was an den beiden von mir hier untersuchten mittelhochdeutschen Verserzählungen vergleichbar ist, liegt auf der Hand: die Aufwächerungsmöglichkeit von alimentärer und sexueller Ebene bezogen auf diese zentral gesetzten Dinge. Selbstverständlich muss man dann sehr entschieden betonen, dass die Vergleichbarkeit auf dieser abstrakt angesetzten Ebene bleibt. Doch was ebenso abstrahierend festgehalten werden kann, ist, dass in allen drei Erzählungen die Dinge jeweils zu Fixpunkten der kognitiven Beschäftigung mit der Textur werden. Hier zeigt sich neben dem Alimentären und dem Sexuellen die dritte – selbstreflexive – Auslegungsmöglichkeit: Rezipieren von Texten als hermeneutische Einverleibung. Wenn es der Reiz solcher Texte ist, dass Rezipienten ihre kognitive Kompetenz gerade in der Freude an überraschenden Momenten der Sinnentbindung genießen können und diese Überraschungen zentral damit zu tun haben, dass sich von den Dingen aus je wieder andere Bezugsmöglichkeiten aufdrängen können, dann ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, dass Rezipienten die Komplexionen von Sinnerschließung in ihrer literarischen Memoria bezogen auf die entsprechenden Erzählungen eher an den Dingen **als den Figuren ›festmachen‹**. Insofern sind zentral gesetzte Dinge in kurzen Erzählungen nicht nur Prägnanzgeneratoren, sondern sie taugen **auch als Verankerungen eines ›Sinnes für Prägnanz‹**.

Anmerkungen

- 1 Rüdiger der Hünkhover: *Hie hebt an daz mære von dem slegel*, in: Grubmüller [Hrsg.] 1996, S. 112–177, V. 1180–1182: *wie diz mærlin si genant, daz tuon ich iu bekant: ez ist geheizen der slegel*; Johannes von Freiberg: *Diz büchel heizet daz rädelin und ist von einem maidelin*, in: ebd., S. 618–647, V. 321–324: *Hier endet sich daz mære von dem schribære unde von dem juncvröuwelîn und ist geheizen: daz redelin*.
- 2 In der Originalsprache: Boccaccio 1976, S. 509–516; in deutscher Übersetzung: Boccaccio 1979, S. 281–291.
- 3 **Die Definition, die Immanuel Kant von der ästhetischen Idee in der ›Kritik der Urteilskraft‹ § 49 gibt, dass sie nämlich ›viel zu denken‹ veranlasse, sei hier als** eine der geglücktesten – prägnantesten – sprachlichen Wendungen hereinzitiert, die philosophisches Nachdenken zur Ästhetik hervorgebracht hat. – Sehr eng daran anschließen lässt sich etwa Burghard Dameraus im Vorwort zu seiner Aufsatzsammlung gegebene Auskunft, wie er mit literarischen Texten umgehen will: »[D]er leitende Gedanke ist [...], in welcher Form auch immer, auf das Potential von Texten aufmerksam zu machen: auf die Möglichkeiten, sie auch so zu sehen (Hervorh. im Orig.), also wieder anders« (Damerau 2000, S. 7). Unabschließbarkeit von Interpretation bzw. die Offenheit des Textes für je neue Sinnbildungen wäre aber zunächst einmal ein notwendiges, aber nicht hinreichendes Kriterium für prägnante Texte. Hinzukommen müsste eine Beschaffenheit des Textes, die dazu einlädt, Vielheit von Lektüren strukturiert zu versammeln.
- 4 Klaus Ridder und Hans-Joachim Ziegeler danke ich dafür, dass sie mir freundlicherweise bezogen auf die beiden von mir behandelten Mären Einsicht in die sich im Druck befindende neue Märedition gewährt haben (Nr. 66: ›Der Ritter mit den Nüssen‹, in: DVN, Bd. 2; Nr. 54: Der Vriolsheimer: ›Der Hasenbraten‹, in: DVN, Bd. 1/2). **Zu den ›Nüssen‹: Der in 8 Handschriften** bezeugte Text ist in drei unterschiedlichen Redaktionen überliefert: eine längere Fassung: m6/w/i (München, Bayerische Staatsbibl., Cgm 717; Wien Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2885; Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Hs. FB 32001); zwei kürzere Fassungen d2 (Anhaltische Landesbücherei Dessau, Hs. Georg. 224.4^o) und k (Badische Landesbibliothek, Karlsruhe 408). Für meine Argumentation spielen lediglich die drei in den explizit genannten Handschriften überlieferten Textvarianten eine Rolle. Ich beziehe mich auf die vier parallel gedruckten Texte der Ausgabe. Die Vierzahl kommt dadurch zustande, dass die längere Redaktion in der Edition durch zwei Handschriften repräsentiert wird. Abgedruckt sind m6 und w. – Wenn – wie meistens bei den

vollständig überlieferten Texten – in den Handschriften eine Überschrift erscheint, dann ist der Titel mit kleinen Varianten immer in heutigem Sprachstand **durchweg** ›Der Ritter mit den Nüssen‹.

- 5 Klein/von Stutterheim 1992, S. 90: »Jeder kohärente Text kann als Antwort auf eine leitende Frage, die Quaestio, aufgefaßt werden. Diese Quaestio legt gewisse Vorgaben für den Textaufbau fest. Sie gibt eine Gliederung in Haupt- und Nebenstruktur vor; sie führt Beschränkungen für die Topik-/Fokusstruktur der einzelnen Hauptstrukturäußerungen ein und legt fest, nach welchen Mustern der referentiellen Bewegung sich der Text entfalten muß.«
- 6 Das Märe ist in zwei Handschriften überliefert (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 341; Coligny, Fondation Martin Bodmer, Cod. Bodmer 72). – Herausgeberr**titel in der Märeforschung sind entweder: ›Der Hasenbraten‹** (Niewöhner, Ridder/Ziegeler), ›Der **entlaufene Hasenbraten**‹ (von der Hagen, Schulz-Grobert), ›**Die naschhafte Köchin**‹ (Röhrich). **Demgegenüber finden sich** in den Handschriften in gewisser Weise präzisere Überschriften, die in meiner Argumentation eine Rolle spielen werden, s.u.
- 7 Bei Kaufringer ist es allerdings kein Bett, sondern ein Badezuber, in dem sich zudem auch die Ehefrau zusammen mit ihrem Geliebten befindet. Sie schaut frech aus dem Vorhang heraus und fordert ihren Ehemann zum Nachschauen auf. Die Handlungsführung ist dort entschieden zugespitzt auf die Kühnheit und Unverfrorenheit der Frau, die sich im Badezuber mit ihrem Geliebten – dem Chorcherrn – vergnügt und den sich in der Nähe befindenden und dann hinzukommenden Ehemann – den Schuster – ganz ohne Not auf den Geliebten im Badezuber hinweist und sagt, er solle doch nachsehen. Kaufringer schließt dann eine Revanche-Handlung an, in welcher der Chorcherr die Schusterin genauso in Angst und Schrecken versetzt, wie sie es mit ihm gemacht hatte.
- 8 Heiland 2015, S. 135f. (hier Verszählung nach Heinrich Niewöhner [Hrsg.]: Neues Gesamtabenteuer Bd.1).
- 9 Auf diese Lektüremöglichkeit hat mich Silvan Wagner aufmerksam gemacht.
- 10 Zur anzunehmenden Bekanntheit dieses Verses Reuvekamp 2007, S. 29f. Sie **verweist auf einen längeren Passus der ›Poetria nova‹ des Galfrid von Vinsauf** (V. 431–453) und schlussfolgert: » Das Sprichwort ist [...] nicht nur fester Bestandteil des ironischen Streitgesprächs, sondern hat seinen Platz außerdem in der metasprachlichen Auseinandersetzung über angemessenes Sprechen in typischen Konfliktsituationen« (ebd. S. 30). – Da die zentrale Interaktion im

- ›Ritter mit den Nüssen‹ – wie nicht selten in Mären – ein verbaler Schlagabtausch ist, den die Erzählung ›wie in einer Nussschale‹ dicht kontextualisiert, würde ich diesen spielerisch-ironischen Bezug gerne als möglich mitführen.
- 11 Es wird »mehrheitlich in die zweite Hälfte des 13. Jh.« datiert (Dicke 2013, S. 149).
 - 12 Dicke 2013, S. 152, hat »die komischen Valenzen, wenn sich zwischen feudalem Anspruch und eher ruralem Gebaren ein Widerspruch auftut« und die sich daraus ergebenden »parodistische[n] Effekte« des Märes als Qualitätsmerkmal gegenüber dem altfranzösischen Fableu *Le dit des perdriz* herausgestellt, das gerne zum Vergleich herangezogen wird und in Teilen der Forschung als Vorlage erwogen wird. Überhaupt hat Dicke sehr entschieden auch festgehalten, dass »der Vriolsheimer den Subtext der Gattungstradition an der Sinnbildung beteiligt, indem er Motiv- und Rollen-Stereotypen aufbricht und auf sie gerichtete Erwartungen irritiert« (ebd.). – An seine Einschätzung des Märes knüpfe ich an: »Höhere Ironie ist im Spiel, wo wie beim Vriolsheimer allein auf das Ridiculum abgestellt ist« (ebd., S. 151). Mir geht es im Folgenden darum, den recht global **bleibenden Ausdruck ›höhere Ironie‹ mit Blick auf die Frage, ob der** Text prägnant genannt werden kann, durch eine etwas genauere Darstellung möglicher Verstehensdynamiken zu ersetzen.
 - 13 Das Erzählen von Gier auf Nahrung macht auf ein Publikum, das wirklich Hunger kennt, anderen, weit stärkeren Eindruck als auf Rezipienten, denen diese Erfahrung erspart geblieben ist. Hierzu Bleuler 2019, S. 71, mit Bezug auf Schubert 2006, S. 33f.: »Wenn man sich mit der Bedeutung und dem Stellenwert von Nahrungsmitteln im 12. und 13. Jahrhundert beschäftigt, muss man berücksichtigen, dass die Geschichte von Essen und Trinken im Mittelalter eine Geschichte des Mangels ist. Studien zu den europäischen Hungersnöten im Früh- und Hochmittelalter zeigen, dass zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert jede Generation von mindestens einer längeren Hungersperiode betroffen war.«
 - 14 **Das Märe von den ›Hasenbraten‹ weist durchaus den »vitalistische[n] Grundzug«** auf, »auf dem Bachtin sein Konzept der Karnevalisierung aufbaut« und das generell, wie Grubmüller feststellt, eigentlich »den Mären fremd« ist (Grubmüller 2006, S. 243). – Wenn man dieses Märe literarhistorisch verorten wollte, schließe es wohl auch wie andere von Grubmüller 1996 genannten Texte »die Brücke zum 16. Jahrhundert mit seiner Favorisierung einer grotesken Welt-sicht« (Grubmüller 1996, S. 347).
 - 15 Wolfram von Eschenbach, Parzival, hrsg. v. Schirok 1999, 1,15–19 u. 2,13.

- 16 Hier sei kurz an eine der Leitfragen der Monographie Hans-Joachim Zieglers (Ziegeler 1985) erinnert, wieviel Identifikation mit den Figuren, wieviel Mitgehen mit den Figuren, wieviel Empathie eigentlich die Mären ermöglichen bzw. in ihrer Textur vorzeichnen. – Grubmüller 1996, S. 334, hat bezogen auf das verkaufte Schneekind gespottet: »Und um dieses Kind machen sich die Interpreten Sorgen«. Grubmüllers Modellrezipient der Mären genießt, sehr vereinfacht gesagt, emotionslos die Witzstruktur der Texte; Ziegeler hat demgegenüber differenziert herausgearbeitet, wie und wo Ansatzpunkte für sympathetische Identifikation liegen können. Bezogen auf das Märe von den zwei Hasenbraten wäre prinzipiell herauszustellen, dass die Beobachtung der Entfesselungsdynamik, die nach meiner Lektüre vom Rezipienten gefordert wird, Identifikation mit einzelnen Figuren eher unwahrscheinlich macht. Ausnehmen würde ich die **kleine Verfolgungsjagd, wo der Pfaffe ›beinahe‹ völlig unschuldig körperliche Aggression erdulden muss**. Das kann man selbstverständlich in kühler Abgeklärtheit beobachten und sich von vornherein darüber amüsieren, dass diese Bedrohung nur eingebildet ist und emotionale Involviertheit völlig fehlt am Platz wäre; man kann sich bei etwas anderer Disposition aber auch selbst dabei beobachten, wie Literatur Emotionen zu manipulieren imstande ist.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Boccaccio, Giovanni: Decameron, hrsg. v. Vittore Branca, Mailand 1976 (Tutte le opere di Giovanni Boccaccio 4).
- Boccaccio, Giovanni: Das Decameron. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Karl Witte, durchges. von Helmut Bode, München 1979.
- Deutsche Versnovellistik des 13. bis 15. Jahrhunderts (DVN), hrsg. v. Klaus Ridder/Hans-Joachim Ziegeler, unter Mitarbeit von Patrizia Barton/Reinhard Berron/Uta Dehnert/Fabienne Detoc/Gudrun Felder/Manuela Gliessmann/Anne Kirchhoff/Matthias Kirchhoff/Sandra Linden/Rebeka Nöcker/Henrike Schwab/Christian Seebald, Bd. 1/2 u. 2, Basel 2020.
- Galfrid von Vinsauf: Poetria nova, lat. Text u. engl. Übers., in: Ernest Gallo: The Poetria nova and its Sources in Early Rhetorical Doctrine, Den Haag, Paris 1971, S. 11–129.

- Horaz, *Ars poetica*, in: Quintus Horatius Flaccus: Sämtliche Werke. Lateinisch - deutsch, hrsg. u. übers. von Niklas Holzberg, Berlin/Boston 2018, S. 612–645.
- Kaufringer, Heinrich: Werke. Hrsg. v. Paul Sappeler. Studienausgabe, Tübingen 1972.
- Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt a. M. 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23).
- Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der 6. Ausg. von Karl Lachmann. Einführung zum Text von Bernd Schirok, Berlin/New York 1999.

Sekundärliteratur

- Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Renate Lachmann, Frankfurt a.M. 1987 (stw 1187).
- Bleuler, Anna K.: *Prekärer Zeichenstatus. Alimentäre Objekte in der Literatur des Mittelalters*, in: Glasner, Peter [u. a.] (Hrsg.): *Erzählte Dinge im Mittelalter*, Berlin 2019 [FS Karina Kellermann], S. 71–80.
- Damerau, Burghard: *Prägnante Sujets. Paul Heyse und die Novelle*. Erstveröffentlichung, in: Ders.: *Gegen den Strich. Aufsätze zur Literatur*, Würzburg 2000, S. 94–102.
- Damerau, Burghard: *Vorwort*, in: Ders.: *Gegen den Strich. Aufsätze zur Literatur*. Würzburg 2000, S. 7–8.
- Dicke, Gerd: *Der Friolsheimer, »Der Hasenbraten« (FM 135)***, in: Knapp, Fritz Peter (Hrsg.): *Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur*, Berlin/Boston 2013 (GLMF 6), S. 148–155.
- Grubmüller, Klaus: *Der Tor und der Tod. Anmerkungen zur Gewalt in der Märendichtung*, in: Gärtner, Kurt [u. a.] (Hrsg.): *Spannungen und Konflikte menschlichen Zusammenlebens in der deutschen Literatur des Mittelalters*. Bristoler Colloquium 1993, Tübingen 1996, S. 340–347.
- Grubmüller, Klaus: *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle*, Tübingen 2006.
- Heiland, Satu: *Visualisierung und Rhetorisierung von Geschlecht. Strategien zur Inszenierung weiblicher Sexualität im Märe*, Berlin 2015 (*Literatur – Theorie – Geschichte* 11).
- Heyse, Paul/Kurz, Hermann: *Einleitung*, in: Heyse, Paul/Kurz, Hermann (Hrsg.): *Deutscher Novellenschatz*. Bd. 1. München [1871], S. V–XXIV, in: Weitin, Thomas (Hrsg.): *Volldigitalisiertes Korpus. Der Deutsche Novellenschatz*, Darmstadt/Konstanz, 2016.

- Heyse, Paul: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 5. Aufl. neu durchges. und stark vermehrt. Zweiter Band: Aus der Werkstatt, Stuttgart/Berlin 1912.
- Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane: Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen, in: Linguistische Berichte 109 (1987), S. 163–183.
- Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane: Textstruktur und referentielle Bewegung / Text Structure and Referential Movement, in: LiLi 86 (1992), S. 67–92.
- Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Mit einem Vorwort von E.E. Evans-Pritchard. Übers. v. Eva Moldenhauer. Anhang: Henning Ritter: Die ethnologische Wende. Über Marcel Mauss. 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1996.
- Reuvekamp, Silvia: Sprichwort und Sentenz im narrativen Kontext. Ein Beitrag zur Poetik des höfischen Romans, Berlin/New York 2007.
- Schlaffer, Hannelore: Novelle, in: Brunner, Horst/Moritz, Rainer (Hrsg.): Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik, Berlin 1997, S. 251–254.
- Schubert, Ernst: Essen und Trinken im Mittelalter, Darmstadt 2006.
- Spitz, Leo: Die Metaphorik des geistigen Schriftsinns. Ein Beitrag zur allegorischen Bibelauslegung des ersten christlichen Jahrtausends, München 1972 (Münsterische Mittelalter-Schriften 12).
- Ziegeler, Hans-Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen, München/Zürich 1985 (MTU 87).

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Anna Mühlherr
Universität Tübingen
Deutsches Seminar
Wilhelmstr. 50
D-72074 Tübingen
E-Mail: anna.muehlherr@uni-tuebingen.de

Marie-Luise Musiol

Raum und Figur Effekte erzählerischer Arrangements in der ›Frauentreue‹

Abstract. Der Beitrag nimmt die Leerstelle, die die Kleinepik im literaturwissenschaftlichen spatial turn darstellt, zum Anlass, nach Logiken und einer spezifischen Ästhetik und Poetik des Raumes in dieser Gattung zu fragen. Ausgangspunkt ist ein Raumbegriff, der eine Differenzierung von materiellem Raum und Räumlichkeit als eine performative Dimension zulässt. Am Beispiel der ›Frauentreue‹, einem aus dem 14. Jahrhundert überlieferten kleinepischen Text, werden verschiedene erzählerische Arrangements zwischen Raum und Figur in den Blick genommen und dabei nach dem Transformationspotenzial von Räumlichkeit gefragt.

1. Die Kleinepik als Leerstelle im mediävistischen ›spatial turn‹?

Das Interesse an Raumdarstellungen in der mittelalterlichen Literatur ist seit mehreren Jahren ungebrochen.¹ Die Erforschung von Raumkonstruktionen konzentrierte sich jedoch bislang vornehmlich auf großepische Texte, die Kleinepik erregte indes im Zuge des literaturwissenschaftlichen ›spatial turns‹ in der Mediävistik nur geringe Aufmerksamkeit. Ein Grund dafür ist möglicherweise, dass sich literarische Entwürfe von Handlungsschauplätzen in kleinepischen Texten gegenüber großepischen auf den ersten Blick deutlich unterscheiden und zwar im Hinblick auf den Umfang und die Differenzierung ihrer Ausgestaltung. Anders als etwa in den **Größenformen der höfischen Literatur sind ausführliche ›descriptiones‹** vergleichsweise selten. Ähnlich reduziert sind zum Teil auch die Figurenzeichnungen,

was dazu führt, dass hin und wieder von Rollen- aber auch Raumstereotypen die Rede ist. Beides auf eine der Gattung in der Vergangenheit häufig zugeschriebene Exemplarizität zurückzuführen oder als Spezifik der kleinen Form aufzufassen, wird der narrativen Komplexität der Texte nicht gerecht. Auch die weitgehende Vernachlässigung der Kategorie Raum im kleinepischen Forschungsdiskurs ist bei näherer Betrachtung kaum zu rechtfertigen. Es stellt sich vielmehr die Frage, inwieweit kleinepischen Texten ein experimenteller Umgang mit Raum eigen ist, den man möglicherweise als gattungsspezifisch bezeichnen könnte.

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist die Beobachtung, dass sich in vielen kleinepischen Texten ein dynamisches Wechselspiel findet von Figuren und meist nur grob umrissenen räumlichen Setzungen (wie etwa Bauernhaus, Wald, Garten, Turmverließ, Kemenate, Kloster, Hof oder Turnierplatz). Es wird deshalb der Frage nachgegangen, inwieweit sich dieses Wechselspiel unter Rückgriff auf einen Raumbegriff differenzieren lässt, der sich an der Unterscheidung eines konkreten geometrisch-architektonischen Raumes einerseits von Räumlichkeit als einer performativen Dimension andererseits orientiert.²

Mit diesem Ansatz wird der materielle Raum selbst als eine »Art Behälter aufgefasst, der in seinen wesentlichen Merkmalen von dem, was sich in ihm ereignet, nicht tangiert wird.«³ Der Begriff der Räumlichkeit bezieht sich dagegen auf eine performative Dimension, die in einem Zusammenspiel von Akteur*innen und dem materiellen Raum prozesshaft hervorgebracht wird. Diese in der Theaterwissenschaft etablierte Unterscheidung von Raum und Räumlichkeit, die zunächst auf Konfigurationen in Aufführungssituationen zugeschnitten ist, bietet auch produktive Anknüpfungspunkte für die Betrachtung von Raumkonstruktionen in der Kleinepik. Dabei tritt an die Stelle von Akteur*innen und dem sogenannten Behälterraum das erwähnte Wechselspiel zwischen Figuren und räumlichen Setzungen: Im Zusammenspiel von Figuren und materiell fixierten Räumen in einem Text, so die zentrale These des vorliegenden Beitrags, wird Räumlichkeit erzeugt.

Räumlichkeit ist nicht zwingend materiell fixiert, sondern konstituiert sich als punktuell polyvalentes Phänomen. Aufgrund der jeweiligen Einbettung in eine spezifische Konfiguration ist Räumlichkeit temporär gebunden.⁴ Das heißt, sie ist vorübergehend und kann deshalb als transitorisch gelten (vgl. Borsò 2015, S. 260). Um transitorische Dimensionen von Räumlichkeit in ihrer potenziellen Losgelöstheit vom materiellen Raum und in ihrer zeitlichen Begrenztheit zu konkretisieren, wird hier auch auf den Begriff der Sphäre zurückgegriffen.⁵ Räumlichkeit oder eine (räumliche) Sphäre ist demnach etwas, das nicht dem materiell fixierten Raum verhaftet bleiben muss oder in ihm aufgeht, sondern in einer konkreten Konfiguration von Raum und Figuren erst entstehen kann und zeitlich begrenzt ist.⁶

Daraus ergeben sich folgende Fragen: 1. Auf welche Weise manifestieren sich diese Sphären und inwieweit können sie als transitorische Phänomene beschreibbar gemacht werden? Dabei ist zu untersuchen, inwiefern diesen Phänomenen von Räumlichkeit auch ein Transgressionspotential zukommt, etwa indem sie die Fixierungen von Figuren und Räumen in Bewegung bringen oder destabilisieren. 2. Inwieweit sind diese transgressiven Effekte kleinepischen Erzählens zu in den Texten verhandelten Identitäts- und Ordnungsmodellen ins Verhältnis zu setzen? Damit rückt zudem die der Kategorie Raum eigene Zugehörigkeit und Differenz stiftende Bedeutungsdimension in den Blick.⁷

Auch der als die ›Frauentreu‹ bekannte Text *Diz büechel heizet der vrouwen triuwe / got helf uns mit ganzer riuwe*⁸ weist nur Kleinstnennungen von Schauplätzen und Räumen auf. Die aus dem 14. Jahrhundert überlieferte Erzählung umfasst nur 390 Verse und entfaltet sich zwischen einer Kirche und zwei weiteren geschlossenen Räumen. Die Geschichte handelt von einem als Minnedienstler erfolgreichen Ritter, der auf der Suche nach neuer *aventure* eine fremde Stadt besucht. Er fragt den einzig ihm bekannten Mann, wo die schönsten Frauen zu finden seien. Der Bürger empfiehlt ihm, sich am Kirchtage vor der Kirche nach der Schönsten umzusehen und ihm, sobald er fündig werde, ein Zeichen zu geben. Nach der Messe drängen

die Frauen aus der Kirche und der Ritter verliebt sich augenblicklich in die Schönste und Edelste unter ihnen. Als er dem Bürger die Auserwählte zeigt, beginnt dieser zu lachen, denn es ist seine Gattin. Während der Ritter fortan versucht, in die Nähe der Schönen zu kommen, reagiert diese ihm gegenüber reserviert. In Minnequalen lässt der Ritter ein Turnier veranstalten, bei dem er im Hemd bekleidet gegen einen Gegner antreten will. Dabei wird er lebensgefährlich verletzt und wähnt auf dem Totenbett einzig durch die von ihm begehrte Dame Heilung zu erfahren. Der Bürger bittet seine Frau, den Verwundeten zu besuchen. Die Frau weigert sich, erklärt sich nach einigen Überredungsversuchen und ihrem Mann zum Gefallen aber letztlich doch dazu bereit. Am Krankenbett bittet der Ritter sie, den Lanzen splitter aus seiner Wunde zu ziehen. Auf Drängen ihrer Zofe hin tut sie es, der Ritter wird kurz darauf geheilt und überlegt erneut, wie er die Frau für sich gewinnen könnte. Wenig später dringt er nachts durch ein Fenster ins Schlafgemach des Bürgerpaares ein und weckt die Frau, um ihr seine Liebe zu gestehen. Der Ritter umarmt sie, seine Wunde bricht auf und er verstirbt augenblicklich. Über ein kurzerhand ans Fenster gestelltes Brett befördert die Frau den toten Ritter aus dem Schlafzimmer hinaus und trägt ihn in dessen Bett. Wieder zurück neben ihrem Mann erkennt sie die Qualität der Liebe des Ritters und bittet ihren Ehemann tags darauf, dem Aufgebarten das Totenopfer erbringen zu dürfen. In der Kirche opfert sie zunächst bis auf ihren Unterrock all ihre Kleider und stirbt schließlich selbst vor Schmerz. Der Ehemann lobt in Trauer ihre Treue und lässt Frau und Ritter gemeinsam begraben.

Der Text zeichnet sich durch eine augenfällige Verdichtung von tradier ten literarischen Motiven aus.⁹ Die Verknüpfungen verschiedener Semanti ken von Turnier und Verwundung, Minne, *triuwe* und Opfer bilden dabei ein Spannungsverhältnis, dessen polyvalente Dimensionen im Textverlauf ausgelotet werden. Die jüngere Forschung hat dem Text wie kaum einem anderen, teils aufgrund der nicht aufgelösten Motivreihungen, mitunter Inkohärenzen (vgl. Braun 2006; Friedrich 2012) und fehlende Kausalität

(Dimpel 2018) attestiert, dabei jedoch auch betont, dass genau darin ein spezifisches sinnstiftendes und ästhetisches Potenzial des Textes liegt. Auch das räumliche Minimalsetting ist dabei bereits in den Fokus gerückt.¹⁰ Die Frage nach einer spezifischen Poetik und Ästhetik des Raumes in kleinepischen Texten soll im Folgenden aufgegriffen und das Erkenntnispotenzial der skizzierten Unterscheidung von Raum und Räumlichkeit exemplarisch erprobt werden.

Die Handlung der Erzählung ist eingebettet ein Raumgefüge, das sich zwischen Kirche, Herberge, Turnierplatz und dem Haus des Bürgerpaares in einem nicht näher bestimmten städtischen Raum aufspannt. Im Zentrum der vorliegenden Überlegungen stehen die Relationen dieser einzelnen räumlichen Setzungen zueinander sowie das dynamisierende Potenzial, das sich im Wechselspiel zwischen den Räumen und den Figuren im Verlauf des Textes entfaltet. Von Interesse ist zunächst der Stadtraum, der als größere Setzung von Beginn an etabliert wird, sowie das trianguläre Figurengeflecht. Mit dieser Eröffnung des Textes werden zentrale Parameter der Handlung etabliert, vor deren Hintergrund komplexe Aushandlungsprozesse zwischen Räumen und den Figuren angesiedelt sind. In einem zweiten Schritt werden die beiden exklusiven geschlossenen Räume in der ›Frauentreue‹ untersucht: das Krankenlager des Ritters und die Kemenate des Bürgerpaares. Abschließend werden die unterschiedlichen im Text aufscheinenden Bedeutungsdimensionen des Kirchenraums fokussiert.

2. Stadt

Der Ritter wird als erfolg- und ruhmreicher Minnedienstler in die Handlung eingeführt: *ein werder degen* (V. 23), der im Dienst für die Frauen schon *manic bluotrunst* (V. 28) davongetragen. Die Verknüpfung von Minne und Verwundung wird bereits hier – auch in Fortsetzung des Prologs (*enzundet was von ir minne gluot / sîn herze nie gescheiden wart / von ir, biz ez der*

tôt verkart. V. 14-16) – präfiguriert, geht aber an dieser Stelle in der Zitation des Minnedienstmodells auf. Trotz zahlreicher Verletzungen erreichte er bislang als Minneritter *unverdrozzen* (V. 39) das Ziel seines Werbens. Zum Anlass der Erzählung wird nun eine Begebenheit:

Der selbe ritter quam geriten
ûf âventiure nâch sînem siten,
durch ritterschaft in eine stat,
dâr ûz er nie mër vuoz getrat.
(V. 43–46)

Mit dem Betreten der Stadt durch den Ritter wird der zentrale und zugleich einzige Großschauplatz der Handlung etabliert.¹¹ Der Stadtraum ist hier in seinen Grenzen unbestimmt, der Verweis darauf, dass der Ritter ihn nicht mehr lebend verlassen wird, verriegelt den Raum zugleich hermetisch. Parallel dazu wird hier auch der für den Ritter tödliche Ausgang der Erzählung angekündigt.¹² Woher Ritter und Bürger einander kennen, wird nicht erwähnt. Auf die Frage nach den schönsten Damen antwortet der Bürger dem Ritter:

[...] »helt, welt ir schouwen
die schönste, diu hie irgent ist,
die zeige ich iu in kurzer vrist:
morgen ist hie kirchtac.
vil wol daz geschehen mac,
daz ir si sehet alle.
swelch iu dô baz gevalle,
die zeiget mir mit winken
oder mit ougen pinken.«
[...]
si trâten vür die kirchtür dô,
die wile dâ pfaffen sunge.
die vrouwen vür si drungen.
der ritter eine da ersach.
(V. 54–67)

Beide Figuren sind männlich und es wird eine gemeinsame Blickrichtung auf die aus der Kirche heraustretenden Frauen generiert.¹³ Diese Gruppe der heraustretenden Frauen bekommt durch den kollektiven männlichen Blick den Status eines zu beurteilenden Objekts. Der Bürger möchte mit den Augen des Ritters die schönste Frau der Stadt sehen. Es ist fraglich, welche Bedeutung der Standesunterschied zwischen beiden Figuren hat und inwieweit er im gemeinsamen Schauen nivelliert oder davon überlagert wird.

Mit dem Hinweis auf den in der Zukunft liegenden Kirchtag (*morgen ist hie kirchtac*, V. 57) wird eine zeitliche Dimension in das räumliche Setting eingezogen. Im *kirchtac* überschneiden sich Raum- und Zeitachse: Die Kirche als konkreter materieller Raum wird an einem bestimmten Tag zu einem Ort der potenziellen Schau der Damen. Die Kirche ist deshalb nicht zufälliger Platz der Begegnung, sondern Ort der Präsentation. Durch die gerichtete Beobachterperspektive der beiden männlichen Figuren wird ein Machtgefälle inszeniert, in dem der Ritter die Deutungshoheit über die Schönste der Stadt innehat. Erst vor diesem Hintergrund wird plausibel, dass die Verbindung von Ritter und Bürger auch als homosozial zu beschreiben ist.¹⁴ Mitnichten jedoch fallen ihre jeweiligen durch Zugehörigkeit zu Stand und Raum determinierten Identitäten in eins. Der Bürger gehört der Stadt an, ebenso die Gruppe der Frauen, welche der Ritter als nicht der Stadt Angehöriger anderen Standes bewertet. Das *âventiure*-Begehren des Ritters wird im gemeinsamen Pakt auch zur Angelegenheit des Bürgers, ohne dass dieser aber selbst *âventiure* begehrt. Ein Blinkeln als verabredetes Zeichen markiert in Form eines eigenen Kommunikationscodes zudem die Exklusivität der Gemeinschaft. Das Festlegen des Codes im Sprechakt kann demnach als Besiegelung der homosozialen Verbindung aufgefasst werden. Gleichzeitig werden signifikante Unterschiede zwischen Ritter und Bürger offenbar. Dies äußert sich zunächst in einem Wissensmonopol des Bürgers. Während der Ritter *âventiure* sucht, weiß dieser, wo die schönen Frauen zu finden sind und nicht nur das. Er macht sie dem

Ritter verfügbar. Mit der Zugehörigkeit zu Stand und Raum ist offensichtlich eine Zugänglichkeit verbunden, die quer zur Standeshierarchie steht. Der Ritter höheren Standes ist bei der Erfüllung seines *âventiure*-Begehrens auf den ortskundigen rangniedrigeren Bürger angewiesen. Dass dieser selbst keinerlei *âventiure*-Begehren hat, kann hier dagegen durchaus an seinen Status als verheirateter Bürger rückgebunden werden. Daraus ergibt sich – so die These – eine Konfiguration zwischen Bürger und Ritter, innerhalb der das *âventiure*-Begehren als Minnebegehren des Ritters für den Bürger schlicht nicht lesbar ist und folglich nicht bedrohlich erscheint, wenn dessen Wahl auf seine Frau fällt:

Der burger sprach dem ritter zu:
»welhiu,« sprach er »dünket iuch nû
diu schönste? des sult ir mir verjehen.

[...]
er zeigt im sîn selbes wîp.
der burger lachen des began.
er het dar ûf keinen wân.
er bat den ritter mære,
daz er sîn gast wære.
daz versagt im der helt.

(V. 103–113)

Es tritt nun die Ehefrau des Bürgers als dritte Komponente innerhalb eines dynamischen Figurendreiecks auf den Plan. Der Bürger weiß den Ritter nicht als unmittelbaren Konkurrenten wahrzunehmen.¹⁵ Dies markiert seine Reaktion auf die Offenbarung des Ritters: er lacht und bittet ihn, sein Gast zu sein. Der Text vereindeutigt hier nicht, wie diese Reaktion zu werten ist. Es bleibt zudem offen, inwieweit hier mit Standesunterschieden letztlich auch divergierende Männlichkeitsmodelle korrelieren, mit denen sich ein jeweils anderer Anspruch auf die Frau verbindet. Diese Frage wird, wie die weitere Analyse zeigen soll, in drei signifikanten Szenen ausgehandelt.

3. Herberge und Krankenlager

Es zeigt sich, dass die Überschreitung von Raumgrenzen und die Überwindung von Distanzen unmittelbar durch das Begehren des Ritters nach der Frau motiviert ist. Dieser Vorgang vollzieht sich dabei in mehreren Schritten. Der Ritter sucht zunächst im öffentlichen Raum ihre Nähe:

swâ diu vrouwe gienge hin,
 daz er ir an den wec trat,
 beide vruo unde spät
 durch daz, daz si in grüezte
 und dâmit swære büezte.
 (V. 119–124)

Die Aufeinanderfolge von *an den wec trat*, / *beide vruo unde spät* (V. 120–121) markiert die Verknüpfung der räumlichen mit einer zeitlichen Dimension. Das Wegkreuzen wird von einer einzelnen Begebenheit erst durch die stetige Wiederholung von früh bis spät zu einer dauerhaften Annäherungsbewegung. Diese dynamische Form der Kontaktaufnahme verdichtet und konkretisiert sich, indem der Ritter sodann eine feste Unterkunft bezieht. Waren seine Bemühungen bis zu diesem Punkt durch eine zirkelnde Bewegung um die Frau herum geprägt, setzt er sich nun lokal fest. Er kommt *zu næhest bī der vrouwen* (V. 131) in einer Herberge unter. Der Zweck seiner Unterbringung wird auch benannt, so heißt es: *durch daz er sī geschouwen / deste dicker mohte, / daz ime vür sorgen tohte*. (V. 132–134). Damit wird eine Steigerung dessen beabsichtigt, was eigentlich kaum noch möglich ist: eine räumliche Annäherung an die Frau.¹⁶ Wenig später wird das Turnier veranstaltet. Der Ritter wird dabei durch einen *tumben* (V. 151)¹⁷ schwer verletzt und zurück in seine Herberge gebracht:

man sach in bleich, der ê was rôt,
 man huop den werden ûf vür tôt,
 man brâht in in sîn herberge sân.
 einen artz man im gewan,

als man zu wunden liuten pfliget.
der töt im nâhen an gesiget
het mit smerzen bitter.
(V. 157–163)

Mit dem Verweis auf diese körperliche Veränderung wird in der Gegenüberstellung von *bleich* und *rôt* (beides V. 157) erneut eine zeitliche Dimension eingezogen. Der zuvor widerständige, erfolgreiche Ritter ist nun im Turnier geschlagen, blass und dem Tode nahe – ein Kranker, der den *wunden liuten* (V. 161) zugezählt werden muss. Dieser desolat gewordene körperliche Status des Ritters und der herbeigerufene Arzt lassen seine Herberge zu einem Krankenlager werden, mit dem sich eine räumliche Dimension verbindet, die anderen Gesetzmäßigkeiten zu folgen scheint. Das wird zunächst vor allem durch eine neue Zugänglichkeit deutlich:

Manc werde vrouwe kom gegân
aldar zu tröst dem wunden man
und manger werder man alsam,
sînes herzen trût daz niht enquam.
(V. 169–172)

Der Ritter liegt versehrt auf dem Krankenlager, während *manc werde vrouwe* (V. 169) und *manger werder man* (V. 171) den Raum betreten und wieder verlassen. Die Zugänglichkeit der Unterkunft besteht demnach geschlechterübergreifend und ohne dass dem Kranken davon Trost oder eine Linderung widerfährt. Das zuvor dem Ritter allein vorbehaltenen Herbergszimmer ist zu einem begehbaren Raum geworden, dessen Öffentlichkeitsstatus gewissermaßen zwischen Kirchenportal und Kemenate liegt. Auch der Ehemann der vom Ritter begehrten Frau bittet diese, dem Kranken einen Besuch abzustatten:

Do tet der selben vrouwen wirt
ein dinc, dar an er was verirt.
er begonde biten unde vlên
die vrouwen, daz si wolde gên
zu dem selben ritter wunt.
(V. 175–179)

Der Erzähler markiert die Bitte des Ehemannes als *verirt* (V. 176). Die Nachdrücklichkeit seines Wunsches, der sich in *biten unde vlên* (V. 177) artikuliert, korrespondiert mit dem bereits zu Beginn etablierten triangulären Gefüge, das sich zwischen dem Ritter, der Ehefrau und dem Ehemann aufspannt und das durch jeweils unterschiedliche Formen von Begehren dynamisiert wird. Das heißt, das bisherige Verhalten des Ehemannes als Vermittler des Kontakts kann hier auch als ein Begehren nach der Gunst des Ritters gedeutet werden, welches dazu führt, dass er seine eigene Frau bittet, ihn zu besuchen. Diese wird wiederum ihm zum Gefallen tun, worum er sie bittet. Vor diesem Hintergrund wird das ›verirrte‹ Verhalten des Ehemannes plausibel. Es wäre verkürzt, anzunehmen, der Ehemann verstehe schlicht nicht, dass der Ritter seine Frau begehrt. Vielmehr wird hier das Begehren des Ehemannes nach Ansehen beim Ritter gegen seine eheliche Bindung ausgespielt.¹⁸ Inwieweit der Ehemann den Ritter und dessen Minnebegehren als Konkurrenz wahrnimmt, lässt der Text indes offen. Die Bitte des Ehemannes selbst ist deshalb in diesem Zusammenhang insofern von Bedeutung, als sie einerseits an die Frau als Ehefrau gerichtet ist und andererseits seine Relation zum Ritter miteinschließt:

„durch mīnen willen, vrou, daz tu
 und gē zu dem manne dar,
 wan ich weiz daz wol vūr wār,
 daz er mirz vūr übel hāt,
 sint niemant ist in dirre stat,
 ān mich, den er bekenne mēr.
 er wānet liht, daz ich dirz wer.
 ich wil sīn halt mit niht enbern,
 du enmūezest mich der bet gewern.«
 (V. 186–194)

Es ist hier der Ehemann selbst, der in direkter Rede sein eigenes Verhältnis zum Ritter der Position seiner Ehefrau gegenüberstellt, wenn er sagt, er fürchte, der Ritter könnte es ihm verübeln, wenn sie sich weiter weigert, den Kranken zu besuchen. Umso nachdrücklicher bittet er sie, ihn trotz

Widerwillen aufzusuchen. Mit dem Verweis auf die *stat* wird ein Rahmen geschaffen, innerhalb dem dieses Beziehungsgefüge verhandelt wird. Mit dem Verweis *sint niemant ist in dirre stat, / ân mich, den er bekenne mêr.* (V. 188–189) wird die Gemeinschaft der beiden männlichen Figuren beschworen und der exklusive Status ihrer Verbindung explizit.

Das Begehren der Ehefrau richtet sich zu diesem Zeitpunkt auf den Ehemann, dem zuliebe sie einwilligt, den Ritter zu besuchen: *si huop sich uf die verte* (V. 198). Das Gespräch zwischen Ehemann und Ehefrau ist jedoch nicht nur eines über die Frage nach dem Krankenbesuch an sich. Es wird zugleich das Übertreten einer Raumbegrenzung verhandelt. Stand ein Besuch der Ehefrau in der Herberge des Ritters nicht zur Diskussion, liegt ein Krankenbesuch im Bereich des Möglichen. Man könnte auch noch einen Schritt weiter gehen und sagen, dass erst durch die im Turnier provozierte Verwundung des Ritters diese Öffnung des Raumes ermöglicht wird, die wiederum letztlich dazu führt, dass auch die von ihm begehrte Frau des Bürgers ihn in seinem Herbergszimmer aufsucht. Ein Besuch der Frau lag bislang nicht nahe. Mit Blick auf die Struktur des Raumes lässt sich sagen, dass die Turnierhandlungen des Ritters und die daraus resultierende Verletzung dazu geführt hat, dass die vorherige räumliche Setzung in Form des Herbergszimmers in Bewegung gekommen ist. Dieser Vorgang kann als Dynamisierung des Raumes bezeichnet werden, die durch das ebenfalls dynamische Machtgefüge zwischen den Figuren stimuliert wird. Der Aspekt der konkreten Bewegung ist auch für die weitere Handlung von Bedeutung, da die Figuren in der Folge auf unterschiedliche Weise Distanz überwinden und an anderer Stelle wiederaufbauen. Die nun einsetzende, sich prozesshaft vollziehende Annäherung der Frau an den Ritter wird auch räumlich gespiegelt, wenn es heißt: *Dar kom diu vrouwe gegangen dô.* (V. 201) – zuvor ist es der Ritter, der zu ihr geht. Begleitet wird die Frau von einer Zofe:

die vrouwen lieplich er enpfienç
und ir dirne, diu mit ir gienc.
er bat si bī sich sizzen.
si begund vor scham erhizzen;
sam in ein glüete
si saz und kond vor güete
dem manne kûm zu sprechen.
(V. 205–211)

Das Krankenlager wird hier zunehmend zu einem intimen Raum.¹⁹ Diese Wandlung stößt zunächst der Ritter selbst an, der nun nicht mehr nur die Anwesenheit der Frau in seiner Kemenate wünscht, sondern auch innerhalb des Raumes weitere räumliche Distanzen zu minimieren sucht, indem er sie bittet, sich in seine Nähe zu setzen. Das schamhafte *erhizzen* (V. 208) der Frau kann verschiedene Bedeutungen haben; mit Blick auf das semantische Spektrum von *scham* (V. 208) jedoch lässt sich ihre Reaktion vor allem als Markierung einer Grenzüberschreitung lesen. Sie ist in diesem Zusammenhang unmittelbar an die räumliche Nähe zum Ritter – die auch zur körperlichen Nähe wird – geknüpft. Die Scham der Frau steht dabei nicht nur in Relation zum Körper des Ritters, sondern auch zum konkreten geschlossenen Raum. Auffällig ist in diesem Zusammenhang der Verlust ihrer Sprechfähigkeit und in Folge dessen ihrer Widerspruchsfähigkeit. Dies zeigt sich in ihrer Reaktion auf die Unbedingtheit, die in der Bitte des Ritters liegt, sie möge den Lanzensplitter aus seiner Wunde ziehen:

so erlœst mich von der marter bant
und ziehet mit iuwer wizen hant
daz îsen üz der sîten mîn,
oder ich muoz des tôdes sîn.«
diu vrouwe sich schamte harte.
diu sœuze und diu vil zarte
von scham wart si rôt, von sweize naz.
diu dirne sprach: »waz schat iu daz?«
und brâht si an mit aller nôt,
daz si ir hant zur wunden bôt,
und zôch üz daz îsen.
(V. 233–243)

Die Frau schweigt, ihre sich steigernde Scham manifestiert sich zunehmend körperlich. Die Zofe indes kann nichts Schlimmes an der Situation finden. Auch der Erzähler bezieht daraufhin eine Position: *des wil ich sie immer prisen / baz den eine, diu zehant gereit / gewesen wær durch ir vürwizzekeit* (V. 244–246). Die Polyvalenz der Wunde als körperliche Verletzung einerseits und Minnewunde andererseits offenbart sich hier (so auch Braun 2006, S. 60). Gleichzeitig ist die Zofe, wie schon zuvor der Ehemann und anders als die Frau, nicht imstande, die Motive des Ritters als in Minnekommunikation eingebettet zu decodieren. So wird, obschon die Zofe anwesend ist, eine Form der Intimität gestiftet, die nur dem Ritter und der Frau zugänglich ist. Mit Blick auf die Transformation der räumlichen Sphäre ist die Anwesenheit der Zofe zudem insofern von Bedeutung, als sie äußerlich den Raum weiterhin in der Sphäre des Krankenbesuchs hält, während sich in dieser ein sphärischer Binnenraum geöffnet hat, der für sie nicht wahrnehmbar ist, aber doch auf die Frau einwirkt. Deren Reaktion ist der Zofe damit ebenso unzugänglich, wie die Versuche des Minnewerbens des Ritters selbst. Die Gleichzeitigkeit beider Sphären – der Werbung einerseits und der äußerliche Rahmen des Krankenbesuchs andererseits – spiegelt sich in der Reaktion der Frau und es entsteht eine dilemmatische Situation, die sie neben der Sprechfähigkeit auch ihrer Handlungsfähigkeit beraubt. Das Drängen der Zofe überlagert *mit aller nôt* (V. 241) ihre Scham und bringt sie dazu, den Splitter aus der Wunde zu ziehen. Fragt man vor diesem Hintergrund nach der Bedeutung des Raums, wird deutlich, dass seine Valenz Aushandlungsprozessen zwischen den Figuren unterliegt, die wiederum mit Machtrelationen verbunden sind. Sowohl das Verhältnis zwischen Ehefrau und Ehemann als auch zwischen Frau und Zofe wird durch ein Zusammenspiel von Ritter und Raum dynamisiert. In der Folge heißt es: *diu vrouwe nam urloup und gienc dan;* (V. 247), kurz darauf wird der Ritter durch einen nochmals herbeigerufenen Arzt geheilt.²⁰ Die Polyvalenz der Wunde zwischen Minnemetaphorizität und körperlicher Verlet-

zung wird im Status des Geheiltseins wieder vereindeutigt. Die Minnewunde ist gestillt und so vermag auch der Arzt, der zuvor nicht helfen konnte, nun die konkrete fleischliche Wunde zu heilen. Vor diesem Hintergrund ist auch das Wiederaufbrechen der Wunde in der folgenden Sequenz im Schlafzimmer des Ehepaars von Interesse. Es ist zu fragen, ob hier von einer Oszillation der Verletzung zwischen Minnewunde und körperlicher Versehrung die Rede sein kann oder die doppelte Heilung vielmehr eine Gleichzeitigkeit betont, die mit dem Dilemma der Ehefrau am Krankenlager korreliert.

4. Kemenate

Kaum gesundet sucht der Ritter, noch immer von Minne gedrängt, die Frau erneut auf. Auch diesmal nimmt er, wie der Erzähler betont, Gefahren und Tod in Kauf: *wilder gedanke het er genuoc / des lebens gar er sich verwuoc* (V. 257–258). Am folgenden Szenario wird deutlich, dass sein Minnebegehren als Begehren nach der Präsenz der Frau auch auf die Aufhebung räumlicher Distanz zielt:²¹

zu einem venster in gestigen
kom er, dá er die vrouwen ligen
vant mit irem lieben man.
zu dem bette huop er sich sán,
er ruorte die vrouwen linde.
der wirt und daz gesinde
wären entslafen vaste.
daz was vil liep dem gaste.
diu reine süeze vil sér erschrac,
als ob ein grózer doner slac
si het mit kraft betoubet.
(V. 257–267)

Ehemann und Ehefrau liegen beieinander, als der Ritter sich durch ein Fenster Zutritt verschafft. Diese Überschreitung einer konkreten materiellen Raumgrenze ist der Beginn einer erneuten Annäherung des Ritters. Der

Raum, in den er eindringt, ist nicht nur durch den Verschluss nach außen hin charakterisiert, sondern auch durch den Schlaf und das Beisammensein der Eheleute. In der Textstruktur ist diese Szene als verkehrte Spiegelung der vorausgehenden Kemenatenszene angelegt: Der Ritter, der die Frau zuvor in die intime Sphäre seines Krankenlagers involviert hat, bricht nun seinerseits in eine ihm eigentlich unzugängliche Sphäre ein. Der Ritter berührt die Schlafende *linde* (V. 259) sodass nur sie erwacht, während Ehemann und Hausangestellte weiterhin schlafen. Der Ritter stiftet auf diese Weise eine Sphäre exklusiver und intimer Kommunikation innerhalb des Schlafgemachs, die nur die beiden Wachen umspannt und die Frau von ihrem Ehemann trennt:

vor leide diu vrouwe daz hâr üz rouft,
ein sîdîn hemde si an slouft,
mit im von dem bette
si gienc, daz si in hette
mit listen gerne brâht von dan.
die vrouwen die umbe vienc der man
und druckte si nâhen zu im hin
vor liebe: daz was sîn ungewin.
(V. 283–290)

Augenfällig ist an dieser Stelle, dass die Frau nun ein seidenes Hemd überzieht, während der Ritter zuvor im Turnier seine Rüstung bis auf ein seidenes Hemd abgelegt hatte. Diese Doppelung wird in der Schlussequenz des Textes in der Kirche nochmals aufgegriffen. Die Frau reagiert auf den Ritter und auf dessen Einbruch in das eheliche Schlafzimmer zunächst mit Klagegesten, die als Antizipation eines Ehrverlustes interpretiert werden können (so auch Dimpel 2018, S. 113; Braun 2006, S. 61). Sie gewinnt dann jedoch ihre Fassung wieder und zunehmend an Aktionspotenzial, indem sie versucht, den Ritter *mit listen* (V. 287) vom ehelichen Bett fernzuhalten. Damit erhält sie nicht nur beide räumliche Sphären aufrecht, sondern verstärkt die Trennung sogar nachdrücklich. Anders jedoch als zuvor in der Kemenate des Ritters, in der sie auf ähnliche Weise zwischen zwei – jeweils

durch eine andere Figur markierten – räumlichen Sphären wechseln musste, ist die anwesende dritte Figur – hier der Ehemann, zuvor die Zofe – ihrer Sprechfähigkeit beraubt und deshalb nicht aktiv an Aushandlungsprozessen beteiligt.

Der Ritter drückt die Frau an sich und gerät dabei derart in Wallung, dass seine Wunde aufbricht und er an Ort und Stelle verstirbt. Dieser fatale Höhepunkt seines Minnewerbens avanciert jedoch gleichzeitig zum Wendepunkt:

si het manger hande gedanc,
wie si in von danne möht getragen.
si entorst dem manne niht gesagen,
wan als uns sagent die wîsen,
daz noch nôt bricht îsen:
ein bret si zu dem venster stalt,
den ritter nam si mit gewalt
und truoc in an sin bette wider.
zu irem manne gienc sie sider
und leite sich mit sinne,
daz er siu nie wart inne.

(V. 304–314)

Die Überlegungen der Ehefrau können hier als Selbstermächtigungstendenzen gelesen werden. Nachdem durch den Ritter die Sphäre des ehelichen Schlafs durchbrochen und die Frau in eine prekäre Situation zwischen zwei räumlichen Sphären verschoben wurde, wird sie ab diesem Punkt zur aktiv handelnden Figur. Das geschilderte Vorgehen mutet pragmatisch an: der zuvor durchs Fenster eingestiegene Ritter wird durch selbiges wieder hinaus befördert mittels eines Brettes, das als Rutsche dient.²² In dieser Form der ›Entsorgung‹ als Verkehrung der erwähnten Brautwerbungsbemühungen offenbart sich ein komisches Moment. Entscheidend ist dabei allerdings, dass die *triuwe* der Frau gegenüber ihrem Ehemann hier ein Handlungspotenzial freisetzt, das in eigentümlichem Kontrast zu ihrem bisherigen Verhalten steht. Sie trägt den Toten bis in dessen Herbergszimmer und kehrt zu ihrem Mann ins Bett zurück. Auf diese Weise sucht sie aktiv die friedlich-intime Schlafzimmersphäre wiederherzustellen, die durch

den Ritter gestört wurde. Es zeigt sich jedoch, dass dies nur teilweise gelingt, denn als die Frau wieder neben ihrem schlafenden Mann zu liegen kommt, eröffnet sich hier eine Reflexionsmöglichkeit:

alrest diu vrouwe gedächte
der grözen liebe ahte,
die der ritter zu ir hæet:
dô was ez leider nû ze spæet.
(V. 315–318)

Mit Blick auf die Frage nach einem möglichen Transformationspotenzial von Räumlichkeit ließe sich dieser ›Sinneswandel‹ der Frau als Ergebnis eines Aushandlungsprozesses deuten. Die Frau stand auf der Schwelle zwischen beiden Sphären und damit auch zwischen zwei Formen der Zugehörigkeit. Ihre Bemühungen, den Ritter aus der Kemenate zu entfernen, markieren das Hin und Her zwischen beiden räumlichen Sphären, das sich erst bei ihrer Rückkehr und im Erkennen der Liebe des Ritters vereindeutigt.

5. Kirche

Der tote Ritter wird am folgenden Tag von einigen Kämmerern in der Herberge aufgefunden und aufgebahrt. Dort wird der Ritus gesungen und der Leichnam anschließend in die Kirche gebracht:

er wart an allen dingen,
mit lesen und mit singen,
bewart nâch sînem rehte.
sîn getriuwen knehte
truogen in zu der kirchen vru.
(V. 331–335)

Die Herberge transformiert sich hier zu einem Raum der Totenwache. Beim Eintritt der Kämmerer ist der Raum noch äußerlich Herbergszimmer, das Auffinden des Toten sowie das anschließende Lesen und Singen markiert den Wechsel, der schließlich in der Überführung des Toten in die Kirche kulminiert.

Die Frau bittet nun ihren Mann, dem Ritter das Totenopfer erbringen zu dürfen: Dies kann wiederum als Spiegelung seiner Bitte, sie möge den kranken Ritter aufsuchen, aufgefasst werden. Auch hier versteht der Ehemann das Anliegen seiner Frau, wie zuvor deren Krankenbesuch, als Geste des Anstands gegenüber dem Ritter. Die Position der Zofe jedoch hat sich verändert, wie die folgenden Verse zeigen:

der wirt noch nieman weste waz
dâ mit meinte diu reine
sunder ir dirn aleine,
diu vor bî im mit ir was
gewesen, als ich ê las.
der het diu vrouw verjehen,
wie ir was geschehen.
(V. 350–356)

Die Zofe wird als Wissende konträr zum Ehemann angelegt, das heißt, sie ist auf diese Weise anders in das Geschehen involviert als noch zuvor am Krankenlager. Diesen Wechsel markiert der Erzähler selbst durch den Einschub *diu vor bî im mit ir was / gewesen [...]* (V. 353–354). Durch das gemeinsame Wissen wird auch hier eine homosoziale Gemeinschaft zwischen den Frauen gestiftet. Ähnlich wie der Ritter dem Ehemann seine Perspektive auf die schönste Frau zugänglich gemacht hat, hat die Ehefrau ihre Zofe ins Vertrauen gezogen. Auch darin könnte man einen möglichen Bezug zur ersten Szene vor der Kirche sehen: Die beiden Frauen haben ebenfalls eine gemeinsame Perspektive, diesmal auf den Mann ›in‹ der Kirche, konträr zu den Frauen ›vor‹ der Kirche zu Beginn des Textes. Zugleich wird nun durch das Wissen um die Todesart und die Geschehnisse der vorangegangenen Nacht eine Analogie zur durch gemeinsames Wachsein gestifteten Sphäre in der Kemenate erkennbar.

Als die Frau in der Kirche zum Opfer schreitet, rückt noch einmal der Aspekt der Kleidersemiotik in den Blick:

mantel unde sukkenie
opfert diu valsches vr̄e.
[...]
si opfert zu dem andern m̄al
ir gewant, daz si in dem rocke bestuont.
bleich wart ir r̄osenvarwer munt.
zum dritten m̄al tet si alsam.
si vergaz vor leide gar der scham.
si gie, d̄a der ritter lac,
sie blickt in an, ir herze erschrac,
[...]
diu vrouwe zu der erden sanc.
umb si wart ein vil gr̄oz gedranc.
(V. 359–374)

Das Ablegen der Kleider wird durch den Erzähler mehrfach als Opfer markiert (V. 358; V. 360; V. 362). Zog sich die Frau im Schlafgemach noch ein seidenes Hemd an, um sich vor dem Ritter zu bedecken, legt sie nun Kleidungsstücke ab. Dieser Bezug lässt das Ablegen ihrer Kleider auch als ein Bemühen um Nähestiftung erscheinen. Mit dem Begriff des Opfers verbindet sich jedoch auch eine spezifische Auffassung von Gaben. Auch das Ablegen der Rüstung in der Turnierszene kann durch die potenzielle Todesgefahr, die diese Handlung im Kampfgeschehen in sich birgt, als Opfer betrachtet werden. Beide Figuren geben voreinander Kleidung und Schutz auf und in Folge dessen ihr Leben.²³ Beim Anblick des Toten erschrickt die Frau erneut und stirbt. Der herbeigerufene Ehemann klagt, rauft sich die Haare, beschwört die Treue der Frau, und die beiden Toten werden gemeinsam begraben. Der Erzähler schließt mit den Worten: *sus het si im vergolden, / und tet im ganze triuwe schin. / hie endet sich daz büechelîn* (V. 388–390).²⁴ Neben dem beschriebenen wechselseitigen Selbstopfer, auf das sich dieses Ende bezieht, lässt sich indes noch ein Bezug zur Frage nach dem Raum ausmachen. Blieben die Handlungen des Ritters, die sich auf die Überwindung von Distanz richteten, zuvor erfolglos, wird die Nähe im Begräbnis fixiert. Der Bürger bringt hier ebenfalls ein Opfer, indem er die Frau dem Ritter schenkt. Dadurch wird jedoch auch dem Bürger und

dessen Anspruch auf Ansehen durch den Ritter ein Denkmal gesetzt. Mit dem gemeinsamen Grab als konkrete räumliche Setzung wird darüber hinaus zum einen die Intimität zwischen Ritter und Frau manifestiert und zum anderen die Transzendenz beschworen, die – anders als die räumlich-sphärischen Konfigurationen zuvor – weder zu transgredieren noch aufzuheben ist.

6. Schluss

Das Beispiel der ›Frauentreue‹ hat gezeigt, dass kleinepischen Texten ein spezifischer Umgang mit Räumen eignet, der im Textverlauf eine eigene Ästhetik entfaltet. Diese Ästhetik manifestiert sich in erzählerischen Arrangements, deren Effekte im Wechselspiel von Raum und Figur transitorische Phänomene von Räumlichkeit sind. Dass diesen Phänomenen von Räumlichkeit mithin ein Transformationspotenzial zukommt, legen die Aushandlungsprozesse nahe, in denen sie sich entfalten. Dies bedeutet nicht zwingend, einen Übergang der Figur von einem in einen anderen Status anzunehmen. Mit Blick auf die Protagonistin des Textes wirft die Analyse aber etwa die Frage auf, inwieweit mit der Konstitution räumlicher Sphären auch Identitätszuweisungen und Ordnungsmodelle erst verhandelbar werden. So erzeugt das Zusammenspiel von Raum und Figur auch verschiedene Deutungsmöglichkeiten des adligen Minnekonzepts, die jedoch zum Teil wieder unterlaufen werden. Es zeichnet sich zudem ab, dass sich mit den jeweiligen räumlichen Sphären auch unterschiedliche Kommunikations- und Handlungsmodi verbinden. Dies zeigen die beiden Kemenatenszenen und das breite Spektrum an möglichen Bedeutungsdimensionen des Kirchenraumes, der abhängig von der jeweiligen Konfiguration, in die er eingebunden ist, zu einem Ort der Begegnung, der Andacht oder der Trauer werden kann.

Die zu Beginn formulierte Frage nach einer kleinepischen Poetik des Raumes gewinnt insbesondere vor dem Hintergrund des hier erprobten

Raubegriffes Kontur. Das Erkenntnispotenzial, das sich mit der Unterscheidung von Raum und Räumlichkeit verbindet, besteht darin, dass vielschichtige Prozesse der Aushandlung zwischen Figuren und Räumen beschreib- und differenzierbar werden. Es wäre deshalb lohnend, die Konfiguration von Raum und Figur in kleinepischen Texten systematisch zu untersuchen.

Anmerkungen

- 1 Der transdisziplinäre Diskurs um den Raum als literaturwissenschaftliche Erkenntniskategorie, der im Kontext des ›spatial turns‹ geführt wurde, ist weit verzweigt und kann hier nicht umfänglich dargestellt werden. Es bestehen vielfach Schnittmengen und Abgrenzungspunkte zu angrenzenden ›turns‹, etwa dem ›topographical‹ oder dem ›topological turn‹. Zum ›topographical turn‹ vgl. etwa Weigel 2002. Zum ›spatial turn‹ vgl. Bachmann-Medick 2009, sowie Döring/Thielmann 2008. Zum derzeitigen Stand der Raumforschung in der Literaturwissenschaft vgl. die Beiträge im Handbuch von Dünne/Mahler 2015. Grundsätzlich zum Raum als Kategorie literaturwissenschaftlicher Analyse vgl. Günzel 2017; Nünning 2009 und Lotman 1993; eine narratologische grundsätzliche Perspektive findet sich bei Dennerlein 2009. Eine Bestandsaufnahme in der Mediävistik bieten Gerok-Reiter/Hammer 2015; sowie Studien zu einzelnen Texten etwa bei Wagner 2015 und Hammer 2018.
- 2 Zu dieser grundlegenden Differenzierung von Raum und Räumlichkeit im Kontext der Performativitätsdebatte vgl. Fischer-Lichte 2004, S. 187–200.
- 3 Fischer-Lichte 2004, S. 187.
- 4 Die Frage nach der Relation von materiell fixierten und transitorischen Räumen **ist im Kontext des literaturwissenschaftlichen ›spatial turn‹** bereits aufgegriffen worden. Einen grundsätzlichen Überblick über den aktuellen Stand der Debatte bei Borsò 2015; unter Rückgriff auf Lotman bei Frank 2012.
- 5 Der Begriff wird hier in Anlehnung an den phänomenologisch akzentuierten Atmosphärenbegriff verwendet. Zum kulturwissenschaftlichen Diskurs um Atmosphäre als ästhetische Analysekategorie vgl. grundlegend Schmitz 1969; Böhme 1995; Böhme 2001; aber auch Fischer-Lichte 2004, S. 200–209 und Schmitz 2014. Auf den an Konstellationen in Räumen gebundenen Charakter von Atmosphären verweist insbesondere Gernot Böhme (1995, S. 33–34).

- 6 Räumlichkeit und (räumliche) Sphäre werden im Folgenden synonym verwendet.
- 7 Diese Überlegung schließt an intersektionelle Fragestellungen an, die seit einiger Zeit in der Mediävistik diskutiert werden. Ein Überblick über intersektionelle **Zugänge in der Mediävistik findet sich in den Sammelbänden von Bedeković** [u.a.] 2014 sowie Schul [u.a.] 2017. Zum kleinepischen Diskurs im Kontext der Intersektionalitätsforschung etwa die Studie von Becker 2017. Andreas Kraß (2014, S. 17) hat in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der Kategorie Raum hingewiesen; unter Berücksichtigung der Kategorie Raum im Kontext kleinepischen Erzählens vgl. Musiol 2017.
- 8 Der Text wird im Folgenden mit Versangabe zitiert nach der Ausgabe von Grubmüller 1996. Zur Überlieferungsgeschichte vgl. den Kommentar bei Grubmüller 1996, S. 1172–1184, hier S. 1172, und Ziegeler 1985, S. 316.
- 9 Grubmüller (1996, S. 1176) spricht hier von drei zentralen Motiven: »**Zweikampf ohne Rüstung als Liebesbeweis [...], Aufbrechen einer Wunde durch die Leidenschaft der Liebesbegegnung [...], Tod einer Frau am Grab des Geliebten [...]**«. Zur historisch alteritären Dimension von *triuwe* als Motiv in diesem Text vgl. zudem Braun 2006, S. 58; Ortmann/Ragotzky 1987, S. 99f; grundsätzlicher zu Motivimplikationen vgl. Schirmer 1969, S. 157f. und Ziegeler 1985, S. 316f.
- 10 Insbesondere Friedrich Michael Dimpel (2018, S. 113) betont die symmetrische Raumstruktur des Textes, an dessen Anfang und Ende die Kirche steht, die wiederum mit dem Motiv des Anblickens verknüpft sei. Dieser Aspekt wird an späterer Stelle noch einmal aufgegriffen; aber auch Friedrich 2012, S. 252 und Braun 2006, S. 58 und 63.
- 11 Braun (2006, S. 59) verweist auf die grundsätzliche Diskrepanz von *aventure* und der mittelalterlichen Stadt: »**Der städtische Kontext, in den die »aventure«-Fahrt (V. 44) führt, scheint für dieses Verhaltensmodell allerdings keinen adäquaten Entfaltungsraum zu bieten, handelt es sich bei der mittelalterlichen Stadt doch eigentlich um einen Friedensbezirk.**«
- 12 Mit dem Verweis auf eine »prospektive Finalität« des Textes spricht Dimpel (2018, S. 108) von einer Liebestod-Prolepse; auf die hier und später aufscheinenden Bezüge zu Konrads von Würzburg »Herzmäre« und Gottfrieds von Straßburg »Tristan« nehmen neben Dimpel (ebd.) auch Ragotzky/Ortmann (1987, S. 100ff.) Bezug.
- 13 Manuel Braun (2006, S. 59) verweist hier auf Bezüge zum Ehebruchschwank, ebenso Dimpel (2018, S. 109). Dimpel (ebd.) verweist zudem auf Bezüge zum Brautwerbungsschema.

- 14 **Der Terminus** ›Homosozialität‹ ist in der bereits 1985 erschienenen Studie ›Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire‹ der Gender- und Queertheoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick etabliert worden und ist mittlerweile eine eingeführte literaturwissenschaftliche Analysekategorie, insbesondere, aber nicht nur, in queertheoretisch argumentierenden Positionen. Zur deutschsprachigen mediävistischen Rezeption queertheoretischer Ansätze vgl. etwa Kraß 2003, Kraß 2009, Kraß 2015. Zum Begriff der Homosozialität und Triangularität im Kontext kleinepischen Erzählens vgl. Kraß 2003 sowie Musiol 2017.
- 15 Friedrich (2012, S. 252) beschreibt diese Tendenz als »ein Spiel mit sozial unterschiedlich codierten Wertsemantiken.«
- 16 Die Aufgabe von räumlicher Distanz kann hier im Kontext einer Gabenlogik gelesen werden, die schließlich in der kurz darauf folgenden Turnierhandlung als ›Zweikampf ohne Hemd‹ **kulminiert**. Die Motivverschaltungen entfaltet der Kommentar von Klaus Grubmüller (1996, S. 1176-1177) mit Bezug zur Rezeptionsgeschichte. Den Zusammenhang von Turnier und Gabe entfaltet Udo Friedrich (2012, S. 250).
- 17 Mit dieser Bezeichnung wird das Turnieren im Hemd als metaphorisches Spiel markiert. *Tumb* ist der Gegner, weil er den Aufruf des Ritters wörtlich nimmt und den Schutzlosen verwundet. Dimpel (2018, S. 110) sieht mit dem Auftritt des *tumben* eine Erzählstrategie verknüpft: »Der Erzähler vermeidet das Vorführen von tapferen Taten; von einer ritterlichen Bewährung wird nichts gezeigt.«
- 18 Anders sieht Dimpel (Dimpel 2018, S. 110) den Ehemann hier erneut in der Rolle des Werbungshelfers im Rahmen eines Brautwerbungsschemas.
- 19 Mit dem Begriff der Intimität verbinden sich vielfältige Implikationen, die zu entfalten an dieser Stelle nicht möglich ist; vgl. etwa zur Rezeption des von Niklas Luhmann geprägten Intimitätsbegriffes in der Mediävistik Roth 2014; im Kontext des vorliegenden Beitrags wird mit intim/Intimität heuristisch eine exklusive Dimension der Nähe bezeichnet.
- 20 Auch Friedrich (2012, S. 250) betont, dass das Machtverhältnis zwischen Frau und Ritter hier weiterhin zur Disposition steht: »Der Gabe der Wunde folgt die Gegengabe der Heilung durch die Minnedame, doch herrscht weiter Asymmetrie, da Caritas und nicht Minne die Frau des Bürgers handeln lässt.«
- 21 Zudem hat die Art und Weise, in der hier ein Zugang gesucht wird, potenziell eine komisierende Funktion. Der Einstieg über das Fenster der Geliebten kann als Zitation einer tradierten Praktik der Brautwerbung gelesen werden, die durch die Anwesenheit des schlafenden Ehemannes ad absurdum geführt wird. Friedrich (2012, S. 250) verweist ebenfalls auf den »Rekurs auf ein Schwankmotiv«, der

- hier produktiv gemacht wird, setzt aber eine andere Querverbindung zu einer vorherigen Szene. Der Ritter »treibt seine Werbung unter Anwesenheit des Ehemannes auf die Spitze. Das Risiko der ultimativen Werbung am Ehebett wiederholt und variiert die ultimative Herausforderung im ungeschützten Zweikampf.«
- 22 Eine andere Variation findet sich im »Rädlein« von Johannes von Freiberg, hier trägt die zuvor (vermeintlich) übertöpelte Frau den Mann auf ihrem Rücken in ihr Schlafzimmer. Auch in diesem Fall wird ein Szenario einer sich schrittweise vollziehenden Selbstermächtigung der Frau gegenüber der männlichen, bis dahin die Handlung bestimmenden Figur erzählt; vgl. dazu auch Klinger 2001. Im »Rädlein« verstummt die männliche Figur zunehmend, gleiches könnte man auch für die »Frauentreue« über den Ritter sagen: seine Annäherungen kommen im Tod zum Erliegen. Die Handlung nimmt in der Folge einen anderen Verlauf.
- 23 Mit Blick auf die Frage nach der Semantik der Gabe im Kontext des Liebestodes resümiert auch Friedrich (2012, S. 253): »Im metaphorisierten, narrativierten und konkretisierten Liebestod kommen gesellschaftliche, natürliche und religiöse Gabenlogik zu Deckung.«
- 24 Braun (2006, S. 63) deklariert auch den Tod des Ritters als »Selbstopfer aus Liebe. Als solches ist es vorbildhaft und erzwingt gleichsam eine Erwidern.«

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- »Die Frauentreue«, in: Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt a.M. 1996 (Bibliothek deutscher Klassiker 138), S. 470–491.

Sekundärliteratur

- Bachmann-Medick, Doris: Spatial Turn, in: Dies. (Hrsg.): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, 3. neu bearb. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2009, S. 284–328.
- Becker, Lorenz: Kreuzweise(n). Der Körper als Zentrum diskursiver Verschränkungen im »Rosendorn«, in: Schul, Susanne [u.a.] (Hrsg.): Abenteuerliche »Überkreuzungen«. Vormoderne intersektional. Göttingen 2017, S. 167–191.

Bedeković, Nataša [u.a.] (Hrsg.): Durchkreuzte Helden. Das Nibelungenlied und Fritz

Langs Die Nibelungen im Licht der Intersektionalitätsforschung, Bielefeld 2014 (GenderCodes).

Böhme, Gernot: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt am Main 1995.

Böhme, Gernot: Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre, München 2001.

Borsò, Vittoria: Transitorische Räume, in: Dünne, Jörg [u.a.]: Handbuch Literatur und Raum, Berlin 2015, S. 259–271.

Braun, Manuel: Historische Semantik als textanalytisches Mehrebenenmodell. Ein Konzept und seine Erprobung an der mittelalterlichen Erzählung ›Frauentreue‹, in: Scientia Poetica 10 (2006), S. 47–65.

Dennerlein, Katrin: Narratologie des Raumes, Berlin/New York 2009.

Dimpel, Friedrich Michael: Poetische Gerechtigkeit, finales und lineares Erzählen im ›Begrabenen Ehemann‹ und in der ›Frauentreue‹, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Berlin u.a. (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), 2018, S. 87–115.

Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008.

Dünne, Jörg/Mahler, Andreas (Hrsg.): Handbuch Literatur und Raum, Berlin 2015.

Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen, Frankfurt a. M. 2004.

Frank, Michael C.: Sphären, Grenzen und Kontaktzonen. Jurij Lotmans räumliche Kultursemiotik am Beispiel von Rudyard Kiplings ›Plain Tales from the Hills‹, in: Susi K. Frank [u.a.]: Explosion und Peripherie. Jurij Lotmans Semiotik der kulturellen Dynamik revisited, Bielefeld 2012, S. 217–246.

Friedrich, Udo: Zur Poetik des Liebestodes im Schüler von Paris (B) und in der Frauentreue, in: Schnyder, Mireille [u.a.] (Hrsg.): Liebesgaben. Kommunikation, performative und poetologische Dimensionen in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Berlin 2012, S. 239–253.

Gerok-Reiter, Annette/Hammer, Franziska: Spatial Turn/Raumforschung, in: Ackermann, Christiane/Egerding, Michael: Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik. Ein Handbuch, Berlin [u. a.] 2015, S. 481–516.

Günzel, Stephan: Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung, Bielefeld 2017.

Hammer, Franziska: Räume erzählen – erzählende Räume. Raumdarstellung als Poetik. Mit einer exemplarischen Analyse des ›Nibelungenliedes‹, Heidelberg 2018.

Klinger, Judith: Aus der Haut gekritzelt. Zur sexuellen Poetik im ›Rädlein‹ Johannes' von Freiberg, in: Stillmark, Hans-Christian/Krüger, Brigitte (Hrsg.):

- »Worüber man [noch] nicht reden kann, davon kann die Kunst ein Lied singen«. Texte und Lektüren zur Kunst-, Literatur- und Sprachkritik, Frankfurt a. M. [u. a.] 2001, S. 211–233.
- Kraß, Andreas: Das erotische Dreieck. Homosoziales Begehren in einer mittelalterlichen Novelle, in: Ders. (Hrsg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies). Frankfurt a.M. 2003, S. 277–297.
- Kraß, Andreas (Hrsg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies). Frankfurt a.M. 2003.
- Kraß, Andreas (Hrsg.): Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur Kritischen Heteronormativitätsforschung, Berlin 2009 (Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge 8).
- Kraß, Andreas: Kritische Heteronormativitätsforschung (Queer Studies), in: Ackermann, Christiane [u.a.] (Hrsg.): Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik, Berlin 2015, S. 317–348.
- Kraß, Andreas: Einführung. Historische Intersektionalitätsforschung als kulturwissenschaftliches Projekt, in: **Bedeković, Nataša [u.a.] (Hrsg.): Durchkreuzte Helden. Das Nibelungenlied und Fritz Langs Die Nibelungen im Licht der Intersektionalitätsforschung**, Bielefeld 2014 (GenderCodes), S. 7–48.
- Lotman, Jurij M.: Die Struktur des künstlerischen Textes, 4. Aufl., München 1993 (UTB 103).
- Musiol, Marie-Luise: Begehren, Macht und Raum. »Die halbe Birne« Konrads von Würzburg, in: Schul, Susanne [u.a.] (Hrsg.): Abenteuerliche »Überkreuzungen«. Vormoderne intersektional, Göttingen 2017, S. 147–165.
- Nünning, Ansgar: Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung, in: Hallet, Wolfgang/Neumann, Birgit (Hrsg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn, Bielefeld 2009, S. 33–52.
- Ortmann, Christa/Ragotzky, Hedda: Zur Funktion exemplarischer »*triuwe*«-Beweise in Minne-Mären. Die treue Gattin Herrands von Wildonie, Das Hermäre Konrads von Würzburg und die Frauentreue, in: Grubmüller, Klaus [u.a.] (Hrsg.): Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987, Paderborn 1988 (Schriften der Universität-Gesamthochschule-Paderborn. Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft 10), S. 89–109.
- Roth, Ninja: Freundschaft und Liebe. Codes der Intimität in der höfischen Epik des Mittelalters, Frankfurt [Hessen] 2014 ([online](#)).
- Schirmer, Karl-Heinz: Stil- und Motivuntersuchungen zur mittelhoch-deutschen Versnovelle, Tübingen 1969.

Schmitz, Hermann: System der Philosophie. Bd. III: Der Raum, 2. Teil: Der Gefühlsraum, Bonn 1969.

Schmitz, Hermann: Atmosphären, Freiburg i. Breisgau 2014.

Schul, Susanne [u.a.] (Hrsg.): Abenteuerliche »Überkreuzungen«. Vormoderne intersektional, Göttingen 2017.

Sedgwick, Eve Kosofsky: Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire, New York [u.a.] 1985.

Wagner, Silvan: Erzählen im Raum. Die Erzeugung virtueller Räume im Erzählakt höfischer Epik, Berlin 2015 (Trends in Medieval Philology 28).

Weigel, Sigrid: Zum »topographical turn.« Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften, in: KulturPoetik 2, Heft 2 (2002), S. 151–165.

Ziegeler, Hans-Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnerehen, Bispeln und Romanen. München/Zürich 1985 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 87).

Anschrift der Autorin:

Marie-Luise Musiol M.A.

Universität Paderborn

Fakultät für Kulturwissenschaften

Institut für Germanistik u. Vergleichende Literaturwissenschaft

Abt. Ältere deutsche Sprache und Literatur

Warburger Straße 100

33098 Paderborn

E-Mail: mlm@mail.uni-paderborn.de

Nina Nowakowski

Personelle Prägnanz Figurendarstellung und exemplarisches Erzählen in Heinrich Kaufringers ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹

Abstract. Der Beitrag arbeitet heraus, dass die für mittelhochdeutsche Kurzerzählungen charakteristischen typisierten Figuren und Figurenkonstellationen eng mit der exemplarischen Ausrichtung der Texte verbunden sind. Exemplarizität wird dabei nicht im Sinne einer Vermittlung von Normen und Ordnungsmustern verstanden, **sondern mit Gert Hübner im ›praxeologischen‹ Sinne als eine Vermittlung von Handlungswissen begriffen.** Vor diesem Hintergrund kann auch Kaufringers Erzählung ›Die Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ als exemplarisches Ehestandsmäre begriffen werden, das ein pragmatisches Verständnis ehelicher Beziehungen propagiert und idealisierte Ehevorstellungen problematisiert.

Es liegt auf der Hand, dass zu den Kernelementen der Gattung Märe eine spezifische Darstellung des Personals gehört: Die Figuren in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen bleiben oftmals nicht nur namenlos, sondern – das hat Harald Haferland am Beispiel von Strickers ›Heißem Eisen‹ gezeigt – werden auch psychologisch vielfach nur minimal ausgestaltet (vgl. Haferland 2013): Zumeist geben die Texte keine oder nur minimale Informationen über die Intentionen, Gedanken oder Emotionen der Figuren. Auch die genaueren Lebensumstände der Figuren oder etwa deren Vergangenheit werden oft ausgeblendet, denn »[d]as Erzählen im Märe ist bestimmt durch Typik, und diese Typik zeigt namenlose Figuren in einem Ambiente der Zeit- und Ortlosigkeit« (Rippl 2012, S. 543f.). Die Figuren sind also nicht

als Individuen, sondern als Typen gezeichnet, d.h. die Figurendarstellung in Mären oder mittelhochdeutschen Kurzerzählungen unterliegt einer Logik der modellhaften Reduktion (vgl. Grubmüller 2006, S. 81). In den Texten agieren zumeist über ihre sozialen Rollen definierte Figuren wie etwa Knecht, Ehefrau, Freund oder Pfaffe. Auch die Figurenkonstellationen, die Mären prägen, d.h. die verschiedene Figuren, die zusammen die Handlung maßgeblich bestimmen oder tragen, erscheinen oft »modellhaft reduziert« (Grubmüller 2006, S. 81), denn über die entsprechenden sozialen Rollen werden die handelnden Figuren gewissermaßen automatisch auch in ein soziales Verhältnis zueinander gestellt: Dem Knecht korrespondiert der Herr, der Ehefrau der Ehemann usw. Das soziale Gefüge, in dem die Figuren angesiedelt sind, ist ebenso wenig individuell bestimmt wie die Figuren selbst, sondern erscheint gleichfalls typisiert. Folglich wird nicht nur »von spezifischen Eigenschaften der Figuren abgesehen«, sodass »sie reduziert sind auf die Vertretung anthropologischer Grundpositionen« (Grubmüller 1989, S. 51), sondern gerade auch Strukturmuster typischer sozialer Beziehungen werden auf ihre Grundlagen hin durchsichtig gemacht. Diese reduzierte oder verdichtete Darstellung von einzelnen Figuren wie auch Figurenkonstellationen in Mären bezeichne ich als personelle Prägnanz, und im Folgenden möchte ich der Frage nachgehen, auf welche Weise diese mit exemplarischem Erzählen verbunden ist (vgl. Rippl 2012, S. 544). Ich nehme an, dass Mären bzw. mittelhochdeutsche Kurzerzählungen vielfach exemplarisch erzählen, wobei ich ein spezifisches Verständnis von exemplarischem Erzählen zugrunde lege, das ich von Gert Hübner übernehme (vgl. Hübner 2012; Hübner 2017). Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass exemplarisches Erzählen nicht auf die Vermittlung von Normen oder Ordnungsmustern bezogen ist, sondern als Vermitteln von Handlungswissen begriffen wird.¹ Für Hübner steht Exemplarizität in einem sehr engen, von der Forschung allerdings wenig beachteten Zusammenhang mit der Dimension des Handelns (vgl. Hübner 2015, S. 26f.), die er mittels des Ansatzes einer »praxeologischen Narratologie« in den Blick nehmen möchte.²

Er interessiert sich dabei eher für Handlungen in einem abstrakten Sinne bzw. für Handlungsregularitäten (vgl. Hübner 2017, S. 368) und weniger für die Folgen des Handelns für die Figuren und ihre Beziehungen zueinander, aber seine Überlegungen lassen sich mit Blick auf die personelle Dimension in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen sinnvoll erweitern. Das Handeln wird in den Texten nämlich zumeist in seinen Auswirkungen auf die Beziehungen der Figuren dargestellt, gewissermaßen auf ihr Sein als soziale Wesen. Somit geht es, so meine These im Anschluss an Hübners Überlegungen, beim märenhaft-exemplarischen Erzählen um die Vermittlung von praktischer und sozialer Intelligenz. Die reduzierte oder flache Figurenzeichnung in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen (vgl. Haferland 2013, S. 113f.) verstehe ich dabei als eine Möglichkeit, jenseits von individualisierenden Tendenzen, die eine bestimmte Figur und ihr Inneres in den Fokus rücken, zu erzählen. Nicht die Figuren selbst und schon gar nicht ihr Innenleben, sondern die Interaktion zwischen den Figuren und damit auch das Beziehungsverhältnis, für das sie eintreten, steht beim märenartigen Erzählen im Fokus. Die einzelnen Figuren sind als Individuen dabei von geringem Interesse, aber das, was zwischen ihnen geschieht oder eben auch nicht geschieht, ist relevant. Dieser Fokus ist m.E. nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen vielfach Prinzipien, nach denen zwischenmenschliche Beziehungen funktionieren, anschaulich gemacht werden.³ Die Texte werfen im Modus der Reduktion grundlegende Fragen im Hinblick auf soziale Beziehungsformen auf und entwickeln damit ein eigenes prägnantes, anthropologisch ausgerichtetes Erzählprofil.

Die in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen oder Mären wohl häufigste Figuren- und Beziehungskonstellation stellt dabei das Ehepaar dar – und zwar vom Anfang bis zum Ende der Gattungsgeschichte: Zunächst findet sich jeweils ein Ehepaar in den sogenannten Ehestandmären des Strickers (vgl. Fischer 1953, S. 121), die einsträngig konzipiert sind – und mittels der

bekannten Formel *ein man sprach ze sīnem wīp* einen eigenen Typus ausbilden (vgl. Grubmüller 1989, S. 37). Im weiteren Verlauf der Gattungsgeschichte finden sich in mehrsträngigen märenartigen Erzählungen auch durchaus mehrere Ehepaare. In jeweils anderer Form wird dabei in vielen Mären, die Ehepaare als Personal aufweisen, eine ähnliche Frage gestellt. Diese lautet: Wie kann Ehe funktionieren? Die dabei wirksame regulative Idee ist, so meine ich, nicht die eheliche Ordnung, sondern – so lässt sich auf der Basis von Hübners Ansatz sagen – das Wissen über das Führen einer Ehe in einem pragmatischen und sozialen Sinn.

Die Ehe ist eine besonders konzentrierte Form von Sozialität, denn sie ist – vielleicht nach wie vor, aber jedenfalls sicherlich mit Blick aufs europäische Mittelalter – ein für die Gesellschaft und Kultur äußerst prägendes soziales Minimalarrangement bzw. die wohl wichtigste der kleinen interaktiven Institutionen des Soziallebens (vgl. Bachorski 1991, S. 514). Zugleich ist sie in besonderer Weise komplex, weil sich in ihr u.a. sakramentaler Status, Rechtsanspruch, soziale Absicherung, Geltung und persönliches Verhältnis verbinden. Neben dem religiösen, juristischen, ökonomischen und politischen Diskurs und psychisch-emotionalen Faktoren ließen sich sicherlich leicht noch mehr Aspekte ausmachen, welche die Institution der Ehe formen. Gerade durch die Vielfalt der Rahmungen bzw. durch die Einbettung in eine Vielzahl von Diskursen und daraus ableitbaren Anforderungen kann die Ehe für die Beteiligten zu einer Herausforderung werden. Wohl auch deshalb ist die Ehe eines der wichtigsten Themen mittelalterlichen Erzählens überhaupt. Jedenfalls ist sie natürlich keineswegs auf die Kleinepik beschränkt. Aber während sie etwa im Zusammenhang des höfischen Romans, wie mir scheint, zumeist im Hinblick auf ein Ideal entworfen wird, wird die Ehe in der Kleinepik in besonderer Weise im Hinblick auf ihre Pragmatik hin perspektiviert. Zunächst geschieht dies beim Stricker, der sich in mehreren Erzählungen der Ehe und mit ihr verbundenen Problemen widmet.⁴ Dass dieses Thema auch bei späteren Ver-

tretern des Texttyps noch virulent ist und auch hier im Sinne eines exemplarischen Erzählens verhandelt wird, möchte ich in Bezug auf Heinrich Kaufringer plausibilisieren. Kaufringer wird in der jüngeren Forschung vielfach wegen seiner erzählerischen Virtuosität beachtet⁵ – dass er exemplarisch erzählt, wird von der Forschung hingegen eher bestritten: Ursächlich hierfür ist ein Verständnis von exemplarischem Erzählen, das dieses im Sinne einer Normvermittlung begreift. Eine solche, so lautet der Forschungskonsens, werde in den Kaufringer-Texten unterlaufen (vgl. Grubmüller 2006, S. 175–191).

Ich möchte nachweisen, dass exemplarisches Erzählen im Sinne Hübners bei Kaufringer sehr wohl zu finden ist: Dazu beziehe ich mich auf ›Die Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹.⁶ In diesem Text wird, so lautet meine These, das Thema der Ehe ganz auf die der Ehe zugrundeliegende dyadische Struktur und die damit einhergehenden Aporien im ehelichen Alltag ausgerichtet. Dabei werden Möglichkeiten durchgearbeitet, mit diesen Aporien umzugehen.

Im Promythion der ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ wird das in der Bibel greifbare, topische Ideal der Ehe in der Metapher von den zwei Seelen in einem Leib (1 Mose 2,24) aufgerufen:⁷

Es ist ain altes sprichwort;
das haun ich vil oft gehort:
ain man und auch sein eweib
zwoo sel und ainen leib
süllen mit ainander haun.
was ir ainem wirt getaun,
es seie guot oder pein,
das sol in baiden geschehen sein.
si süllen also sein veraint,
was ir ains mit willen maint
und im ain wolgefallen ist,
so sol das ander ze der frist
auch sein gunst dazuo geben.
das haist wol ain raines leben
und ist ain rechte ee zwar. (V. 1–15)

Für eine gute Ehe ist, so wird hier sentenzartig zum Ausdruck gebracht, die Beziehung zwischen den Eheleuten als Einheit nach dem Vorbild der Schöpfung von zentraler Bedeutung: Nichts soll sie im Denken, Fühlen und Wollen voneinander unterscheiden. Das Bilden einer Einheit ist das Ziel (vgl. V. 9). Doch die Ehe ist eine soziale Verbindung aus zwei Menschen und insofern ist Differenz strukturell in ihr angelegt. Die Metapher von zwei Seelen in einem Leib markiert sogar geradezu, so lässt sich mit Udo Friedrich sagen, die Differenz in der Einheit (vgl. Friedrich 2016, S. 100f.). Auch wenn Differenz also integraler Bestandteil der ehelichen Beziehung ist, stößt sich der Protagonist in der ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ genau daran: Es handelt sich um einen Ehemann, den an seiner Frau nichts als ihre *karkhait* (V. 39) stört.⁸ Diese Eigenschaft ist ihm fremd und die Differenz Erfahrung bringt ihn ins Grübeln. Er beschließt, sich auf die Suche nach einem wahrhaft vereinten Ehepaar begeben zu müssen:

wir seien nicht also veraint,
als man von uns spricht und maint.
zwar nun will ich nit erwinden,
ich will suochen und auch vinden
in aller der welt gemain
zwei wirtlüt frumm und auch rain,
die also seien veraint,
was ir ains will und maint,
das sei des andern will
[...]. (V. 69–77)

In der Folge zieht der Protagonist aus, um *zwei wirtlüt mit veraintem sin, / die nicht hetten zwischen in / kain irrung, krieg noch widerpart* (V. 97–99) zu finden. Aber dies will ihm zunächst nicht gelingen. Erst im fünften Jahr seiner Reise, die inzwischen ausgesprochen kostspielig geworden ist, scheint er schließlich ein Ehepaar gefunden zu haben, das *kainerlai krieg noch zwaiung* (V. 121) kennt. Der Protagonist berichtet dem Ehemann dieses Paares, von dem er als Gast aufgenommen wird, von seinen Sorgen mit seiner *kargen* Frau und seinem daraus erwachsenen Vorhaben:

wann ich haun mir des gedacht,
das ich nimmer haim kumm,
bis das ich vind zwai wirtlüt frumm,
die geleich ainmüetig sein.
die mocht ich auf die trewe mein
ietzo an dem fünften jar
an ainer statt vinden als gar
als an ew und ewrm weib. (V. 158–165)

Doch das Ehepaar entpuppt sich als weitaus weniger *ainmüetig* (V. 161) als gedacht: Die ideale Dyade stellt sich als Schein heraus (vgl. Grubmüller 1996, S. 247–250), der seit fünf Jahren besteht, denn seither – das wird durch eine Erzählung des Ehemanns deutlich – zwingt der Ehemann allabendlich seine Ehefrau zu einer Form der grausamen Buße: Sie muss aus der Hirnschale ihres ehemaligen Liebhabers trinken, den er ermordet hat. Das vermeintlich so *ainmüetige* Ehepaar ist also nicht nur einfach durch verschiedenen *muot* entzweit, sondern es ist hier sogar ein Dritter mit im Spiel gewesen. Auch wenn der Ehebruch schon einige Jahre zurückliegt, wird er doch täglich in dem abstrusen Bußritual vergegenwärtigt und der Dritte im Bunde ist dabei – zumindest in Form seines Schädels – stets anwesend: Und zwar vor dem Ehebett, wo sich das rituelle Geschehen normalerweise abspielt (vgl. Coxon 2008, S. 187). Kaufringer greift hier auf ein bekanntes Motiv zurück, das in seiner ältesten Form in den *Gesta Romanorum* (Nr. 56) auftaucht.⁹ Dort ist es im Rahmen einer Racheerzählung funktionalisiert, in der es eine Art vorausdeutende Funktion im Hinblick auf den grausamen Höhepunkt – eine Übernachtung des Protagonisten in einem Zimmer mit zwei Leichnamen – darstellt. Kaufringer konzentriert sich bei seiner Adaption ganz auf die Thematik der Ehe: Die Rachedimension wird mit der Ehesituation enggeführt. Das Ehepaar, für welches das Gegenteil von Einheit, die *zwaiung* (V. 121), eben doch nicht unbekannt ist, rückt bei Kaufringer in den Fokus.

Der Protagonist, der auf der Suche nach dem idealen Ehepaar ist, hat es hier nicht gefunden und muss entsprechend weiterziehen. Obwohl sein

Geld immer knapper wird, gibt er nicht auf, bis er nach mehr als einem weiteren Jahr endlich auf das perfekte Paar zu treffen meint:

in daucht das leben gar geleich
von dem wirt und seinem weib.
zwuo sel und ainen leib
wolt er da gefunden han
an dem weib und irem man.
im geviel gar wol ir leben.
er markt darauf vil und eben,
das er anders nicht erkant,
er wölt sich schicken haim ze lant;
wann er da gefunden hett
zwai wirtlewt, die gar stet
mit ainander waren veraint. (V. 280–291)

Das im Promythion formulierte Ideal von ›zwei Seelen und einem Leib‹ scheint der Protagonist nun – mit der zweiten Station seiner Reise, für die übrigens keine literarische Vorlage bekannt ist – von seinen neuen Gastgeber verkörpert anzutreffen. Er erzählt dem Ehemann, dass seine Suche nun endlich an ein Ende gekommen sei:

ich wöll nicht ze land komen,
bis ich zwai wirtlüt vind,
an den ich des enpfind,
das kain zwaiung bei in ist.
das haun ich ze dieser frist
gesuochet mer dann sechs jar.
nun pin ich worden erst gewar,
das ich haun gefunden die
an ew und ewrm weib alhie,
wann ich nicht erkennen mag,
dann das ir baide nacht und tag
fraintlich gen ainander tuot. (V. 330–341)

Nun also könne er frohgemut heimkehren, stellt der Protagonist fest. Doch sein Gegenüber hält ihn zurück und vertraut ihm das Geheimnis seiner wiederum nur scheinbar idealen Ehe an, indem er ihm einen im Keller seines Hauses gefangenen Bauern vorführt. Dieser, so weiht er den Gast

ein, sei seine Lösung für das Problem, dass seine sexuell unersättliche Frau ihn in aller Öffentlichkeit betrogen habe. Er habe daraufhin den Bauern entführt und im Keller eingesperrt, damit seine Frau ihr Verlangen nun mit diesem wenigstens im Verborgenen stillen könne, sodass seine Ehre nur mehr *haimlich und gar leise* (V. 421) verletzt werde. Zwar erspare er sich so seit zehn Jahren *schand und laster* (V. 432), aber die Konsequenzen seien doch enorm: Seine Frau schlafe seither nur noch mit dem Bauern – und auch wenn es niemand ahnen würde, wisse er, dass seine Kinder nicht ihn zum Vater hätten. Dem von dieser Erzählung erschrockenen Protagonisten rät der Ehemann, zu seiner Frau zurückzukehren, derer er sich glücklich schätzen könne: Sie hätte ihn schließlich nicht betrogen und ihre *karkheit* sei kein Grund zur Beschwerde. Der Rat des zweiten Gastgebers endet wie folgt:

»niemand ist als gar volkomen.
der tiefel säet den samen sein
zwischen der wirtlüt geren ein,
das es selten mag bestaun,
si müessen oft ain zwaiung haun.« (V. 462–466)

Im Rat wird dem Eheideal mit seinem Einheitsphantasma, das im sentenzartigen Promythion am Beginn der Erzählung steht und auch den Protagonisten zu seiner Suche motiviert, eine andere Perspektive auf die Ehe entgegengesetzt (vgl. Ragotzky 2001, S. 63f.): Eheleiche Verbindung bedeutet in aller Regel *zwaiung* (V. 466), denn postlapsarisch, so ließe sich vielleicht der Hinweis auf den Samen des Teufels (vgl. V. 463f.) verstehen, ist eine komplette Einheit zwischen Mann und Frau grundsätzlich ohnehin nicht mehr möglich. Auch wenn sich die Einheit als uneinholbares Ideal erweist, gibt es verschiedene Formen der *zwaiung* zwischen Eheleuten. Die beiden nur vermeintlich perfekten Ehepaare verbindet, dass sie durch eine Sünde – nämlich die des Ehebruchs – entzweit sind. Dies erweist sich in beiden Fällen als Problem, das – nicht zuletzt auch durch den Umgang der Männer damit – zur anhaltenden *zwaiung* der Eheleute führt. Dabei versuchen die

beiden geprellten Ehemänner der im Promythion propagierten Einheitsvorstellung eigentlich zu entsprechen. Diese lautet, ich zitiere sie erneut, wie folgt:

si süllen also sein veraint,
was ir ains mit willen maint
und im ain wolgefallen ist,
so sol das ander ze der frist
auch sein gunst dazuo geben. (V. 9–13)

Die Lösungsversuche der Männer sind von dieser Forderung nicht weit entfernt. Die Ehefrau des ersten Gastgebers entspricht dessen *willen* (V. 10), indem sie allabendlich das Bußritual vollzieht, und der zweite Gastgeber lässt sich auf das ein, was seiner Frau *wolgefallen* (V. 11) bereitet, indem er den Bauern im Keller für sie bereithält. Allerdings ist damit eben noch keine zufriedenstellende Lösung gefunden, denn für einen Teil des Paares mag damit jeweils eine gewisse Befriedigung einhergehen, für den anderen Ehepartner verursacht die vermeintliche Lösung aber Qualen. In den Lösungsversuchen, die Einheit herstellen sollen, setzt sich also die *zwaiung* fort. Das Ganze ist aber insofern funktional, als dass durch die intradiegetischen Erzählungen der beiden Ehemänner dem Protagonisten klar wird, dass das topische Eheideal, das er finden wollte, eine Illusion darstellt und mit Uneinigkeit nicht nur zu rechnen ist, sondern für diese kluge Lösungen gefunden werden müssen.

Es handelt sich hier, so meine ich, um exemplarisches Erzählen, bei dem es laut Hübner um »die Unterscheidung zwischen dem Richtigen und dem Falschen nicht als Ordnung des Sollens, sondern als Ordnung des Seins« geht und gezeigt wird, »mit welchen Handlungsweisen der Mensch gut oder schlecht fährt« (Hübner 2012, S. 180). Durch das Kennen exemplarischer Geschichten könne man »nicht über eine systematische Theorie [verfügen], aber doch über eine kumulative Topik des Handlungswissens, über einen Thesaurus analogisierungsfähiger und deshalb erkenntnisträchtiger Beispiele« (Hübner 2012, S. 183). Dies bedeutet, dass man aus Erzählungen

klug werden kann in Bezug auf die praktischen Anforderungen des Lebens. Eben dies trifft auf den Protagonisten aus der ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ zu: Er sammelt entgegen seiner Absicht Wissen über die Ehe nicht als Ideal, sondern als gelebte Praxis. Als er wieder heimgekehrt ist, erinnert er sich an die Stationen seiner Reise und zieht daraus Konsequenzen für sein Handeln.¹⁰ Die Erlebnisse fungieren für den Protagonisten dabei als erkenntnisträchtige Beispiele, denn die Erinnerungen an seine Suche und die beiden nur vermeintlich glücklichen Ehepaare führen ihn zur Erkenntnis, dass es sinnvoll ist, über die *karkheit* seiner Ehefrau hinwegzusehen:¹¹

er lies es alles wesen guot;
ob si gen im wart ungemuot,
das er truog der milte kron,
das übersach er ir vil schon.
Darumb rat ich das fürwar:
ain ieglich fromer man sol zwar
seinem weib das übersehen,
ob er anders nicht mag spehen
an ir, dann das si kark sei. (V. 491–499)

Zur Nachsicht, einer eher unspektakulären, aber hochgradig pragmatischen Haltung, rät im hier beginnenden Epimythion auch die Erzählinstanz. Gerade diese Haltung ist interessanterweise eher geeignet, die eheliche Gemeinschaft aufrechtzuerhalten als die idealistische Suche nach dem perfekten Paar, die mit einer jahrelangen Trennung der Eheleute einherging – und erfolglos bleiben musste. Der Rat tritt an die Stelle der Sentenz und damit auch die Pragmatik an die Stelle des Ideals.¹² Der Stein des Anstoßes, die *karkheit*, also der Geiz bzw. – positiver übersetzt – die Sparsamkeit der Ehefrau (vgl. Krohn 1986/1987, S. 266f.) wird bereits durch den Handlungsverlauf ins Recht gesetzt, weil die jahrelange Suche des Protagonisten sich als so unwirtschaftlich erweist, dass er den Proviant für den Heimweg nur bezahlen kann, indem er sein Pferd verkauft.

Das Ergebnis der Suche – der nachsichtige Umgang mit der Partnerin – ist das Gegenteil von Abstrusität, die nach Klaus Grubmüller für die Binnenepisoden in der ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ charakteristisch ist, weshalb diese »nicht als Belegmaterial für Alltagsregeln« (Grubmüller 2006, S. 185) geeignet seien. Tatsächlich lässt sich eine Tendenz zum Grotesken in dieser Erzählung nicht von der Hand weisen. Anders als Grubmüller¹³ erkenne ich darin allerdings eine besondere Markierung von Exemplarizität. Die Differenzen zwischen Schein und Sein (vgl. Grubmüller 1996, S. 247–250) – und d.h. hier zwischen ehelichem Ideal und ehelicher Realität – begegnen dem Protagonisten bei seinen Gastgebern in abstruser Form und damit in besonders prägnanter Weise. Die überzeichneten Darstellungen des Problems der *zwaiung* zwischen den Eheleuten haben eine ähnliche Funktion wie die reduzierte Darstellung der Figuren: Beides dient der Anschaulichkeit. Dabei geht es gerade nicht um »Veranschaulichung von Regelwissen« (Hübner 2012, S. 183), sondern um das Anschaulichmachen von situationsadäquatem Handeln, welches in diesem Fall auf die Ehe ausgerichtete Handeln jenseits des Scheins und der Idealität meint. Den beiden Ehemännern, denen der Protagonist begegnet, gelingt dies nicht. Ausschlaggebend dafür ist sicherlich auch der Ehebruch, der die personale Zweierkonstellation der Ehe fundamentaler verunsichert als etwa die *karkheit* der Ehefrau des Protagonisten, die im Sinne der Sparsamkeit als nachhaltiges Handeln verstanden werden kann, das der ehelichen ›Wirtschaftsgemeinschaft‹ sogar zuträglich ist.¹⁴ Die Ehebruchstriade stellt die beiden Ehemänner vor eine Herausforderung, für die sie keine adäquaten Lösungen finden: Im ersten Fall endet jeder Tag des Ehepaars mit einem grausamen Ritual, bei dem der Liebhaber – obgleich tot – nach wie vor im Zentrum steht, und im zweiten Fall führt der Versuch des Ehemanns, einen rationalen Umgang mit der Wollust der Ehefrau zu finden, dazu, dass der Liebhaber nicht nur im eigenen Haus wohnt, sondern auch zum Vater der Kinder wird (vgl. Krohn 1986/1987, S. 266). Kaufringer stellt den Ehebruch als *point of no return* heraus, der die grundlegende

dyadische Struktur der ehelichen Beziehungsform so stört, dass eine unüberbrückbare Differenz entsteht. In der Erzählung werden die Prinzipien der Einheit und der Differenz gerade auch auf der Ebene der Sprache akzentuiert: *ain* und *zwai* bzw. *zwuo* tauchen in Form verschiedenster Derivate ausgesprochen oft im Text auf. Sie markieren, so meine ich, die grundlegenden Fragen, um die es in der Erzählung geht: Wie kann es funktionieren, dass ein Ehepaar *zwuo sel und ainen leib* (V. 4 und V. 282) haben soll? Kann ein Ehepaar *veraint* sein (vgl. V. 9, V. 69, 75, V. 97 und V. 291), wenn es doch eigentlich aus *zwai* Personen besteht (vgl. V. 74, V. 97, V. 292 und V. 331)? Welche Möglichkeiten gibt es, mit Differenzen zwischen den Ehepartnern, mit dem Problem der *zwaiung* (vgl. V. 121, V. 133 und V. 466), umzugehen? Bis zur extremen Form der *zwaiung* durch Ehebruch – die, wenn man es ganz genau nehmen wollte, als *draiung* zu bezeichnen wäre – bestehen Handlungsmöglichkeiten, um mit Uneinigkeit in der Ehe bzw. Differenzen zwischen Ehepartnern umzugehen, so verdeutlicht der Text. Die Begegnungen mit seinen Gastgebern führen den Protagonisten zu einem adäquaten Umgang mit dem, was ihn von seiner Ehefrau entzweit. Auf seiner Suche findet der Protagonist zwar nicht wie geplant ein ideales Ehepaar, aber sie verhilft ihm zur Nachsicht und damit zu sozialer Intelligenz, die im Hinblick auf die pragmatische Dimension der Ehe relevant ist. Verbunden damit ist die Erkenntnis, dass *zwaiung* eben nicht gleich *zwaiung* ist bzw. dass Differenzen nicht automatisch dazu führen müssen, die Ehe infrage zu stellen, sondern vielmehr richtig bewertet werden müssen und ein kluges Umgehen erfordern. Insofern stellt der Text nicht nur auf die Spannungen des paradoxalen Ehekonzepts von zwei Seelen und einem Leib ab, sondern interessiert sich durchaus für Lösungen (vgl. anders Knaeble 2018, S. 190). ›Die Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ ist, so lässt sich mit Blick auf die dem Text eigene besondere Struktur mit den zwei Binnenepisoden sagen, eine exemplarische Erzählung. Kaufringer führt das exemplarische Erzählen hier keineswegs an seine Grenzen, sondern nimmt es ernst, indem er auf der Handlungsebene quasi vorführt, was

die Rezipienten mit der Erzählung anfangen sollen: Es geht darum, die Ehe nicht auf ein Ideal zu reduzieren, sondern als gelebte Gemeinschaft zu verstehen, die von der Interaktion zwischen den Ehepartnern abhängt und die mit mehr oder weniger sozialer Intelligenz von diesen gestaltet wird; dabei bleibt die Gemeinschaft der Eheleute, die Dyade, letztlich der Fixpunkt, aber eben als etwas, das Folge der Interaktion zwischen den Beteiligten ist. Diese sind in besonderer Weise gestaltet: Als reduzierte bzw. flache Figuren ähneln sie Dummys, die bei einem Crashtest für Autos mit der Intention beschädigt werden, echte Menschen zu schützen. Mittels dieser Attrappen wird im Rahmen von absichtlich zu Versuchszwecken herbeigeführten Unfällen erkennbar, wo Schwachstellen bei der Konstruktion von Fahrzeugtypen liegen. In der Folge können diese ausgebessert oder zusätzliche Schutzvorrichtungen ergänzt werden, sodass im Falle eines echten Unfallereignisses Verletzungen an lebenden Fahrzeuginsassen verringert oder verhindert werden können. Ehestandsmären als serielles Phänomen innerhalb der Gattungsgeschichte der mittelalterlichen Kurzepik könnte man in Analogie dazu als Testreihe verstehen, in der unterschiedliche Schwachstellen der Lebens- und Beziehungsform Ehe unter Belastung gesetzt werden und verschiedene Handlungsstrategien durchprobiert werden, mit den Folgen umzugehen. Dies kann man im Sinne einer Normierung verstehen, doch scheinen die Texte an einer solchen Perspektive weniger interessiert zu sein als die Forschung: Ihnen geht es nicht so sehr um eine Verteidigung der Ehe aus moralischen Gründen, sondern um die Möglichkeiten zum Aufrechterhalten einer guten sozialen Beziehung zwischen den Eheleuten. Die Texte bieten, wenn man sie so versteht, in Hübners Sinne »analogisierungsfähige [...] und deshalb erkenntnisträchtige [...] Beispiele« (Hübner 2012, S. 183) für ein auf die Ehe ausgerichtetes Handlungswissen. Die Figuren können – Dummys in Crashtests ähnlich – gerade aufgrund ihrer Typenhaftigkeit prägnant verdeutlichen, welche pragmatischen Maßnahmen notwendig sind, damit eine Ehe für die Eheleute möglichst wenig Verletzungspotential mit sich bringt. Hierin unterscheidet sich

Kaufringers ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ nicht grundsätzlich von anderen exemplarischen Ehestandserzählungen, mit denen der Text auch die prägnante Darstellung der Figuren sowie die (damit verbundene) Reduktion aufs Wesentliche teilt.

Anmerkungen

- 1 Hübner geht von »Relationen zwischen erzähltem Handeln und kulturellem Handlungswissen, also zwischen historischen Erzählpraktiken und historischen Wissensordnungen« (Hübner 2012, S. 191) aus.
- 2 Vgl. folgende Definition einer praxeologisch ausgerichteten Narratologie von Hübner: »Vormodernes Erzählen im Allgemeinen (einschließlich insbesondere historiographischem) und vormodernes poetisches Erzählen im Besonderen wären in einem praxeologischen Rahmen demnach als Ensembles narrativer Praktiken mit der Funktion zu modellieren, kulturelle Praktiken und das ihnen zugrundeliegende Praxiswissen auf eine Weise zu diskursivieren, die soziales Handeln reflektierbar machte, ohne es begrifflich zu abstrahieren und dabei von seiner zeitlichen Strukturiertheit und Situationsbezogenheit abzulösen.« (Hübner 2014, S. 471).
- 3 Darauf, dass Heinrich Kaufringers Erzählungen vielfach durch die Reduktion auf Prinzipien gekennzeichnet sind, verweist Grubmüller 2006, S. 176 u. 183.
- 4 Zu den Ehestandsmären des Strickers zählen: ›Der kluge Knecht‹, ›Das Ehescheidungsgespräch‹, ›Das erzwungene Gelübde‹, ›Der Gevatterin Rat‹, ›Die drei Wünsche‹, ›Der begrabene Ehemann‹, ›Das heiße Eisen‹ und ›Die eingemauerte Frau‹.
- 5 »Gewiß handhabt Kaufringer auch das Repertoire des schwankhaften und didaktischen Erzählens. Daneben entwirft er indes einen Freiraum, in dem Normen diskutiert und neue Alternativen durchgespielt werden. Darüberhinaus reflektiert er die Darstellungsmodalitäten seines Erzählens, wenn er Gattungsschemata kombiniert und anreichert, Konfliktlösungsmodelle einander gegenüberstellt und sie mit sozialen Verhaltensschemata konfrontiert. Das Erzählen entfernt sich von einer funktionalen Lehre und referiert zunehmend auf sich selbst. Selbstreferentialität kennzeichnet aber nicht nur die Möglichkeiten des Erzählens, sie ist zugleich zentrales Kriterium von Spiel. Sie bietet damit dem Erzählen wie dem Spiel eigenständige Optionen und Freiräume der Gestaltung.«

- (Friedrich 1996, S. 5). Auch Coralie Rippl akzentuiert die für Kaufringer charakteristischen »Spielräume des Erzählens« (Rippl 2014, S. 312).
- 6 Ich zitiere den Text nach folgender Ausgabe: Heinrich Kaufringer: Die Suche nach dem glücklichen Ehepaar, in: Klaus Grubmüller (Hrsg.): Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, Frankfurt a. M. 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23), S. 768–797.
 - 7 Einen Bezug zu 1 Kor 7,3 sieht hier Knaeble 2018, S. 178.
 - 8 Die Relevanz ökonomischer Logiken für den Text betont Knaeble 2018, S. 180. Die Bedeutung der *karkheit* akzentuiert auch Willers 2002, S. 106f.
 - 9 Hermann Oesterley (Hrsg.): Gesta Romanorum, Berlin 1872, S. 355f. (Kapitel. 56). Vgl. zum Verhältnis der beiden Erzählungen auch Rippl 2012, S. 547f.
 - 10 Vgl. aber folgende Lesart Rippls: »Für die exemplarischen Implikationen der beiden Binnenepisoden ist der Protagonist völlig unempfindlich, er stellt keine Analogie zwischen seiner Situation und derjenigen der Ehepaare her, wie dies für gleichnishafte Erzählen unerlässlich wäre.« (Rippl 2012, S. 554).
 - 11 Rüdiger Schnell geht davon aus, dass sich das Epimythion der Erzählung »von absoluten Normen« zugunsten »einer Art Relativitätsmoral« (Schnell 2001, S. 299f.) verabschiede. Ich meine, dass die Dimension der Normierung hier nicht nur relativiert wird, sondern – wie in vielen Mären – gar nicht im Vordergrund steht.
 - 12 Vgl. zur Beratung: Nowakowski 2018, S. 60–128.
 - 13 Mit Blick auf Kaufringers »Rache des Ehemannes« beschreibt Grubmüller, wie durch das Grotteske das »Demonstrationsziel aus den Augen gerät« (Grubmüller 1993, S. 47).
 - 14 Insofern erweist sich die *karkheit* der Ehefrau des Protagonisten auch nicht als das »Kleinere Übel« (Stede 1993, S. 74) im Vergleich zum Ehebruch, sondern als funktionaler Bestandteil der Ehe.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Heinrich Kaufringer: Die Suche nach dem glücklichen Ehepaar, in: Klaus Grubmüller (Hrsg.): Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, Frankfurt a. M. 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23), S. 768–797.
- Gesta Romanorum, hrsg. von Hermann Oesterley, Berlin 1872.

Sekundärliteratur

- Bachorski, Hans-Jürgen: Diskursfeld Ehe. Schreibweisen und thematische Setzungen, in: Hans-Jürgen Bachorski (Hrsg.): Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in der Literatur des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Trier 1991 (Literatur – Imagination – Realität 1), S. 511–545.
- Coxon, Sebastian: Keller, Schlafkammer, Badewanne. Innenräume und komische Räumlichkeit bei Heinrich Kaufinger, in: Burkhard Hasebrink [u.a.] (Hrsg.): Innenräume in der Literatur des deutschen Mittelalters. XIX. Anglo-German Colloquium, Tübingen 2008, S. 179–196.
- Fischer, Hanns: Strickerstudien. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts, München 1953.
- Friedrich, Udo: Metaphorik des Spiels und Reflexion des Erzählens bei Heinrich Kaufinger, in: IASL 21 (1996), S. 1–30.
- Friedrich, Udo: Die Metapher als Figur der Ambiguität im Mittelalter, in: Oliver Auge/Christiane Witthöft (Hrsg.): Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und interdisziplinärer Rezeption, Berlin/Boston 2016, S. 83–109.
- Grubmüller, Klaus: Tiere, Bauern, Pfaffen. Typisierung und kritische Distanz in der Kleinenepik, in: James F. Poag/Thomas C. Fox (Hrsg.): Entzauberung der Welt. Deutsche Literatur 1200 – 1500, Tübingen 1989, S. 35–51.
- Grubmüller, Klaus: Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte. Skizzen zu einer historischen Gattungspoetik, in: Walter Haug/Burghart Wachinger (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993 (Fortuna vitrea 8), S. 37–54.
- Grubmüller, Klaus: Schein und Sein. Über Geschichten in Mären, in: Harald Haferland/Michael Mecklenburg (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 19), S. 243–257.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter. Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Haferland, Harald: Psychologie und Psychologisierung. Thesen zur Konstitution und Rezeption von Figuren mit einem Blick auf ihre historische Differenz, in: Florian Kragl/Christian Schneider (Hrsg.): Erzähllogiken in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Akten der Heidelberger Tagung vom 17. bis 19. Februar 2011, Heidelberg 2013 (Studien zur historischen Poetik 13), S. 91–117.
- Hübner, Gert: Eulenspiegel und die historischen Sinnordnungen. Plädoyer für eine praxeologische Narratologie, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 53 (2012), S. 175–206.

- Hübner, Gert: Der künstliche Baum. Poetisches Erzählen im höfischen Roman, in: PBB 136 (2014), S. 1–57.
- Hübner, Gert: Historische Narratologie und mittelalterlich-frühneuzeitliches Erzählen, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 56 (2015), S. 11–54.
- Hübner, Gert: Erzähltes Handeln, kulturelles Handlungswissen und ethischer Diskurs. Überlegungen zur Lehrhaftigkeit von Erzählungen, in: Henrike Lähnemann/Nicola McLelland/Nine Miedema (Hrsg.): Lehren, Lernen und Bilden in der Literatur des deutschen Mittelalters. XXIII. Anglo-German Colloquium, Nottingham 2013, Tübingen 2017, S. 361–378.
- Knaeble, Susanne: Bedrohte Männlichkeit. Funktionen der Exklusion des Weiblichen in ausgewählten Kaufringer-Mären, in: Silvan Wagner (Hrsg.): Mären als Grenzphänomen, Berlin u.a. 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 173–190.
- Krohn, Rüdiger: Die Entdeckung, der Moral oder: Ehebruch und Weisheit. Das Märe von der ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ und die Kaufringer-Sammlung im cgm 270, in: JOWG 4 (1986/1987), S. 257–272.
- Nowakowski, Nina: Sprechen und Erzählen beim Stricker. Kommunikative Formate in mittelalterlichen Kurzerzählungen, Berlin/Boston 2018 (Trends in Medieval Philology 35).
- Ragotzky, Hedda: Die Klugheit der Praxis und ihr Nutzen. Zum Verhältnis von erzählter Geschichte und lehrhafter Fazitbildung in Mären des Strickers, in: PBB 123 (2001), S. 49–64.
- Rippl, Coralie: Geld und äventiure. Narrative Aspekte der Zeit-Raum-Erfahrung bei Heinrich Kaufringer, in: PBB 134 (2012), S. 540–569.
- Rippl, Coralie: Erzählen als Argumentationsspiel. Heinrich Kaufringers Fallkonstruktionen zwischen Rhetorik, Recht und literarischer Stofftradition, Tübingen 2014 (Bibliotheca Germanica 61).
- Schnell, Rüdiger: Literarische Spielregeln für die Inszenierung und Wertung von Fehlritten. Das Beispiel der ›Mären‹, in: von Moos, Peter (Hrsg.): Der Fehltritt. Vergehen und Versehen in der Vormoderne, Köln [u.a.] 2001 (Norm und Struktur 15), S. 265–315.
- Stede, Marga: Schreiben in der Krise. Die Texte des Heinrich Kaufringer, Trier 1993 (Literatur – Imagination – Realität 5).
- Willers, Michaela: Heinrich Kaufringer als Märenautor. Das Oeuvre des cgm 270, Berlin 2002.

Anschrift der Autorin:

Dr. Nina Nowakowski
Otto von Guericke Universität Magdeburg
Fakultät für Humanwissenschaften
Bereich Germanistik
Zschokkestr. 32
39104 Magdeburg
E-Mail: nina.nowakowski@ovgu.de

Harald Haferland

Erzählen des Unwahrscheinlichen und wahrscheinliches Erzählen im mittelhochdeutschen Märe

Abstract. Der Aufsatz erprobt das Zusammenspiel zweier Begriffe von Wahrscheinlichkeit in einer narratologischen Analyse. Mären weisen sehr oft unwahrscheinliche Plots auf, die jeder Alltagserfahrung widersprechen. Allerdings erzählen sie das Unwahrscheinliche oft auf eine Art und Weise, die es als wahrscheinlich erscheinen lässt. Diese Erzählweise steht – so meine These – im Zusammenhang mit der begrenzten Länge von Mären und befördert Prägnanz einerseits aus der Kürze, erlaubt es aber andererseits auch, Erzählungen von mittlerer Länge prägnant zu halten.

Alltagskonzepte von Wahrscheinlichkeit sind keine besonders komplizierten Konstrukte. Schon Tauben, die kaum oder spät aufflattern, wenn man ihnen mit einem Fahrzeug gefährlich nahekommt, scheinen so etwas zu besitzen: Sie schätzen Näherungsweite und -geschwindigkeit ab. Beim Menschen ist es nicht grundsätzlich anders: Was er kennt und gewohnt ist, dient ihm als Messlatte für Dinge, die eintreten oder nicht eintreten könnten. Dazwischen liegt ein für die Einschätzung ihres Eintretens maßgeblicher Wahrscheinlichkeitsspielraum, der für Menschen gewiss komplexer ausfällt als für Tauben. Leicht kann man sich da verschätzen, gelegentlich sieht man ja auch schon eine überfahrene Taube. Indem ich gerade den Konjunktiv verwendet habe (›eintreten könnten‹), habe ich kenntlich gemacht, dass Wahrscheinlichkeit einen Aspekt von Modalität bzw. einen bestimmten Ausschnitt dieser Kategorie darstellt. Modalität meint in diesem Fall alles,

was nicht (schon) Wirklichkeit ist, sondern was einer ausstehenden Möglichkeit entspricht. Etwas könnte möglicherweise – mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit – eintreten. Man spricht entsprechend davon, dass etwas wahrscheinlich möglich ist.

Wendet man das Wahrscheinlichkeitskonzept auf Dichtung an, dann geht es nicht mehr um die Frage, ob etwas in Zukunft wahrscheinlich passieren wird, sondern um die Frage, ob etwas in der Dichtung Dargestelltes, so wie es dargestellt ist, gemessen an der Erfahrung der wirklichen Welt wahrscheinlich ist, d. h. ob es überhaupt vorkommen und ›der Wahrscheinlichkeit nach‹ so eintreten könnte. Der Begriffsinhalt ändert sich durchaus gravierend: Die Zeitkomponente entschwindet oder verwandelt sich in ein Vergleichsmoment: Ist das, was poetisch dargestellt wird, demjenigen gleich oder ähnlich, was – wann immer – wirklich passieren kann? Daraus leitet sich für die Produktions- und Rezeptionsseite von Dichtung auch eine Anspruchshaltung ab: Poetische Darstellung sollte der Wirklichkeit möglichst nahekommen,¹ sie sollte *verisimilis* sein.

Natürlich gilt das nicht unumschränkt, und es gibt eine bedeutsame Reihe von Ausnahmen. Lyrik ist eine Dichtungsart, die man nicht gleich mit Wahrscheinlichkeit in Verbindung bringt. Für das Drama fordert Aristoteles, dass in einem Dramenplot das Handeln der Personen oder Figuren wahrscheinlich motiviert sein müsse, damit es seine Wirkung entfalten kann.² Wahrscheinlichkeit sucht man aber vor allem in der Epik. Allerdings haben es bestimmte Erzählgattungen von vornherein auf anderes abgesehen. Überhaupt wird ja eher nur das erzählt, was nicht der Normalerwartung entspricht. Wenn formale Umstände hinzukommen und eine Erzählung etwa übermäßig kurz ist, wird es schwer, Wahrscheinlichkeit noch zur Geltung zu bringen. Auch vertragen sich Pointen, die gern mit Kürze einhergehen, nicht gut mit Wahrscheinlichkeit, da sie einen anders ausgerichteten Wirkungseffekt bedienen. Rechnet man Witze im weiteren Sinn mit zu den Erzählungen, so bringen Witzpointen es mit sich, dass es völlig unwahrscheinlich zugehen kann. Wenn es sich um Sprachpointen handelt, kommen

sie sogar mit Wahrscheinlichkeitserwartungen gar nicht in Berührung. »Er lieh ihr sein Ohr, aber sie gab es nie zurück.« (Röhrich 1977, S. 44) Man kommt hierbei nur auf Abwege, wenn man versucht, nach Wahrscheinlichkeit zu fragen, auch wenn man vielleicht immer erst einmal eine entsprechende Einstellung mitbringt: Es geht nicht darum, ob jemand jemandem sein Ohr leiht und das Ohr dann nicht zurückgegeben wird; vielmehr passen hier zwei ausgebeutete Bedeutungen von »leihen« nicht zusammen. Das ist überraschend und ruft ein Lachen ab. Mit der Wirklichkeit hat es sonst nichts zu tun.

Aber auch besonders einfältige Menschen, über die man gern in Witzen lacht, sind in der Wirklichkeit gar nicht oft anzutreffen – zumindest sind sie nicht mit solcher Einfalt begabt, wie Witze sie unterstellen. Ein antiker Witz geht so: »Ein Stubengelehrter wollte schlafen und hatte kein Kopfkissen. Da befahl er einem Diener, ihm einen tönernen Krug unterzulegen. Als der Diener sagte, der Krug wäre zu hart, befahl er, ihn mit Federn zu füllen.«³ Die komische Pointe versteht man blitzartig, aber kann man glauben, dass jemand sich zum Schlafen einen Krug unterlegen (lassen) möchte, selbst wenn er nichts anderes zum Unterlegen hat? Damit aber die Pointe überhaupt erreicht wird, muss er hier so handeln. Wenn überhaupt, dann möchte man einem kauzigen Studiosus zutrauen, seinen Kopf auf einen Krug zu betten. Das verzeiht man dem Witz und hat es, wenn die Pointe zündet, schon vergessen oder übergangen. Natürlich ist dann der die Pointe tragende Befehl, Federn in den Krug zu füllen, vollends absurd; das verzeiht man dem Witz sowieso, denn die Pointe verkräftet Unwahrscheinliches allemal. Wenn sie zündet, überdeckt sie alles, was vom gewohnten Alltag abweicht – und dabei so weitgehend abweicht, dass es hier nicht vorkommen würde. Jeder weiß ja, dass in einen Krug gefüllte Federn, auch wenn sie weich sind, die Wandung des Kruges nicht weich machen.

Unwahrscheinlichkeiten werden bei Witzen umgehend weggesteckt, wenn sie von Figuren ausgehen oder Figuren betreffen. Dabei müssen nicht notwendig Pointen vorliegen. Denn wer etwas Dummes tut oder sich etwas

antun lässt, weil er dumm ist, bietet eine gern vorausgesetzte Angriffsfläche für das Lachen, das sich über unwahrscheinliches Verhalten spielend hinwegsetzt. Hier greift die Hobbessche Theorie des Lachens aus Schadenfreude und auch die Bergsons vom Lachen als Kontrollmechanismus, der die Verlachteten eigentlich in die Gemeinschaft zurückholen sollte. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob es sich um fiktive Protagonisten handelt. Die Unterscheidung ›wirklich möglich/fiktiv‹ zieht man gar nicht heran. Erzählungen, die solche Universalien ausbeuten, schaffen Figurendummies oder -attrappen, die ungeachtet überbetont unwahrscheinlicher Eigenschaften der erzählten Figuren ihren Zweck sogar umso besser erreichen (zum Konzept entsprechender Attrappen vgl. Mellmann 2006, S. 145–166).

Mären erzählen absolut Unwahrscheinliches, öfter sogar Dinge, deren Vorkommen nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen, d. h. unmöglich, ist.⁴ Dabei sind es seltener Pointen und öfter Figurenattrappen, an denen ihre Wirkungseffekte hängen. Gerade hier lässt sich beobachten, wie dies mit einer reduzierten Wahrscheinlichkeitserwartung einhergeht. Gern lassen Mären die Figuren etwas tun, was kein normaler Mensch je täte. Auch lassen die Figuren sich etwas antun, was niemand sich je antun lassen würde. Doch ist in Mären zugleich auch zu beobachten, dass Unwahrscheinlichkeit wieder reduziert wird. Werden die Umstände eines Plots auserzählt, so scheint die Unempfindlichkeit für Unwahrscheinlichkeiten nicht gleich auch für Sachumstände zu gelten, die nicht dem Figurenhandeln angelastet werden können. Solche Sachumstände tragen die Erzählung, sie bilden den Hintergrund des Figurenhandelns und machen alles aus, was Figuren wissen und erkennen können/müssen. Mären können eklatant Unwahrscheinliches so erzählen, dass die Stimmigkeit dennoch gewahrt bleibt, und Stimmigkeit bildet einen Aspekt von Wahrscheinlichkeit.

Meine Ausgangsüberlegung besteht darin, dass Mären zugleich unwahrscheinlich und wahrscheinlich erzählen.⁵ Sie sind dabei zugleich kurz und lang. Sie spitzen zu, und weil Zuspitzungen von Reduktion leben, sind Mären kurz. Um aber Stimmigkeit zu erzeugen, bedarf es der Motivierung. Diese

erfordert erzählerischen Aufwand und damit Raum. An längere Erzählungen kann daher auch eine höhere Wahrscheinlichkeitserwartung gerichtet werden. Formal bedingte Unwahrscheinlichkeit beziehen sie erst einmal aus ihrer Zuspitzung, formal bedingte Wahrscheinlichkeit andererseits aus ihrer narrativen Expansion. Diese zwei Seiten ihrer Konstitution machen zusammen ein wesentliches Merkmal von Mären aus.

Ich untersuche im Folgenden am Beispiel weniger ausgewählter Mären, wie das Verhältnis von Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit ausgetragen wird. Dabei geht es nicht um eine Interpretation der Mären,⁶ sondern um eine narratologische Analyse, die sich der Mären zur Illustration bedient. Um das Zusammenspiel von Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit genauer zu erfassen, möchte ich zwei Arten von Wahrscheinlichkeit unterscheiden.⁷ Was-Wahrscheinlichkeit betrifft den Plot eines Märe und damit die Handlungsebene. Das Erzählen von Sachverhalten, die zur Motivierung eingesetzt werden, fällt unter Wie-Wahrscheinlichkeit und betrifft die Darstellungsebene oder Erzählweise. Was- und Wie-Wahrscheinlichkeit begeben sich im Märe als Zugkräfte in ein unterschiedliches Anteilsverhältnis, aus dem heraus sie einerseits etwa zum Kasus, Exempletum oder zum vorbildlichen Muster ausgestaltet⁸ oder andererseits zur bloßen – oft in eine Serie gebrachten – Absurdität getrieben werden können.⁹ Nie löst sich im Blick auf ein Märe dabei eine Seite des Gegensatzpaares ›wahrscheinlich/unwahrscheinlich‹ ganz auf. Dies ist ein Grund, warum die Gattungsbeschreibung des Märe Schwierigkeiten bereitet. ›Das Märe‹ unterliegt einer inneren Dynamik, die es in sehr unterschiedliche Richtungen führt.

So können Märendichter einen unwahrscheinlichen Plot wählen oder erfinden, der auf einen komischen Wirkungseffekt berechnet ist, und Wie-Wahrscheinlichkeit gerade nur insoweit berücksichtigen, dass keine Störungen entstehen.¹⁰ Das demonstriere ich anhand von Konrads von Würzburgs Erzählung von der halben Birne.¹¹ Ein vortrefflicher und starker Ritter, Arnold geheiß, weiß sich bei Tisch nicht der Hofzucht gemäß zu benehmen. Seiner Tischnachbarin, der Königstochter, kredenzt er die Hälfte einer

Birne mit einem Stück Käse, indem er die Birne *nâch gebiureschlîcher art* ungeschält lässt (V. 81) und sich selbst gleich die andere Hälfte in den Mund steckt. Schon die Geschmackskombination von Schimmelkäse und BirnensüÙe genügt höchsten Ansprüchen, und entsprechend blasiert besttigt sich die Königstochter über Arnold, als sie ihm später auf dem Turnierplatz laut hinterherruft *ei schafaliers ungefuoc, / der die halben biren nuoc* (>Ei, Herr Töpel-Ritter, der an der halben Birne herumngagte, V. 107f.) und ihn für seine Töpelhaftigkeit und seinen Ungeschmack stragt; sie setzt das noch in die 3. Person, um seine Hofunzucht objektiv auszustellen. Auf diese Weise beschämt ersinnt Arnold mit einem gewitzten Knappen eine Rache, die so obszön ausfällt, dass Karl Lachmann das Märe einst dem sonst eher in mancher frommen Erzählung engagierten Konrad nicht zutrauen mochte.¹²

Man hat es hier mit einem Schwankmäre zu tun, und Prosaschwänke mit gleicher Bauform gibt es zu Hunderten, ja Tausenden. Hermann Bausinger hat die typische Bauform des Schwanks als Ausgleichstyp mit einer Revanche beschrieben, bei dem eine Figur, die übel beleidigt oder beschämt wird, zu einem Gegenschlag ausholt, der den Provokateur seinerseits – und oft in einem Anspielungsbezug auf dessen Provokation – beschädigt.¹³ Um die Revanche narrativ zustande zu bringen, wird ein Verlauf gebraucht, in dem die geschädigte Figur die Möglichkeit zum Gegenschlag erhält. Ob es dabei wahrscheinlich zugeht, spielt eine untergeordnete Rolle, denn der Wirtteffekt besteht in der Befriedigung des Protagonisten über den Ausgleich oder das Übertrumpfen dessen, der angefangen hatte – von hier erstreckt er sich weiter auf die Befriedigung des Rezipienten. Das Erzählen partizipiert insoweit an einer Pointenstruktur, die aus der Dimension des kurzen Erzählens stammt.

Konrads Märe kommt sprachlich sehr gediegen daher. Dagegen sticht die Rache Arnolds in ihrer haltlosen Obszönität ab: Er soll sich nämlich mit – wie bei geistig Behinderten – geschorenem Schädel, mit geschwärtztem Gesicht und Narrenkleidern als Stummer am Königshof vorstellen und sich

mit derben Rempelen und albernem Auftreten Zugang zum Gesinde der Königstochter verschaffen. Das befolgt er, und zur Unterhaltung der Frauen wird er dann einmal in die Kemenate gerufen, und es kommt so weit, dass er sich halbnackt und mit erigiertem Glied, das Konrad mit wohlgeählten Begriffen (›Gleichaltriger‹, ›elfter Finger‹ usw.) beschreibt, vor dem Kamin räkelt, so dass die vornehme Prinzessin von ihrer Lust übermannt wird. Höfisch-libertinären Lebensformen gemäß lässt sie den offensichtlich sozial und geistig Minderbemittelten von ihrer Kammerzofe Irmengard auf sich legen und von ihr – als er sich (absichtlich) unbeholfen anstellt – von hinten mit einem spitzen Stab in Bewegung setzen. Damit ist Arnold aber nun für den Gegenschlag präpariert: Als sie gleich beim nächsten Turnier wieder zu ihrem Spott ausholt, kann er vor allen Turniergästen die Worte wörtlich wiederholen, die sie gebrauchte, als sie Irmengard aufforderte, den Toren wie einen Gegenstand in regelmäßige Bewegung zu versetzen, um ihr, der Prinzessin, Lust zu verschaffen: *ei schafaliers, höher muot! / stüpf, frouwe Irmengart, / durch dīne wīplīche art, / diu von geburt an erbet dich, / sō reget aber der tōre sich* (›Ei, Herr Ritter, hochgemut! Piek ihn, Madame Irmgard, mit der Dir angeborenen femininen Souveränität, dann kommt der Depp in Bewegung‹, V. 445–449). Mit der hier eingeschlossenen Warnung, die feine Prinzessin mit ihrer hemmungslosen Geilheit vor aller Augen bloßzustellen, hat Arnold die Königstochter damit in der Hand.

Auch wenn man über den gelungenen Gegenschlag so befriedigt ist wie Arnold, wird man kaum glauben, dass ein Ritter sich jemals nur wegen einer solchen Revanche in eine vergleichbar entwürdigende Verfassung und Lage begeben würde. Was der Ritter Arnold hier tut, ist deshalb recht unwahrscheinlich. Das lässt die oft grobschlächtige Struktur von Mären erkennen, bei denen dem unwahrscheinlichen Handlungskern oft nur magerer Züge wahrscheinlichen Erzählens im Sinne eines im Alltag anzutreffenden Szenarios beigegeben sein müssen. Auch dass die Königstochter ihre Zofe braucht, um den Ritter in Bewegung zu setzen, scheint bereits auf den Rachespruch hin berechnet und deshalb der Pointe geschuldet und nicht

der Wahrscheinlichkeit. Die Figuren dienen als Attrappen zur Beförderung eines Wirkungseffektes.

Grobe Schnitzer in der Stimmigkeit der Abläufe leistet sich Konrads Erzählung trotzdem nicht: Die Revanche erfolgt dadurch, dass der Ritter sich unerkannt bei der Königstochter einschleicht. Die Maskerade als Narr macht es glaubhaft, dass sie den Ritter nicht erkennt. Warum aber erkennt sie ihn nicht beim Turnier als den Narren wieder, wo doch seine Haare gewiss noch nicht nachgewachsen sind? Hierzu gehören Sachumstände, mit denen sich volksläufige Erzählungen nicht immer viel Mühe machen. Unterschiebungen gelingen hier z. B. oft, indem einfachste, nicht immer ausreichende Umstände (Dunkelheit, Verkleidung u. a. m.) ein Erkennen verhindern. In Konrads Märe sind die Umstände aber erst einmal klar und ausreichend benannt: Arnold reitet wie schon zuvor *mit schilte* [auf dem sich normalerweise ein Wappen befindet] *und mit helme* (V. 419) ins Turnier, so dass die Königstochter ihn am Wappen erkennen kann, ohne ihn unter dem Helm auch zu sehen. Also kann sie ihn nicht als den Toren identifizieren, der sich ihr ohne ritterliche Rüstung in verwehrlostem, aber aufreizendem Zustand darbot. Dass er beim Turnier irgendwann einmal seinen Helm aufgesetzt haben und vorher erkennbar gewesen sein muss, kann in der Erzählung leicht übergangen werden, denn so sehr muss sie nicht ins Detail gehen. Vielleicht hielt sich die Königstochter in einiger Entfernung auf, schneuzte sich gerade o. ä. Konrad erzählt hier also hinreichend wahrscheinlich oder stimmig.

Unter Sachumständen verstehe ich, wie es narrativ bewerkstelligt wird, dass die Figuren etwas wissen oder (so hier:) etwas oder jemanden erkennen können. Solche Umstände sind kein Teil ihres Handelns, sondern sie gehen ihm voraus; aus ihnen lässt sich das Handeln von Figuren ggf. erst herleiten. Sachumstände bilden also einen Teil der Motivierung des Figurenhandelns. Die Wahrscheinlichkeit von Sachumständen sollte bei auserzählten Plots – auch wenn diese prägnant unwahrscheinlich sind – besser nicht

zu weitgehend verletzt werden. Die Frage ist allerdings, ob dies das Wirkungsmoment unwahrscheinlicher Plots erhöht. Bei Witzen ist ja zu beobachten, dass sie auch ohne große Umstände zünden, und dann fragt sich, was wahrscheinlich gemachte Sachumstände überhaupt noch zur Komik beitragen können. Je länger eine Erzählung aber wird, desto eher müssen unwahrscheinliche Ereignisse und ihre Motivierung miteinander abgeglichen werden. Es muss ein Gleichgewicht gewahrt und eine Mixtur von Sachumständen hergestellt werden, von denen einige für die Komik gebraucht werden, andere aber für einen plausiblen Verlauf der Erzählung. Um der Komik willen sind Kürze und Unwahrscheinlichkeit zulässig, läuft es aber in Richtung kasuistischen, exemplarischen oder musterbildenden Erzählens, so kann sich die Komik verflüchtigen, und den plausiblen Sachumständen kommt ein größeres Gewicht zu.

Dies lässt sich noch einmal mit einem anderen Zugriff überlegen, indem zwei Versionen desselben Plots verglichen werden. Hans Folz und Heinrich Kaufringer erzählen beide die Geschichte von den drei listigen Frauen. Zuerst Folz¹⁴: Drei Bauersfrauen finden einen Gürtel und müssen sich einigen, welche von ihnen den Gürtel behalten darf. Sie gehen einen Wettbewerb ein, welche von ihnen ihren Mann *am aller pasten kün bedörn* (V. 7). Also läuft die erste zu ihrem schlafenden Mann und bestreicht ihn mit einer aus Safran und Ruß zusammengemischten Farbe. Dann weckt sie ihn auf und hält ihm einen Spiegel vor, um ihn davon zu überzeugen, dass er gestorben sei. Sein Abscheiden betrauert sie inniglich. Der Mann wundert sich, dass er im Schlaf gestorben sei, glaubt ihr aber, als er sich im Spiegel sieht. Umgehend lässt sie ihn in ein Totenlaken einnähen und unter die Sitzbank schieben. Der Hausknecht kommt, spaßt mit der Frau und macht sich mit ihr oben auf der Bank gleich zu schaffen. Der Bauer spricht Heinz noch an, dass dies nicht so laufen würde, wenn er noch lebte, freilich sei er ja gestorben. Die Frau straft ihn ob seines für Tote ganz unziemlichen Schwatzens und lässt ihn mit der Bahre zur Kirche bringen.

Die andere Frau schert ihrem Mann im Schlaf eine Tonsur, weckt ihn auf und will ihn zur Kirche schicken, um eine Seelmesse für einen (eigentlich: den) Verstorbenen zu singen. Der Mann behauptet, kein Pfaffe zu sein, da er keine Tonsur habe. Als er sich zum Beweis an den Schädel fasst, hat er aber eine, wundert sich und bereitet sich danach in der Sakristei, wo ihn wegen der Tonsur niemand erkennt, auf die Seelmesse vor, indem er sich einkleidet und in seiner Verlegenheit so tut, als würde er Gebete murmeln. Die dritte Frau reißt ihren Mann aus dem Schlaf und gibt vor, er sei im Rausch in seinen Kleidern eingeschlafen: Sein Nachbar Doll liege tot auf der Bahre, und er müsse zur Seelmesse, um das Totenopfer zu bringen. Da er nicht nackt in die Kirche gehen will, zeigt ihm seine Frau, dass er doch angezogen sei, und streicht ihm demonstrativ Flusen von der Haut, so als sei seine ›Kleidung‹ verschmutzt. In der Kirche findet er dann nicht den Beutel, in dem er das Totenopfer dabei haben sollte, und greift sich schließlich ans ›Geschirr‹. Als der vermeintliche Pfarrer ihn auf seine Nacktheit anspricht, rügt der Nackte ihn (er erkennt ihn), höchstens einen Kuhstall ausmisten und beileibe nicht lesen und schreiben, geschweige denn eine Seelmesse zelebrieren zu können. Daraufhin mischt sich lachend der Tote auf der Bahre ein: Wenn er nicht gestorben wäre, sei das alles nur noch zum Lachen. Nun erst besinnen sich die drei – zuerst nur jeder für sich –, von ihren Frauen veralbert worden zu sein. Nach der Verständigung darüber sehen sie den größten Schaden beim ›Toten‹, wenn man ihn denn noch begraben hätte: das hätte übel ausgehen können. Zusammen gehen sie Wein darauf trinken.

Folz überlässt es den Zuhörern seines Vortrags, welcher Frau der Gürtel zuzusprechen sei, votiert seinerseits aber für diejenige, die sich mit Heinz auf der Bank vergnügt habe. Allerdings wäre es dazu nicht gekommen, wenn der Bauer nicht eben gestorben wäre. Folz insinuiert narrativ kontrafaktisch, der Bauer sei gestorben – eine kleine Finte zur Steigerung der Absurdität. Er hängt an sein Märe noch eine Allegorie der drei Frauen als der drei hauptsächlichen Versuchungen auf der Welt (des Fleisches, des zur

Sünde verleitenden Teufels und der anderen weltlichen Verlockungen) und der drei Männer als Vertreter der drei gänzlich aus den Fugen geratenen Stände (Wehr-, Lehr- und Nährstand), von denen zwei den gemeinen Mann – den Nackten – nur immer bedrängen und seines Besitzes beraubten. Es macht den Eindruck, als solle dies weniger eine gelehrte Übung als eine weitere vollends absurde Verknüpfung der Erzählhandlung mit dem Weltlauf darstellen, obwohl (bzw. weil) das Märe ja in keinerlei Zusammenhang damit steht.

Es ist auf den ersten Blick klar, dass der Plot mit seinem Serienszenario nicht nur an sich unwahrscheinlich ist,¹⁵ sondern auch ganz unwahrscheinlich zustande kommt. Woher wissen zwei der drei Frauen, dass Doll aufgebahrt tot in der Kirche liegt, und wie wollen/sollen alle drei das absurde Serienszenario überhaupt zustande bringen, wenn sie es nicht vorher miteinander abgesprochen haben? Kann jemand außerdem glauben, er sei am vorhergehenden Abend berauscht eingeschlafen, wenn er doch gar nicht berauscht war? Dies abgesehen von der weitergehenden Frage, wie die Ehemänner überhaupt glauben können, was ihre Ehefrauen ihnen suggerieren – dies gehört aber ja unmittelbar mit zur Komik. Aber noch: Wo bleibt eigentlich der bestallte Pfarrer? Ganz offensichtlich bleiben hier eine Reihe im Grunde notwendig zu klärender Sachumstände ungeklärt. Es ist allerdings nicht leicht zu entscheiden, ob das den komischen Wirkeffekt behindert oder ob es ihn – auch infolge des ausgespielten Überraschungsmoments – wegen der absurd nicht-koordinierten Koordination der Handlungen der drei Frauen nicht noch befördert.

Wohl ca. ein halbes Jahrhundert vor Folz, der aber sein Märe sicher unabhängig von seinem Vorgänger erzählt, hat Heinrich Kaufringer beim Erzählen desselben Plots die Wahrscheinlichkeit von Sachumständen anders als Folz deutlich berücksichtigt, so dass alle Fragen, die ich zu dem Märe von Folz gestellt habe, bei Kaufringer zufriedenstellend beantwortet werden.¹⁶ Das ist ein Indiz dafür, dass Mären eben auch wahrscheinlich erzählt werden (können), damit komisch Unwahrscheinliches unbehelligt von

Nachfragen, ob dies denn mit rechten Dingen geschehe, zustande kommen kann. Kaufringer gibt den Figuren auch Namen, und so gehen drei Bäuerinnen – Jüte (Jutta), Hildegard und Mechthild – in die Stadt Eier verkaufen. Beim Teilen des Gewinns bleibt ein halber Heller übrig, und sie beschließen, dass diejenige, die *allermaist gelaichen kan / und betriegen iren man* (V. 39f.), den Heller bekommen soll. Die erste Episode ersetzt Kaufringer zur Hälfte, und auch in der letzten fügt er Handlungen hinzu, die auf eine bestürzende Grausamkeit der Ehefrauen hinauslaufen, die ihren Ehemännern weder treu noch hold sind. Auf körperliche Unversehrtheit kommt es Kaufringer auch in anderen Mären nicht an. Hildegard klagt ihrem Mann, dem Meier Berthold, ihr großes Leid, von dem er sie doch befreien möge. Als er sich hilfsbereit zeigt, rückt sie damit heraus, dass der Gestank eines faulen Zahns in seinem Mund ihr keine Ruhe lasse und sie krank mache. Also lässt er sich, da er seine Frau liebt, von seinem Knecht unter der linken Wange einen kerngesunden Zahn unter entsprechenden Schmerzen entfernen. Damit nicht genug, der Zahn ist wohl nicht der richtige, und so muss er einen weiteren unter der rechten Wange ziehen lassen. Als er unter den Schmerzen darniederliegt, lässt Hildegard den Pfarrer zur letzten Beichte holen und weint und schreit um ihren Mann. Als der Pfarrer fort ist, errichtet sie ein Sterbelager mit Kerzen, bedeckt Berthold mit einem Leichentuch und beginnt mit dem Trauerritual. Im Dorf verbreitet sich unterdes die Nachricht, dass Hildegard Witwe geworden sei. Berthold wird aufgebahrt, und Mechthild und Jüte kommen mit anderen Nachbarn, um Hildegard klagen zu helfen; beide sehen aber, was Sache ist. Nachdem alle wieder gegangen sind, kommt auch Heinz, der Knecht, und legt Frau Hildegard mit liebevollem Zugriff unter sich, während Berthold, der Heinz zuvor noch gebeten hatte, sich nach seinem Tod um seine Frau zu kümmern, nun dabei zusehen muss und das Geschehen erbost kommentiert.

Jetzt schreitet aber auch Jüte zur Tat, macht ihren Mann Konrad am Abend betrunken und schneidet ihm, als er eingeschlafen ist, eine Tonsur. Am nächsten Morgen weckt sie ihn aus dem nachwirkenden Rausch:

Nachdem der Meier Berthold mittlerweile in der Kirche aufgebahrt liegt und der Pfarrer Heinrich (welch Zufall) ausgeritten ist, soll Konrad die Seelmesse wahrnehmen und das für Berthold gegebene Totenopfer empfangen. An der Tonsur beweist sie ihm, dass er der Pfarrer Heinrich sei; sobald er vor den Altar trete, wisse er auch, was im Buch stehe (sc. im Messbuch: Konrad hatte Zweifel an seinem neuen Status, da er nicht einmal lesen kann). Jüte geht dann mit in die Kirche und kleidet ihn ein. Im Messgewand erkennt ihn niemand wieder. Frau Mechthild schafft es nun noch, ihren Mann Seifrid (Siegfried) nackt in die Kirche zu bringen. Obwohl er dies zunächst nicht tun will, glaubt er schließlich doch den Überredungskünsten seiner Frau, wohlangezogen zu sein.

Da stehen sie nun, und Seifrid will sein Opfergeld übergeben. Da er sich umständlich anstellt, seinen Beutel zu finden, springt Mechthild ihm bei und schneidet seine Hoden ab. Vor Schmerz schreiend läuft er aus der Kirche und schreit Zeter und Mordio über seine Frau. Konrad läuft hinterher. Draußen laufen beide vor den Leuten weit weg in den Wald, um sich der Öffentlichkeit angesichts der offensichtlich gewordenen beschämenden Über-
töpelung durch die Ehefrauen zu entziehen. Die Leute wollen allerdings wissen, was ihnen geschehen ist und folgen ihnen. Allein in der Kirche zurückgeblieben erkennt auch Berthold, dass er von seiner Frau betrogen wurde, und verlässt voller Wut als Letzter die Kirche. Draußen sind alle entsetzt über den lebendigen Toten (Berthold), der sich nun den beiden anderen auf dem Weg in den Wald anschließt. Kaufringer weiß in seinem knappen Epimythion selbst nicht, welche der Frauen den halben Heller bekommen soll.

Anders als bei Folz geschieht bei Kaufringer alles motiviert, wenn auch in dem Detail der Abwesenheit des Pfarrers mehr schlecht als recht. Jüte und Mechthild erkennen, als sie an der Bahre Bertholds stehen, dass Hildegard ihren Mann nur für tot erklärt hat, auch wenn dieser sich selbst für tot hält (V. 235–244). Mit diesem Wissen können sie jeweils beitragen, den gemeinsam arrangierten bösen Coup zu landen. Jüte macht ihren Mann

planvoll betrunken, um ihm am nächsten Morgen erfolgreich einreden zu können, er sei der Pfarrer. Der Pfarrer wiederum wird zur Abnahme der letzten Beichte Bertholds im Prinzip ordentlich eingeführt (V. 174–189), dann aber auf einen unmotivierten Ausritt weggeschickt (mit einer Motivation von hinten, V. 325; er hätte sich allerdings märengemäß auch gerade zu jener Bauersfrau aufmachen können, der ein kluger Knecht dann einen Strich durch die Rechnung machte und sie auffliegen ließ). In Kenntnis aller Umstände können Jüte und Mechthild ihren Plan aushecken (V. 505f.) und je ihren Part ausführen, indem sie mit ihren Männern in die Kirche mitkommen. Dass die Männer am Ende in den Wald laufen, könnte allerdings eine narrative Verlegenheitslösung sein.

Kaufringers Motivierungsarbeit läuft gelegentlich gegen eine Prägnanz der Komik, so wenn er sich herbeilässt, ausdrücklich zu erklären, dass die Männer auch glauben, was ihre Frauen ihnen suggerieren (V. 101; 104–107; 381; 446–449). Doch was die psychologische Motivierung anbetrifft und die Stimmigkeit der Sachumstände, gibt es kaum Fehler. Aber trägt dies auch dazu bei, die Komik der absurden Serie der Überlistungen zu wahren? Folz' Märe scheint komischer, Kaufringers brutaler und bestürzender: Was Frauen ihren ungeliebten Männern antun können, wird von Kaufringer gnadenlos ausgespielt. Die Männer sind auch bei Folz nicht besonders helle, bleiben aber körperlich unversehrt, und der Spaß der Frauen bleibt harmlos. Kaufringer statuiert ein Exempel weiblicher Grausamkeit, das auf Kosten der Komik geht; deshalb schadet auch die sorgfältigere Motivierungsarbeit nicht. Sein Märe driftet in eine andere Richtung; er erzählt hier im Ansatz exemplarisch. Infolge der Einführung der Namen der Protagonistinnen und Protagonisten lässt sich zudem bereits an einen Kasus denken. Wahrscheinliche Darstellung eröffnet neue narrative Möglichkeiten, und die erzählte Grausamkeit bedient sich einer anderen Art von Prägnanz, als nur einen komischen Effekt hervorzutreiben.

Grundsätzlich zeigt sich: Eine narrativ gute Form kann erfordern, das absolut Unwahrscheinliche, ja Unmögliche, zu erzählen. Deshalb gilt erst

einmal eine mehr oder weniger ausgeprägte, gewissermaßen antiaristotelische Umkehrregel: Unwahrscheinliches (im Sinne von Was-Wahrscheinlichkeit) kann sogar unwahrscheinlich (im Sinne von Wie-Wahrscheinlichkeit) erzählt werden, wenn die Komik befördert werden soll. Eine Prägnanz des Erzählens kann aber auch in eine andere Richtung tendieren. Wenn Kasuistik, Exemplarik oder Mustergültigkeit stärker hervortreten sollen, dann muss die Wie-Wahrscheinlichkeit berücksichtigt werden. Prägnanz muss sich dabei nicht auf Pointen beschränken, und Komik kann gleichwohl noch erhalten bleiben. Auf die Länge hin entbehrt die Prägnanz aber wohl der Pointen und wird sich auf etwas anderes konzentrieren.

Kann jemand so unwahrscheinlich dämlich sein wie der im Kloster in völliger Weltfremdheit herangewachsene harmlose Mönch, der glaubt, er sei schwanger? Und kann man glauben, dass er nach einer Art Abtreibung durch Knüppelschläge im Freien einen vor Schreck davonlaufenden Hasen für sein Kind hält? Damit diese absurde Zuspitzung (des Unwahrscheinlichen) eine gute narrative Gestalt bekommt, erzählt der Zwickauer im Märe von ›Des Mönches Not‹¹⁷ den armen Mönch allerdings erst einmal so wahrscheinlich, wie es denn geht. Einem sehr jungen Mönch, der von den Belangen der Welt noch nicht berührt wurde, kann man eine derartige Unwissenheit noch am ehesten zutrauen. Insofern lässt das Märe hier eine Spreizung der Darstellung erkennen: Es erzählt das Unwahrscheinliche möglichst wahrscheinlich. Nach meinem Eindruck führt das hier zu einer Art narrativer Prägnanz, obwohl Episierung und sorgfältige Motivierung – wie zu sehen war – in anderen Fällen gegen die Komik der Kürze spielen. Aber hier geht es auch nicht um eine aus der Kürze bezogene Komik, sondern um eine mit der Figurenzeichnung und ›Charakter‹darstellung des armen Mönchs anschwellende Komik, die den Mönch schließlich in ein furchtbares Desaster stürzen lässt. Deshalb kann das Märe in diesem Fall nicht kurz sein, sondern es muss sich Zeit nehmen, um dieses Desaster herzuführen und herauszuarbeiten. Die Art Prägnanz, auf die es hierbei herausläuft, liegt nicht wie beim Witz in der Kürze, sondern in einer besonderen

Kombinationsform von Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit. Beide müssen kooperieren.

Das Märe von des ›Mönches Not‹ gehört zu dem von Hanns Fischer so genannten Themenkreis ›Verführung und erotische Naivität‹ (vgl. Fischer 1983, S. 97). Die Mären dieses Typs besitzen eine besondere Form: Sie verwenden keine Pointen, sondern ihre Komik entfaltet sich in der aufbauenden Erzählung eher Zug um Zug. Verwandt sind das ›Häslein‹ und der ›Sperber‹, wo der sehnsüchtige Wunsch der kindlichen Protagonistinnen nach einem Tier zum Spielen dazu führt, dass sie in einem Tauschgeschäft ihre Jungfräulichkeit dafür hergeben, ohne sich des eigenen Schadens bewusst zu sein.¹⁸ Allemaal anhand der Mären dieses Themenkreises muss die oben eingeführte Unterscheidung hinzugenommen werden: dass nämlich etwas (Un-)Wahrscheinliches erzählt oder dargestellt wird und dass etwas zugleich wahrscheinlich erzählt oder dargestellt wird. Die Nötigung, möglichst wahrscheinlich zu erzählen, ist hier größer als in den schon betrachteten Mären. Narrative Techniken und Erzähzüge erhellen hierbei Sachumstände, die das Verhalten und Handeln der Figuren verständlich und nachvollziehbar machen wie dann auch den Handlungsverlauf überhaupt. Beim mit Federn gefüllten Krug lässt sich die Absurdität nur einem kauzigen Studiosus zuweisen, seine Weltferne dient nicht dazu, die Pointe herbeizuführen, sondern sie wird dem Studiosus zugewiesen, damit die Figur zur Pointe passt. Beim schwangeren Mönch verhält es sich umgekehrt: Seine Weltfremdheit ist ihrerseits erst einmal herzuleiten und dient dazu, sein absurd komisches Verhalten zu motivieren. Es geht zugleich eher um Situationskomik als um Pointenkomik.

Der Plot des Märe vom schwangeren Mönch stammt, wie ziemlich oft bei Mären, aus der mündlichen Erzählfolklore.¹⁹ Es scheint ursprünglich einmal zwei relativ unabhängige Varianten gegeben zu haben, die unterschiedliche Motive in den Vordergrund schoben, aber ähnlich endeten.²⁰ Beide Varianten reichen bis ins Frühmittelalter zurück und finden sich schon in handschriftlichen Zusätzen zum sog. Romulus-Corpus der Phaidros-

Fabeln²¹: 1. In den Protagonisten (noch kein unbedarfter Mönch!) ist ein Käfer/ein Insekt eingedrungen, und er fühlt sich schwanger. Nach einer qualvollen Prozedur wird der Käfer/das Insekt wieder ausgeschieden, das der Protagonist für sein Kind hält (komisch ist dann z. B. in den späteren Ausformungen dieser Variante, wenn ein Priester den schwarzen Käfer deshalb für sein Zeugungsprodukt hält, weil dieser schon den geistlichen Habit trägt). 2. Der Protagonist fühlt sich krank. Ein herangezogener Arzt diagnostiziert eine Schwangerschaft, nachdem die Urinprobe (Blutprobe) infolge einer Verwechslung oder Auswechslung gegen den Urin einer Schwangeren ausgetauscht wurde. Es kommt zu einer ›Abtreibung‹, wobei der Schwangere, nachdem er von einem Baum gesprungen ist, in unmittelbarer Nähe ein aufgeschrecktes Tier entdeckt oder davonlaufen sieht, das er für sein Kind hält.

Obwohl die beiden Varianten nicht miteinander verträglich sind, haben sie sich seit dem Mittelalter über ganz Europa verbreitet und gelegentlich durchdrungen. Sie unterscheiden sich erheblich dadurch, wie plausibel dem Protagonisten der Glaube an die Schwangerschaft zugeschrieben werden kann: Das eine Mal (2.) kommt die Evidenz von außen, nämlich über die ärztliche Diagnose. Das andere Mal (1.) muss die Einfalt des Protagonisten profiliert werden, der selbst zu dem Schluss kommt, er sei schwanger. In dem mittelhochdeutschen Märe vom Zwickauer werden beide Varianten neu kombiniert: Der unbedarfte Mönch hält sich gegen jede Wahrscheinlichkeit für schwanger und bastelt sich nach einer brutalen Abtreibungsprozedur eine Erklärung für seinen Zustand zurecht, indem er einen aufgeschreckten Hasen für sein Kind hält. Die vertauschte Urinprobe fällt weg, ebenso der eingedrungene Käfer.

Im Gegensatz zu eher unbedarft erzählten Volkserzählungen²² baut das Märe vom Zwickauer die Figur sorgfältig auf; es handelt sich dabei jeweils um auf Wie-Wahrscheinlichkeit gerichtete narrative Strategien. Schon dass ein junger Mönch figuriert wird, lässt das erkennen. Er wird als typischer

puer oblatas ins Kloster gegeben, wo er die Aufmerksamkeit des Abts gewinnt und sein Diener wird. (Ich übergehe hier weitere wahrscheinlich erzählte Details). Rührend ist der Einfall, dass der Mönch, der gern viel liest, einen Traktat vom Band der Minne in die Hand bekommt, den er durchschmökert. Eigentlich hat der Traktat im Kloster nichts zu suchen, aber die Mönche sind erfahrene Liebhaber, wie am Rande bemerkt wird; die hat das Buch auch schon interessiert. Was ist das Band der Minne? Das Buch gibt das nicht gleich her. Der Mönch erbittet Aufklärung von einem kundigen Knecht des Abts, der ihn daraufhin zu einer bezahlten Gelegenheitsdirne bringt. Da der Mönch stocksteif im Bett liegen bleibt, setzt sie sich auf ihn und setzt ihn im Lauf der gemeinsam verbrachten Nacht verärgert dreimal Salven von Tritten und Fausthieben aus – sie nennt das Minnebriefe, die den Mönch mahnen sollen, sich auf die Minne zu besinnen. Hätte sie ihn die Lustfreuden der Liebe genießen lassen, indem sie sein Begehren sanfter geweckt hätte, dann wäre es schwierig geworden zu erklären, warum er daran nicht Geschmack gefunden haben sollte. So aber kann er nur erschrocken sein. Vom Knecht befragt, wie es gelaufen sei, sagt er etwas verschraubt Angelesenes und bringt den Topos vom Vermeiden des Selbstrühmens:

ob ez mir ist ergangen wol,
da von ich mich niht rumen sol,
wen rumen daz ist got leit,
des sag ich dir die warheit.
(V. 249–252)

Das könnte suggerieren, welch großartiges Erlebnis die erste Liebesnacht war. Der Knecht fragt jedenfalls nicht weiter. Nicht viel später beunruhigt den Mönch der Gedanke, wer eigentlich bei einer Liebesbegegnung schwanger wird. Der Knecht will ihn beruhigen: nur der, der unten gelegen habe, werde schwanger. Nun hat der Mönch aber unten gelegen, und so nimmt das kommende Desaster seinen Lauf. Aus einem Gespräch seines Abts mit einem Pächter des Klosters erfährt der Mönch, wie dessen schwangerer

Kuh nach Stockschlägen eines Dritten das Kalb abging, und unterzieht sich selbst dieser Prozedur. Usw.

Nicht nur die Figurierung des Mönchs, auch etwa die eben genannten Gespräche, aus denen er aberwitzige Schlüsse zieht, entsprechen einem einigermaßen plausiblen Setting. Am Ende verfällt er der fixen Idee, er hätte – in jenem Hasen – (s)ein Kind geboren, so nachhaltig, dass er einem Exorzismus unterzogen werden muss. Man kann eigentlich keine Stelle angeben, wo das wahrscheinliche Erzählen vollends ins ganz Unwahrscheinliche oder Unmögliche umkippt. Beides hält sich annähernd die Waage und läuft in seiner Absurdität bis zum Ende parallel, so dass es einen gewiss auch bis zum Ende *lustet* (vgl. V. 2), den Zwickauer bei sich zu haben bzw. ihm bis zum Ende zuzuhören oder zu Ende zu lesen.

Hier erhält eine schnell erzählte mündliche Volkserzählung ein neues, sorgfältigeres Emplotment, um auf eine beträchtliche Länge anschwellen zu können, ohne ihre Prägnanz zu verlieren. Die Prägnanz läuft hier nicht auf eine Pointe zu, sondern wird in der plausiblen Streckung der unwahrscheinlichen Einfalt des Mönchs durchgehend aufrechterhalten. Was an sich viel zu unwahrscheinlich ist, um weit über die Länge eines mündlichen Prosaschwanks hinausgehen zu können, wird zu einer sehr komischen Kurz- oder besser: Kleinerzählung in Versen auserzählt.²³ Die Kombinationsform aus wahrscheinlicher Unwahrscheinlichkeit vermag die Spannung des Hörers aufrechtzuerhalten.

Aber auch Mären, die situative Zuspitzungen ausspielen, bedürfen eines solchen Verbundes von wahrscheinlich gemachter Unwahrscheinlichkeit. Jacob Appet erzählt eine Standardsituation des Ehebruchs²⁴: Eine Bürgersfrau hat einen Ritter als Liebhaber, den sie so oft es geht empfängt, so dass es sich schon in der Stadt herumgesprochen hat. Die drei Brüder des Ehemannes sind besorgt um die Familienehre und bewegen den ungläubigen und von der Treue seiner Frau überzeugten Mann, dem Ritter aufzulauern. So reitet er über Nacht aus, kommt aber bald zurück, um durch die Hauswand anhören zu müssen, wie seine Frau dem Ritter belustigt erzählt, dass

sie die nächtliche Trennung von ihrem Ehemann vor seinen Ohren ordentlich beweint habe. Dann geht es zur Sache, und der Ehemann muss nun beide dabei auch noch (stöhnen) hören. Mit seinen Brüdern trommelt er an die Tür, damit die Frau ihm öffne. Schnell kann sie ihren nackten Liebhaber noch dazu bringen, sich unter einem an der Feuerstelle stehenden Zuber zu verstecken. Nachdem das ganze Haus auf den Kopf gestellt worden ist, konfrontiert der Ehemann seine Frau erbost damit, dass er durch die Hauswand doch die losen Reden der beiden hören konnte. Die Frau redet sich auf einen Traum heraus, in dem sie vielleicht Stimmen von sich gegeben habe; sie sei aber – bei ihrem Leben – so treu wie eh und je. Der Zorn legt sich, und man setzt sich zum Essen nieder. Dabei fällt einem der Brüder auf, dass alles durchsucht, nur der Zuber noch nicht umgewendet worden sei. Die Ehefrau beweist nun eine so verblüffende Kaltschnäuzigkeit, dass man das Ablassen ihres Mannes und seiner Brüder von der weiteren Suche ohne Zögern als wahrscheinlich hinnimmt. Sie fordert provozierend dazu auf, doch bitte unter den Zuber zu schauen, und erzählt das, was sie tat, in solch drastischer Klarheit (*er ist drunder, wizzest daz, / der bi mir an dem bette was. / was er iht an dem bette da, / so vindstu in da* [d. h. im Zuber], *nicht anderswa. / wan ich in drunder sliefen hiez / do min man an die türe stiez*; V. 281–286), dass der Bruder sich albern vorkommt, der Aufforderung nachzukommen: Man habe sich auch so schon lächerlich gemacht. Die Frau setzt noch nach und verdeutlicht den Brüdern das schreckliche Bangen des Ritters unter dem Zuber (was gleichfalls der Wahrheit entspricht), der bald heil außer Reichweite gebracht werden müsse. Der Hörer oder Leser, der sich in seine Lage hineindenkt, kann nur mitzittern und auf seine Befreiung hoffen. Der Ehemann indes, der schon vorher eingeknickt war, gibt nun seinen Verdacht endgültig auf. Es gibt Redekontexte, in denen eine behauptete Wahrheit unwahr erscheint, und man kann solche Kontexte – wie es der Frau meisterhaft gelingt – aktiv herstellen.

Das Märe geht auf wahrscheinliche Weise zu Ende: Der Zuber ist von einer Nachbarin geliehen, die ihn am nächsten Morgen zurückhaben will.

Als sie erfährt, warum er nicht zurückgegeben werden kann (nämlich aus *wibes not*), schafft sie solidarisch Abhilfe und zündet einen in der Nähe befindlichen Heuschober an, so dass die ganze Nachbarschaft hinzugelassen kommt. Das ist die Gelegenheit für die untreue Ehefrau, den Ritter durch den Hintereingang heimlich ins Freie zu lassen. Eine typische Schwanksituation wird hier so erzählt, dass die unwahrscheinliche Klimax wahrscheinlich aufgelöst wird. Das geht so weit, dass Jacob Appet problemlos vorgeben kann, der betroffene Ritter selbst habe ihm diesen Schwank aus seinem Leben erzählt (V. 8–12 und 180). Die Schwanksituation kann in der Wirklichkeit platziert werden, weil sie auch hier so ablaufen könnte.

Mären sind nicht sinnlos,²⁵ sondern sie balancieren auf der Grenze zwischen Unwahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeit.²⁶ Das dürfte ihre narrative Gestalt bestimmen und ihre stoffliche Dominante darstellen, vielleicht sogar die Gattung kennzeichnen, wenn es sie gibt (was der Begriff des Märe implizit voraussetzt). Geht man die Schriften der Gestalttheoretiker durch, so trifft man etwa auf die Untersuchungen und Beispielreihen von Wolfgang Metzger für visuelle Gestalten, die eine vorgeprägte Wahrnehmung oder Wahrnehmungserwartung z. T. selbst herstellt, wenn man sich einem diffusen Wahrnehmungsbereich gegenüber sieht (vgl. Metzger 1953, Kap. 2 und passim). Eine gute, an sich schon prägnante Gestalt, die sich im Gegenstandsbereich abzeichnet, nimmt einem diese Arbeit dagegen ab. Oder man liest die allgemeineren analytischen Bestimmungen Kurt Koffkas zur Organisiertheit eines Gegenstandsbereichs, den wir wahr- oder aufnehmen (Koffka 1963, S. 171–176 und passim; s. vor allem das Register unter ›Organization, laws of‹). Koffka führt über zwanzig ›Gesetze‹ einer (nicht nur visuellen) guten Form auf, die fast alle auch auf narrative ›Gestalten‹ anwendbar sind. Natürlich ist Dichtung immer schon organisiert, und Poetiken wollen und sollen immer schon dafür sorgen, dass dabei gute und prägnante narrative Gestalten hergestellt werden. Insofern werden Empfehlungen der Gestalttheorie je schon von selbst – mehr oder weniger erfolgreich – befolgt, öfter auch von Poetiken angeleitet.²⁷ Prägnanz nimmt

dabei viele poetische Formen an, und viele poetische Formen können auf ihre Weise prägnant sein. Darunter findet sich natürlich in vorderster Linie das Erzählen von Pointen – und dabei solchen des Erzählens selbst und solchen, die in der erzählten Welt zu verorten sind.²⁸ Hier wird es aber proteisch. Die frappierende Kaltschnäuzigkeit der eben bestaunten Ehefrau stellt schon eine Klimax und keine Pointe mehr da. Beim Verlassen von Pointen im Märenezählen zugunsten verschiedener Plots bleibt aber offenbar eine Eigenschaft von Mären je noch erhalten: das forciert Unwahrscheinliche, das wahrscheinlich eingepackt wird. Das gilt auch noch, wenn Mären nicht mehr komisch sind und sein sollen.

Wie kann eine Frau, die der Minnewerbung eines Werbers widersteht, weil sie ihrem Mann ergeben ist, dahin gebracht werden, für den Werber noch den Liebes- oder Treuetod zu sterben? Das Märe von der ›Frauentreue‹ nimmt sich vor, diese unmögliche Spanne zu überbrücken. Dabei muss es zeigen, wie es überhaupt soweit kommen kann. Nicht länger macht eine erkenntnisstiftende Handlungspointe hier noch den Plotkern aus,²⁹ nicht länger auch eine nur komische³⁰ oder aus einer hintersinnigen Revanche bezogene Pointe, eine aus einer Serie von Handlungen gestrickte Pointe oder eine gewitzte oder kaltschnäuzige Reaktion als Handlungsklimax. Auch einfältiges Verhalten ist nicht Thema. Haben dieserart Plots regelmäßig ein Vorleben in der Erzählfolklore oder auch im geistlichen Erzählen von Exempeln, das um einiges in die Vergangenheit zurückreichen kann, so wird in der ›Frauentreue‹ und vergleichbaren Neuzugängen der Plot aus der höfischen Literatur bzw. aus der in ihr entworfenen Lebenswelt bezogen.³¹ Die allgemeine Form des Märe als Kombinationsform von Unwahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeit öffnet eine Tür für neue Stoffe aus einem anderen Bereich und hier also aus dem Bereich der hohen Literatur. Dabei wird die Gattung gewissermaßen reflexiv: Um als Märe erzählt werden zu können, muss der Plot möglichst unwahrscheinlich sein. Man kann ihm dann mit wahrscheinlichen Pinselstrichen nachhelfen. Komik ist

ggf. entbehrlich, meist wird es bei den neu aufgegriffenen Plots sogar sehr ernst, so auch in der ›Frauentreue‹.³²

Ein Ritter wirbt in Turnieren um die Gunst von Damen und wird damit bekannt. Er kommt in eine Stadt, in der er einen Bürger kennt, den er nach der schönsten Dame vor Ort fragt: Auf einem Kirchenfest am nächsten Tag soll er eine erwählen können. Dort findet er auch eine, die ihm *mitten in seines herzen grunt* kommt (V. 72). Aber sie ist so züchtig wie schön, so dass kein Durchkommen zu ihr und ihrem Blick ist. Als der Bürger ihn fragt, welche er sich denn nun erwählt habe, muss er feststellen, dass es sich um seine eigene Ehefrau handelt. Er lacht nur darüber und lädt den Ritter trotzdem ein, bei sich zu wohnen. Das schlägt der Ritter aus, um sich aber in der Nähe der Dame einzuquartieren und Gelegenheiten abzapfen, ihr zu begegnen und nahezukommen.³³ Da sie ihren Ehemann liebt, muss einiges geschehen, um überhaupt ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Also lässt der Ritter eine Tjost ausrufen, in der er ohne Rüstung nur in einem Hemd zum Kampf antreten will. Ein unritterlicher Gegner lässt sich auf den ungleichen Kampf ein und sticht ihm seine Lanze so in den Leib, dass das Lanzeneisen stecken bleibt. Einen Arzt will der Ritter jedoch nicht an sich heranlassen; nur die auserwählte Dame soll das Eisen aus der Wunde ziehen. Als er auch die Hilfe anderer Damen ablehnt und zu sterben droht, erbarmt sich der Bürger und bittet seine Frau, dem Ritter den Dienst zu tun. Dieser könnte sonst denken, er – der Bürger – verwehre seiner Frau eine solche Hilfe.³⁴ Die Ehefrau beugt sich nach einigem Widerstand und mit Widerwillen den Bitten ihres Mannes und begibt sich mit ihrer Dienstmagd zum Ritter. Der bittet mit Nachdruck um ihre Hilfe: *tuot ir des niht, sō bin ich tōt* (V. 220). Mit großer Scham und nur nach der Mahnung der Dienstmagd, sie solle sich nicht so zieren, zieht sie mit ihrer weißen Hand das Eisen aus der Wunde. Ein Arzt verhilft dem Ritter danach zu alter Kraft und Stärke, so dass dieser nun einem wilden Einfall nachgibt: Er steigt über das Fenster in das Schlafzimmer der Dame und ihres Mannes ein, während das ganze Haus schläft, und berührt die Dame, die schlafend neben ihrem Mann liegt,

leicht. Als sie in großem Schrecken erwacht, gibt er sich zu erkennen: Lieber wolle er sterben, als weiter im Schmerz zu leben. Die Dame rafft sich auf, zieht sich schnell ein Hemd an und sucht einen Weg, den Ritter aus dem Haus zu bringen. Sofort umarmt der sie innig. Aber dabei platzt seine Wunde auf, so dass er zu Boden sinkt und sehr schnell verblutet. Es gelingt der Frau, sich der Leiche mithilfe eines Brettes zu entledigen, auf dem sie den Ritter in seine Herberge gegenüber schleppt und in sein Bett legt. Danach legt sie sich wieder zu ihrem schlafenden Mann. *Alrest diu vrouwe gedâhte / der grôzen liebe ahte, / die der ritter zuo ir hæet; / dô was ez leider nû ze spæet.* (V. 315–318) Zum ersten Mal kommt ihr in den Sinn, was der Ritter eigentlich auf sich genommen hat, und sie ermisst seine Liebe daran. Es gehört allerdings zu den etwas abgenutzten Topoi schon des Minnesangs, dass den Werberrn der Tod zumindest vor Augen steht und sie ihn gern in die Waagschale werfen. Der Tod des Ritters kommt denn auch immerhin unbeabsichtigt zustande.

Der Ritter wird gleich morgens von seinen Knappen tot aufgefunden und alsbald in der Kirche aufgebahrt. Die Dame aber ist zerstört: Sie bittet ihren Mann, das Totenopfer darbringen zu dürfen. Vor dem Toten entkleidet sie sich in der Kirche bis auf den Unterrock und bringt ihre Kleider als Opfer dar. In dem entstehenden Gedränge um sie herum sinkt sie vor dem Toten nieder und stirbt. Die beiden Toten lässt der so großmütige wie verzweifelte Ehemann zusammen in ein Grab legen.

Die fünfzig Verse des Prologs und Epilogs zur *triuwe* der Dame könnten in ihrem übersteigerten *triuwe*-Pathos unfreiwillig komisch erscheinen, da dem Märe immerhin einiges misslingt: Warum gibt die Dame, als sie ihren Mann bittet, das Totenopfer bringen zu dürfen, ihm gegenüber implizit ihr Wissen um dem Tod des Ritters preis, wenn sie doch dessen Körper extra entfernte, um keinen Verdacht einer nächtlichen Begegnung aufkommen zu lassen? Wie auch konnte sich das Blut des Verbluteten im Haus des Bürgers offenbar in Nichts auflösen? Wie konnte der Ehemann so fest schlafen, dass er das ganze Geschehen verschlief? Wie konnte sie den Toten –

einen starken und kräftigen Ritter – mit ihren weißen Händen, sei es auch auf einem Brett, über die Straße schleppen und in sein Bett verfrachten, um danach wieder unbemerkt in ihr eigenes Bett zu schlüpfen? Was soll man aber von dem Ritter denken, der ja wohl weiß, dass er die Frau eines guten Bekannten umwirbt und auch noch in dessen Schlafzimmer einsteigt? Wie kann die Ehefrau diese seine Unbedachtheit aus dem Blick verlieren? Und schließlich: Wie kann sie so plötzlich umschalten, um jetzt erst vom Nachdruck der Werbung des Ritters und seinem persönlichen Opfer Notiz zu nehmen – dies aber völlig unvermittelt so, dass sie vor dem aufgebahrten Toten selbst gleich am Morgen nach der Nacht mit der wilden Übergriffigkeit des Ritters tot zu Boden sinkt?³⁵

Erkennbar korrespondiert der Tjost des Ritters im Hemd die Entkleidung der Dame vor dem Toten bis aufs Hemd, seinem Blutsturz korrespondiert ihr plötzlicher Affektsturz und seinem Tod ihr Tod. Aber solche Korrespondenzen können die Motivierungslücken nicht überbrücken. Sachumstände bleiben unstimmig, und der Affektsturz der Dame, der dem Blutsturz des Ritters angepasst ist, bleibt so schematisiert, wie die Entkleidung der Dame vor dem toten Ritter, der doch für sie im Hemd in den Kampf ritt,³⁶ in ihrer äußerlichen Symbolhaftigkeit – mit einer signifikanten Schamunterdrückung – narrativ entgleitet.

Die Unstimmigkeiten mögen lässliche narrative Sünden sein, und die paar Liter Blut im Haus des Bürgers kann man auf sich beruhen lassen, aber der Affektsturz seiner ergebenen Ehefrau bedarf einer wahrscheinlicheren Herleitung, als dass man sie zwangsläufig psychologisierend ergänzen muss. War die Ehefrau ihrem Ehemann nur ergeben, ohne ihn zu lieben? Und bedeutete die vom Ritter in Realität umgesetzte topische Todesverfallenheit von Minnewerbern das entscheidende Momentum, sie zur Wahrheit der Gefühle finden zu lassen? Angesichts solcher Fragen wird ersichtlich, dass es gerade in dem vom Märe erschlossenen neuen Stoffbereich höfischer Plots in besonderem Maße der Kunst bedurfte, das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen. Das scheint in der ›Frauentreue‹ nicht

wirklich gelungen; überzeugender gelingt es schon Konrad von Würzburg in seinem ›Herzmaere‹.³⁷ Konrad reduziert Sachumstände auf das Allernotwendigste, um sich nicht spitzen Nachfragen zur Stimmigkeit auszusetzen und in für den Erzählgehalt letztlich unnötigen Details zu verheddern. Die Kunst, den Handlungsverlauf des ›Herzmaere‹ wahrscheinlich erscheinen zu lassen, besteht dann aber auch nicht nur darin, stimmig zu erzählen. Vielmehr erzeugt Konrad eine Intensität der Gefühlsdarstellung, mit der er das höfische Minnekonzept wirklich glaubhaft macht, wie immer die Details der Handlung plausibel aufbereitet sind.

Das ›Herzmaere‹ (588 Verse) ist länger als die ›Frauentreue‹ (390 Verse) und sogar etwas länger als ›Des Mönches Not‹ (544 Verse), und sowenig man schon einmal einen Mann gesehen hat, der sich für schwanger hielt, oder eine Frau kennenlernen durfte, die infolge einer Werbung mit Todesfolge ganz unerwartet selbst den Tod suchte, sowenig hat man schon einmal davon gehört, dass eine Frau das wohlschmeckend zubereitete Herz ihres Geliebten gegessen hätte, um sich dann zu Tode zu hungern. Außer natürlich dort, wo man alles fertigbringt: im Erzählen. Doch dieses muss sich dann auch bemühen, das Außergewöhnliche nicht kurz, sondern in einer spezifischen Weise prägnant und wahrscheinlich herüberzubringen. Als die Dame – noch im Glauben, eine besondere Delikatesse gegessen zu haben – von ihrem eifersüchtigen Ehemann über die Wahrheit aufgeklärt wird, verfällt sie in einen derartigen Schrecken, wie er einen nur überfällt, wenn man derart Schreckliches wirklich erfährt: *daz bluot ir üz dem munde dôz, / als ir diu wâre schult gebôt* (V. 484f.) – *wâr* ist hier vielleicht weniger auf die zu Recht bestehende Schuld gemünzt als auf die besonders intensiv erlebte Schuld: die Schuld der Dame, die dem Geliebten die Fahrt ins Heilige Land angeraten hatte, wo er dann stirbt, schallt (*diezen*) hier aus dem Blutsturz heraus. Das Geräusch ihres Gefühls übertönt die Schuld. Konrads Kunststück besteht darin, dem Hörer das absolut Unwahrscheinliche so nahe zu bringen, dass er seine emotionale Wahrheit nachvollziehen kann.

Von vorn: Zwei Partner einer Minnebeziehung sind so sehr von wirklicher Liebe erfasst, wie es für eine formalisierte Minnebeziehung aus Werbung und freigestelltem Eingehen auf sie durch die Dame eher untypisch ist. Alle formalen Fesseln werden gesprengt und abgeworfen, indem die Kraft der Liebe allein von beiden Besitz ergreift. Nur dass der Lebenskontext davon nicht berührt wird: Der Ehemann lässt seine Ehefrau behüten. Ihre Schönheit gibt ihm allen Anlass dazu, ohne dass es seiner Ehrbarkeit Abbruch täte. Als er erkennt, dass beide – der werbende Ritter und seine Ehefrau – einander so sehr lieben, überschlägt er klug den absehbaren Schaden, ohne gleich schlecht über den Werber zu denken. Wie in seinen Romanen lässt Konrad über seine Figuren nichts Schlechtes verlauten, sowenig wie diese übereinander schlecht denken. Also will der Ehemann sich mit seiner Frau auf eine Fahrt zum Heiligen Grab begeben, um sie den Augen und dem Sinnen des Werbers zu entziehen – in der Hoffnung, dass dieser sie vergessen möge. Das ist eine noble Ausflucht. Der Werber will sich, nachdem er davon hört, gleichfalls auf den Weg machen, da er sich eine räumliche und zeitliche Trennung von der Dame nicht ausdenken mag. Doch die Dame kommt dem mit einem fatal ausgehenden Plan zuvor: Sie lässt den Werber heimlich zu sich rufen und bittet ihn, sich doch allein auf den Weg zu machen, um dem Ehemann die Zweifel an seiner Frau zu nehmen. Auch sollen sich so die Gerüchte legen, die über die beiden Liebenden umlaufen. Die Frau versetzt sich in die Gedanken ihres Mannes, über den sie ihrerseits nicht schlecht denkt. Aus dieser Perspektivenübernahme heraus entwickelt sie ihren Plan: Ihr Mann würde bald zu der Einsicht gelangen, dass der Werber sich nie auf eine solche Fahrt begeben hätte, wenn sein – des Ehemanns – Verdacht zu Recht bestünde. Sie übergibt dem Geliebten einen Ring, und beide trennen sich *mit marter* (V. 217). Konrad legt besonderen Wert auf das Prozessieren ihrer Gefühle. Sie machen den liebenden Ritter zu einem Märtyrer seiner Sehnsucht (V. 260): Als er nämlich auf der Reise – vom Heiligen Land erfährt man nichts – seinen Tod herannahen fühlt, veranlasst er seinen Knappen, nach seinem Ableben sein

Herz herauszuschneiden und mit dem Ring der Geliebten in einem Kästchen zurückzubringen. Doch bevor der Knappe in die Burg der Dame einkehren kann, reitet ihm auf dem Weg zur Jagd (*von geschicht*, V. 353 – welcher Zufall) der Ehemann entgegen, der den Knappen sofort der Überbringung einer Botschaft verdächtigt. Gleich auch fällt sein Blick auf das schmuckvolle Kästchen, das am Gürtel des Knappen hängt (*von geschicht*, V. 373 – welcher Zufall). Er reißt es dem Knappen vom Gürtel und sieht nach dem Öffnen auf einen Blick, was passiert ist und was es zu bedeuten hat. Den Knappen jagt er davon und lässt seinen Koch das Herz zubereiten, um es der Dame vorzusetzen. Es wird ihr eine süße Speise. Gut kann man nun allerdings nicht mehr von ihrem Gemahl denken, denn er eröffnet ihr schließlich noch, dass es sich um das Herz des Ritters gehandelt habe, der den Sehnsuchtstod gestorben sei und ihr sein Herz mit dem Ring als Erkennungszeichen zurückgeschickt habe.

Konrad unterdrückt den Schock des Gemahls oder spart ihn aus, als dieser in der Begegnung mit dem Knappen vor der Burg die Wahrheit über die Ehebruchsliebe seiner Frau und die Erfolglosigkeit aller Anstalten erkennen muss, die Liebenden auseinanderzubringen. Sein Schock drückt sich vielleicht in seiner bestürzenden Maßnahme aus, er löscht sich aber auch darin aus. Die Wahrheit steckt im Schock der Dame, die nun keine andere Speise mehr zu sich nehmen will und sich aus *triuwe* zu Tode hungert. Der Gefühlsstrom, der sich durch das Märe wälzt, lässt alle näheren Umstände des Geschehens verblassen und unwichtig werden; er besteht nur aus der Gefühls>wahrheit<, die sich in der Dame objektiviert, als der Blutsturz aus ihrem Mund donnert. Da im »Herzmaere« die Liebe schon vorhanden ist und nicht erst herbeigeführt werden muss, hat Konrad es leicht, ihre Wahrheit zu verteidigen. Anders als in der »Frauentreue« wird deshalb in diesem Fall das Unwahrscheinliche wahrscheinlich.

Die sogenannte »Fiktion der höfischen Liebe«, von der hier vielleicht die Rede sein kann und die auch hier – wie in der »Frauentreue« – nicht nur bis zum Tod des einen, sondern der beiden Liebenden geführt wird, wird

von Konrad in Form einer *laudatio temporis acti* in Prolog und Epilog historisiert und mit einer Ernsthaftigkeit vorgebracht, die dem Ganzen eine zumindest höhere, vergangene Wirklichkeit verleihen will. Emphatisch geht es um die Wahrscheinlichkeit der (einst und immer noch) vorbildlichen Liebe, die so mustergültig sein soll, wie die Erzählung sie präsentiert – auch wenn der Fall, zu dem sie sich zuspitzt, vollkommen absurd ist in all seiner Unwahrscheinlichkeit. Auch hier handelt es sich – in einer völlig anderen Ausrichtung eben nicht auf das Komische, sondern auf wahrhaftigsten Ernst – um wahrscheinlich gemachte Unwahrscheinlichkeit. Je größer die Unwahrscheinlichkeit, desto mehr wird die Arbeit daran herausgefordert, es auf prägnante Weise wahrscheinlich zu machen. So bildet eine hieraus bezogene Prägnanz eine feste Klammer um eine größere Menge von Mären, die sich – so unterschiedlich sie sich zur Komik verhalten – doch noch einer gemeinsamen Gattung zuweisen lassen.

Anmerkungen

- 1 Einem noch weiter eingeschränkten poetologisch-generischen Wahrscheinlichkeitsbegriff klammere ich im Folgenden aus: Natürlich kann etwas, was in der Dichtung (oder heute im Film) dargestellt wird, gemessen an anderen entsprechenden poetischen Darstellungen – meist: derselben Gattung – wahrscheinlich oder unwahrscheinlich sein. So ist der Umstand, dass – wovon ich im Folgenden ausgehe – das Märe höchst Unwahrscheinliches erzählt, eben im Märe durchaus wahrscheinlich. Eine sich daraus ergebende Analyse liegt aber auf einer anderen Ebene. Sie setzt voraus, dass Rezipienten mit einer höheren Zahl von Vertretern einer Gattung vertraut sind und darauf Erwartungen in Hinsicht auf den Fortgang der Handlung gründen. Tatsächlich ist eine entsprechende Erwartungs- und Rezeptionshaltung im Bereich des modernen Unterhaltungskonsums die Regel.
- 2 ›Poetik‹ (Kap. 9). Vgl. dazu ausführlich den Kommentar von Schmitt (2011) in der ›Poetik‹-Ausgabe, hier S. 376–399.
- 3 Philogelos, 1968, § 21. Von einem Witz spreche ich hier im weiten Sinne.

- 4 Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit sind literaturwissenschaftliche, analytische Begriffe, die Rezipienten auch schon in naiver Einstellung an literarische Texte herantragen. Ich gehe davon aus, dass sie sich auch vortheoretisch verwenden lassen und verzichte auf eine Präzisierung und Historisierung der Begriffe.
- 5 Wahrscheinlichkeit/Unwahrscheinlichkeit beziehe ich hierbei einmal auf die Handlungsebene und daneben auf die Darstellungsebene oder Erzählweise. Erzählt werden kann Wahrscheinliches/Unwahrscheinliches, und es kann wahrscheinlich oder unter Nicht-Beachtung von Wahrscheinlichkeit erzählt werden.
- 6 Deshalb sehe ich weitgehend davon ab, die inzwischen z. T. stark angewachsene Sekundärliteratur zu den einzelnen angesprochenen Mären mitzudiskutieren. Nur sparsam gebe ich neuere Arbeiten an.
- 7 Ich versuche die beiden Varianten narrativer Wahrscheinlichkeit genauer zu erläutern in Haferland 2019, hier Kap. 2.
- 8 Die Tendenz zum Kasus, die Neuschäfer 1969 an Boccaccio beobachtete, arbeitet am Beispiel von Heinrich Kaufringer Rippl 2014 heraus. Vgl. außerdem Doering/Emmelius 2017. Zum exemplarischen Erzählen im Märe vgl. Grubmüller 2009 sowie in einem weiteren Rahmen Schwarzbach-Dobson 2018.
- 9 Zu seriellen Aspekten vgl. etwa Friedrich 2006 und Waltenberger 2010.
- 10 Märendichter können aber auch wahrscheinliche, weil alltägliche Handlungsszenarien narrativ zuspitzen, indem sie sie zu unwahrscheinlichen Verläufen ausspinnen. Das zeigt an Strickermären Nowakowski 2018.
- 11 Ausgabe: Grubmüller 1996. Vgl. als neuere Textinterpretationen etwa Kiening 2019, Barton 2018, Tschachtli 2018.
- 12 Das Problem zweifelhafter Moral und zumutbarer Autorschaft beschäftigt seitdem die Forschung: vgl. den Kommentar von Grubmüller 1996, hier S. 1084f. u. ö., sowie Dimpel [u. a.] 2019.
- 13 Bausinger 1967 sowie Bausinger 2007, hier Sp. 324f. Das früheste belegte **Beispiel für diesen Schwanktyp ist das ›Schneekind‹. Bausinger greift in seinem** älteren Aufsatz für Beispiele auf eine Ausgabe von Prosaerzählungen zurück (Volksschwänke und Anekdoten aus Angeln, 1949), von der sich wohl Hunderte mit vergleichbaren Beispielen finden lassen.
- 14 Ausgabe: Fischer 1961. Vgl. als neuere Textinterpretationen von Müller 2013 und Witthöft 2013.
- 15 Er ist an sich unmöglich. Das bemerkt auch eine weitere, frühere Fassung des Plots, die aber feststellt, dass Frauen oft das Unmögliche zustande bringen (Vn-

mögelichs von jn vil geschicht): ›Von der dreyen frawen‹, V. 15. Unter dem Gesichtspunkt einer (sozialgeschichtlich problematisierten) Unwahrscheinlichkeit interpretiert Müller 1984, S. 292–296, das Märe von Folz.

- 16 Ausgabe: Sappler 1972.
- 17 Ausgabe: Grubmüller 1996; vgl. als neuere Textinterpretationen Trokhimenko 2012, Reichlin 2008.
- 18 Die Protagonistinnen sind noch so kindlich, dass sie glauben, ihre verausgabte Jungfräulichkeit wieder zurücktauschen zu können: Sie geben sich ein weiteres Mal dem ersten Besitzer des begehrten Haustieres hin – dies ist wieder pointiert –, was die Oberin im Kloster oder die besorgte Mutter an ihnen verzweifeln lässt.
- 19 Vgl. auch die Angaben zu den Erzählvarianten dieses Märe bei Grubmüller 1996, S. 1250–1258.
- 20 **Eine Zweiteilung der Versionen kommt öfter vor, so z. B. bei ›Des Kaisers neuen Kleidern‹. Hier gibt es eine Version, in der ein sich als Maler (Teppichwirker usw.) ausgebender Betrüger behauptet, ein Wandgemälde (einen Teppich usw.) schaffen zu können: es könnten aber nur ehelich geborene Personen das Bild am Ende sehen. Nach der zweiten Version behauptet der Betrüger, er könne Tuch für ein Kleidungsstück wirken – wieder sollen nur ehelich geborene Personen das Kleid sehen können. In beiden Versionen bleibt einerseits die Wand unbemalt und andererseits wird das Kleid gar nicht angefertigt. Da der den Auftrag gebende König und sein Hof sich bei der Besichtigung/Anprobe nicht einzugestehen wagen, nichts zu sehen bzw. nackt zu bleiben, muss der Hofnarr oder ein Kind am Ende die Scheinwirklichkeit offenlegen. Die erste Version begegnet zuerst im ›Pfaffen Amis‹ (um 1230) vom Stricker, die zweite Version zuerst im ›Conde Lucanor‹ (um 1330) von Don Juan Manuel. Vgl. Uther 1993, Sp. 852–857. Auch hier durchdringen sich die beiden Versionen in vielfacher Abwandlung.**
- 21 Ausgabe: Aesopica 1952, S. 671 (Nr. 660) und S. 682f. (Nr. 684). Vgl. dazu auch Zapperi 1984, S. 72–87.
- 22 Wie sie noch im Parallelmäre vom schwangeren Müller (vgl. Fischer 1983, hier die Regesten, Nr. 88) durchscheinen.
- 23 Dass Mären – so nach der Definition Hanns Fischers – kurz sein sollen, kann so sein, erscheint aber oft auch nur infolge einer perspektivischen Verzerrung durch **den Blick auf die zeitgenössische ›lange‹ Erzähldichtung so. Denn Mären sind in** Hinsicht auf ihre Genese fast immer lang. Zugrunde liegt in der Regel eine *amplificatio* und keine *abbreviatio*. Deshalb ist es treffender, im Gegensatz zu literarischen Großformen oder großepischen Formen von Kleinerzählungen bzw.

kleinepischen Formen und nicht von Kurzerzählungen zu sprechen. Dies scheint zumindest partieller Forschungskonsens.

- 24 Ausgabe: Grubmüller 1996. Vgl. als neuere Textinterpretationen Wagner 2013, Klein 2012, Knapp 2012.
- 25 **So die übermütige und negative ›Gattungsbeschreibung von** Haug 1993.
- 26 Vgl. Wagner 2018; Wagner begreift in seinem Aufsatz Mären als Textreihe, die sich primär durch Grenzziehung und Grenzüberschreitung auszeichnet. Seine Ausführungen lassen sich durch die hier vorgestellte Eigenart der Mären, die Grenze zwischen Unwahrscheinlichem und Wahrscheinlichem zu kreuzen, ergänzen.
- 27 Allerdings hat es eine Poetik des Märe nie gegeben, die Gattung expandiert aus sich selbst.
- 28 Die oben angeführte Sprachpointe bezieht ihren Witz aus der sprachlichen Form und also dem Erzählen selbst, die Pointe des antiken Witzes ist dagegen in der miterzählten Welt unterzubringen, in der der Studiosus lebt.
- 29 Eine Förderung durch Erkenntnis arbeitet Grubmüller 2006, S. 91, für den Stricker heraus.
- 30 Nur komisch sind Pointen z. B. bei Folz.
- 31 Dass dies öfter der Fall ist, zeigt der aus einem Sophisma bei Andreas Capellanus **entwickelte Plot der ›Heidin‹, aber auch der Minnekasus des ›Mauricius von Crâin‹** und der miniaturisierte Minne- **und Aventureroman ›Der Bussard‹. Sie sind** nicht durch den Begriff der Treue einzugrenzen (vgl. so Fischer 1983, S. 99f.), sondern durch aus der höfischen Lebenswelt stammende Verhaltens- und Lebensmodelle.
- 32 Ausgabe: Grubmüller 1996. Vgl. als neuere Textinterpretationen Dimpel 2018, Friedrich 2012, Witthöft 2012.
- 33 Es gelingt dem Erzähler nicht gleich klarzumachen, ob der Ritter sich nicht als schlechter Gast erweisen oder den Bürger nicht in eine kompromittierende Lage bringen will. Nach Vers 113 bleibt zunächst unklar, ob er auch gleich weiß, dass es sich um dessen Ehefrau handelt.
- 34 Erst dieser Vers (V. 192) impliziert, dass der Ritter – so zumindest aus der Sicht des Bürgers – wissen muss, dass es sich um seine Frau handelt. So lässt sich die Erzählung eine kleine Inkonsistenz zuschulden kommen.
- 35 Die von Boccaccio (Dekameron IV 8) erzählte Parallelversion von Girolamo und Salvestra, auf die Grubmüller 1996 in seinem Kommentar (S. 1178) hinweist, leitet den Tod Salvestras plausibler her, da Girolamo und Salvestra sich schon vor Salvestras Verheiratung mit einem Dritten kannten und liebten. Wenn Salvestra

dann auf den toten Körper des einst Geliebten niedersinkt, dann wird etwas von dieser Liebe aktiviert.

36 Zu einigen motivischen Parallelen vgl. Grubmüller 1996, S. 1176f.

37 Ausgabe: Schröder 1968. Vgl. als neuere Textinterpretationen Dahm-Kruse 2018, Selmayr 2018, Bohnengel 2016.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Aristoteles: Poetik. Übers. und erläutert von Arbogast Schmitt. Berlin 2011.

Aesopica. A Series of Texts Relating to Aesop or Ascribed to him or Closely connected with the Literary Tradition that bears his Name, hrsg. von Ben Edwin Perry. Bd. 1. The University of Illinois Press, Urbana 1952.

Heinrich Kaufinger: Werke, hrsg von Paul Sappeler. Studienausgabe, Tübingen 1972.

Hans Folz: Die Reimpaarsprüche, hrsg. von Hanns Fischer, München 1961, S. 74–87.

Konrad von Würzburg: Heinrich von Kempten. Der Welt Lohn. Das Herzmaere. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Edward Schröder, übers., mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Heinz Rölleke, Stuttgart 1968.

Novellistik des Mittelalters. Märendichtung. Hrsg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt am Main 1996.

Philogelos. Der Lachfreund, von Hierokles und Philagrios. Griechisch-deutsch mit Einleitungen und Kommentar, hrsg. von Andreas Thierfelder, München 1968.

Volksschwänke und Anekdoten aus Angeln, gesammelt und hrsg. von Paul Selk, Hamburg 1949.

Von der dreyen frawen, in: Ursula Schmid (Hrsg.): Codex Karlsruhe 408. Bern, München 1974, S. 135–145.

Sekundärliteratur

Barton, Patrizia: Stüpfä, maget Irmengart! – Die Entdeckung des anderen Begehrens in der »Halben Birne A«, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Bayreuth 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 141–157.

- Bausinger, Hermann: Artikel ›Schwank‹, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 12. Berlin, New York 2007, Sp. 318–332.
- Bausinger, Hermann: Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen, in: Fabula 9 (1967), S. 118–136.
- Bohnengel, Julia: Das gegessene Herz. Eine europäische Kulturgeschichte vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert: ›Herzmäre‹ – ›Le cœur mangé‹ – ›Il cuore mangiato‹ – ›The eaten heart‹, Würzburg 2016.
- Dahm-Kruse, Margit: Konrads von Würzburg ›Herzmaere‹ im handschriftlichen Kontext. Zur poetologischen Beeinflussung von Textfassungen durch die Sammlungskonzeptionen, in: Edlich-Muth, Miriam (Hrsg.): Der Kurzroman in den spätmittelalterlichen Sammelhandschriften Europas, Wiesbaden 2018 (Imagines medii aevi. Interdisziplinäre Beiträge zur Mittelalterforschung 40), S. 193–209.
- Dimpel, Friedrich Michael [u. a.]: Der Streit um die Birne. Autorschafts-Attributionstest mit Burrows' Delta und dessen Optimierung für Kurztexte am Beispiel der ›Halben Birne‹ des Konrad von Würzburg, in: Bleier, Roman [u. a.] (Hrsg.): Digitale Mediävistik, 2019 (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes, Band 24), S. 71–90.
- Dimpel, Friedrich Michael: Poetische Gerechtigkeit, finales und lineares Erzählen im ›Begrabenen Ehemann‹ und in der ›Frauentreue‹, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Bayreuth 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 87–115.
- Doering, Pia/Emmelius, Caroline (Hrsg.): Rechtsnovellen. Rhetorik, narrative Strukturen und kulturelle Semantiken des Rechts in Kurzerzählungen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Berlin 2017 (Philologische Studien und Quellen 263).
- Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage besorgt von Johannes Janota, Tübingen 1983.
- Friedrich, Udo: Zur Poetik des Liebestodes im ›Schüler von Paris‹ (B) und in der ›Frauentreue‹, in: Egidi, Margreth [u. a.] (Hrsg.): Liebesgaben. Kommunikative, performative und poetologische Dimensionen in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Berlin 2012 (Philologische Studien und Quellen 240), S. 239–253.
- Friedrich, Udo: Trieb und Ökonomie, Serialität und Kombinatorik in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Chinca, Mark [u. a.] (Hrsg.): Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, Berlin 2006 (Beihfte zur ZfdPh 13), S. 48-75.

- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Grubmüller, Klaus: Exemplarisches Erzählen – im exemplum, im Märe, im Fabliau? in: Bizarri, Hugo Oscar [u.a.] (Hrsg.): Tradition des proverbes et des ›exempla‹ dans l'Occident médiéval. Colloques fribourgeois 2007, Berlin [u. a.] 2009 (Scrinium Friburgense 24), S. 67–80.
- Haferland, Harald: Kleine Blütenlese zu historischen und systematischen Gesichtspunkten unwahrscheinlichen und wahrscheinlichen Erzählens, in: Contzen, Eva von (Hrsg.): Historische Narratologie, Oldenburg 2019 (BmE Themenheft 3), S. 3–49 ([online](#))
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Haug, Walter [u. a.] (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993 (Fortuna Vitrea 8), S. 1–36.
- Kiening, Christian: Ästhetik der Struktur: Experimentalanordnungen mittelalterlicher Kurzerzählungen (›Fleischpfand‹, ›Halbe Birne‹), in: Gerok-Reiter, Annette [u. a.] (Hrsg.): Ästhetische Reflexionsfiguren in der Vormoderne – Formen, Typen, Topoi, Heidelberg 2019 (GRM-Beiheft 88), S. 303–328
- Klein, Dorothea: Warum man nicht lügen soll, und warum man es dennoch tut. Zur Pragmatik der Lüge im Märe, in: Löser, Freimut [u. a.] (Hrsg.): Neuere Aspekte germanistischer Spätmittelalterforschung, Wiesbaden 2012 (Imagines medii aevi 29), S. 91–105.
- Knapp, Fritz Peter: Jakob Appet: ›Der Ritter unter dem Zuber‹, in: Knapp, Fritz Peter (Hrsg.): Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur, Berlin 2012, S. 118–124.
- Koffka, Kurt: Principles of Gestalt Psychology, New York 1963 (zuerst 1935).
- Mellmann, Katja: Literatur als emotionale Attrappe. Eine evolutionspsychologische Lösung des ›paradox of fiction‹, in: Klein, Uta [u. a.] (Hrsg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur, Paderborn 2006 (Poetogenesis 3).
- Metzger, Wolfgang: Gesetze des Sehens. Die Lehre vom Sehen der Formen und Dinge des Raumes und der Bewegung, Frankfurt am Main 1953.
- Müller, Jan-Dirk: Noch einmal: Maere und Novelle. Zu den Versionen des Maere von den ›Drei listigen Frauen‹, in: Ebenbauer, Alfred (Hrsg.): Philologische Untersuchungen gewidmet Elfriede Stutz zum 65. Geburtstag, Wien 1984 (Philologica Germanica 7), S. 289–311.

- Müller, Mareike von: Schwarze Komik in Heinrich Kaufingers ›Drei listige Frauen B‹, in: ZfdA 142 (2013), S. 194–216.
- Neuschäfer, Hans-Jörg: Boccaccio und der Beginn der Novelle. Strukturen der Kurzerzählung zwischen Mittelalter und Neuzeit, München 1969 (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 8).
- Nowakowski, Nina: Sprechen und Erzählen beim Stricker. Kommunikative Formate in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, Berlin/Boston 2018.
- Selmayr, Pia: Objektiviertes Begehren. Zur Funktion und Bedeutung von Gegenständen in mittelhochdeutschen Mären, in: Kling, Alexander [u. a.] (Hrsg.): Das Verhältnis von res und verba. Zu den Narrativen der Dinge, Freiburg i.Br. 2018 (litterae), S. 121–142.
- Reichlin, Susanne: Gescheiterte Liebeserziehung – gelungene Beschriftung. Sprache und Begehren im Märe ›Des Mönchs Not‹, in: Schnyder, Mireille (Hrsg.), Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters, Berlin/New York 2008 (Trends in Medieval Philology 13), S. 221–242.
- Rippl, Coralie: Erzählen als Argumentationsspiel. Heinrich Kaufingers Fallkonstruktionen zwischen Rhetorik, Recht und literarischer Stofftradition, Tübingen 2014 (Bibliotheca Germanica 61).
- Röhrich, Lutz: Der Witz. Seine Formen und Funktionen. Mit tausend Beispielen in Wort und Bild, München 1977.
- Schwarzbach-Dobson, Michael: Exemplarisches Erzählen im Kontext. Mittelalterliche Fabeln, Gleichnisse und historische Exempel in narrativer Argumentation, Berlin/Boston 2018 (Literatur - Theorie - Geschichte 13).
- Trokhimenko, Olga: ›Believing that which cannot be‹: (De)Construction Medieval Clerical Masculinity, in: The German Quarterly 85 (2012), S. 121–136.
- Tschachtli, Sarina: Sexuelle Ethik und narrative Kontrolle. Zur Grenzüberschreitung in der ›Halben Birne A‹, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Bayreuth 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 159–172.
- Uther, Hans-Jörg: Kaisers neue Kleider, in: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 7. Berlin/New York 1993, Sp. 852–857.
- Waltenberger, Michael: Der vierte Mönch zu Kolmar. Annäherungen an die paradoxe Geltung von Kontingenz, in: Herberichs, Cornelia und Reichlin, Susanne (Hrsg.): Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur, Göttingen 2010, S. 226–244.

- Wagner, Silvan: Grenzbetrachtungen. Paradoxie, Beobachtung und Sinn in Mären, in: Wagner, Silvan (Hrsg.): Märendichtung als Grenzphänomen, Bayreuth 2018 (Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 37), S. 13–40.
- Wagner, Silvan: Michel döz und sêre lachen: Lärm als akustisches Rezeptionssignal in Mären des 13. Jahrhunderts, in: Bennewitz, Ingrid [u. a.] (Hrsg.): Der äventiuren dôn. Klang, Hören und Hörgemeinschaften in der deutschen Literatur des Mittelalters, Wiesbaden 2013 (Imagines medii aevi 31), S. 139–162.
- Witthöft, Christiane: Inszenierte Evidenz. Erzählstrategien gespiegelter Selbsterkenntnis in der Novellistik des Mittelalters (›Frauenlist‹, ›Der Spiegel‹, ›Dreilistige Frauen‹), in: Kragl, Florian [u. a.] (Hrsg.): Erzähllogiken in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Akten der Heidelberger Tagung vom 17. bis 19. Februar 2011, Heidelberg 2013 (Studien zur historischen Poetik 13), S. 261–284.
- Witthöft, Christiane: Kleidergaben im Liebes- und Freundschaftsdiskurs. Das Hemd der Herzloyde, der Brangäne und anonymer Minnedamen in der Kleinelpeik, in: Egidi, Margreth [u. a.] (Hrsg.): Liebesgaben. Kommunikative, performative und poetologische Dimensionen in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Berlin 2012 (Philologische Studien und Quellen 240), S. 119–140.
- Zapperi, Roberto: Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht, München 1984.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Harald Haferland
Universität Osnabrück
Fachbereich 7: Sprach- und Literaturwissenschaft
Neuer Graben 40
49074 Osnabrück
E-Mail: harald.haferland@uni-osnabrueck.de

Mareike von Müller

Et sic est finis?

Prägnanzspiele und Konstruktionen des Endes in mhd. Kleinenepik am Beispiel von ›St. Petrus und der Holzhacker‹ und ›Der Müller im Himmel‹

Abstract. Die Pointe ist nicht nur eine Strategie der Komikerzeugung, sondern auch eine Möglichkeit, am Ende eines Textes Sinn prägnant zum Ausdruck zu bringen. Andererseits kann ein Text die Sinnerwartung am Ende auch gezielt unterlaufen. Der vorliegende Beitrag möchte daher das Ende als strukturellen Ort der Pointenbildung und Sinnerzeugung näher in den Blick nehmen. Ausgehend vom Prägnanzbegriff Ernst Cassirers wird anhand der beiden strukturanalogen und motivgeschichtlich verwandten Texte ›St. Petrus und der Holzhacker‹ und ›Der Müller im Himmel‹ das jeweilige Ende auf seine Möglichkeiten hin befragt, einen prägnanten Textsinn hervorzubringen oder einen solchen bewusst zu verweigern. Dabei soll dem Aussagepotential sowohl der Pointe als auch der Antipointe hinsichtlich der narrativen Ausgestaltung der vorangehenden Erzählung und deren Ereignishaftigkeit besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden.

1. Einführung: Prägnanz, Ende und Pointe

Das Ende einer Geschichte ist für die Konstitution des narrativen Sinns essenziell und paradoxerweise nur durch sein Gegenstück, den Anfang, denkbar. Der genuine Zusammenhang zwischen Anfang, Ende und Narrativität eines Textes lässt sich mit Peter Brandes und Burkhard Lindner wie folgt fassen:

Das Ende ist mithin nicht nur ein stets vorweggenommenes, es impliziert immer auch ein weiteres Anfangen. Umgekehrt ist der Anfang das Resultat eines Endens. Daß es Ende gibt, daß etwas zu Ende gekommen ist, ermöglicht erst seine Erzählung. (Brandes/Lindner 2009, S. 9)

Wie der Anfang nimmt das Ende in narrativen Texten eine zentrale Stellung beim Sinnbildungsprozess ein. Von seiner Konstruktion und seinem Verhältnis zum Anfang und zur Mitte der Geschichte hängt im Wesentlichen die Verankerung eines hermeneutischen Sinns ab. »Erst vom Ende her«, so etwa Karlheinz Stiele, »läßt sich jener geschlossene Horizont entwerfen, der seinen Anfang setzt.« (Stiele 1996, S. 579) Und auch Jurij Lotman interpretiert »das Ende (oder Ziel) als Hauptträger von Bedeutung« (Lotman 1993, S. 307). Das Ende bringt einen Text nicht nur zum Abschluss, sondern lässt das erzählte Geschehen auf ein Ziel hinauslaufen, ohne welches der Sinnbildungsprozess unabgeschlossen bleibt. Die Irritation des Endes kann als poetisches Mittel eingesetzt werden, um den Sinn des zuvor Erzählten zu unterlaufen, in der Schwebelage zu halten oder gänzlich in Frage zu stellen.

Erzählungen und die Geschichten, welche sie vermitteln, sind daher in besonderer Weise nicht nur auf einen formalen Abschluss angewiesen, sondern auf ein Ende, das durch bestimmte Qualitäten das Erzählte zu einem narrativen Ganzen abrundet. In verschiedenen theoretischen Auseinandersetzungen wurden bereits Charakteristika zusammengetragen, welche das narrative Ende gegenüber dem einfachen Textschluss auszeichnen, denn beides muss weder strukturell noch inhaltlich zusammenfallen. Das narrative Ende sollte sich, so Wolf Schmid, auf den Anfang, auf das gleiche Setting und/oder die gleiche Figur beziehen (vgl. Schmid 2008, S. 4), es kann eine explizite oder implizite Evaluation des Erzählten präsentieren, welche bei der Identifikation des narrativen Sinns hilft (vgl. Schmid 2008, S. 256–259 u.ö.; van Dijk 1980, S. 142f.; Labov 2013, S. 5). Nicht zuletzt steht das Ende in mehrfacher Hinsicht in der Erwartung prägnant zu sein. Zwar wird bereits an dieser Auswahl an Qualitäten eines Endes deutlich,

dass es sich hierbei keineswegs um harte Kriterien handelt, welche die Narrativität des Endes hinreichend absichern. Vielmehr handelt es sich um Merkmale, die sich abhängig vom jeweiligen Text und dessen kulturgeschichtlichem Kontext unterschiedlich ausprägen und deren Identifikation bereits hermeneutische Arbeit voraussetzen (vgl. Hühn 2011, Paragraph 3). Dennoch sind, so die Annahme des Beitrags, basale Grundeigenschaften des narrativen Endes auszumachen, die eine relative historische Konstanz aufweisen. Zu diesen gehört eine generelle Identifikationsfähigkeit als Teil des narrativen Ganzen. Das Ende muss also erkennbar sein, es muss sich von seiner Umgebung, hier: dem Textganzen, abheben. Doch zugleich hat das Ende mit dem Rest der Geschichte verknüpft zu erscheinen. Darüber hinaus ist es der Hauptträger des narrativen Sinns oder, um die wörtliche Bedeutung des lateinischen Wortes *praegnans* aufzugreifen: Das Ende muss mit dem Sinn der Erzählung schwanger gehen.

In diesem Zusammenhang mag Ernst Cassirers Begriff der symbolischen Pränanz weiterführen. Symbolische Pränanz bezeichnet nach Cassirer »die Art [...], in der ein Wahrnehmungserlebnis als ›sinnliches‹ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ›Sinn‹ in sich faßt und ihn zur unmittelbar konkreten Darstellung bringt.« (Cassirer 2010, S. 231)¹ Die Unmittelbarkeit des Sinns unterscheidet das Symbol vom Zeichen, das arbiträr und damit interpretationsbedürftig bleibe. Auch wenn die beiden Begriffe häufig synonym verwendet werden, ist ihre theoretische Differenzierung alt. »Seit der Antike«, so Karl-Siegbert Rehberg zusammenfassend, »lassen sich Symboltheorien der Präsenz von Zeichentheorien der Repräsentation unterscheiden.« (Rehberg 2001, S. 21, Hervorhebung im Original) Die an Cassirer anschließende Unterscheidung von Symbol und Zeichen wurde in der germanistischen Mediävistik von Hartmut Bleumer in verschiedenen Forschungsbeiträgen für die Interpretation vor-moderner Texte fruchtbar gemacht, die verdeutlichen, dass es sich bei Symbol und Zeichen nicht um statische Entitäten handelt. Symbol und Zeichen stehen vielmehr in einem dialektischen Verhältnis zueinander, das

auch dynamische Veränderungen zulässt: Zeichen können durch Konventionalisierung zu Symbolen werden und Symbole können ihre unmittelbare Bedeutung im Laufe der Zeit einbüßen und zeichenhaft werden (vgl. etwa Bleumer 2007, S. 191–217, bes. S. 192, Anm. 4).

Den oben skizzierten Überlegungen Cassirers geht überdies der Gedanke voraus, dass symbolisches Denken und Wahrnehmen immer »ein bloß negativer Akt [ist]: ein Akt, der aus der Not des Weglassens und des Weglassenmüssens entsteht.« (Cassirer 2010, S. 220, Hervorhebung im Original) In dieser Hinsicht lässt sich der Prägnanzbegriff Cassirers mit der narratologischen Prämisse verbinden, dass jede Form von narrativer Transformation auf einem Reduktionsprozess beruht (vgl. Schmid 2008, S. 252; Stierle 1975, S. 51). Prägnanz kann dementsprechend auch in narrativen Kontexten nur dann erzeugt werden, wenn Komplexität reduziert wird. Ob eine solche Komplexitätsreduktion gelingt, ist erst am Ende einer Erzählung zu beurteilen. Am Ende eines narrativen Textes, so die daran anschließende Vorannahme, sollte der Sinn des Erzählten also nicht nur in zeichenhafter Beliebigkeit, sondern pointiert und symbolisch prägnant zur Anschauung geraten. Doch nicht nur in narrativen Texten, auch in vorwiegend nicht-narrativen Texten, wie etwa dem Spruch oder dem Rätsel, steht das Ende in besonderer Prägnanzerwartung. In diesen Kleinstformen fällt das prägnante Ende strukturell und inhaltlich mit der Pointe zusammen. Sie steht »für den Effekt der plötzlichen Erkenntnis eines Zusammenhangs zwischen inkongruenten Konzepten« (Köhler/Müller 2003, S. 115). Die Pointe kann gattungsunabhängig zum Einsatz kommen und ist, wie jedes ästhetische Phänomen, bis zu einem gewissen Grad auf den Nachvollzug in der Rezeption angewiesen. Sie ist nicht an eine bestimmte Textsorte gebunden und kann sowohl in nicht-narrativen Kleinstformen als auch in narrativen Erzählkontexten Verwendung finden. Klaus Grubmüller hat bereits darauf hingewiesen, dass schwankhafte Kurzerzählungen wie das Märe mit Handlungspunkten gespickt sein können, die durch einen plötzlichen Umschwung der Handlungskonstellationen »Erkenntnis stift[en]«

(Grubmüller 2006, S. 86). Das Ende hat also in schwankhaften Geschichten das Potential, strukturell die Funktion einer Pointe einzunehmen, da beide dem vorher Erzählten auf prägnante Weise einen Sinn verleihen.

Im Umkehrschluss kann ein irritiertes Ende auch die Pointe eines Schwanks unterminieren. Peter Köhler hat in seinen Studien zum modernen literarischen Nonsens für diesen Irritationsmechanismus den Begriff der Antipointe etabliert (vgl. Köhler 1989, S. 18). Die Antipointe weist ebenso wie die Pointe Überraschungspotential auf, enttäuscht die Rezeptionserwartung aber dahingehend, dass eine sinnvolle Auflösung der zuvor im Text installierten Inkongruenzen am Ende des Textes bewusst verweigert wird. Erkenntnis, wie sie die Pointe anbietet, wird durch die Antipointe unterschlagen oder kunstvoll verdunkelt. Diese Form der komischen Sinnverdunkelung, die als ästhetisches Phänomen sowohl zum sinnlichen als auch zum reflexiven Nachvollzug anhält und auf unterschiedliche Weisen realisiert werden kann, fasse ich mit dem Begriff der Schwarzen Komik (vgl. zum Begriff von Müller 2017, S. 79–109).

Der Beitrag möchte im Folgenden der Antipointe als wesentlicher Strategie Schwarzer Komik nachgehen und dazu bei Cassirers Doppelformel von Sinnlichkeit und Sinn ansetzen. Diese scheint nämlich in hervorragender Weise sowohl das ästhetische (und damit sinnliche) Potential der Pointe als auch deren Ausrichtung auf Sinnakkumulation anzusprechen. Mit Fokus auf diese doppelte Ausrichtung der Pointe soll die Konstruktion des Endes in verschiedenen Kurztexten näher beleuchtet werden. Dabei werden vor allem solche Strategien in den Blick genommen, welche darauf abzielen, Sinn zum Zweck der Komikerzeugung zu irritieren.

2. Formen der Antipointe: Nonsensrätsel, Priamel und Märe

Wie die Pointe ist auch die Antipointe nicht an einen bestimmten Texttypus gebunden und lässt sich in verschiedenen Textgenera finden. Rätsel und

Priameln entwickeln bereits früh Formen der bewussten Pointenverweigerung. So überliefert der Weimarer Codex Q 565² neben einigen Mären und Sprüchen die älteste Rätselsammlung in Volkssprache. Viele dieser Kurztexte zeichnen sich durch einen starken Hang zur Scherzfrage aus. Scherzfragen setzen, wie reguläre Wissensfragen, mit der Aufforderung zu raten ein und schließen mit einer Antwort: *Rat, welcher Stain Sind am Mayſten jm waffer? Das ſind die, die do naß ſind.* (Cod. Weimar Q 565, S. 125, 36v 49) Der Unterschied zur Wissensfrage besteht allein darin, dass die Lösung keinen Erkenntnisgewinn bereithält. Sie ist zwar nicht widersinnig oder unwahr, aber tautologisch und damit in diesem pragmatischen Kontext, der sich der Wissensaktualisierung und -vermittlung verschreibt, unbrauchbar. Der Schlusssatz kann aber als komische Antipointe goutiert werden, die nicht einen konkreten Wissensinhalt parodiert, sondern das Verfahren der Wissensvermittlung an sich aufs Korn nimmt. Während das Rätsel und die Wissensfrage sowohl reguläre als auch Scherzformen kennen, ist das Priamel charakteristischerweise auf die Antipointe ausgelegt. Durch seine strukturelle Anlehnung an Sprichwörter, die mit Relativsätzen eingeleitet werden, wird auch deren Anspruch, topisches Erfahrungswissen zu verbalisieren, zitiert. Der Schlusssatz unterläuft dann aber diese Sinnerwartung, indem er den inhaltlichen Zusammenhang der enumerativen Sätze tautologisch zusammenfasst:

Jtem: welcher herr ein tauben wechter hat

Vnd ein pfortner, der nit ffrw auff Stat

Vnd ein vngetrewen keldner

Vnd ein hinckendenn lauffer

Vnd ein koch, der nit ſchmeckt

Vnd ein knecht, der ſich vber die frauen ſtreckt

Vnd mit jr ſchympfft vnnter der wath,

Der herr hat gar ein pöfen haußrath.

(Cod. Weimar Q 565, S. 89f., 18r 11)

Vom tauben Wächter bis zum Knecht eint die aufgezählten Bediensteten in der Tat, dass sie allesamt untauglich sind für ihr jeweiliges Amt. Der letzte

Vers bringt dementsprechend keine überraschende Erkenntnis hervor, wie sie die Pointe kennzeichnet, sondern schließt so lakonisch wie tautologisch, dass der Herr dieses Personals eben einen ziemlich nutzlosen Hausrat hätte. Rätsel und Priamel zeigen in nicht-narrativer und damit isolierter Form Varianten der Antipointe, die in Erzählzusammenhängen narrativiert erscheinen.

Auf besonders eindrückliche Weise findet sich der Effekt der Pointenverweigerung in einigen spätmittelalterlichen Mären ausgeprägt (vgl. zu drei verschiedenen Varianten der Antipointe von Müller 2017, S. 140–145, 182–190, 219–228). So gestaltet Heinrich Kaufringer in mehreren Mären das Ende als Antipointe. Der Ehebruchschwank von der ›zurückgelassenen Hose‹ etwa endet damit, dass die beinahe *in flagranti* ertappte Ehefrau ihren Gatten, als er die zurückgebliebene Hose des Liebhabers sieht, am Goller packt und auf ihn eindringt, zweimal ›Hose‹ zu sagen. Damit wolle sie das Fieber vertreiben, das ihn angeblich schon lange Zeit plage, und wenn es auch noch gelänge, die Hose verschwinden zu lassen, so die Frau weiter, sei er endgültig geheilt. Daraufhin wirft sie die Hose aus dem Fenster, unter dem der Liebhaber wartet, der sich sodann unerkannt davonmachen kann. Das Epimythion unterstreicht den antipointenhaften Textschluss, indem die Fatalität des Geschehens, das sich auch unter denkbar widrigen Umständen notwendig durch- und fortsetzt, auf der Diskursebene ausführlich bestätigt wird:

Ain ieglich fraw mag iren man
nun wol laichen ze der frist,
wann es vor geschehen ist
den, die weiß gewesen sind.
nun sei wir all an weißhait blind
und seien jenen ungeleich;
darumb wird wir sicherlich
von den weiben betrogen;
das ist war und nit gelogen.
es war der starke Samson
und der weis Salomon

und Davit, der künig reich,
von den frawen all geleich
betrogen und gelaichet wol,
seit ich die warhait sagen sol.
es ist gar ain altes gelt:
wir mügen ietzo in der welt
pillich all gelaichet werden
von den frawen auf der erden.
seit von natur den weisen man
Aristotilem gewan
ain weib listig und gemait,
das si in gesporet rait
unnd in machet nach ir zam.
darumb sol niemand werden gram
den cluogen weiben sicherleich
das si uns laichen all geleich;
wann ich haun das wol vernomen,
das es also her ist komen
das von den weisen an die torn.
(Hose, V. 82–111)

Wortreich und unter Hinzuziehung prominenter Beispiele begründet der Erzähler die Notwendigkeit des Geschehens, das sich bereits mehrfach zugetragen habe und mit einer unerschütterlichen Notwendigkeit auch zukünftig stets wieder abspulen wird. Denn, so das Argument, wenn die Weisen der weiblichen Listigkeit schon nichts entgegenzusetzen hatten, sind ihre schlichten Geschlechtsgenossen erst recht nicht in der Lage, sich davor zu schützen. Wenn allerdings nur geschieht, was immer geschehen muss, ereignet sich noch nichts im narratologischen Sinne: Der Kern einer jeden Erzählung, das Ereignis, wird durch diese Einebnung in eine als notwendig fortlaufend deklarierte Geschehenskette devaluiert. Es findet keine Zustandsveränderung statt und tatsächlich ist auch die vermeintliche Grenzüberschreitung des Ehebruchs am Ende keine wirkliche, da der Betrug keinerlei Effekt auf die erzählte Welt oder deren Figuren hat. Der banale Trick formt in nur leicht abgewandelter Form auch das Ende im ›Schlafpelz‹ als Antipointe. Hier wird dem Ehemann ein Schlafpelz übergestülpt

und von der Ehefrau erklärt, dass sie auf genau diese Weise handeln würde, wenn sich in diesem Moment ein Liebhaber im Bett befinden würde. Der Konjunktiv ist natürlich indikativisch zu verstehen, denn es befindet sich zu besagtem Zeitpunkt ein Liebhaber im Bett, der nun unerkannt fliehen kann.

Das Ende mag in beiden Mären zwar durch die Simplizität der List und deren Erfolg ein gewisses Überraschungspotential entfalten, doch löst es die zuvor inserierten Inkongruenzen nicht in einer sinnhaften Pointe auf, die das Geschehen mit einem narrativen Ende abschließt. Retrospektiv lassen sich auf der ›histoire‹-Ebene keine ereignishaften Veränderungen ausmachen, ein im engeren Sinne narrativer Fortschritt ist kaum zu beobachten, die axiologische Zuordnung bleibt angesichts der provozierenden Dummheit der Männer unklar, und so ist zuletzt die Lösung des Konflikts gerade nicht prägnant, sondern vielmehr beliebig, wie auch anhand der zahlreichen Varianten dieses Märentypus abzulesen ist. Die jeweiligen Lösungen transportieren durchaus Bedeutung, indem sie etwa die Metapher von der sehenden Blindheit konkretisieren, die Kaufringer in verschiedenen Kurztexten in Handlung übersetzt. Doch damit ist noch kein narrativer Sinn erzeugt, sondern ein Bild, das durch seinen topischen Charakter von Anfang an bekannt ist. Nicht die überraschende Erkenntnis der Pointe dominiert das Ende, sondern ein fauler Trick, der die Geschichte wieder in endloses Geschehen überführt: Denn da nichts erkannt, gelernt oder verändert wird, kann es, ja muss es auch für immer so weitergehen. Der erzählte Inhalt, der Betrug, ist damit weder Ereignis noch Zustandsveränderung, sondern proto-narratives und noch-nicht-sinnhaftes Geschehen. An die Stelle der Pointe tritt die Antipointe, die keinen Handlungsumschwung bezeugt, sondern, im Gegenteil, das Fortlaufen des Geschehens sicherstellt.

3. Pointe und Antipointe in geistlicher Kurzepik

Nicht nur die sog. weltlichen Mären operieren mit gezielter Sinnverdunkelung am Textschluss. Auch geistliche Erzählungen spielen die unterschiedlichen Effekte von Pointe und Antipointe aus, wie an den folgenden zwei motivgeschichtlich verwandten Texten gezeigt werden soll. ›St. Petrus und der Holzhacker‹ des Schweizer Anonymus³ ist ebenso wie der ›Müller im Himmel‹⁴ unikal im 15. Jahrhundert überliefert. Beide Texte handeln von der versuchten Aufnahme der Protagonisten in das Himmelreich, sie unterscheiden sich jedoch insbesondere in der Konstruktion des Endes auf interessante Weise.

Das mit 100 Versen sehr knapp gehaltene Exempel vom Holzhacker berichtet, wie diesen eines Tages die Worte eines Priesters erreichen. Dieser meint, dass jene Menschen ebenso ins Paradies gelangen könnten, welche harte Arbeit verrichteten und nicht in gleicher Weise Gottesdienst leisteten, wie solche, die ausschließlich beteten und keiner zusätzlichen Arbeit nachgingen. Die genauen Worte des Priesters lauten:

›wer mit arbeit neret sich
und die arbeit tuot getrulich
und ir pfliget allzit wol,
als ein getrüwer man tuon sol,
der mag licht betten und vasten darzuo
und andre guote ding tuon.
arbeitet er nu mit rechten flis,
er kunt als wol in das paradis,
als einer, der da bettet alle zit
und sust kein arbeit darzuo lit.‹
(Holzhacker, V. 5–14)

In den priesterlichen Worten deutet sich bereits die Gefahr des Missverstehens an, denn der Begriff der Arbeit ist im Mittelhochdeutschen vieldeutig und kann die geistliche Arbeit in Form des Gebets meinen, wie generell die Anstrengung, das Streben nach Höherem oder auch die damit verbundene Mühsal (vgl. Lexer 1872, Sp. 88). In der Regel ist der vormoderne

Begriff der Arbeit geistlich konnotiert und wird dabei insbesondere im theologischen Diskurs ambivalent bewertet (vgl. Postel 2006, S. 7 und 10). Dementsprechend lässt er sich nicht oder zumindest nicht ausschließlich weltlich verstehen. Der Priester jedoch verwendet den Begriff mehrfach, auch in vermeintlich klarer Abgrenzung zur geistlichen Arbeit, und scheint ihn dabei jeweils unterschiedlich zu semantisieren. Insbesondere grenzt er ihn gegenüber dem Beten und Fasten ab, welche aber im Grunde genommen auch als Formen der *arbeit* verstanden werden müssten, so wie das Handwerk ebenfalls als gottgefällige schöpferische Tätigkeit gesehen werden kann. Es scheint sich hier ein Übergang zu einem rein weltlichen Verständnis von Arbeit anzudeuten, das jedoch viele Facetten des semantischen Spektrums ausblendet und somit Verständnisprobleme provoziert.

Der Holzhacker, der diese Predigt nicht direkt, sondern *vil bald* (Holzhacker, V. 16) hört, möchte diesen Worten jedenfalls folgen und arbeitet gewissenhaft und hart, jedoch ohne irgendeine Form des Gottesdienstes zu tun, denn *er wand, er tätt gnuog*. (Holzhacker, V. 23) Doch, so der Erzähler, *das er arbeit und doch kein guot / darzuo tett, das betrouch in zwar*. (Holzhacker, V. 24f.) Nach seinem Tod bindet er sich Axt und Schlägel um und macht sich voller Zuversicht, vor allem Übel bewahrt zu sein, auf den Weg in den Himmel. Doch bald wird er darüber belehrt, dass er die priesterlichen Worte zu einseitig gedeutet hatte, denn am Himmelstor wird er von Petrus abgewiesen. Der Heilige erklärt, wie der Priester es eigentlich gemeint habe: Ein hart arbeitender Mensch *bedarf nit als vil betten und fasten / als einer, der alle zit ruowet und rastet* (Holzhacker, V. 65f.), wohl aber ein wenig. Der Holzhacker erkennt *mit erschroknem muot* (Holzhacker, V. 76) sein Versäumnis und bittet Petrus um Hilfe. Dieser schlägt vor, ihn am Schlägel in das Himmelreich zu ziehen. Wenn das gelänge, dürfe der Holzhacker im Himmel bleiben. Der Versuch, den Mann auf diese Weise ins Himmelreich zu befördern, missglückt allerdings, denn der Schlägel fällt auseinander, sodass der Holzhacker mit dem Stiel hinunter in die Hölle fällt. Der Erzähler konstatiert nur noch lakonisch: *alle sin fröide*

wurdent smal / siner arbeit hat er enkeinen lon, / das er sich mochte fröwen davon. (Holzhacker, V. 98–100)

So finden der Holzhacker und seine Erzählung beinahe simultan zu einem Ende. Die trübsinnige Pointe kulminiert im Bild vom zerbrechenden Schlägel, welcher sich als ungeeignetes, weil gänzlich dem Weltlichen verhaftetes Werkzeug zur Erlangung des Seelenheils erweist. Die Insuffizienz dieses Werkzeugs zeigt sich prägnant im Moment des Zerbrechens, das den Versuch, mit dessen Hilfe doch noch ins Himmelreich zu gelangen, scheitern lässt.⁵ Das Arbeitswerkzeug ist das Einzige, was der Holzfäller vorweisen und woran er sich festhalten kann, doch mit dem Versuch, damit von der Immanenz in die Transzendenz zu gelangen, zeigt es seine ganze Fragilität. Der Holzfäller muss gemeinsam mit seinem hinfälligen Werkzeug in die Hölle stürzen. Der zerbrechende Schlägel wird auf diese Weise zum prägnanten Symbol, das den Sinn der Geschichte pointiert zum Ausdruck bringt. Das Überraschungsmoment der Pointe liegt hierbei in dem Ausbleiben eines Gnadenaktes, auf den nicht nur der Holzfäller hofft, sondern auch Petrus, dessen Versuche der Hilfestellung jedoch vergeblich bleiben.

Da die einzelnen Sinnelemente des Exempels sich auf diese Weise zu einem harmonischen Ganzen fügen, weist der Text für sich genommen kaum Irritationsmomente auf. In Anbetracht des Überlieferungskontextes, der auch schwankhaftes Material aufweist,⁶ erscheint es allerdings lohnenswert, die Rolle des Petrus noch näher in den Blick zu nehmen. Petrus ist eine in komischen Erzählkontexten vielseitig einsetzbare Figur, um die herum sich ganze Schwankzyklen herausgebildet haben, in denen der Heilige eine handlungstragende Rolle einnimmt (vgl. die Übersicht bei Neumann 2002, Sp. 814–824). Seine Rolle als Himmelspfortner, die hierbei häufig aufgegriffen wird, basiert auf einem Bericht des Matthäus-Evangeliums. Nach Petri Bekenntnis zu Jesus Christus überträgt dieser ihm die Schlüsselgewalt für den Himmelseingang mit den Worten: *et tibi dabo claves regni caelorum et quodcumque ligaveris super terram erit ligatum in caelis et quodcumque solveris super terram erit solutum in caelis* (»Und

ich werde dir die Schlüssel zum Königreich der Himmel geben. Und was du auf der Erde verbindest, wird in den Himmeln verbunden sein, und was du auf der Erde löst, wird in den Himmeln gelöst sein.« [Vulgata 2018, Mt 16,19, S. 115)]⁷ Auch im althochdeutschen ›Petruslied‹ wird die Vollmacht Petri über den Zugang zum Himmelreich besungen:

Unsar trohtin hat farsalt sancte Petre giuualt,
daz er mac ginerian ze imo dingênten man.
Kyrie eleyson. Christe eleyson.
Er hapet ouh mit uuortun himilriches portûn
dar in mach er skerian den er uuili nerian.
Kirie eleison Criste eleyson.
Pittemes den gotes trût allâ samant uparlut,
daz er uns firtanen giuuerdo ginaden.
Kirie eleyson, Criste eleison.
(Petruslied, S. 131)⁸

Im ›Petruslied‹ wird noch deutlicher gemacht, dass der Apostel selbst die Macht hat, denjenigen zu retten und zu erhalten (*[gi]nerian*, Petruslied, V. 2), der seine Hoffnung auf ihn richtet (*ze imo dingênten man*, V. 2). Seine Worte (*uuortun*, Petruslied, V. 4) sind es, welche die Himmelstür (*himilriches portûn*, Petruslied, V. 4) öffnen oder schließen. Umso auffälliger ist es, wenn ihm die Rettung eines Menschen nicht gelingt, wie es im ›Holzhacker‹ der Fall ist, dessen Protagonist sich nach der späten Einsicht mit eben einer solchen Hoffnung an Petrus wendet. Die missglückte Rettung eines Verdammten verweist jedoch auf ein in schwankhaften Erzählkontexten weitverbreitetes Motiv (AaTh 804): Petrus versucht eine sündige Person (in der Frühen Neuzeit oft seine eigene Mutter [vgl. Merkt 2002, Sp. 811; Köhler 1894, S. 49–51]) aus der Hölle zu befreien und z. B. an einem Strick in den Himmel zu ziehen. Weitere Sünder wollen sich an die begnadigte Person hängen, werden aber von dieser abgeschüttelt, wodurch wiederum der Strick reißt und am Ende alle in der Hölle bleiben. Der vermeintlich rettende Gegenstand, der für die Überbrückung von Himmel und Hölle eingesetzt wird, besteht, so Andreas Merkt (2002, Sp. 810), »in der

Regel aus dem einzigen, das die Sünderin im Leben als Almosen gegeben hat«, was meist etwas Geringfügiges, wie etwa ein einzelnes Salatblatt, ist. Während sich diese Varianten unschwer »als Exempel für die Folgen von Geiz, Neid und Hartherzigkeit« (ebd., Sp. 811) zu erkennen geben, lässt sich der ›Holzhacker‹ axiologisch nicht ganz so leicht einordnen. Sein Werkzeug, an dem ihn Petrus in den Himmel ziehen möchte, ist zwar der irdischen Sphäre verhaftet, doch ist es anders als die nur vorgeblich milden Gaben der anderen Sünder, die durch ihre Geringfügigkeit den Geiz der Spender deutlich markieren, kein Ausdruck einer bewussten Verfehlung im Leben. Erst die Absenz des Gottesdienstes verleiht dem Schlägel im Verlauf der Handlung die symbolische Bedeutung der axiologischen Insuffizienz.

Doch die Schwänke um Petrus wissen auch von erfolgreichen Eintritten ins Himmelreich zu berichten, wobei die entsprechenden Figuren dann meist ganz ohne die Hilfe des Apostels auskommen. Eine ganze Schwankgruppe (AaTh 800–809) berichtet in verschiedenen Varianten davon, wie es irdischen Figuren listenreich gelingt, sogar gegen den Willen Petri in den Himmel zu gelangen (vgl. Neumann 2002, bes. Sp. 818–820; Cullmann 1928, bes. S. 25–39). Aus dieser Gruppe soll im Folgenden der ›Müller im Himmel‹ genauer in den Blick genommen und insbesondere hinsichtlich der Konstruktion des Endes mit dem ›Holzhacker‹ verglichen werden. Petrus tritt hier zwar nur kurz in Erscheinung, aber seine strukturelle Position wird von anderen Heiligen eingenommen. Und auch hier ist das Geschehen auf das Passieren der Himmelspforte zentriert.

Der ›Müller im Himmel‹ zählt etwa doppelt so viele Verse wie der ›Holzhacker‹ und ist durch das größere Ensemble an Figuren komplexer angelegt.⁹ Der Erzähler beginnt mit einer Bemerkung, dass er die *wunderlich* (Müller, S. 97, V. 4) sehr viel besser als die *gemeyn geschicht* (Müller, S. 97, V. 6) memorieren kann und nun eine besonders seltsame zum Besten geben möchte. Die Narration setzt ein, als der Müller bereits gestorben ist. Da er genau zwischen zwei Pfarrbezirken gelebt hatte, geraten die Pfarrer in Streit darüber, auf welchem Friedhof er beigesetzt werden sollte. Ein

kluger Mann, der zufällig des Weges kommt, meint, er habe eine bequeme Lösung für das Problem: Man solle die Leiche des Müllers auf einen Esel legen und schauen, wohin dieser den Toten führe. Eben dort solle der Müller dann begraben werden. Der Esel trägt den Müller jedoch nicht in eine der beiden Kirchen, sondern direkt unter den Galgen, wo er dann auch begraben wird: *Der pfaffen en solde ir keyner en habin.* (Müller, S. 98, V. 6)

Nach dem Begräbnis verlässt die Seele den Leib und wird vom Teufel direkt in die Hölle geführt, denn der Müller habe viele Bosheiten im Leben begangen. Ein anderer Teufel wendet ein, dass man den Müller erst noch vor die Himmelstür führen solle, damit er umso mehr leide, als er mit eigenen Augen die Freuden gesehen habe, die er in der Hölle nun auf ewig entbehren müsse. Beim Himmel angelangt, gibt der Müller nun vor, von seiner jeweiligen Position aus nichts sehen zu können, so dass der Teufel ihn immer noch ein Stückchen höher hebt, bis dem Mann schließlich der direkte Sprung durch die Himmelstür gelingt. Der Teufel verlangt zornig die Herausgabe des Mannes. Paulus, zu Anfang noch Petrus genannt, will der Forderung nur zu gerne nachkommen und versucht den Müller aus dem Himmelreich zu vertreiben. Dieser antwortet dem Heiligen auf schlagfertige Weise mit dem Hinweis auf dessen Haltung zu Stephanus Steingung und behauptet keck: *Ich bin eyn beßir man, dan du.* (Müller, S. 99, V. 26) Ratlos und beschämt wendet sich Paulus an Gott und sagt, dass er gegen den Müller nichts ausrichten kann, denn der habe *wunderlichen sin* (Müller, S. 99, V. 33). Daraufhin schickt Gott Christophorus, dem es aber ebenso wenig gelingt, den Müller aus dem Himmelreich zu verbannen. Wie bereits bei Paulus erkundigt sich der Müller zunächst, wen er vor sich habe, um dann in guter Kenntnis hagiographischen Erzählguts seinen Kontrahenten auf dessen eigene Sünden zu verweisen und seinen rechtmäßigen Platz im Himmel zu behaupten. Und wie Paulus empfindet auch Christophorus es als Schande, durch den Müller mit den Unzulänglichkeiten seines irdischen Daseins konfrontiert zu werden. Gott schickt noch so manchen Heiligen dorthin, wie der Erzähler berichtet, denen der Müller jedoch allen

verbal standhält. Zuletzt wird die Mutter Gottes geschickt, die der Müller allerdings nach ein paar Schmeicheleien auf ihrer unendlichen Barmherzigkeit festnagelt, so dass auch sie sich als vollends hilflos erweist.

Schließlich also sieht sich Gott gezwungen, die bis dahin wenig nützliche Schar der Heiligen hinter sich versammelnd, selbst vor den Müller treten. Und wie die anderen, muss auch er sich zunächst einmal vorstellen. Das wiederholte Nicht-Erkennen des heiligen Personals inklusive des Allmächtigen steht in komischem Kontrast zur relativ genauen Kenntnis von deren Schwachstellen, die der Müller argumentativ auszunützen versteht. Die himmlischen Figuren setzen auf ihre symbolische Macht, die sich jedoch durch das beharrliche Weigern des Müllers, diese auch anzuerkennen, als nutzlos erweist. Der Müller ignoriert die symbolische Macht der Heiligen fortwährend, indem er ihre Handlungen und Worte zeichenhaft versteht und auf diese Weise überhaupt zu ihren Ungunsten interpretieren kann. Gott, dem kein irdisches Vergehen angelastet werden kann, versucht er, ähnlich wie Maria, bei seiner oft formulierten Barmherzigkeit und Gnade zu zwingen: *Das ich dick han predigen gehort: / Wer zu uch kom in uwer hus, / Den enwullet ir nummer tryben uß.* (Müller, S. 102, V. 15f.) Zwar kann Gott noch entgegenen, dass das nur die halbe Wahrheit sei, denn der Müller habe *ny keyn gud tayd* (Müller, S. 102, V. 21) verrichtet, doch dieser erinnert daran, dass er einmal in Gottes Namen einen alten Sack verschenkt habe. Gott lässt ihm diesen Sack aushändigen, um den Mann endlich loszuwerden. Doch der listige Müller setzt sich flugs auf sein wieder erlangtes Eigentum und verhindert unter Verweis auf geltendes Recht nun endgültig, dass ihm ein Ende bereitet wird. Der Erzähler schließt die Geschichte mit den Worten ab:

Sus bleib der molner dar,
God weis wole, ist es ware,
Mit rechte sunder godes tang
Vnd allir heyligen anefang.
So wie das was wunderlich,
Doch bleib der molner in dem hymmelrich

Vnd sitzit uff syn sack hinder der tore
Vnd keret sinen ars her vor.
Et sic est finis.
(Müller, S. 103, V. 1–9)

Das nackte Gesäß des Müllers ist die einzige symbolisch prägnante Geste im Text und sie deutet in die Ewigkeit, wie auch am Tempuswechsel ins Präsens ab Vers 6 deutlich wird. Die lateinische Schlussformel, die dem Text mit performativer Macht das Ende geradezu abringt, markiert zugleich die Schwierigkeit eines solchen Schließens angesichts der fortdauernden Provokation des Müllers im Himmel. Die in diesem Text erzeugte Komik erschöpft sich also nicht in der obszönen Geste, sondern verweist auf die Herausforderung der narrativen Konstruktion eines Endes.

Ähnlich wie Petrus ist auch der Müller eine gängige Schwankfigur, dessen Charakterisierung von listiger Klugheit¹⁰ bis hin zu töpelfhafter Dummheit¹¹ reicht. Zuweilen werden ihm magische Fähigkeiten zugeschrieben und seine Mühle ist nicht selten als »Teufelswerk oder Ort teuflischen Treibens« (Neumann 1999, Sp. 977) dargestellt. Der Müller des hier diskutierten Textes macht keine gemeinsame Sache mit dem Teufel, er ist dämonischen Mächten ebenso überlegen wie transzendenten. Mühelos überlistet er Teufel wie Heilige und eint sie dahingehend, dass alle ihm einvernehmlich den Platz in der Hölle zuweisen, den er jedoch zurückzuweisen in der Lage ist, so wie er offenbar auch zu Lebzeiten Strafen für sein Verhalten entgangen ist. Der Esel, der die Leiche des Müllers zu Beginn des Textes unter den Galgen führt, zeigt bereits die Lasterhaftigkeit desselben an und bedeutet den Geistlichen, die sich – in der Urteilsfähigkeit dem Esel offenbar unterlegen – noch um die Bestattung des Leichnams zanken, ihn unter eben diesem Galgen *vnd nirgen anderswar* (Müller, S. 98, V. 4) zu begraben. Der Esel hilft nicht nur bei der Entscheidung für eine Grabstätte, sondern vollführt zugleich eine Art Gottesurteil, eine symbolische Handlung, welche die Schlechtigkeit des Müllers klar herausstellt, die zu Lebzeiten offenbar keine Konsequenzen nach sich gezogen hat. Denn dem Ende am

Galgen ist der Müller entgangen, wiewohl er, so auch die Teufel, *vil schalkeit had gedan* (Müller, S. 98, V. 18). Der Teufel verweist daher, nachdem der Müller ihm entwischt ist, sogleich darauf, dass er *sal en von rechte han* (Müller, S. 99, V. 8) und dieses Recht will ihm auch – bis auf den Müller selbst – niemand streitig machen.

Doch der Text führt vor, dass rechtliche Ordnungen, die v. a. durch symbolische Handlungen organisiert und stabilisiert werden,¹² nicht nur im Diesseits, sondern auch im Jenseits eine nur begrenzte Reichweite haben, wenn ihre symbolische Pränanz nicht (an)erkannt wird: Sie werden zeichenhaft, arbiträr und damit bis zu einem gewissen Grad auch unterschiedlich deutbar. Eine solche Ordnung, welche nicht mehr in der Lage ist, sich symbolisch prägnant zum Ausdruck zu bringen, erscheint notwendigerweise geschwächt und anfällig für Irritationen. Und so ist, obwohl sich Himmel und Hölle einig sind, wo der rechtmäßige Platz des Müllers zu sein hat, weder hier noch dort jemand in der Lage, dieses Recht umzusetzen.

Im Gegensatz zu anderen Motivverwandten verzichtet der ›Müller im Himmek‹ gänzlich auf den Einsatz von Magie. Während ein Bruder Lustig sich mithilfe seines Zauberranzens in den Himmel wünschen kann (vgl. Neumann 2002, Sp. 818; Köhler 1894, S. 61f.), sind es beim Müller allein dessen Wissen um die (nicht nur vorbildlichen) Taten und Worte der Heiligen und sein rhetorisches Geschick, das die himmlische Gesellschaft sprach- und machtlos werden lässt. Der prägnante religiös-symbolische Sinn ihrer Handlungen wird durch den Müller auf die Arbitrarität eines Zeichens reduziert, das ebenso gut zu ihren moralischen Ungunsten ausgelegt werden kann. Im altfranzösischen ›Du vilain qui conquist paradis par plaît‹¹³ rechtfertigt sich die Seele eines Bauern auf ganz ähnliche Weise wie der Müller mit Verweisen auf die irdischen Fehlritte der Heiligen, kann überdies jedoch ein auf christliche Tugenden ausgerichtetes Leben vorweisen und bedarf daher keiner zusätzlichen List, um sich einen Platz im Himmel sichern.¹⁴ Der Müller des vorliegenden Textes kann am Ende nur an einen einst verschenkten Mehlsack erinnern und ändert daher seine

Argumentationsstrategie. Da der Sack als Symbol für eine barmherzige Gabe zu Lebzeiten nicht ausreicht, setzt er sich darauf und betont die Rechtmäßigkeit seines Verbleibs auf seinem Eigentum:

Ich sitze, dar ich billich sitzin sol,
Vff myn eygen, das ich han,
Vnd will mit rechte dar uff stan.
(Müller, S. 102, V. 36–38)

Wiewohl der einmal verschenkte Sack im Grunde nicht mehr vom Müller als Eigentum reklamiert werden kann, hat dieser im Dialog mit Gott das letzte Wort. Hierauf konstatiert der Erzähler nur noch, dass der Müller auf diese Weise *sunder godes tang* (Müller, S. 103, V. 3) im Himmelreich blieb. Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass das Recht, auf das sich der Müller beruft und das zuvor weder der teuflischen noch der himmlischen Seite weitergeholfen hat, nun doch auf irritierende Weise wirksam wird. Das zuletzt geäußerte Argument des Müllers scheint alle zuvor geäußerten zu schlagen, auch die Erklärungen Gottes, die mit dem Verweis auf die fehlenden guten Taten überhaupt erst die Vorlage für den müllerschen Trick bilden. Denn offenbar hat er diesen Schachzug nicht von langer Hand geplant: *Vil balde*, heißt es im Text, *hatte he sich doch bedacht* (Müller, S. 102, V. 30), bevor er sich schnell mit den oben zitierten Worten auf den Sack setzt. Damit zeigt sich der Müller grundsätzlich als weitaus flexibler als die restlichen Figuren. Er stellt damit eine Kompetenz unter Beweis, die auch Schwankhelden wie den Pfaffen Amis oder Dyl Ulenspiegel charakterisiert.

4. Schluss und Ende

Strukturell weisen die Texte vom Holzfäller und Müller große Ähnlichkeiten auf. Die Handlungspunkte konzentriert sich im jeweiligen Werkzeug, das die irdische Profession der Protagonisten ausweist. Der Schlägel und der Mehlsack heben sich kontrastierend vom himmlischen Kontext ab und

machen deutlich, wie wenig die rein weltliche Arbeit für das Seelenheil taugt. Während jedoch im Schlägel, der zerbricht, sobald er eine Brücke zur Transzendenz schlagen soll, pointiert der Sinn des Exempels zur Anschauung kommt, bedient sich der Müllersack nur der Struktur der Pointe, um das Erzählte sodann in einen antipointenhaften Textschluss zu überführen. Der Müller zeigt im Gegensatz zum Holzfäller keinerlei Einsicht oder Ehrfurcht, keine erbarmungswürdige Einfältigkeit, sondern gewitztes rhetorisches Geschick, gegen das selbst Gott machtlos ist. Anders als der Holzfäller versucht der Müller gar nicht erst, seinen Platz im Himmel durch seine ehrliche Arbeit auf Erden zu begründen. Der Sack ist kein prägnantes Symbol, in dem sich der Sinn der Geschichte konzentriert. Er bringt durch eine genau entgegengesetzte Bewegung, die Ambiguisierung des Geschehens, bewusst Irritationen ins Spiel. Die Devaluation von Pränanz am Ende findet sein Korrelat nicht nur auf der bildlichen, sondern auch auf der Handlungsebene. Der Müller wehrt sich erfolgreich gegen sein gottgewolltes Ende, das eigentlich die endlose Höllenpein vorsieht. Die Tricksereien, die ihm bereits auf Erden halfen und den klugen Esel dazu bewogen hatten, seinen Leichnam unter den Galgen zu führen, helfen ihm – entgegen Gottes Willen – in den Himmel zu kommen und das ewige Leben zu erreichen. Das ewige Leben bedeutet für ihn zugleich die Revision seines Endes und er nutzt es, um der himmlischen Gesellschaft nun bis in alle Ewigkeit das blanke Hinterteil zu zeigen. Die Inkongruenz zwischen den Frechheiten des Müllers und seinen heiligen Antagonisten, der Listigkeit des Mannes und der Allmacht Gottes wird am Ende nicht in einer sinnhaften Pointe aufgelöst, sondern die Spannungen werden in antipointenhafter Weise bewusst aufrechterhalten. Zwar erfährt das Unerhörte in der obszönen Geste eine Verdichtung, doch erweist sich diese Form der Verdichtung, nicht zuletzt aufgrund ihrer axiologischen Prekarität, als Strategie zur Sinnverdunkelung. Sinnerhellung, wie sie die Pointe vorsieht, wird durch die Irritationen am Ende verweigert, ohne dass dabei jedoch die strukturelle Nähe zur sinnhaften Pointe verdeckt würde.

Der göttlichen Pointe im ›Holzhacker‹ kann die schwarz-komische Antipointe im ›Müller‹ entgegengesetzt werden. Das ergaunerte, endlose Ende ist durchaus folgerichtig und passt sich gut in die zuvor demonstrierte Überlegenheit des Müllers ein, der sich selbst als Leichnam dem Zugriff der kirchlichen Autoritäten zu entziehen weiß. Die Entfaltung eines narrativen Sinns, der Komplexität reduziert und symbolische Bedeutung prägnant zum Ausdruck bringt, wird mit diesem Ende allerdings bewusst gestört, um jene Form der literarischen Dunkelheit zu erzeugen, welche für Schwarze Komik charakteristisch ist. Diese Spielform des Komischen setzt mit Strategien wie der Antipointe genau an der »Verwobenheit von einzelner Wahrnehmungsphänomen und Sinn-Ganzem« (Cassirer 2010, S. 231) an, die Cassirer als Prägnanz bezeichnet. Sie zielt gerade auf die Irritation eines mit symbolischer Prägnanz zur Anschauung gebrachten Textsinns ab und kann Irritationen mitunter auch durch minimale Abweichungen erreichen.

Die besprochenen Texte zeigen, dass Pointe und Antipointe durchaus strukturanalog ausfallen können und es dementsprechend kein sehr weiter Weg von pointierter Prägnanz zu antipointenhafter Sinnirritation ist. Die Semantik des Endes entscheidet darüber, ob die Lösung eines Rätsels dasselbe zur Scherzfrage werden lässt, ob das Ende einer Erzählung einen narrativen Sinn entfaltet oder ob die Sinnangebote des jeweiligen Textes ins Leere gelenkt werden. Die Antipointe macht sich die Strukturgleichheit mit der Pointe zunutze, um die an Letztere geknüpfte Sinnerwartung zu provozieren und dann gezielt zu unterlaufen. Dabei ist es nicht die Absenz von Sinn, welche Irritation erzeugt, sondern gerade das Zusammenspiel aus verschiedenen Sinnelementen, deren Harmonisierung zuletzt sabotiert wird. Über die verschiedensten generischen Grenzen hinweg lassen sich Spielformen beobachten, die den Sinn der jeweiligen Textform am Schluss bewusst irritieren, indem sie Komplexität durch widerstreitende Sinnoptionen massiv steigern, oder indem sie Komplexität durch tautologische Konklusionen vollständig auflösen. Dies sind die beiden Extrempole, zwischen denen sich das Spiel mit Sinn bewegt. Die Sinnverdunkelung

Schwarzer Komik ist somit keineswegs gleichzusetzen mit kompletter Sinnlosigkeit. Gerade in der Irritation von Mechanismen der Sinnerzeugung wie der Pointe, der Rätsellösung oder dem narrativen Ende, werden die Funktionsweisen dieser Techniken anschaulich und im Komischen sinnlich nachvollziehbar. Nicht zuletzt regt die Irritation damit auch zur Reflexion über etablierte Techniken der Sinnerzeugung an und legt deren Funktionsweisen offen. Auf diese Weise können gerade jene Texte, welche sich der Prägnanzerwartung am Ende bewusst entziehen, Aufschlüsse über die Möglichkeiten und die Grenzen literarischer Sinnerzeugung geben.

Bei der Suche nach einem prägnanten Sinn verdienen daher Ende und Schluss eines Textes besondere Aufmerksamkeit. Denn erst nach Kenntnis des Schlusses kann beurteilt werden, ob der Text auch ein sinnhaftes Ende formt, ob und welche zuvor im Text präsentierten Elemente noch einmal aufgegriffen und sinnhaft zusammengeführt werden oder ob eine solche Sinnogenese zuletzt verweigert wird. Ein prägnant sinnhaftes Ende erscheint einerseits auf der textuellen Ebene markiert, wie etwa im Textbeispiel vom ›Holzhacker‹ durch die Pointe am Schluss der Erzählung. Andererseits wird der Schluss, insbesondere in narrativen Texten, erst dann zu einem Ende, wenn er zugleich über sich selbst hinausweist und dem Rezipienten hermeneutische Arbeit abverlangt. Diese Doppelstruktur des Endes korrespondiert mit jener des Symbols, das als verweisendes Zeichen über sich selbst hinausreicht und zugleich derart präzise seine Bedeutung auf den Punkt bringt, dass es nicht länger arbiträr, sondern prägnant erscheint.

Die in diesem Beitrag besprochenen Texte deuten bereits an, dass unterschiedliche Strategien der Pointierung einen großen Einfluss auf den Sinnbildungsprozess des narrativen Ganzen haben. Dementsprechend wäre es aufschlussreich, an die hier gestellten Überlegungen anknüpfend zu untersuchen, wie das Verhältnis von Symbol und Zeichen sowie Ende und Schluss in anderen narrativen Texten ausgestaltet ist, ob sich gegebenenfalls gattungsspezifische Präferenzen im Umgang mit diesen Strukturen ausmachen lassen. Dabei erscheint es als besonders vielversprechend, nach

Irritationsmomenten zu suchen, da in ihnen meist am deutlichsten jene Konventionen aufscheinen, die gerade in Frage gestellt oder verletzt werden. Womöglich wird sich durch die Untersuchung weiterer Texte erhärten lassen, was hier skizziert wurde: Prägnantes Erzählen zielt auf die Reduktion von Komplexität, welche in narrativen Texten u. a. durch eine exemplarische Ausrichtung des Textsinns erreicht werden kann. Irritationen am Textende führen hingegen zu einer Komplexitätssteigerung, welche sich notgedrungen von einem prägnant zu fassenden Erzählsinn entfernt, und bringen gerade dadurch den souveränen Umgang der Texte mit basalen Vorgaben der narrativen Sinnerzeugung zur Anschauung.

Anmerkungen

- 1 Vgl. außerdem grundlegend die pointierte Zusammenfassung seines Ansatzes der ›Philosophie der symbolischen Formen‹ bei Cassirer (1956, S. 201–230).
- 2 Das Digitalisat dieser Handschrift ist auf der Seite der Klassik Stiftung Weimar/ Herzogin Anna Amalia Bibliothek unter diesem [Link](#) zu finden. Vgl. zum Texttyp der Scherzfrage grundlegend den Beitrag von Tomasek (1994, S. 216–234).
- 3 Das Exempel von ›St. Petrus und der Holzhacker‹ ist mit weiteren Reimpaargedichten des Schweizer Anonymus sowie Boners ›Edelstein‹ in der Handschrift St. Gallen, Stiftsbibl., Cod. 643, überliefert ([Digitalisat](#)). Die Zitate dieses Textes beziehen sich auf die von Hanns Fischer herausgegebene Ausgabe (1965, S. 47–51).
- 4 ›Der Müller im Himmel‹ ist neben Hugos von Trimberg ›Renner‹, ›Salomon und Markolf‹ sowie Schondochs ›Königin von Frankreich‹ im Codex Darmstadt, Universitäts- und Landesbibl., Hs. 724, 106v–108r, überliefert. Die Zitate dieses Textes beziehen sich auf die von Adelbert von Keller herausgegebene Ausgabe (1855, S. 97–110). Da die Verszählung in dieser Ausgabe auf jeder Seite neu beginnt, wird die Seitenzahl in den Verweisen im Fließtext jeweils mit angegeben.
- 5 Vgl. zum bildlichen Potential dieser Szene auch bereits Köhler (1894, S. 48–78, bes. S. 49).
- 6 So folgt, um nur ein Beispiel herauszugreifen, direkt auf den ›Holzhacker‹ das Märe vom ›Pfaffen im Käskorb‹ (S. 51–56), ein Ehebruchschwank mit derb-erotischer Pointe. Vgl. Scheuer (2016, S. 501–506).
- 7 Die zitierte Übersetzung stammt von Gisela Meyer-Stüssi (Vulgata 2018, S. 115).

- 8 Das Petruslied ist unikal als Nachtrag im Codex München, Staatsbibl., Clm 6260, 158^v, überliefert. Das Zitat oben richtet sich nach der Ausgabe von Wilhelm Braune (1979, S. 131).
- 9 In ihrer Studie über religiöse Kleinepik ordnet Nicole Eichenberger sowohl den ›Holzhacker‹ als auch den ›Müller‹ als **parodistisch ausgerichtete Texte ein**, ohne dabei allerdings immer präzise zu benennen, wer oder was im gegebenen Fall das Bezugsobjekt bzw. -subjekt der Parodie ist. Dementsprechend vage bleibt die Interpretation der Inkongruenzen, welche die Texte (allerdings, wie im Folgenden gezeigt werden soll, in deutlich unterschiedlicher Intensität) zum Einsatz bringen. Die Überlegenheit des Müllers etwa sei »wohl nichts weiter als ein Bruch mit den Erwartungen der Rezipienten um der komischen Wirkung willen«. (Eichenberger 2015, bes. S. 54–67, hier S. 56).
- 10 So ist der Müller auch im ›spil von einem keiser und eim apt‹, in: Keller (1853, Nr. 22, S. 199–210), ein dem Klerus überlegener Schelm, der es auf gewitzte Weise versteht, die Rätsel des Kaisers zu lösen, die den Abt zuvor überforderten. Das bestätigt auch der Prior, an den sich der Abt hilfeschend wendet, nachdem ihm die Lösung der drei Rätsel aufgetragen wurde, der sogleich nach dem Müller schicken lässt: *Herr, unser mulner vor dem wald / Der riet die ret alle drei gar pald, / Wann er ist solcher ding gar frei / Und ist doctor in aller pubrei, / Von allen puoben abgefaumt. / Schickt nach im, so seit ir rungesaumt. / Die sach ist uns allen zu schwer.* (Kaiser, S. 202, V. 15–21) Der schlechte Leumund wiederum, der dem Müller anhaftet und ihn als Betrüger und Dieb ausweist, ist ebenfalls weit verbreitet und begegnet über Gattungsgrenzen hinweg, von der Scherzfrage bis zum Schwank. Vgl. die Übersicht zur Ausgestaltung dieses Topos bei Siegfried Neumann (1999, Sp. 998–1005) sowie Eva Delz (1999, S. 261–262).
- 11 Stellvertretend für diesen Typus sei auf das Märe vom ›muller mit dem kynde‹ hingewiesen, das u. a. in der Handschrift Karlsruhe, Landesbibl., Cod. K 408, 11^{vb}–13^{vb}, überliefert ist. Die folgenden Zitate richten sich nach der Ausgabe von Ursula Schmid (1974, S. 85–91). Der Müller dieses Märe ist so einfältig, *Das ym vn kunt was die mynne* (Kind, V. 20) und er sich Hilfe suchend an seinen Knecht wendet. Dieser rät seinem Meister, eine *stolcze dyrn* (Kind, V. 28) aufzusuchen, doch die Passivität des Müllers verhindert, dass es zum Liebesakt kommt. Beim zweiten Versuch setzt die Frau ihm einen Honigtopf vor, um ihn die ›Süße der Minne‹ (Kind, V. 154) schmecken zu lassen. Seine Bauchschmerzen, die ihn danach plagen, deutet der Müller als Zeichen einer Schwangerschaft und lässt sich bei der ›Geburt‹ von einer alten Hexe helfen, die schnell bemerkt, dass er das Opfer eines Streichs ist. Eine Schwalbe wird ihm schließlich als sein Kind

ausgegeben, das jedoch sogleich davonflattert und seinen vermeintlichen Vater ob des Verlustes betrübt zurücklässt.

- 12 Vgl. zu diesem Themenkomplex die Beiträge des Sammelbandes von Gert Melville (2001), und zum Verhältnis von symbolischer Kommunikation, Recht und Machtausübung in der Vormoderne grundlegend die Studie von Gerd Althoff (2003). Das Verhältnis von Recht, seinen symbolischen Praktiken sowie Fiktionen und vormoderner Literatur beleuchten die verschiedenen Beiträge des LiLi-Heftes: Recht und Literatur, das von Hartmut Bleumer (2011) herausgegeben wurde.
- 13 Vgl. zu Überlieferung und Text de Montaiglon/Raynaud (1878, S. 209–214). Der Text ist auf der Seite der Bibliothèque nationale de France auch [digital](#) einsehbar.
- 14 Vgl. die Zusammenfassung des Fabliau bei Köhler (1894, S. 51f.). Die Seele des Bauern wird nach ihrer Trennung von den sterblichen Überresten des Bauern nicht von einem Engel oder Teufel abgeholt, weshalb sie dem Erzengel Michael, der gerade eine andere Seele in den Himmel befördert, folgt und so selbst vor die Himmelstür gelangt. Eine sozialkritische Note erhält der Text dadurch, dass der Bauer an der Himmelpforte durch Petrus zunächst abgewiesen wird, da er ohne englisches Geleit dorthin gekommen war und dem gemeinen Volk angehöre.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Althochdeutsches Lesebuch, zusammengestellt und mit Wörterbuch versehen von Wilhelm Braune, fortgeführt von Karl Helm, 16. Aufl., bearbeitet von Ernst A. Ebbinghaus, Tübingen 1979.

Biblia sacra vulgata. Lateinisch/Deutsch, Bd. V: Evangelia, Actus Apostolorum, Epistulae Pauli, Epistulae Catholicae, Apocalypsis, Appendix/Hieronimus, hrsg. von Andreas Beriger, Widu-Wolfgang Ehlers/Michael Fieger, Berlin/Boston 2018 (Sammlung Tusculum).

Codex Karlsruhe 408, bearb. von Ursula Schmid, hrsg. von Rolf Max Kully/Heinz Rupp, Bern/München 1974 (Deutsche Sammelhandschriften des späten Mittelalters, Bibliotheca Germanica 16).

Codex Weimar Q 565, bearb. von Elisabeth Kully, hrsg. von Rolf Max Kully/Heinz Rupp, Bern/München 1982 (Deutsche Sammelhandschriften des späten Mittelalters, Bibliotheca Germanica 25).

Eine Schweizer Kleinepiksammlung des 15. Jahrhunderts, hrsg. von Hanns Fischer, Tübingen 1965.

Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, gesammelt und hrsg. von Adelbert von Keller, Stuttgart 1855 (Bibliothek des litterarischen Vereins 35).

Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, 1. Theil, hrsg. von Adelbert von Keller, Stuttgart 1853 (Bibliothek des litterarischen Vereins 28).

Heinrich Kaufringer: Werke, hrsg. von Paul Sappler. Studienausgabe, Tübingen 1972.

Recueil général et complet des fabliaux des XIII. et XIV. siècles: imprimés ou inédits, Bd. 3, hrsg. von Anatole de Montaiglon/Gaston Raynaud, New York 1878.

Sekundärliteratur

Althoff, Gerd: Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003.

Beumer, Hartmut (Hrsg.): Recht und Literatur, unter Mitarbeit von Susanne Kaplan, Stuttgart/Weimar 2011 (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 41 [2011] H. 163).

Beumer, Hartmut: Schemaspiele – >Biterolf< und >Dietleib< zwischen Roman und Epos, in: Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): Text und Kontext, München 2007, S. 191–217.

Brandes, Peter/Lindner, Burkhard: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Finis. Paradoxien des Endens, Würzburg 2009, S. 7–13.

Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1: Die Sprache. Text und Anmerkungen bearbeitet von Claus Rosenkranz, Darmstadt 2001.

Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Teil 3: Phänomenologie der Erkenntnis. Text und Anmerkungen bearbeitet von Julia Clemens, Hamburg 2010 (Philosophische Bibliothek 609).

Cassirer, Ernst: Zur Logik des Symbolbegriffs, in: Ders.: Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs, Oxford 1956, S. 201–230.

Cullmann, Fritz: Der Apostel Petrus in der älteren deutschen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung seiner Darstellung im Drama, Gießen 1928 (Giessener Beiträge zur deutschen Philologie 22).

Delz, Eva: Art. Müller, in: TPMA 8 (1999), S. 261–262.

Eichenberger, Nicole: Geistliches Erzählen. Zur deutschsprachigen religiösen Kleinepik des Mittelalters, Berlin u. a. 2015 (Harmaea 136).

Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Die Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.

Hühn, Peter: Art. Event and Eventfulness, in: Ders. [u.a.] (Hrsg.): the living handbook of narratology, Hamburg 2011. ([online](#))

- Köhler, Peter/Müller, Ralph: Art. Pointe, in: *3RL 3* (2003), S. 115–117.
- Köhler, Peter: Nonsens. Theorie und Geschichte der literarischen Gattung, Heidelberg 1989 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Folge 3, 89).
- Köhler, Reinhold: Sanct Petrus, der Himmelspfortner, in: Ders.: Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß, hrsg. von Bolte, Johannes/Schmidt, Erich, Berlin 1894, S. 48–78.
- Labov, William: *The Language of Life and Death. The Transformation of Experience in Oral Narrative*, Cambridge 2013.
- Lotman, Jurij: *Die Struktur literarischer Texte*, übersetzt von Rolf-Dietrich Keil, 4., unveränderte Aufl., München 1993 (UTB 103).
- Merkt, Andreas: Art. Petrus Mutter, in: *EM 10* (2002), Sp. 810–812.
- Neumann, Siegfried: Art. Mühle, Mülstein, Müller, in: *EM 9* (1999), Sp. 974–984.
- Neumann, Siegfried: Art. Müllerschwänke, in: *EM 9* (1999), Sp. 998–1005.
- Neumann, Siegfried: Art. Petruschwänke, in: *EM 10* (2002), Sp. 814–824.
- Postel, Verena: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): *Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten*, Berlin 2006, S. 7–19.
- Rehberg, Karl-Siegbert: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien – Eine Einführung in systematischer Absicht, in: Melville, Gert (Hrsg.): *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*, Köln [u.a.] 2001, S. 3–49.
- Scheuer, Hans Jürgen: Sakrale Räume im Schwank, in: Koch, Elke/Schlie, Heike: *Orte der Imagination – Räume des Affekts. Die mediale Formierung des Sakralen*, München 2016, S. 495–512.
- Schmid, Wolf: *Elemente der Narratologie*, 2. verb. Aufl., Berlin u. a. 2008 (de Gruyter Studienbuch).
- Stierle, Karlheinz: Die Wiederkehr des Endes: Zur Anthropologie der Anschauungsformen, in: Ders./Warning, Rainer (Hrsg.): *Das Ende: Figuren einer Denkform*, München 1996 (Poetik und Hermeneutik 16), S. 578–599.
- Stierle, Karlheinz: Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte, in: Ders.: *Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft*, München 1975.
- Tomasek, Tomas: Scherzfragen – Bemerkungen zur Entwicklung einer Textsorte, in: Haug, Walter (Hrsg.): *Kleinstformen der Literatur*, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 216–234.
- van Dijk, Teun A.: *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*, deutsche Übersetzung von Christoph Sauer, Tübingen 1980.
- von Müller, Mareike: *Schwarze Komik. Narrative Sinnirritationen zwischen Märe und Schwank*, Heidelberg 2017 (Studien zur historischen Poetik 24).

Hilfsmittel

Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Bd. 1. Leipzig 1872. ([online](#))

Anschrift der Autorin:

Dr. Mareike von Müller
Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie
Käte-Hamburger-Weg 3
D-37073 Göttingen
E-Mail: mmuelle9@gwdg.de

Silvan Wagner

Keimzellen für moralischen Sinn Prägnantes Erzählen in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹

Abstract. Die Forschung unterstellt den Schwänken Johannes Paulis einerseits Banalität, andererseits Komplexität. Mit dem Begriff der Prägnanz kann zwischen beiden Haltungen vermittelt werden: Die Schwänke haben Sinn nicht bereits in ihrer literarischen Form, sondern diese bietet dem Rezipienten ein Spielfeld an, um (unterschiedlich) Sinn zu erzeugen. Die Schwänke Paulis sind damit prägnant im wörtlichen Sinn: Sie gehen schwanger mit Sinn, den es aber erst durch eine Perspektivierung seitens des Interpreten auf die Welt zu bringen gilt. Pauli setzt unterschiedliche Strategien ein, um eine solche narrative Interpretation zu unterstützen.

Literaturhistorisch ist Johannes Paulis Kleinenepik unzweifelhaft von großer Bedeutung: Seine Schwanksammlung ›Schimpf und Ernst‹ setzt 1522 den Startpunkt für den ungeheuren Boom gleichartiger Sammlungen deutschsprachiger Schwänke im 16. Jahrhundert.¹ Gleichwohl sind die 693 Schwänke, die die Erstausgabe von ›Schimpf und Ernst‹ bilden, für die Forschung ein ambivalenter Gegenstand: Auf der einen Seite bieten sie einen reichen Steinbruch für stoffgeschichtliche², rechtshistorische³ und sozialgeschichtliche⁴ Untersuchungen. Die hierfür förderlichen Aspekte der Schwanksammlung (Paulis Selbstverständnis als Kompilator⁵, die serielle Erzählweise des Schwanks⁶, die funktionale Bestimmung der Schwänke als Predigtexempel⁷) sind auf der anderen Seite hinderlich für eine literarische Interpretation: Die literarische Qualität der Schwänke Paulis wird – wenn sie überhaupt

in den Blick kommt – in der Regel als eher gering bewertet, ihre Interpretation im Einzelnen oder in der Gruppe als fragwürdig. Dieses Verdikt begleitet die wissenschaftliche Diskussion *mutatis mutandis* von Anfang an: So urteilt Cornelius Schröder 1926, dass die Schwanksammlung »ohne besondere systematische Anordnung« (Schröder 1926, S. 395) angelegt sei, und seine positive Qualifizierung des Erzählstils Paulis als »echt volkstümlich« (Schröder 1926, S. 396) spricht den Schwänken im Umkehrschluss jede literarische Raffinesse ab. Erich Straßner fasst 1968 zusammen: »Die einzelnen Geschichten sind bei Pauli straff erzählt, die Moral wirkt meist gezwungen« (Straßner 1968, S. 28). Anna Mühlherr qualifiziert 1993 die Sammlung als bescheidenen Gebrauchstext mit verwirrender Ordnung (Mühlherr 1993, S. 127–131, ähnlich Pearsall 1994, S. 10f.), und Frieder von Ammon und Michael Waltenberger sprechen 2010 von unterschiedlichen, mitunter inkompatiblen Ordnungsmustern, woraus sich »eine unabgestimmte und – wenn überhaupt – nurmehr individuell zu ordnende Pluralität des erzählten Wissens« ergibt (von Ammon/Waltenberger 2010, S. 281). Diese – nicht unbegründeten – Sichtweisen haben dazu geführt, dass trotz der langen Forschungsgeschichte die im engeren Sinne literaturwissenschaftliche Interpretation der ersten deutschsprachigen Schwanksammlung letztlich Desiderat ist:

Die genaue literaturwissenschaftliche Analyse dieser ungewöhnlichen Sammlung von vergnüglichen und moralischen Erzählungen einerseits und moralischen Predigtmärlein andererseits, die nicht nach einem schlicht rekonstruierbaren Schema oder System aufgebaut sind, steht noch bei weitem aus. (Classen 2003, S. 214)

Dies ist umso bedauerlicher, als sich in exemplarischen Tiefenbohrungen eine hohe literarische Komplexität einzelner Schwänke oder Schwankreihen entfaltet, die quer steht zum Verdikt einer schlichten, recht chaotisch strukturierten Schwanksammlung. So arbeitet Eva Wagner 2009 anhand der Schwänke 313 und 314 eine nicht zuletzt autopoietische narrative Eigen-

dynamik heraus, die weit über eine moralische Exemplifizierung hinausgeht (vgl. Wagner 2009); ich selbst habe 2018 am Kapitel ›Von den Spielern‹ die hohe Komplexität der einzelnen Schwänke (inklusive der Korrespondenz zwischen *narratio* und *moralisatio*) und die feinsinnige Komposition der Schwankreihe dargestellt (vgl. Wagner 2018). Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Würdigung Anna Mühlherrs, die nach der – oben skizzierten – Diagnose einer schlichten Erzählweise und einer chaotischen Ordnung davor warnt, es bei diesem Befund zu belassen: »Bleibe man bei dieser Erklärung stehen, wäre das Buch aber doch unterschätzt. Denn es handelt sich bei all seiner zur Schau getragenen Anspruchslosigkeit um ein interessantes Stück Literatur [...]« (Mühlherr 1993, S. 128). Anschließend arbeitet Mühlherr am Eingangskapitel ›Von der Wahrheit‹ heraus, dass hier das Thema ›Aussprechen der Wahrheit‹ kunstvoll, komplex und implizit systematisch durchgespielt wird (vgl. Mühlherr 1993, S. 132f.).

Mühlherrs Beitrag spiegelt vielleicht am besten wider, wie eine literaturwissenschaftliche Lektüre von Paulis Schwanksammlung zwischen Banalitäts- und Komplexitätsverdacht oszilliert. An dieser merkwürdigen Spannung soll auch dieser Beitrag ansetzen und die immer wieder problematisierten Dimensionen der Schwänke in den Blick nehmen: Ihre literarische Gestalt, ihr Verhältnis zwischen *narratio* und *moralisatio*, ihre Kombination und Reihung. Dabei wird sich die Spannung zwischen Banalität und Komplexität bestätigen, die schon Mühlherrs Beitrag prägt. Und als Bindemittel dieser spannungsgeladenen Dialektik, als Grundlage für einen neuen Ansatz der Schwankinterpretation, fungiert das in diesem Band dominant gesetzte Phänomen: Prägnanz.

1. Prägnanz als heuristische Mäeutik

Um meinen Zugriff auf Paulis ›Schimpf und Ernst‹ thesenhaft vorwegzunehmen: Die Predigtschwänke sind prägnant im Wortsinn. Schwänke kreißeln mit Sinn, den es erst in einem Interpretationsakt auf die Welt zu

bringen gilt (vgl. schon Wagner 2018, S. 159). In diesem Verständnis besitzen Schwänke keinen Sinn *per se*, sondern sie gehen schwanger mit Sinn, der erst im Zuge einer aktiven mæeutischen Operation seitens des Interpreten das Licht der Welt erblickt. Wie in der sokratischen Methode muss der Schwank gezielt befragt werden, damit er eine Erkenntnis preisgibt, er erfordert eine aktive Abarbeitung seitens des Interpreten, der als Leser bzw. Hörer Rezipient oder als Predikant Nutzer des Schwanks sein kann.⁸ Der Vorwurf der Forschung, dass sich die Schwänke Paulis hermeneutisch oftmals nicht leicht fügen (gerade in Spannung zwischen *narratio* und *epimythion*), wird damit zu einer Diagnose ihres prägnanten Zustandes, der freilich nur den Ausgangspunkt eines mitunter langwierigen Geburtsvorgangs darstellt.

Theoretisch kann sich ein solches buchstäbliches Verständnis des Prägnanzbegriffs auf Ernst Cassirers Entwurf einer symbolischen Prägnanz stützen. Cassirer bestimmt symbolische Prägnanz als Brücke zwischen Sinn und Sinnlichkeit:

Unter symbolischer Prägnanz soll [...] die Art verstanden werden, in der ein Wahrnehmungserlebnis, als ›sinnliches‹ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ›Sinn‹ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt. (Cassirer 1964, S. 235)

Prägnanz wird damit zu einer hermeneutischen Keimzelle, die aus der konkreten Sinnlichkeit abstrakten Sinn entstehen lässt: »Diese ideelle Verwobenheit, diese Bezogenheit des einzelnen, hier und jetzt gegebenen Wahrnehmungsphänomens auf ein charakteristisches Sinn-Ganzes, soll der Ausdruck der ›Prägnanz‹ bezeichnen. « (Cassirer 1964, S. 235).

Die Identität der Prägnanz als hermeneutische Scharnierstelle zwischen Wahrnehmung und Sinn bringt es mit sich, dass sie letztlich keine objektiv messbare Eigenschaft eines Textes ist, sondern dass sie einem Text von historischen wie rezenten Interpreten zu- und eingeschrieben wird – freilich aufgrund spezifischer Textsignale und -eigenschaften. Ist ein Schwank

prägnant – oder besser: wird er als prägnant wahrgenommen, dann vermittelt er gerade in seiner Konkrettheit, seiner Leiblichkeit und Sinnlichkeit das Abstrakte, das Geistige und den Sinn – nach mäeutischer Hilfestellung.⁹

2. Exemplarische Analyse der Prägnanz im Kapitel IV, ›Ein Titel von den Narren‹

Der Gesamttext der Schwanksammlung mit ihren 693 Schwänken ist freilich zu umfangreich für eine Analyse ihrer Prägnanz im Rahmen dieses Beitrags. Exemplarisch soll daher das vierte Kapitel, ›Ein Titel von den Narren‹, untersucht werden. Es handelt sich dabei um ein Konglomerat aus 32 Schwänken, die allesamt in der Kapitelüberschrift dezidiert als Predigt-schwänke ausgewiesen werden.

Nr.	Titel	Moralisatio	mehrperspektivisch	narrativ	<i>tertium (abstrakt)</i>	
23	<i>Ein Narr gieng nit ongeschlagen</i>	x	x	x	Laufen	Hund
24	<i>Ein Hund liefuß eim Schloß</i>	x	x			
25	<i>Der Bauer verjoucht ein Hasen</i>	x	x	x	fangen	Turm
26	<i>Ein Witziger folgt eim Narren</i>	x				
27	<i>Einer klagt stetz sein rote Kappen</i>	x			henken	Kurzweil
28	<i>Ein Dieb bat das Brod ze schaben</i>	x	x			
29	<i>Ein Fuchs begert an den Galgen</i>	x	x	x	Lust	Stein
30	<i>Ein Frau gab ein edlen Stein für Salat</i>	x	x	x		

31	<i>Der Man stand im Halßeisen</i>	x	x	x	Streit	Schweigen
32	<i>Ein Nar überdisputiert ein Witzigen</i>	x				
33	<i>Einer danckt, wan man ihn klagt</i>	x		x	Mund	Regen
34	<i>Wie einer der Narren spottet</i>	x	x	x		
35	<i>Die Katz solt der Keß hüten</i>	x	x		Öffnung oben	viele ärgern einen
36	<i>Einer ward wund und gesunt</i>	x				
37	<i>Einer verbrant das Hauß der Fliegen halb</i>	x	x	x	viele kleine Bosheiten	Frieden nach Schaden
38	<i>Zwen Narren schlugen einander</i>	x				
39	<i>Frid vor dem Schaden</i>				Narr ist weiser als der Weise	übertriebener Dienst schadet
40	<i>Der Seilgenger fiel, der Narr weint</i>	x				
41	<i>Ein Narr schmecht ein mit der Nasen</i>	x		x	Schmeicheln	Schmeicheln
42	<i>Der Herr hasset sein Knecht</i>	x				
43	<i>Intervallum wüßt ein Nar</i>	x	x	x	Herr	Gott spricht durch Narren
44	<i>Der Nar verbrant sein siechen Herren</i>	x				
45	<i>Den Kolben gab ein Narr seim Herren</i>				Krankheit zum Tode	zur Hölle fahren
46	<i>Wie ein Narr nit in den Himel wolt</i>	x	x	x		
47	<i>Ein Nar verbrant ein Ketzer</i>				Narr bestraft	Essen
48	<i>Ein Nar urteilt zu bezalen mit dem Klang</i>					
49	<i>Ein Narr schlug den Bischof</i>				Erniedrigung	Erniedrigung
50	<i>Ein Nar urteilt Juristen zu den Artzet gon</i>					
51	<i>Wie ein Nar sein Herren versprach</i>				Lüge	Vogel
52	<i>Ein Nar fraß ein berümpften Falcken</i>	x				
53	<i>Ein Bauer sucht 200 Eyer in eim Hun</i>	x	x		gucken	
54	<i>Von Ratzherrn, die dantzen</i>	x		x		

Als Predigtschwänke sind die kleinen Erzählungen Gebrauchstexte, die in einen größeren Zusammenhang eingebaut werden. Ihre intendierte, primäre Interpretation ist also nicht akademischer, sondern vielmehr erzählerischer Natur: Es gilt – etwa für den Predikanten – nicht den Sinn des Textes zu erfassen, sondern einen für die eigenen Zwecke passenden, um dann den Schwank entsprechend moralisch zu perspektivieren und in einen größeren Zusammenhang einzubauen (zur Tradition der Predigtschwänke vgl. Schiewer 1996). Erzählerisch ist diese Textinterpretation insofern, dass sie einem Text Stimme verleiht, ihn in eine kommunikative Situation zurückführt und ihn perspektiviert – allesamt zentrale Funktionen auch einer fiktionalen Erzählinstanz. Klaus Grubmüller hat diese dynamisch-interaktive Interpretationsweise für die schriftliche Ausdifferenzierung von ›Predigtmärlein‹ dargestellt (vgl. Grubmüller 1991), für tatsächlich gehaltene Predigten in ihrer schriftlich-mündlichen Zwischenmedialität ist die variable Perspektivierung von Schwänken noch potenziert anzusetzen, ganz zu schweigen von einem mündlichen Wiedererzählen von Schwänken im geselligen Kreis.

Diese primären, erzählerischen Interpretationen der Schwänke sind den Texten freilich nicht eingeschrieben (wohl aber der Wirkungsgeschichte von Paulis Schwanksammlung, die einen schriftlich geronnenen Beleg für die dynamische Nutzung von Schwänken darstellt). Doch Pauli gibt entscheidende Hilfestellungen für eine erzählerische Interpretation, und zwar in Form seiner *moralisationes*. Die überwiegende Mehrzahl der Schwänke im vierten Kapitel besitzt diese kleinen ›Selbstinterpretationen‹ (vgl. Tabelle, 3. Spalte), die vor allem zu Beginn des Kapitels mitunter sehr ausführlich geraten. Und diese Interpretationsskizzen sind in der Tat nicht akademisch, wie die Kritik der Forschung an ihnen belegt: Sie interpretieren die vorangestellte *narratio* nicht hermeneutisch mit dem Ziel einer konzisen Sinnherstellung, sondern ihrerseits erzählerisch, indem bestimmte Einzelaspekte vordergründig, andere dafür hintergründig werden – und

dies mitunter in unterschiedlicher Art und Weise innerhalb einer *moralisatio*. Die *moralisatio* verhält sich damit der *narratio* gegenüber regelmäßig wie ein zweiter, übergeordneter Erzähler, der sie perspektiviert (zur Perspektivierung als zentrale Funktion des Erzählers vgl. Igl/Zeman 2016, speziell in mediävistischer Anwendung vgl. Wagner 2016).

Plakativ deutlich wird das in den Schwänken, in denen Pauli sich selbst inszeniert (vgl. im Überblick Coxon 2017). Hier zeichnet der Autor Pauli unterschiedliche Selbstinszenierungen als Schreiber, Mönch, Lesmeister etc., deren gemeinsame Funktion es ist, einem Erzähler Gestalt zu verleihen. Besonders interessant erscheint dabei der Schwank 225, bei dem Paulis Selbstinszenierung als aktueller Prediger (*O ir lieben Kinder, ...*) in einem Promythion und als vergangener Prediger (*Da ich uff einmal predigt in derselben Stat in dem Münster, da sprach ich:*) in einem moralisierenden Epimythion eine Ehebruchsgeschichte rahmt, die von Pauli in der Rolle eines Lesmeisters bezeugt wird (*Ich Schreiber dis Büchs bin ein Leßmeister gewesen in einer Stat, da waren zwen Brüder, ...*). In diesem Schwank moralisiert Pauli als Rahmenerzähler in seiner (historisch gedoppelten) Rolle als Prediger eine Ehebruchsgeschichte, die er als Lesmeister bezeugt (womit der Binnenerzähler Gestalt gewinnt). Und diese doppelte Moralisierung erfolgt ihrerseits erzählend, indem der aktuelle Prediger Pauli seinem Rezipientenkreis ein Scherzrätsel erzählt, das durch die Binnengeschichte exemplifiziert wird, bzw. indem der historische Prediger Pauli seinem damaligen Rezipientenkreis dieselbe Pointe – das Tuch wird teuer – in einen ganz anderen Scherz verpackt, der seinerseits die Binnengeschichte ähnlich, aber doch signifikant anders perspektiviert. Der kurze Schwank wird auf diese Weise in seiner Sinndimension überaus prägnant, da seine – banale – Geschichte gleich drei leicht unterschiedliche Perspektivierungen durch denselben Erzähler in drei unterschiedlichen Gestalten erfährt:

O ir lieben Kinder, solt man einem jeglichen Eebrecher ein Hand abhawen, so
wüird das Dûch fast thür werden. Warumb? Es wüirden nit vil Spinnerin sein.
Ich Schreiber dis Büchs bin ein Leßmeister gewesen in einer Stat, da waren

zwen Brüder, und het jeglicher ein Frau, die hetten zwo Metzen überkumen. Man warnet sie offt; dannocht lieffen sie hinweg mit inen und liessen Weib und Kind sitzen. Die Herren der Stat liessen inen nachylen und liessen sie **fahen, und under andern Straffen müsten sie schweren, kein andere Farb zû** tragen dan lange grawe Röck. Da ich uff einmal predigt in derselben Stat in dem Münster, da sprach ich: **›Sol es darzû kumen, das ein jeglicher Eebrecher** sol ein grawen Rock tragen, wa wil dan ich armer Münch ein Kutten überkumen! Dan es sein wol also vil Eebrecher und Eebrecherin, das das grau **Dûch also thüer würd werden.**‹

Erzähler 1 (der aktuelle Prediger Pauli) perspektiviert die *narratio* als illustratives Exempel seines Scherzrätsels mit der Pointe ›Tuchteuerung durch Arbeitsunfähigkeit bestraffter Spinnerinnen‹; Erzähler 2 (der Lesmeister Pauli) perspektiviert die *narratio* als historisches Geschehen, das als narrative Blüte aufgelesen wird zur exemplarischen Verwendung; Erzähler 3 (der historische Prediger Pauli) perspektiviert die *narratio* als illustratives Beispiel seines Scherzes mit der Pointe ›Tuchteuerung durch übermäßige Nachfrage von Strafkleidung‹.

Auch jenseits dieses plakativen Beispiels wird in den Schwänken von ›Schimpf und Ernst‹ je bruchstückhaft moralischer Sinn erzeugt: Die *moralisatio* (die im Beispiel ausnahmsweise auch in Form eines Promythions auftritt) leistet aktive Geburtshilfe für die Präganz der *narratio*, die sich erst aus der Perspektive (bzw. den Perspektiven) der *moralisatio* aus als prägnant erweist. Da diese Sinnerzeugung aber in der Regel bruchstückhaft bleibt oder plurale Spannungen erzeugt, bricht dabei regelmäßig neue Präganz auf, mit der der Interpret alleingelassen wird – darauf wird noch zurückzukommen sein.

Vorerst kann als Arbeitsthese für diesen Beitrag festgehalten werden, dass die *moralisationes* bei Pauli keine Selbstinterpretationen sind, die den Rezipienten von einer Sinnsuche entlasten und die Sinnerzeugung stillstellen würden; vielmehr handelt es sich um Beispiele für einen narrativ interpretierenden Umgang mit den *narrationes*, die dazu anleiten und einladen, dieselben, ähnliche und andere Wege hermeneutischer Geburtshilfe zu beschreiten. Pauli zeigt dabei unterschiedliche Strategien der Vorder-

und Hintergrundierung von Einzelaspekten der *narrationes*, unterschiedliche Arten der Perspektivierung einer Geschichte und damit unterschiedliche Techniken einer hermeneutischen Geburtshilfe. Im Folgenden möchte ich drei dieser Strategien unter den Stichworten *tertium comparationis*, ›Mehrperspektivische Moralisierung‹ und ›Narrative Moralisierung‹ systematisieren und exemplarisch am vierten Kapitel darstellen.

2.1 Das *tertium comparationis*

In der Forschung herrscht ein recht breiter Konsens darüber, dass die Kapitel in ›Schimpf und Ernst‹ zwar eine gewisse thematische Ordnungsstruktur ergeben, dass die einzelnen Schwänke innerhalb der Kapitel aber doch mehr oder weniger willkürlich angeordnet sind (vgl. Schröder 1926, S. 395; Mühlherr 1993, S. 129; Pearsall 1994, S. 10; von Ammon/Waltenberger 2010, S. 279f.). Richtet man den Blick aber weg vom gemeinsamen Thema, das die Kapitelüberschrift setzt (im vierten Kapitel beispielsweise den Narren) und mit engerem Fokus auf die Einzeltexte selbst, dann kann man eine überraschende Entdeckung machen: Jeder der Schwänke ist mit seinen beiden Nachbartexten verknüpft durch ein gemeinsames Motiv, ein *tertium comparationis*, sei es in der *narratio* oder in der *moralisatio*. Diese Verbindungsmotive sind in der Tabelle in den letzten beiden Spalten aufgeführt. Oftmals sind die Verknüpfungen über ein *tertium* zentral, offensichtlich und selbstverständlich: In den Schwänken 23 und 24 läuft ein Narr bzw. ein Hund schnell; die Schwänke 24 und 25 handeln beide von Hunden; die Schwänke 26 und 27 handeln von Personen, die in einem Turm gefangen sind; in den Schwänken 27 und 28 wird der zentrale Narr gehenkt; Schwank 38 schließt mit der Sentenz *Nach dem Schaden macht der Narr Frid*, woraufhin Schwank 39 schon mit der Überschrift beginnt *Frid vor dem Schaden* usw.

Manchmal aber werden gerade für die Geschichte eigentlich dezentrale, nicht handlungstragende Elemente zum *tertium* (was auch erklärt, dass

dieses Phänomen der Forschung bislang entgangen ist). Ein schönes Beispiel dafür ist das *tertium* der Schwänke 30 und 31: Im Schwank 30, ›Ein Frau gab ein edlen Stein für Salat‹, tauscht eine törichte Frau einen Edelstein im Wert von 40 Gulden aufgrund eines spontanen Appetitgefühls gegen einen Salat ein. Während hier das Element »Stein« durchaus zentral ist, taucht es im folgenden Schwank, ›Der Man stand im Halßeisen‹, dezentral auf. Die *narratio* des Schwanks (der weiter unten noch eingehender analysiert werden soll) lautet:

Uf ein Zeit was ein Frau, die het beschult, das man sie offentlich straffen solt, als an etlichen Orten ist, und sie in das Halßysin stellen und ir ein Brieff an die Stirn machen, daran ir Boßheit geschriben ston; in etlichen Stetten hat man ein Korb. Ir **Man het sie zû lieb, darumb er billich bei den Narren ston sol, und überkam mit den Herren und gab Gelt für sie. Also er trüg den Lasterstein für sie, oder stünd für sie in das Halßysin. Wan es sich darnach begab**, das sie uneins wurden und mit einander haderten, so verweiß sie es im und sprach dannocht auch vor den frembden Lüten: ›Ich bin doch noch nit in dem Halßysin gestanden als du.‹ Das war gar ein grose Undanckbarkeit, die **Schand, die sie im uffhüb und verweiß, die sie hat verschult; sie solt die Straff gelitten haben, dy er leid.**

Das Element »Stein« taucht auch hier in der *narratio* wieder auf und bildet damit das *tertium comparationis* zum vorhergehenden Schwank. Aber der Stein ist für die Geschichte alles andere als zentral, er kommt eigentlich gar nicht vor. Er erscheint letztlich nur in einer (inhaltlich überflüssigen) Anmerkung des Erzählers, als Hendiadyoin an der Seite von *Halßysin*, dem eigentlichen Strafgegenstand der Erzählung.

Noch unscheinbarer ist das *tertium* »Regen« zwischen Schwank 34 und 35 eingebaut: Während in der *narratio* des 34. Schwankes der Regen zentral ist und als Begriff sechsmal fällt, taucht der Regen in der *moralisatio* des Folgeschwankes lediglich einmal im Rahmen eines Appendix auf, der zudem nur äußerst assoziativ zur *narratio* passt: Es wäre wichtig, dass Dachdecker ein Haus gut abdecken, damit es nicht reinregnet, heißt es in der *moralisatio*, während die *narratio* hier von einem närrischen Bauern

erzählt, der käsefressende Mäuse mit einer Katze bekämpft, die schließlich Mäuse und Käse auffrisst.

Diese Verknüpfung von zentralen mit dezentralen Aspekten und damit die Vordergrundierung arbiträr erscheinender Elemente ist typisch für das *tertium* in ›Schimpf und Ernst‹. In der Regel wirken diese Verknüpfungen gesucht, und mitunter muss man auch tatsächlich einige Zeit suchen, um das *tertium* zu finden. Fündig wird man aber bei allen Texten des Kapitels, wenn auch das *tertium* nicht immer als Begriff fällt, sondern bisweilen – in der Tabelle kursiviert dargestellt – auf abstrakter Ebene entsteht.

Natürlich stellt sich hier die Frage, inwieweit diese Verknüpfungsstruktur von Pauli bewusst gesetzt wurde. In Fällen, in denen Pauli selbst auf die Verknüpfungen verweist (s. u.), ist dies unstrittig; in Fällen, in denen sich das *tertium* begrifflich in beiden benachbarten Schwänken niederschlägt, ist es wahrscheinlich; in Fällen eines nur abstrakt erschließbaren *tertiums* ist es freilich fraglich. Hier geht eine vermutete Kompilatorenintention untrennbar über in eine rezeptionsästhetische Eigendynamik (vgl. dazu auch den Beitrag von Margit Dahm-Kruse in diesem Band). Letztendlich verantwortlich für die Verknüpfungsstruktur scheint damit weniger die Intention Paulis als der Diskurs typologischen Denkens zu sein, in dem Pauli freilich aufgewachsen ist und dessen er sich breit bedient. Aufschluss über die Reichweite der *tertiums* für die Gesamtanlage der Schwanksammlung kann nur eine entsprechende Untersuchung aller 693 Schwänke erbringen, was hier jedoch den Rahmen sprengen würde – eine solche Untersuchung würde eine intensive Einzelinterpretation aller Schwänke voraussetzen. Exemplarische Suchen nach systematischen Verknüpfungen zwischen benachbarten Schwänken werden allerdings fündig (z. B. Kapitel I ›Von der Wahrheit‹: 1 »schweigen« 2 »ungeliebte Wahrheit sagen« 3 »keine Herberge haben« 4 »keine Herberge haben« 5 »zwei Herren haben« 6 *Tonsur* 7 *lateinische Weisheit* 8 *lateinische Weisheit*. Kapitel XLIII ›Von den Spielern‹: 376 »alle Spiele« 377 »große Spiele« 378 »davon fahren« 379).

Das Oszillieren des *tertium*s zwischen der Strukturleistung des Kompilators und der Hermeneutik eines Rezipienten mag dabei für eine akademische Interpretation ein Problem darstellen – für eine narrative Interpretation ist das *tertium* ungeachtet seiner Herkunft ein wichtiger Motor; der Mehrwert des *tertium*s hinsichtlich einer narrativen Interpretation liegt meines Erachtens gerade in seiner Konstruiertheit und Dezentralität: Was aus heutiger Perspektive etwas an ein dekonstruktivistisches Vorgehen erinnert – der Blick weg vom Zentrum eines Textes, das willkürliche Herausgreifen eines marginalen Aspektes und seine Dominantsetzung – ermöglicht regelmäßig einen ungewöhnlichen, irritierenden Blick auf die kleinen Texte, ihre Erzählungen und *moralisationes*. Orientiert man sich als Interpret am *tertium*, lautet die Frage nicht mehr: Welche Bedeutung hat der Schwank?, sondern vielmehr: Welche Bedeutung kann er (noch) gewinnen? Das *tertium* ist gerade in seiner Arbitrarität und Unwahrscheinlichkeit ein idealer Ausgangspunkt, um die Prägnanz des Schwanks zu erkennen und in Sinn zu überführen. Das mitunter bemühte und gesuchte *tertium* ermuntert einen narrativen Interpreten dazu, sich selbst weiter abzumühen und nach weiteren Verknüpfungen zu suchen, die am *tertium* angesetzt werden können, woraus eine enorme Eigendynamik prägnanter Sinnstiftung resultiert. Diese Eigendynamik soll im Folgenden kurz skizziert werden an den bereits behandelten Schwänken 34 und 35, die durch das *tertium* »Regen« miteinander verbunden sind.

In Schwank 34 erzählt die *narratio* von einem wunderbaren Regen, der alle zu Narren macht, die nass werden. Nach dem Ende des Regens kommt ein weiser Mann, der von den Narren als ihresgleichen behandelt und verlacht wird. Der Weise wäscht sich schließlich absichtlich mit Pfützenwasser, um tatsächlich ein Narr zu werden. Die *moralisatio* bietet drei Perspektiven: 1. Der Fromme lernt das Sündigen aus seinem Umfeld. 2. Böse Narren schelten gute Narren, weil diese jenen nicht gleich sein wollen. 3. Wer in der Welt weise sein will, muss ein Narr werden, um weise zu sein.

Im folgenden Schwank 35 erzählt die *narratio* von einem Speicherschaden: Eine Maus frisst einem Bauern den Käse weg. Der Bauer setzt eine Katze gegen die Maus ein. Die Katze frisst die Maus, aber auch den Käse. Die *moralisatio* bietet drei Perspektiven: 1. Von hohen Herren eingesetzte Amtsleute gehen ebenso mit hilfeschuchenden Bürgern um. 2. Wächter schädigen ihre Schutzbefohlenen oft empfindlich. 3. Ein Dachdecker kann vor Regen schützen.

Über das *tertium comparationis* »Regen« wird eine – denkbar lose – Verknüpfung zwischen beiden Schwänken aufgebaut, die assoziativ weiter ausgebaut werden kann. Das *tertium* lädt – gerade durch seine Arbitrarität – den Rezipienten zur hermeneutischen Ausdifferenzierung ein, die beide Schwänke interpretativ aneinanderbindet, beispielsweise in dieser Form: Der Narr in der zweiten *narratio* handelt anfangs eigentlich nicht närrisch (er wird auch »nur« als *ein halber Nar* eingeführt), indem er die Katze auf die Maus ansetzt. Dies gilt auch für den Mann in der ersten *narratio*, der ja erst durch den Regen zum Narren wird. Der Regen wird in der zweiten *moralisatio* dem Schaden durch Amtsleute und Hüter an die Seite gestellt. Zunächst wäre es ja auch nicht närrisch, von Amtsleuten und Hütern Hilfe zu erwarten (wie der Bauer von der Katze), bis man merkt, dass man sich dadurch selbst schädigt (wie der Bauer in der zweiten *narratio*) bzw. nass macht (wie der eigentlich weise Mann in der ersten *narratio*). Vielleicht wird man durch diese Erfahrung ja weise, wie die erste *moralisatio* andenkend (man muss in der Welt Narr werden, um weise zu sein), und sucht sich vor dem nächsten Regen einen Dachdecker, wie die zweite *moralisatio* abschließend rät. Im assoziativen Gefüge von Regen – Schaden – Machthabern wird der Dachdecker lesbar als ein mächtiger Beschützer, der den Ohnmächtigen (Bauer in 34, arme Bürger in 35) vor Willkür und Amtsmissbrauch schützen kann.

Der nachgezeichnete Assoziationsweg ist keineswegs »die richtige« Interpretation der beiden Schwänke. Aber das *tertium* »Regen« erlaubt gerade durch seine vordergründige Arbitrarität ein assoziatives Hin- und

Herspringen zwischen beiden Geschichten und *moralisationes*, ein narratives Aktiv-Werden des Rezipienten, das für den Einbau der Schwänke in Predigten ebenso fruchtbar ist wie für ihren Einbau etwa in Wirtshausunterhaltungen: Immer gilt es, eine Geschichte in einen Zusammenhang einzubauen und einen signifikanten Vergleich anzubieten.

Nicht immer freilich funktioniert eine solche narrative Interpretation derartig idealtypisch wie zwischen Schwank 34 und 35. Doch immer schafft das *tertium* eine (willkürlich-vorhermeneutische) Verbindung zwischen zwei Schwänken, die hermeneutisch weiter ausgebaut werden kann. Die Prägnanz des *tertium*serweist sich dabei gerade in der Unterschiedlichkeit, in der ein und derselbe Schwank narrativ angeschlossen und interpretativ perspektiviert werden kann. Dies kann auch an den gerade behandelten Schwänken gezeigt werden: Das *tertium* zwischen Schwank 33 und 34 ist »Mund«. In Schwank 33 ist dieser zentrales Motiv: Ein Sohn verliert seinen Vater, und man beklagt kondolierend den Verlust vor ihm. Er antwortet daraufhin: *Got wöl, das euch euwer Vatter sterb; so will ich euch auch kumen klagen*. Das Epimythion empfiehlt auf seinen Mund und die Worte, die daraus kommen, zu achten. Im Folgeschwank 34 (der Geschichte vom Narrenregen) trinkt der Weise den Regen mit seinem »Maul« aus der Pfütze – wieder eine narrativ eigentlich überflüssige Bemerkung (er benetzt sich auch mit dem Wasser am Kopf, was dem Thema »Regen« viel näher ist), die (wie in Schwank 31) das *tertium* dezentral setzt. Folgt man diesem *tertium*, dann wird im Schwank vom Narrenregen weniger die Weisheit des Mannes hervorgehoben, der sich selbst zum Narren macht, als vielmehr seine abschließende Narrheit (*Und gleich was er auch ein Nar worden und treib auch gleich Narrenwerck und Kinderspil*): Narrheit kann den Mund verlassen, aber offenbar auch durch diesen in den Leib gelangen.

Auch Schwank 35 wird anders perspektiviert, folgt man dem *tertium* zu Schwank 36, das in diesem Fall nur abstrakt als »Öffnung oben« erschließbar ist. In Schwank 35 (der Katzensgeschichte) wird in der *moralisatio* abschließend die obige Öffnung im Dach geschlossen – eine dezentrale Setzung

des *tertium* –, während im Folgeschwank 36 von einem gemeingefährlichen Narren erzählt wird, dem von Kindern auf den Kopf geschlagen wird, so dass der kränkliche Dampf durch die Öffnung entweichen kann und er gesundet. Er erzählt, dass er deswegen so zornig und aggressiv gewesen sei, weil er geglaubt habe, der römische Kaiser gewesen zu sein, der gegen Alexander in die Schlacht ziehe. Die umstehenden Knaben habe er als seine Söldner erachtet. Folgt man diesem *tertium*, dann wird im Katzenschwank 35 weniger das Ringen der Ohnmächtigen nach Schutz dominant gesetzt, als vielmehr die Narrheit der *grosen Prelaten und Herren*, die Amtsleute einsetzen, welche ihre Schutzbefohlenen quälen und ausnehmen. Wie der Narr in Schwank 36 denkt, dass er als Kaiser Truppen befehligt, und doch nur mit Kindern spielt, denken die hohen Herren, dass sie fähige Amtsleute beschäftigen, die aber eigentlich unsinnig wie Kinder agieren. Die Dachdecker in der *moralisatio* des Katzenschwanks wären dann lesbar nicht als die Ohnmächtigen, die sich einen mächtigen Beschützer suchen sollen, sondern als die Machthaber, die gefälligst ihren Laden in Ordnung bringen sollen: *Es wer Not, das mancher Decker das Dach deckt, das es nit uff das Dach regnet, damit man drucken in dem Hauß wonen möcht.*

Freilich bedarf eine solche narrative Interpretation einer aktiven Suche zwischen Konkretion und Abstraktion auf Seiten des Rezipienten. Und zu einer solchen lädt Pauli explizit ein, wenn er einleitend für das gesamte Narrenkapitel formuliert: *So jetz nechst gemelt ist ein nerrischer Sun, hat **Frater Johannes Pauli etlich Narren her wöllen setzen, die zû vil Laster mögen dem Predicanten dienen, so fint man sie hie bei einander.***

So jetz nechst gemelt bezieht sich dabei auf den letzten Schwank des vorausgegangenen Kapitels (Schwank 22), der eben von einem närrischen Sohn gehandelt hat. Pauli bietet also eingangs ein für das ganze Narrenkapitel gültiges *tertium* an, eine plakative assoziative Verknüpfung, die als Aufmerksamkeitssteuerung fungiert, weitere Verknüpfungen zwischen den Schwänken zu suchen und sie damit als Exemplifizierung vielfältiger Laster nutzen zu können.

Darüber hinaus macht Pauli mitunter die Verknüpfungsstruktur des *tertiums* auch innerhalb des Kapitels durchsichtig: Mit dem einleitenden Satz *Als dem Narren geschach, was auch uff ein Zeit ein Sun, dem starb sein Vatter* verknüpft den Narr aus Schwank 33 mit dem Narren aus Schwank 32 über das *tertium* »Schweigen« Der Narr in 32 hat geschwiegen, der in 33 hätte besser geschwiegen; mit der Überleitung *Deßgleichen thet auch ein Nar* verknüpft Schwank 40 das *tertium* »witziger sein als ein Weiser« mit Schwank 39; der Schwank 45 schließt mit dem Satz *Da hat Got auch durch den Narren geret* und verknüpft sich damit über das abstrakte *tertium* »Gott spricht durch Narren« mit Schwank 44. Die Einleitung zu Schwank 48, *Es kan auch etwan ein Nar ein Urteil finden, das ein Weisser nit finden kan*, verweist auf das abstrakte *tertium* »der Narr bestraft«, das die Geschichte mit Schwank 47 verbindet.

Für eine exemplarisch skizzierte, narrative Interpretation stellt Paulis Ordnungsstruktur des *tertium comparationis* freilich nur das Spielbrett zur Verfügung. Das Spiel zu spielen und einzelne, passende Assoziationswege zwischen mehreren Schwänken aufzuzeigen, bleibt auf dieser Ebene dem begabten Predikanten oder dem geistvollen Plauderer überlassen. Auf einer anderen Ebene aber stellt Pauli selbst unter Beweis, dass jedenfalls er ein hervorragender Spieler, ein großartiger Prediger und ein hochbegabter narrativer Interpret ist (vgl. Coxon 2017, S. 153f.; Wagner 2018). Beispiel davon gibt er in einzelnen *moralisationes*, die nun untersucht werden sollen.

2.2 Mehrperspektivische Moralisierung

In den meisten Schwänken, die eine *moralisatio* aufweisen, vermeidet Pauli eine einfache, eindeutige Perspektivierung der *narratio* durch die *moralisatio* auf eine einzige moralische Aussage hin (in der Tabelle sind diese Schwänke in der vierten Spalte gekennzeichnet). Eine solche einfache Perspektivierung greift einen Aspekt der *narratio* heraus und setzt ihn in moralischer Zielrichtung dominant, während alle anderen Aspekte in den

Hintergrund rücken. Stattdessen aber gibt Pauli oft mehrere Perspektiven, indem die *moralisatio* gleich mehrere Aspekte der *narratio* herausgreift und solchermaßen vordergründigt oder/und indem mehrere moralische Zielrichtungen aufgeführt werden. Diese pluralen Perspektiven fügen sich in der Regel nicht zu einem kohärenten Ganzen, sondern verbleiben durchaus in Spannung zueinander. Angesprochen wurde dieses Prinzip bereits weiter oben bei den Schwänken 34 (Narrenregen) und 35 (Katze und Mäuse), die jeweils drei Perspektivierungen in ihren *moralisationes* aufweisen.

Exemplarisch soll die Vorgehensweise einer mehrperspektivischen Moralisierung Paulis aber an Schwank 28 dargestellt werden. Die *narratio* des Schwanks erzählt von einem Narren auf dem Weg zu seiner Hinrichtung:

Nun auff einmal fürt man einen uß, den wolt man hencken. Da fürt man in für eins Brotbecken Hauß hin, da stund nüwbachen Brot an dem Laden, das schmackt so hertzlichen wol, das den armen Man darnach glust. Er sprach: ›Wer doch etwan ein Mensch, das mir ein Weißbrot kaufft!‹ Der Nachrichter gab im ein Heller umb ein Weißbrot und schneid im ein Stücklin an eim Ort herab und gab es im in den Mund. Der Dieb sprach: ›Lieber Meister, schaben mir das Mel unden an dem Boden herab! Man spricht, es sei gar ungesund.‹ Der Nachrichter sprach: ›**Es ist dir gesunt gnüg, als lang du noch zu leben hast.**‹

Die *moralisatio* besteht aus zwei Sätzen:

Also sein vil Menschen, die an dem letsten nach irer Ler Werck treiben, wie sie es in der **Jugent gewont haben. Andre süchen noch Kurtzweil und Fröd, so** sie von hinnen scheiden sollen.

Die Struktur der mehrfachen Perspektivierung ist bei diesem Schwank besonders deutlich: Zwei Sätze perspektivieren die *narratio* in zweierlei Hinsicht und für zwei Menschengruppen: *Vil Menschen* im ersten Satz und *Andere* im zweiten. Die *moralisatio* bemüht sich überhaupt nicht um Kohärenz, sondern stellt die beiden Perspektivierungen der *narratio* einfach konträr einander gegenüber. Und diese Perspektivierungen funktionieren, indem jeweils ein bestimmter Aspekt der *narratio* herausgegriffen und vordergründigt wird. Andere Aspekte rücken dafür in den Hintergrund.

Der erste Satz der *moralisatio* – *Also sein vil Menschen, die an dem letsten nach irer Ler Werck treiben, wie sie es in der Jugent gewont haben* – vordergrundiert den zweiten Teil der *narratio*, in dem der Dieb eine Lehre wörtlich zitiert: *Man spricht, es sei gar ungesund*. Nach dieser Lehre richtet er sich auch angesichts des Todes, der die Ungesundheit des Mehls allerdings entscheidend relativiert, worauf der Scharfrichter hinweist. In dieser Perspektivierung ist dies das exemplarische närrische Verhalten des Diebes: Er richtet sich nach der falschen Lehre.

Dieser Interpretationsansatz, der durch den ersten Satz der *moralisatio* initiiert wird, kann freilich noch weiter getrieben werden, wodurch die Prägnanz, die in dieser Perspektivierung begründet liegt, in Sinn überführt wird. Dabei gilt es, weitere Aspekte der *narratio* auf den vordergrundierten Aspekt »falsche Lehre« hin auszurichten. Dies erscheint möglich mit den Elementen »Dieb«, »henken« und »ungesund«. Die Pointe vom Menschen, der sich angesichts des Todes närrischerweise Gedanken um seine Diät macht, würde den Rahmen »Dieb« und »henken« nicht notwendigerweise brauchen. Die auffällige Rahmung kann aber für die erste *moralisatio* anschlussfähig gemacht werden: In Paulis ›Schimpf und Ernst‹ sind die gehenkten Diebe grundsätzlich als Wiederholungstäter inszeniert, die regelmäßig Diebstahl begehen (vgl. die Schwänke 87, 288, 351, 628, 631). Zu stehlen ist offenbar die ›Lehre‹, nach der der Dieb sein Handeln seit seiner Jugend ausrichtet, und diese Angewohnheit ist in der Tat ungesund, da sich der Dieb damit immerhin die Hinrichtung einhandelt. Die *narratio* erzählt in dieser Perspektivierung von einem Narren, der nicht etwa nach einer grundsätzlich falschen Lehre handelt – das Abschaben des Brotes kann durchaus als guter Brauch gelten – sondern nach einer situationsunangemessenen Lehre. Hätte sich der Dieb etwa an das biblische Diebstahlverbot gehalten, dann wäre dies eine für ihn äußerst gesunde Lehre gewesen. In der weiteren Interpretation kann damit der moralische Sinn, der im ersten Satz der *moralisatio* angelegt ist, weiter ausdifferenziert und spezifiziert werden – eine Überführung seiner Prägnanz in Sinn.

Ganz anders führt der Weg durch den Text, wenn man am zweiten Satz der *moralisatio* ansetzt: **Andre sūchen noch Kurtzweil und Fröd, so sie von hinnen scheiden sollen** – dieser Satz vordergrundiert zunächst den ersten Teil der *narratio* mit der Lust des Diebes nach Brot. Bei dieser Perspektivierung liegt das närrische Verhalten des Diebes darin begründet, dass er angesichts des Todes dringenden Appetit auf frisches Brot verspürt. Man könnte meinen, dass hier bereits die Pointe des Schwanks liegt und die restliche *narratio* – das Brotessen, der Wunsch des Delinquenten und die Antwort des Scharfrichters – überflüssig wäre. Aber auch hier macht die Vordergrundierung der Lust des Mannes den Schwank lediglich prägnant und verlangt nach weiterer Interpretationsarbeit, die weitere Elemente auf das Vordergrundierte hin ausrichtet. Dies erscheint möglich mit den Elementen »Weißbrot«, »Abschaben«, »Gesundheit« und »Füttern«. Gerade der vergleichsweise ausführlich geschilderte Fütterungsakt ist ein auffälliger narrativer Überschuss, der zunächst recht unverbunden in der *narratio* steht: *Der Nachrichten gab im ein Heller umb ein Weißbrot und schneid im ein Stücklin an eim Ort herab und gab es im in den Mund.* Auch wenn die Fütterung situativ nachvollziehbar ist – der Delinquent ist sicherlich an den Händen gefesselt – bleibt sie doch auffällig. Zusammen mit dem Element Weißbrot erinnert die Handlung doch stark an die Eucharistie: Die Verwendung von Weizenmehl für das Abendmahlsbrot war in der lateinischen Kirche verpflichtend, und in der *moralisatio* des 570. Schwanks versieht Pauli den Begriff Weißbrot explizit mit der übertragenen Bedeutung des Sakraments: *Also sein vil Menschen, denen das Weißbrot nit schmackt, das ist das heilig Sacrament.* Im vorliegenden Schwank gibt der Scharfrichter dem Delinquenten ein Brotstück in den Mund, wie der Priester dem Sünder die Hostie in den Mund legt. Wenn man diesen geistigen Sinn der buchstäblichen Handlung anerkennt, dann erscheint die Narrheit des Diebes in einem neuen Licht; buchstäblich: Er mäkelte an seinem letzten Mahl herum und sollte doch glücklich sein, es noch genießen zu können; und übertragen:

Er mäkelte an der Eucharistie herum, die ihm doch das Ewige Leben ermöglichen könnte – angesichts seiner Identität als schwerer Sünder ein umso wichtigerer Aspekt. Der Wunsch des Diebes, das Mehl abzuschaben, wäre bezogen auf die Hostie sogar ein schwerer Frevel, traf die lateinische Kirche doch aufwändige Vorkehrungen, damit keine Bruchstücke der konsekrierten Hostie auf den Boden fielen. Entsprechend wäre die Antwort des Scharfrichters als Hinweis auf die soteriologische Bedeutung des geweihten Brotes für den Sünder lesbar: *Es ist dir gesund genug, als lang du noch zu leben hast*. Die *narratio* erzählt in dieser Perspektivierung von einem Sünder, der auch angesichts des Todes den Blick ganz auf diesseitige, buchstäbliche *Kurtzweil und Fröd* gerichtet hält und das jenseitige, geistliche Heil nicht erkennen kann. Denn Hoffnung gäbe es auch für den Todgeweihten, dessen Leben zwar buchstäblich keinen Heller mehr wert ist, für dessen Heil der Scharfrichter aber immerhin ebenso buchstäblich einen Heller ausgibt.

Freilich ist auch diese Interpretation – wie bereits die sich am *tertium* orientierende – assoziativ und nicht zwingend. Vor allem der Ausblick mit dem Heller ist eine narrative Erweiterung, die ein arbiträres Element der *narratio* hermeneutisch hervorhebt und in eine sinnhafte Pointe ausbaut. Auch hierbei war es nicht das Ziel, im Rahmen einer akademischen Interpretation den richtigen Sinn des Schwanks herauszuarbeiten, sondern die in ihm angelegten Möglichkeiten einer narrativen Interpretation aufzuzeigen. Die mehrperspektivischen *moralisationes* Paulis können als Einladung zu einer solchen narrativen Interpretation verstanden werden, die im Spiel zwischen Konkretion und Abstraktion dem jeweils vordergrundierten Element der *narratio* weitere Elemente zuordnet und damit Kohärenz herstellt. Diese Kohärenz liegt freilich im Text selbst nicht vor, sie muss erst durch einen Interpretationsakt hergestellt werden und führt – je nach Ausgangspunkt – zu unterschiedlichen Ergebnissen. Das enorme Potenzial der Schwänke für solche Operationen aber begreife ich als ihre Prägnanz.

2.3. Narrative Moralisierung

Einen letzten entscheidenden Impuls erfährt eine narrative Interpretation der Schwänke Paulis durch seine Strategie, selbst mitunter in den *moralisationes* narrativ vorzugehen. Diese ›narrativen Moralisierungen‹, die selbst neues Erzählmaterial einbringen und eine narrative Eigendynamik entwickeln, liegen in gut der Hälfte der Schwänke vor (vgl. die fünfte Spalte der Tabelle). Die Prägnanz-Strategie einer narrativen Moralisierung soll an dem schon eingangs behandelten Schwank 31, ›Der Man stand im Halßeisen‹, exemplifiziert werden. Wie bereits ausgeführt, erzählt die *narratio* von einem Ehemann, der die Strafe seiner Ehefrau der Liebe wegen übernimmt und an ihrer Stelle öffentlich gestraft wird. Immer wenn das Ehepaar danach in Streit gerät, demütigt die Frau ihren Mann, indem sie ihn an seine öffentliche Strafe erinnert. Die *moralisatio* für diese Geschichte lautet:

Also gat es noch mit Christo dem Herren und mit unß. Wir haben beschult zû leiden und zû sterben mit unsern Sünden, und der Sun Gottes het menschliche Natur an sich gnumen umb der übertrefflichen Liebin willen, dy er zû unß hat, und hat für unß gelitten und gestorben des schantlichen Dotz. Und das verweisen im die Menschen, die Gotzlesterer und Gotzschwerer. Das geschicht, so du im sein Hirn, Lung, Kröß, Leber, Wunden, Onmacht unzimlich wider seinen Willen nennest, und me verflucht bist du dan Cham (Genesis 9). Wan Cham entblotzet die heimlichen Glider eines Menschen; du entblotzest die heimlichen Glieder Jesu deins Herren, der Got und Mensch umb deinet willen worden ist und umb deinet willen gecrütziget und gestorben. Darumb sein die Verßlin darüber gesetzt: Est amor ingratus, cum non sit amator amatus. Illi pena datur, qui semper amat nec amatur.

Diese *moralisatio* ist äußerst prägnant im hier verwendeten Sinn. Ihr Gedankengang, der selbst neues narratives Material interpretativ einbringt, soll im Folgenden nachgezeichnet werden.

Die *moralisatio* beginnt mit einer schlichten Ausdeutung der Geschichte: Ebenso wie dem Ehemann mit seiner Ehefrau geht es Christus mit uns. Wir

Sünder haben den Tod verdient, doch Christus ist schmähslich für uns gestorben. Diese Ausdeutung der *narratio* ist so klar wie unbefriedigend, da sie lediglich ihren ersten Teil erklärt: Die Ehefrau wird verurteilt, doch der Ehemann übernimmt die Strafe. Die Vorhaltungen der Ehefrau – immerhin die Hälfte der *narratio* – bleiben unberührt. Denn wer würde Christus im Streit vorwerfen, für uns gestorben zu sein? Deswegen schiebt die *moralisatio* nach: Die Gotteslästerer und Schwörer werfen Gott seinen schmähslichen Tod am Kreuz vor, wenn sie sein Hirn, seine Lunge, Innereien, Leber, Wunden oder Ohnmacht im Fluch oder Schwur nennen. Das korrespondiert tatsächlich mit dem zweiten Teil der *narratio* (den ungerechten Vorhaltungen der Ehefrau), aber es herrscht freilich noch eine große Spannung zwischen Schwören und Christus seine Schmach am Kreuz vorwerfen. Noch fügen sich *narratio* und *moralisatio* nicht befriedigend zu einem Ganzen.

An dieser Stelle bringt die *moralisatio* zusätzliches narratives Material ein und implementiert eine kleine Binnenerzählung samt moralischer Ausdeutung, also eine Einheit von *narratio* und *moralisatio en miniature*: Wer Gott lästert, sei mehr verflucht als Cham in Genesis 9. Cham entblößt die verborgenen Glieder eines Menschen – nämlich seines betrunken, schlafenden, nackten Vaters Noah. Wir aber entblößen die verborgenen Glieder Christi, wenn wir im Fluch Hirn, Lunge, Innereien etc. erwähnen. Mit dieser ausgedeuteten Miniaturnarratio in der *moralisatio* ist die aufgebrochene Inkohärenz zwischen Schwören und Gott Schmähsen gekittet. Dafür dient das neu eingeführte Erzählmaterial und vor allem dessen allegorisches Potenzial: Noah schläft, der Gekreuzigte ist tot; Noah ist nackt, Christus wird am Kreuz verhöhnt; Noah wird durch seinen Sohn geschmähs, Gott durch seine Kinder. Diese allegorischen Parallelen werden im komprimierten Text nicht ausgedeutet, der Text ist aber mit ihnen und durch sie prägnant.

Der damit verbundene hermeneutische Geburtsvorgang muss an dieser Stelle aber noch nicht abgeschlossen sein. Die *moralisatio* mündet in der Setzung einer Überschrift: *Darumb sein die Verßlin darüber gesetzt: Est amor ingratus, cum non sit amator amatus. Illi pena datur, qui semper*

amat nec amatur. Übersetzt lautet das lateinische Sprichwort: Es ist eine unangenehme Liebe, wenn der Liebhaber nicht geliebt wird. Jener wird gepeinigt, der immer liebt und nicht geliebt wird. Hier stellt sich die Frage, wo genau *die Verblin darüber gesetzt* sind. Der Text bietet dafür nämlich mehrere Orte an: Freilich würden die Verse auch als Überschrift über den gesamten Schwank passen. Doch auch in *narratio* und *moralisatio* werden konkrete Orte für ihre Setzung angeboten: In der *narratio* würden die Verse als Überschrift über den Narren passen, der anstelle seiner Ehefrau bestraft wird. Zumindest für die Ehefrau ist eine entsprechende Stelle im Text verankert, wenn es einleitend heißt:

Uf ein Zeit was ein Frau, die het beschult, das man sie offenlich straffen solt,
als an etlichen Orten ist, und in das Halßysin stellen und ir ein Brieff an die
Stirn machen, daran ir Boßheit geschriben ston.

In der *moralisatio* wird ebenfalls ein – ganz anderer – Ort für die Überschrift angeboten: Direkt vor dieser (und als nächstmöglicher grammatikalischer Bezug für das *darüber gesetzt*) wird nochmals auf Christus verwiesen, der *umb deinert willen gecrütziget und gestorben* ist. Damit passen die Verse auch als Überschrift über den Gekreuzigten selbst, anstelle des »INRI«. In dieser Lesart wird Christus selbst zum Minnenarren, als der er in der Parallele zum Ehemann der *narratio* ja auch stilisiert wird. Freilich ist diese Übertitelung Christi, seine Identifizierung mit dem Minnenarren geradezu unerträglich. Aber der Schwank bietet ein einfaches, moralisches Mittel dagegen an: Nicht fluchen.

Neben dieser möglichen moralischen Pointe bietet die Prägnanz des Schwanks aber auch viel Material für eine Meditation über die Zweinatur Christi: Christus ist Gott und Mensch geworden, wie die Binnenmoralisatio betont, und mit der Menschwerdung geht eine enorme Selbsterniedrigung einher. Entsprechend sind der Minnenarr und der betrunkene Noah auch wunderbare Bilder für diese Selbsterniedrigung. Freilich ist die Erniedrigung nur eine Seite der Medaille. Und wie die Kreuzesinschrift »INRI« eigentlich

als Verhöhnung geplant war und für den Gläubigen als Ehrung und Bestätigung Christi gelesen wird, wird das lateinische Sprichwort für den Sünder als Verheißung der unbedingten Liebe Gottes lesbar.

Auch in Bezug auf die narrative Moralisierung gilt, dass Pauli dem Rezipienten die Interpretationsarbeit nicht abnimmt. Vielmehr schafft er auch hier eine prägnante Gemengelage von einander spiegelnden Motiven. Die narrativen Elemente in der *moralisatio* laden dazu ein, eine dynamische Interpretation anzustellen, die den Schwank nicht auf einen Sinn festlegt, sondern die in mehrfachen Durchgängen immer mehr seiner Elemente für eine moralische Interpretation anschlussfähig macht. Neben einer eindimensionalen Lesart – hier etwa: Wir behandeln Gott schlecht, wenn wir fluchen – ermöglicht die Prägnanz des Schwanks auch eine vieldimensionale, komplexe Lesart. Diese widerspricht der einfachen Lesart nicht etwa, aber sie bietet die Möglichkeit einer vielschichtigen, gleichsam meditativen Versenkung in die Sinndimension des Textes.

3. Zusammenfassung und Ausblick

Sinn und Zweck der vorausgehenden Ausführungen war es, den Prägnanzbegriff für eine den Schwänken Paulis angemessene Interpretationsmethode fruchtbar zu machen. Die Forschung zu ›Schimpf und Ernst‹ – und *mutatis mutandis* die gesamte Schwankforschung – ist gegenwärtig tendenziell in zwei Lager geteilt, die den Schwänken entweder einen Komplexitätsverdacht oder einen Unterkomplexitätsverdacht entgegenbringen. Der Prägnanzbegriff könnte nicht zuletzt dazu dienen, zwischen beiden Lagern zu vermitteln: Die Schwänke Paulis sind *per se* weder banal noch hochkomplex, sie haben vielmehr auch bei mitunter banaler Form das Potenzial, hochkomplex interpretiert zu werden. Dabei handelt es sich nicht um die hermeneutische Rekonstruktion einer bestimmten Autor- bzw. Kompilatorintention (auch wenn Pauli selbst sicherlich seinen Teil zur Vielschichtigkeit seiner Schwankversionen beigetragen hat): Die Schwänke Paulis

partizipieren in ihren *narrationes* und *moralisationes* an der christlichen Hermeneutik des mehrfachen Schriftsinns einerseits und an der narrativen Serialität des Schwankdiskurses andererseits, deren überreiches (jedoch nicht beliebiges) Verknüpfungspotenzial durch die prägnante Form der Schwänke nicht stillgestellt, sondern dynamisiert wird. Auf dieser diskursiven Basis laden die Schwänke Pauli ein zu einer sehr dynamischen, selbst narrativ vorgehenden Interpretation, die nicht zuletzt durch die *moralisationes* angestoßen wird.

Betrachtet man Pauli's Schwänke als solchermaßen prägnante Texte, dann hat dies einige methodische Konsequenzen für die künftige Forschung zu ›Schimpf und Ernst‹: Die *moralisationes* der Schwänke können nicht mehr selbstverständlich als abgeschlossene Interpretationen der *narrationes* begriffen werden, sondern sind zumindest auch Einladungen für weiterführende Deutungen. Mehrteilige *moralisationes* sind nicht inkohärent, sondern zeigen unterschiedliche Perspektiven auf die *narratio* auf. Spannungen zwischen *narratio* und *moralisatio* sind nicht *per se* literarische Schwächen, sondern in vielen Fällen Hinweise auf Textprägnanz, an denen aktive Sinn-genese ansetzen kann. Dazu können auch benachbarte Schwänke genutzt werden, die je über ein *tertium comparationis* mindestens einen Ausgangspunkt hermeneutischer Verknüpfung anbieten. All diese – durch Pauli zumindest gezielt zugelassene – Prägnanzphänomene sind auf ein narratives Interpretieren ausgerichtet: Ein Interpret, der mäeutisch die Prägnanz in Sinn umwandeln möchte, ist dazu angehalten, eine spezifische Perspektivierung zu wählen und einen Weg durch den Text aufzuzeigen, der andere freilich nicht ausschließt. Erst damit werden die Schwänke Pauli zu dem, was er in seiner Einleitung ankündigt: Unterhaltungs-, Belehrungs- und Erbauungsbausteine für vielfältigste, im Einzelnen aber nicht vorhersehbare Einsätze.

Anmerkungen

- 1 Nach Johannes Paulis Schwanksammlung ›Schimpf und Ernst‹ von 1522 legten auch Jörg Wickram 1555, Jacob Frey 1556, Michael Lindener 1558, Valentin Schumann 1559 und Hans Wilhelm Kirchhoff 1563 umfangreiche Schwanksammlungen in deutscher Sprache vor, die jeweils viele Nachdrucke erfuhren und zu regelrechten Bestsellern avancierten. Paulis Schwanksammlung bot dafür nicht nur Inspiration, sondern oft auch konkrete Vorlage (vgl. Bolte 1924, Band 2; exemplarisch für Valentin Schumanns ›Nachtbüchlein‹ von Ammon/Waltenberger 2010). Andererseits überführt Pauli eine große Menge mittelalterlichen Erzählgutes in die Frühe Neuzeit (vgl. Classen 2003).
- 2 Nach der umfangreichen Stoffsammlung der Paralleltexte einzelner Schwänke, die den zweiten Band der Edition Johannes Boltes darstellt (vgl. Bolte 1924, Band 2), weist Manfred Bambeck exemplarisch Gedichte von Peire Cardenal, Guilhem de Montanhagol und das Heldenbuch von Clairvaux Konrads von Eberbach als Quellen für ›Schimpf und Ernst‹ nach (vgl. Bambeck 1984, Bambeck 1985). Yumiko Takahashi vergleicht die Eulenspiegel-**Schwänke in ›Schimpf und Ernst‹ mit der Vorlage Botes** (vgl. Takahashi 1987). Jean-Claude Schmitt identifiziert die Schwänke Paulis nach Tubach 1969 (vgl. Schmitt 1992). Albrecht Classen führt exemplarisch die Schwanksammlung als Sammelbecken europäischer Erzähltradition vor (vgl. Classen 2003). Coxon untersucht das Vorgehen und die Selbstdarstellung Paulis als Kompilator antiker, mittelalterlicher und zeitgenössischer Autoren (vgl. Coxon 2017).
- 3 Dietlinde Künssberg legt einen Überblick über den juristischen Diskurs in ›Schimpf und Ernst‹ vor (vgl. Künssberg 1936). Clausdieter Schott ordnet die Schwanksammlung in den rechtshistorischen Umbruch von einem Laienrecht hin zu einem Gelehrtenrecht im 16. Jahrhundert ein (vgl. Schott 1976).
- 4 Hauke Stroszeck untersucht die moraltheologische Dimension der Schwänke (vgl. Stroszeck 1970). Silvia Schmitz versteht die Darstellung der tugendhaften **und der lasterhaften Frau in ›Schimpf und Ernst‹ als Mittel zur Realitätsbewältigung** (vgl. Schmitz 1982). Arlene Epp Pearsall skizziert die kritische Verhandlung klerikaler Kultur in Paulis Werk und untersucht exemplarisch seine literarische Kommentierung des Straßburger Veitstanzes (vgl. Pearsall 1992, Pearsall 1994). Yumiko Takahashi liefert textpragmatische Analysen der Komik in ›Schimpf und Ernst‹ (vgl. Takahashi 1990, Takahashi 1994). Frieder von Ammon und Michael Waltenberger stellen die Schwanksammlung als Niederschlag einer Pluralisierung von Ordnung und Wissen im 16. Jahrhundert dar (vgl. von Ammon/Waltenberger 2010).

- 5 Vgl. dazu ausführlich Coxon 2017, der anhand der Selbstinszenierungen Paulis seinen Selbstentwurf nicht als Autor, sondern entschieden als Kompilator herausarbeitet.
- 6 Vgl. dazu grundlegend Bausinger 1967, der allgemein den Schwank als serielle Textform darstellt, die auf festen Formtypen aufbaut.
- 7 Vgl. dazu ausführlich Mühlherr 1993, die die literarische Dimension von Pauli konsequent vor dem Hintergrund seiner Predigertätigkeit liest.
- 8 Dies erkennt tendenziell bereits Hauke Stroszeck, wenn er bemerkt, dass bei den Schwänken ohne Morale sich der Leser selbst um eine entsprechende moralische Sinnggebung bemühen muss (vgl. Stroszeck 1970, S. 37f.). Ähnlich führen Frieder von Ammon und Michael Waltenberger aus, dass die Schwanksammlung so disparate Ordnungsmuster übereinanderlegt, dass letztendlich der Rezipient selbst individuell die plurale Vielfalt ordnen muss (vgl. von Ammon/Waltenberger 2010, S. 280f.). Ich möchte zeigen, dass diese Notwendigkeit einer proaktiven Ordnung und einer entsprechenden Interpretation sich keineswegs auf die Schwänke ohne Epimythion beschränkt.
- 9 Frieder von Ammon und Michael Waltenberger haben bereits herausgearbeitet, dass die individuelle Kohärenzstiftung zwischen konkretem Geschehen und abstrakter Sinnebene des Schwanks dessen Interpretation zwar uneindeutig, nicht aber beliebig macht, da die Kohärenzbildung durch die textinterne, semantische Umgebung gesteuert wird (vgl. von Ammon/Waltenberger 2010, S. 56, tendenziell gegen Stroszeck 1970, S. 44).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Johannes Pauli: Schimpf und Ernst. Erster Teil. Die älteste Ausgabe von 1522, hrsg. von Johannes Bolte, Berlin 1924 ([online](#)).
- Johannes Pauli: Schimpf und Ernst. Zweiter Teil. Paulis Fortsetzer und Übersetzer / Erläuterungen, hrsg. von Johannes Bolte, Berlin 1924 ([online](#)).

Sekundärliteratur

- Ammon, Frieder von/Waltenberger, Michael: Wimmeln und Wuchern. Pluralisierungs-
Phänomene in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹ und Valentin Schumanns

- ›Nachtbüchlein‹, in: **Müller, Jan-Dirk** [u. a.] (Hrsg.): Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit, Berlin 2010, S. 1–30.
- Bambeck, Manfred: Johannes Pauli und Konrad von Eberbach, in: GRM NF 35 (1985), S. 437–438.
- Bambeck, Manfred: Peire Cardenal, Guilhem de Montanhagol and Johannes Pauli. Zur Wanderung des Motivs vom Narrenregen, in: GRM NF 34 (1984), S. 351–355.
- Bausinger, Hermann: Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen, in: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 9 (1967), S. 118–136.
- Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis, Darmstadt 1964.
- Classen, Albrecht: Die deutsche Predigtliteratur des Spätmittelalters und der Frühneuzeit im Kontext der europäischen Erzähltradition: Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹ (1521) als Rezeptionsmedium, in: **Fabula 44 (2003)**, S. 209–236.
- Coxon, Sebastian: Medieval authorship in sixteenth-century Straßburg: Johannes Pauli and his ›Schimpf und Ernst‹ (1522), in: **Dutton, Elisabeth** (Hrsg.): Medieval theories of the creative act, Wiesbaden 2017, S. 147–158.
- Grubmüller, Klaus: Fabel, Exempel, Allegorese. Über Sinnbildungsverfahren und Verwendungszusammenhänge, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Exempel und Exempelsammlungen, Tübingen 1991, S. 58–76.
- Igl, Natalia/Zeman, Sonja (Hrsg.): Perspectives on Narrativity and Narrative Perspective, Amsterdam/Philadelphia 2016.
- Mühlherr, Anna: Johannes Pauli, in: Füssel, Stephan (Hrsg.): Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450–1600). Ihr Leben und Werk, Berlin 1993, S. 125–137.
- Pearsall, Arlene Epp: Johannes Pauli and the Strasbourg dancers, in: Franciscan Studies 52 (1992), S. 203–214.
- Pearsall, Arlene Epp: Johannes Pauli (1450–1220) on the church and clergy, Lampeter 1994
- Schiewer, Hans-Jochen: Ein maere ist daz. Narrative Exempla in der frühen deutschen Predigt, in: Haferland, Harald/Mecklenburg, Michael (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München 1996 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 19), S. 199–219.
- Schmitt, Jean-Claude: Johannes Pauli: Schimpf und Ernst, in: Berlioz, Jacques (Hrsg.): Exempla médiévaux. Introduction à la recherche, Carcassonne 1992, S. 275–282.
- Schmitz, Silvia: Weltentwurf als Realitätsbewältigung in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹. Vorgeführt am Beispiel der lasterhaften Frau**, Göppingen 1982.

- Schott, Clausdieter:** ›Wer da kauft, der luog, wie es lauft‹. Kaufrecht und Moral in Johannes Paulis ›Schimpf und Ernst‹, in: Alemannisches Jahrbuch 1973/75 (1976), S. 244–269.
- Schröder, Cornelius: Johannes Pauli, der Begründer der deutschen Schwankliteratur, in: Franziskanische Studien 13 (1926), S. 393–397.
- Straßner, Erich: Schwank, Stuttgart 1968.
- Stroszeck, Hauke: Pointe und poetische Dominante. Deutsche Kurzprosa im 16. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1970.
- Takahashi, Yumiko: Eulenspiegel-Schwänke in Schimpf und Ernst: Wie Eulenspiegel von Johannes Pauli interpretiert wird, in: Eulenspiegel-Jahrbuch 27 (1987), S. 41–49.
- Takahashi, Yumiko: Die Komik der Schimpf-Exempel von Johannes Pauli. Eine textpragmatische Analyse frühneuhochdeutscher Predigterzählungen, Freiburg im Breisgau 1994.
- Takahashi, Yumiko: Sprachliche Mechanismen der Komik in den Schimpf-Exempeln von Johannes Pauli, in: Sophia Linguistica 28 (1990), S. 86–88.
- Tubach, Frederic C.: Index Exemplorum. A Handbook of Medieval Religious Tales, Helsinki 1969.
- Wagner, Eva: Harppfenschlaher und Lautenist in Johannes Paulis Schimpf und Ernst, in: Phoibos – Zeitschrift für Zupfmusik 2009/2, S. 123–136.
- Wagner, Silvan: Bedenk es! Schwank und Moral bei Johannes Pauli am Beispiel seines Kapitels ›Von den Spilern‹ in ›Schimpf und Ernst‹, in: Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hrsg.): *narratio* und *moralisatio*, Oldenburg 2018 (BmE Themenheft 1), S. 157–182 ([online](#)).
- Wagner, Silvan: Narrator and narrative space in Middle High German epic poetry (Parzival, Ehescheidungsgespräch, Prosalancelot), in: Igl, Natalia/Zeman, Sonja (Hrsg.): Perspectives on Narrativity and Narrative Perspectivization, Amsterdam/Philadelphia 2016, S. 115–138.
- Warnock, Robert: Pauli, Johannes, in: Verfasserlexikon. 2. Aufl., Bd. 7, Berlin/New York 1989, Sp. 369–374.

Anschrift des Autors:

PD Dr. Silvan Wagner
Universität Bayreuth
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät
Universitätsstraße 30
95447 Bayreuth
E-Mail: silvan.wagner@uni-bayreuth.de

Anna S. Brasch

*[D]aß von dem rechten Kern nicht das
geringste sol außgelassen werden*
Formen ›prägnanten‹ Erzählens im
Sammelschrifttum der Frühen Neuzeit

Abstract. Vor dem Hintergrund der semantischen Aufwertung der ›curiositas‹ als Geisteshaltung im Verlauf des 17. Jahrhunderts einerseits und der Ausweitung der Bedeutung auch auf den Gegenstandsbereich andererseits entstehen im deutschen Sprachraum ab etwa 1650 literarische Kuriositätensammlungen. Diese scheinen eine spezifische Form des ›curieusen‹ Erzählens zu entwickeln, das als ›prägnantes‹ Erzählen begriffen werden kann. In der jeweiligen Ausgestaltung des prägnanten Erzählens selbst unterscheiden sich die Kuriositätensammlungen um 1700 dann jedoch grundlegend.

1. Prägnanz/Erzählen. Vorbemerkungen

Vor dem Hintergrund der semantischen Aufwertung der ›curiositas‹¹ als Geisteshaltung im Verlauf des 17. Jahrhunderts einerseits und der Ausweitung der Bedeutung auch auf den Gegenstandsbereich andererseits² entsteht im deutschen Sprachraum ab etwa 1650 ein ganzes Korpus an **Texten, das mit dem Begriff des ›Curieusen‹ versehen wird, das in die Grauzone zwischen Fiktionalem und Faktuellem gehört und das im Anschluss an Francesca Ferraris als ›literarische Kuriositätensammlungen‹ (vgl. Ferraris 1995, S. 93–107) begriffen werden kann.** Hierzu zählen Kompilationstexte wie Erasmus Franciscis ›Die lustige Schau-Bühne von allerhand Curiositäten‹³ (1663–1702), Sinolds von Schütz ›Das Courieuse Caffee-Haus zu

Venedig⁴ (1698) oder Eberhard Werner Happels ›Gröste Denkwürdigkeiten der Welt oder so genannte Relationes Curiosae⁵ (1683–1691). Schon der Anlage nach sind die in Prosa abgefassten Textsammlungen der Frühen Neuzeit der Ort für die Kompilation kleiner (Erzähl-)Formen. Zugleich scheinen sie eine spezifische Form des ›curiosen‹ Erzählens zu entwickeln, das als prägnantes Erzählen begriffen werden kann.

›Prägnant‹ bestimmen Jacob und Wilhelm Grimm in ihrem ›Deutschen Wörterbuch‹ mit »kurz und vielsagend, gedankenschwer, inhalts- und bedeutungsvoll« (Eintr. »prägnant« in: ¹DWB). Damit sind die zwei wesentlichen Bedeutungskomponenten, die zum semantischen Kern der Begriffe ›prägnant‹ und ›Prägnanz‹ gehören und an die der vorliegende Beitrag zum prägnanten Erzählen seinerseits anschließt, angedeutet: Einerseits referiert der Begriff gerade auf die Knappheit der Form – das ›Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache‹ etwa bestimmt das Adjektiv ›prägnant‹ mit »das Wesentliche kurz und treffend ausdrücken« (Eintr. »prägnant« in: DWDS). Der Bedeutungsanteil ›knapp, treffend‹ entsteht dabei im deutschen Sprachraum, wohl auch unter Einfluss des Wortes ›prägen‹, aus dem Bedeutungsanteil ›gehaltvoll‹ (**Eintr. »prägnant« in: Kluge; vgl. auch Eintr. »prägnant/Prägnanz« in: Pfeifer**). Mit ›gehaltvoll‹ ist zugleich auf die zweite, ältere Bedeutungskomponente verwiesen, die die Inhalts- und Bedeutungsfülle adressiert. Diese Bedeutungsebene generiert sich aus dem etymologischen Rückbezug auf das Lateinische ›praegnans‹ und **findet über das Französische ›prégnant‹ Eingang ins Deutsche (Müller 1989, hier insb. Sp. 1249): ›praegnans‹ ist mit ›schwanger, trüchtig‹ zu übersetzen, ›prägnant‹ wäre hier mithin als ›bedeutungsschwanger‹ zu bestimmen.**

Leitet man nun aus der Semantik der Begriffe ›Prägnanz‹ und ›prägnant‹ eine genauere Bestimmung dessen ab, was hier unter ›prägnantem Erzählen‹ verstanden werden soll, so muss dieses seinerseits zwei Kriterien erfüllen: Einerseits muss es sich um ein Erzählen handeln, das das Kriterium der Knappheit erfüllt. Es ist dies erkennbar vordringlich ein

Formkriterium. Andererseits aber muss auch und gerade das Kriterium der Bedeutungsfülle, des Bedeutungsüberschusses erfüllt sein, damit ein kurzes eben auch als ein prägnantes Erzählen gelten kann. Es ist dieses zweite Kriterium eines, das auf den Inhalt des Erzählten abzielt.⁶ Schließlich kann nicht nur narrative, sondern auch visuelle Repräsentation prägnant sein. Auch hier müssen die herausgearbeiteten Formebenso wie Inhaltskriterien erfüllt sein, um von prägnanter Darstellung sprechen zu können.

Im Anschluss an eine solche Konzeptualisierung kann in der synchronen Perspektive nach der Ausprägung und Abgrenzung eines prägnanten Erzählens, in der diachronen Perspektive nach der Varianz prägnanter Erzählformen gefragt werden. Der vorliegende Beitrag hat vorwiegend den ersten Zugriff gewählt: In einem ersten Schritt wird nachfolgend im Wesentlichen anhand dreier exemplarischer Primärtexte, Franciscis erstem Band der ›Lustigen Schau-Bühne‹, Sinolds von Schütz ›Courieusem Caffee-Haus‹ sowie Happels vornehmlich erstem Band der ›Relationes Curiosae‹, das ›curieuse‹ Erzählen hinsichtlich seiner Selbstbestimmung in den Paratexten untersucht (Abschnitt 2). Ausgehend hiervon soll dann aufgezeigt werden, wie die Texte selbst das paratextuell entworfene Projekt eines ›curieusen‹ als eines knappen Erzählens (Abschnitt 3) ebenso wie als eines der Bedeutungsfülle (Abschnitt 4) umsetzen – und dies in grundlegend unterschiedlicher Art und Weise. Damit geraten nicht nur unterschiedliche Formen des ›curieusen‹ Erzählens in den Blick, in der diachronen Perspektive lässt sich diese Varianz zugleich auf die epistemischen Grundlagen des Erzählens zurückführen (Abschnitt 5).

2. Zur paratextuellen Profilierung des ›curieusen‹ Diskurses

Frühneuzeitliche Kuriositätensammlungen erzählen zunächst – darüber geben schon Titel wie ›Die lustige Schau-Bühne von allerhand Curiositäten‹ oder ›Gröste Denkwürdigkeiten der Welt oder so genannte Relationes

Curiosae< Auskunft – von allerhand Merkwürdigkeiten. Darüber hinaus profiliert sich der ›curieuse‹ Diskurs in para- und metanarrativen Kommentaren aber gerade auch als eigenständige Form des Erzählens.

Zunächst zur Selbstabgrenzung der Texte von Galanterie und galantem Diskurs. Sinolds **von Schütz** ›**Courieuses Caffee-Haus**‹ **etwa verhandelt** schon dem Titel nach die ›Miß-Bräuche und Eitelkeiten der Welt‹⁷. Der Hauptteil beginnt dann mit den Worten, dass [*m*]ann [...] *eben in denjenigen thöricht-ten Zeiten/ da das Wasser umb baar Geld verkauffet wurde* (›Caffee-Haus‹, Die erste Wasser-Debauche, S. 2) *lebe, dass sich dieses Wasser-Schlucken/ als eine Nagel neue Mode* (ebd.) *ausgebreitet habe und so auch in Venedig bekannt/ allwo man einen sonderbaren Ruhm darinnen suchet/ und alle ungewöhnliche Galanterien und Vanitäten nachzu-machen* (ebd.). Der Text setzt mithin mit einer expliziten Abgrenzung von der galanten höfischen Welt ein. Vor allem der erste Band dekliniert dann auf der Ebene des Inhalts Galanterie als Modestil⁸, als Verhaltensform – explizit werden *galante Menschen* etwa mit Affen assoziiert (vgl. etwa ebd., S. 18; andere Textstellen ließen sich ergänzen) – durch. Mit der Ablehnung der galanten *Mode* geht dann gerade die Ablehnung der damit verbundenen **Diskursform einher, wie deutlich etwa Franciscis** ›**Lustige Schau-Bühne**‹ zeigt:

Man will die Warheit jetziger Zeit nicht mehr so bloß und ernsthaft/ sondern in possirlichen Reden und Geberden versteckt; wie den Kern in der Haselnuß. Daher auch viel derjenigen/ denen/ die Wahrheit zu sagen/ gar hart von GOTT anbefohlen/ wann sie etwas von dieser gehässigen Materi/ verstehe der Warheit/ ihren Schrifftten einverleiben; wie die Katzen um den heissen Brey herum gehen/ oder/ mit lauter satyrischen Stichel- und Schertz-Reden/ diese Nymphe ans Licht geben.

In dem Fall/ sagte Herr Ehrenhold/ hierauf/ muß ich schier dem Herrn bey-pflichten. Es ist nunmehr bey vielen Höfen leider so verkehrt; daß man lieber und leichter einem Narren/ weder hundert Weisen gehorcht. (›**Lustige Schau-Bühne**‹, Bd. 1, S. 41/42)

Es ist dies ein Formargument, und zwar erkennbar ein doppeltes, das auf von der *brevitas* her zu verstehende Kürze einerseits und auf eine Abgrenzung von *genus grande* und *ornatus*, mithin auf die stilistische Ausgestaltung, andererseits abzielt: Weder ›*possirlich*‹ darf der ›*curieuse*‹ Diskurs sein, noch soll *um den heissen Brey* herum geredet werden, so dass der *Kern* der Sache gar nicht mehr erkennbar ist.⁹ Der ›*curieuse*‹ Diskurs legt nicht Wert auf äußerliche Zierlichkeit, sondern auf den Gegenstand selbst, der gerade nicht ›*versteckt*‹ wird. *Ex negativo* wird er hier zugleich der bürgerlichen Sphäre¹⁰ zugeschrieben.

Die ›*curieuse*‹ Erzählform grenzt sich dann zweitens, das zeigt etwa das ›*Courieuse Caffee-Haus*‹, auch gegenüber dem gelehrten Diskurs ab. Deutlich wird dies bereits frühzeitig im Textverlauf:

Aber wir versteigen uns mit unsern subtilen und gelehrten Gedancken bis an die Spitze des mit Fontangen geziereten Frauenzimmer Himmels/ drum haben wir hohe Zeit wiederum zurück zu kehren/ ehe uns die Sonnen ihrer Augen/ wie dem Icaro, die Flügel verbrennen [...]. (›*Caffee-Haus*‹, *Die erste Wasser-Debauche*, S. 7)

Die Reflexion der eigenen Gesprächsform ist hier gegen die Gelehrsamkeit gerichtet, die zugleich mit Komplexität und Länge assoziiert ist, wie an anderer Stelle anhand des Versuchs, dem Gespräch eine neue Richtung zu geben, deutlich wird: *Wir kommen wieder einmal zu tieff in den Text/ versetzte der Venetianer* [...] (ebd., S. 13). Erkennbar geht es an dieser Stelle darum, gegenüber dem gelehrten Diskurs die Länge der Erzählung zu reduzieren. Vergleichbar zu verstehen ist Happels Bemühen, erfahrungswissenschaftliches Wissen zu kompilieren (vgl. ›*Relationes Curiosae*‹, Bd. 1, S. 1) – ohne dabei aber zu sehr ins Detail zu gehen:

Von diesen raren Materien werden wir auff einander mahl noch etliche merckwürdige Sachen anführen/ zumahl es dem Leser verdrießlich fallen würde/ in einem Dinge so weitläufftig herumb zu führen/ und unserm Versprechen/ daß wir in einer Relation verschiedene Materien anführen und würllich abhandeln wollen/ nicht nachzukommen. (Ebd., S. 78)

Dass Kürze allein für die ›Relationes Curiosae‹ nun noch nicht das Kriterium ist, dass es vielmehr gerade um das spezifische Verhältnis von Kürze bzw. Länge einerseits und Inhalt andererseits geht, zeigt der *Beschluß* des zweiten Bandes:

Was ich von der Materie in dem dritten Tomo fürnemlich einzuführen gesonnen/ ist in der Praefation oder Vorrede zum theil zu ersehen/ über welche noch sehr viele andere Sachen/ Erzehl- und Beschreibungen folgen sollen/ die uns eben in diesem Moment nicht allesamt beyfallen können: der Raum würde es auch nicht leyden/ selbige nach einander anzuführen/ zumahlen wir uns vielfältig nach dem Unterschied/ Länge/ und Wichtigkeit dieser oder jener Materie richten müssen. (›Relationes Curiosae‹, Bd. 2, unpag. Beschluß)

Explizit wird hier mit der *Wichtigkeit* des Gegenstandes gerade ein Inhaltskriterium aufgegriffen, das erstmals bereits im *Beschluß* des Ersten Bandes eingeführt wurde:

Mit einem Wort/ die raresten Autores sollen uns einen Überfluß zu schreiben geben/ und was bey diesem oder jenem weiläufftig ist tractiret worden/ das sol der curieuse Leser in diesen Relationibus kürztlich beysammen finden/ doch also/ daß von dem rechten Kern nicht das geringste sol außgelassen werden: Alle und jede curieuse Autores zu kauffen und durch zu lesen/ ist nicht vor jedermann/ davor aber diene[n] diese Relationes, sie melde[n] in einem Volumine, was andere Bücher in vielen thun/ daß sie demnach eine curieuse Beschreibung der gantzen Welt kurtzbündig vor Augen stellen. (›Relationes Curiosae‹, Bd. 1, unpag. Beschluß)

Hier wird deutlicher, wie Happel das ›curieuse‹ Erzählen bestimmt: Kürze bedeutet für die Kuriositätensammlungen eben nicht nur stilistische Knappheit, sondern erstens gerade die Zusammenschau ansonsten weitläufig verteilten Wissens, zweitens die Verdichtung auf den *rechten Kern* der einzelnen Sache, drittens schließlich – das folgt aus den vorangegangenen Merkmalen – in der Makroperspektive eine Darstellung der *gantzen Welt*, die viertens gerade *kurtzbündig vor Augen* gestellt werden soll. Damit ist nicht zuletzt zugleich eine wesentliche Intention der ›Relationes Curiosae‹ benannt, die ihrerseits gerade mit der Frage der prägnanten Darstellung

unmittelbar verknüpft ist: Es handelt sich hier bekanntlich um ein Kompilationswerk, um Buntschriftstellerei, die in stark intertextuellem Verfahren auch und gerade zur Verbreitung von Wissen über ein Fachpublikum hinaus beiträgt, und zwar in einem Verfahren der Übersetzung und Verdichtung der Informationen, mithin der prägnanten Darstellung. Diese Form der Abgrenzung vom gelehrten Diskurs kann zumindest im Fall Happels auch als Popularisierungsstrategie beschreiben werden – hierauf wird zurückzukommen sein.

3. Zur Realisierung des Primats der *Kürze*

›Curieuses‹ Erzählen entwirft sich in den Paratexten also zunächst als kurzes Erzählen. In der konkreten Umsetzung des kurzen Erzählens unterscheiden sich die hier adressierten literarischen Kuriositätensammlungen dann fundamental. Das hängt zunächst mit der unterschiedlichen Anlage der Textsammlungen zusammen. So sind die Kompilationen Franciscis und Sinolds von Schütz – das verdeutlicht schon Franciscis Titel ›Lustige Schau-Bühne‹ – von der frühneuzeitlichen Theatrum-Metapher¹¹ her zu verstehen. Beide Textsammlungen tragen denn auch einen Bühnenraum auf dem Frontispiz¹². Die *Zuschrift* der ›Lustigen Schau-Bühne‹ expliziert zudem den Schaubühnencharakter der Textsammlung, die als Buchtheater angelegt ist:

Gestaltsam meine Wenigkeit sich hiemit erkühnt/ indem sie diese Schau-Bühne/ darauf/ an statt der Personen/ allerhand menschliche schertz- und ernsthafte Begebenheiten und Discurse spielen/ mit Eurer Excellenz groß-ansehnlichem Nahmen zu zieren/ und vermittelst unterthäniger Zuschrift/ dem Leser recommendirlich zu machen/ trachtet. (›Lustige Schau-Bühne‹, Bd. 1, unpag. Zuschrift)

Damit knüpft der Text, der sich immerhin auch als Wissenssammlung versteht, in seiner Grundanlage an eben jene Metapher an, die Foucault der Episteme der Ähnlichkeit zuordnet (vgl. Foucault 1974, S. 46). Das »Wissen der Ähnlichkeit« (ebd.) ist dann, so Foucault, nicht nur über jene vier

Figuren der Ähnlichkeit und die Signaturen organisiert, sondern auch über ein Verfahren der Addition von Wissen:

Es handelt sich also um ein Wissen, das durch unendliche Anhäufung von Bestätigung, die sich einander auflösen, vorgehen kann und muss. Dadurch ruht dieses Wissen mit seinem Fundament auf sandigem Boden. Die einzig mögliche Verbindungsform zwischen den Bausteinen des Wissens ist die Addition. (Ebd., S. 61)

Das hat Auswirkungen auf die Erzählform selbst: Assoziation und Assoziationsverfahren¹³ spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Literatur des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen und in den literarischen Kuriositätensammlungen im Besonderen. Sofern die Kuriositätensammlungen als Buchtheater organisiert sind, erzählen sie auf der inhaltlichen Ebene von ähnlichen ›curieuses‹ Gegenständen. Das erste Gespräch der sechs Protagonisten in der ›Lustigen Schau-Bühne‹ etwa setzt mit der Aneinanderreihung von Erzählungen über Papageien ein. Konkreter Erzählanlass ist der Papagei des Gastgebers Ehrenhold:

Aber es währet nicht lang; da ward ihre wohl lautende Zusammenstimmung durch einen widerlichen mißlautenden Schall unterbrochen/ und gar sehr gehindert: denn deß Herrn Ehrenholds Pappagey/ so am Fenster hing/ begunte sich vor einen Helffer anzubieten/ wolte ihnen nichts bevor geben/ sondern allen Instrumenten nachaffen. [...]

Herr Neander kunte sich deß Lachens nicht erwehren/ und sagte: Es erinnert mich dieser mercklicher Gesell/ an die wunderseltzame abentheuerliche Music/ womit/ laut deß gelehrten Jesuitens P. Caspari Scotens, Erzehlung/ der Hertzog von Florentz den berühmten Athanasium Kircherum bedienen lassen. (›Lustige Schau-Bühne‹, Bd. 1, S. 9)

Hier wird die narrative Gesamtanlage der ›Schau-Bühnen‹-Sammlungen recht genau deutlich: Erstens zeigt sich die Anlage als Konversationsliteratur. Zweitens handelt es sich um Kompilationsliteratur. Vor allem aber, und darauf kommt es an dieser Stelle an, wird deutlich, wie das Erzählen innerhalb der Rahmenhandlung angelegt wird: In der Regel wird das Gespräch über ein Ereignis oder einen Gegenstand in der Rahmenhandlung, etwa der Schrei des Papageien bei Francisci oder der Brand der Fontange

einer Frau (vgl. ›Caffee-Haus‹, Die erste Wasser-Debauche, S. 3/4) bei Sinold von Schütz, in Gang gesetzt. Dies führt dann in der Regel zunächst zu einer kurzen Erzählung sowie in der Nachfolge zu einem Gespräch über das eingeführte Thema. Innerhalb dieser Anlage kommt der Neugierde dann eine konstitutive Funktion zu:

Jedermann war courieus den Ursprung dieser Haar-Bataille zu erfahren/ als ein Student von Padua erzelete/ es hätte der Kerl/ der anitzo die Schläge davon getragen/ sich bey die Courtisanin gesetzt/ und ihr/ aus Rachgierde/ etzliche Funcken aus der Tabacks-Pfeiffe in die Spitzen an der Fontange geblasen/ weil sie ihn des vorigen Abends in ihre Camera locanda, da sie schon einen Gondoliere entretentirt/ nicht einlassen wollen [...]. (Ebd., S. 4)

Die ›curiositas‹ in ihrer Bedeutung als Neugierde ist in Kombination mit ›curieusen‹ Ereignissen oder Gegenständen in der Rahmenhandlung erzählauflösendes Moment für ›curieuse‹ Gegenstände – es kann dies als spezifisches Merkmal des ›curieusen‹ Erzählens gelten.

Es bleibt dann nicht dabei, dass einer der Protagonisten einen Beitrag leistet; vielmehr – auch das zeigt sich bereits in der Passage zu den Papageien – leistet ein jeder mit einem ähnlichen Plot seinen Beitrag zum Gespräch. So behandeln alle Beiträge der am Gespräch Beteiligten sprechende Papageien: Auf die Erzählung, wie der Herzog von Florenz einen Papageien samt anderer Tiere für Athanasius Kircher musizieren ließ, folgen Herrn Lilienthals Erzählung über einen Papageien, der das apostolische Glaubensbekenntnis spricht, Mons. Berrinthos Erzählung über den sprechenden Papageien Heinrichs VIII usw. Erkennbar folgt die Anordnung der Binnenerzählungen hier der Logik des Ähnlichen. Die Aufforderung an Mons. Gaston, der sich am Gespräch nicht beteiligt hat, expliziert diese Anordnungslogik: *Hat Monsieur nicht auch einen Papagoyen übrig/ den er uns mittheile?* (›Lustige Schau-Bühne‹, Bd. 1, S. 15) Die Verbindung zwischen den ähnlichen Gesprächsgegenständen wird dann über die als Gespräch angelegte fiktionale Rahmenhandlung realisiert, die es ermöglicht, über Kommentare wie beispielsweise *dabey mir aber einfält* (ebd., S. 10), *[i]ch bemercke noch*

dieses darbey (›Caffee-Haus‹, Die erste Wasser-Debauche, S. 13) oder [d]ieser Verlauff/ sagte hierauf Herr Neander solte bey nahe übereintreffen mit jener Bayrischen Geschicht; wiewol es etwas reputierlicher zugangen (›Lustige Schau-Bühne‹, Bd. 1, S. 101) die Verbindung zwischen den Erzählinhalten zu schaffen. Die inhaltliche Organisation über das Ähnliche geht insofern mit der Präferenz für bestimmte narrative Verfahren einher: Die als Buchtheater organisierten Kuriositätensammlungen verfolgen gerade ein Verfahren des assoziativen und additiven Erzählens vom Ähnlichen.

Den einzelnen Gesprächspartnern wird dabei schließlich innerliterarisch die Funktion von Hütern der Gesprächsordnung zugeschrieben. Sie achten denn auch darauf, dass die einzelnen Gesprächsstücke die angemessene Kürze haben und das Thema regelmäßig gewechselt wird:

Der Herr Cronenthal wolte ferner reden; wie ihm Mons. Gaston in diesem musicalischen Discurs eine Pause verursachte/ indem er sagte: Mit Erlaubniß/ mein Herr! dafern es ihm nicht mißfällig; möchte ich wünschen/ weil der Herr gedenckt/ daß die Tartarn den Teutschen ein Gelag spendirt/ die Tractamenten samt allen dabey vorgangenen Ceremonien der Tartarischen Höflichkeit zusehen. (Ebd., S. 22)

Damit ist zugleich das spezifische Verhältnis von Kurz- und Langform markiert: Über die Gesprächsform werden die einzelnen kurzen Erzählungen über ein Verfahren der Assoziation und der Addition in eine Relation zueinander gebracht und ergänzen einander so zur Langform. Den fiktiven Gesprächspartnern kommt in dieser Konstellation die Funktion zu, die Länge bzw. genauer Kürze der Gesprächssituation einzufordern – Kürze wird hier insofern innerhalb der Fiktion erzeugt.

Happels ›Relationes Curiosae‹ – die von der Forschung auch wegen der Gegensätzlichkeit der kompilierten Texte zurecht als »Übergangsphänomen« (Egenhoff 2008, S. 284, hier mit Blick auf einen Zwischenstatus **zwischen ›Schatzkammern‹ und Zeitschrift**) gelesen worden sind – sind

schon auf den ersten Blick ganz anders angelegt. Auch hier sind die Gegenstände der Kompilation ›curieuse‹ bzw. ›[m]erckwürdige Seltzamkeiten‹, wie der Titel verspricht (**›Relationes Curiosae‹**, Bd. 1, S. 1). Inhaltlich handelt es sich dann um eine Mischung ganz unterschiedlicher Textstücke, angefangen bei populärwissenschaftlichen Behandlungen über Historisches und Geographisches bis hin zu Exempeln. Tatsächlich verarbeiten Francisci und Happel bisweilen sogar dieselben Quellen.¹⁴ Zugleich lässt sich eine Verschiebung hin zu einer Stärkung des Erfahrungswissens verzeichnen – davon zeugen nicht nur Paratexte (*Wie sind entschlossen/ dem günstigen Leser in gegenwärtigen Relationibus Curiosis verschiedene seltsame Dinge vorzustellen/ die sich mehrentheils auff den Augenschein und auff die Erfahrung gründen [...]*. [**›Relationes Curiosae‹**, Bd. 1, S. 1]), sondern auch die diversen Abbildungen und Beschreibungen optischer Medien ebenso wie von Versuchsanordnungen.

Happel gibt nun die titelgebende Theatrum-Metapher auf – die Textsammlung hat keinerlei Schaubühnencharakter mehr. Folgerichtig gibt es bei Happel denn auch kein wie auch immer geartetes Frontispiz mehr, das einen dreidimensionalen Raum darstellt, es bleibt nur das ›zweidimensionale‹ Titelblatt. Zugleich fällt auf, dass seine Kuriositätensammlung anders als noch Franciscis oder Sinolds von Schütz nicht nur Bildmaterial, sondern auch eine Reihe an *Tabulae* (vgl. zu *Tabulae* insb. Siegel 2009) unterschiedlicher Komplexität aufnimmt, denen in der Regel die Funktion zukommt, das in den dazugehörigen Textstücken schriftlich ausgebreitete Wissen zusammenzufassen und zu strukturieren. Was hier – selbstredend über die Kompilation – Einzug in die Kuriositätenliteratur hält, ist jene neue Form der Wissensordnung, die Foucault der Episteme der Repräsentation zugeordnet hat.

Das hat Rückwirkungen auf die Textgestaltung selbst: Anders als Francisci verzichtet Happel vollständig auf eine fiktionale Rahmenhand-

lung und damit die Gesprächsform. Daneben betont er schon in der Vorrede zum ersten Band gerade den Vorrang von Schriftform und Selbststudium gegenüber der tradierten Funktion als Konversationsschulung¹⁵:

Im übrigen versichere ich mir nechst diesem allem auch/ daß mancher subtiler Kopff/ wan er der mannichfaltigen Materien dieser Relationen ansichtig wird/ Anlaß und Gelegenheit nehmen wird/ seinen Verstand über diesen oder jenen Discurs und Abhandlung/ nach der Maaß/ so ihm GOtt und sein eigener Fleiß verliehen/ ferner zu exerciren, darauß dan bald schöne Volkommenheiten und gleichsam unmangelhafte Scripta erfolgen können. Dan ists nicht also? manchmahl bringt einer einen Discurs auff die Bahn/ darauß einander alsobald Gelegenheit bekommet/ von sothaner Materie gründlich/ umbständlich/ und mit besonderem Fleiß/ zu reden oder zu schreiben. (›**Relationes Curiosae**‹, Bd. 1, unpag. Vorrede)

Entsprechend kann es hier auch kein narratives Verfahren eines assoziativen und additiven Erzählens von Ähnlichem geben, über das Happel seine Wissenssammlung organisiert. Deutete sich bei Francisci mit der Einführung von drei Sternen zwischen größeren inhaltlichen Abschnitten vorsichtig eine Auflösung der Verkettungslogik an, wird diese bei Happel endgültig vollzogen: Die Kompilation ist durch eine Auflösung der Gesprächsform und damit auch den Wegfall der Rahmenhandlung zugunsten einzelner, nurmehr lose nachbarschaftlich nebeneinander stehender kurzer Textstücke¹⁶ gekennzeichnet.¹⁷ Damit aber löst sich zugleich die erzählerische Verbindung der einzelnen Gegenstände, die nun stattdessen durch eigene Überschriften explizit voneinander getrennt werden, auf, sodass die Gegenstände nun zumindest in einem ersten Zugriff jeweils für sich selbst stehen. Statt innerhalb eines imaginierten Raumes und vermittelt über das Gespräch ihren Auftritt zu haben, treten die Dinge dem Leser nun also im zweidimensionalen Wissensraum unmittelbar entgegen – was nicht heißt, dass sie nicht dennoch aufeinander bezogen blieben, etwa wenn im ersten Band eine Reihe an Hunden, vom stummen über den kriegerischen und den treuen bis zum wohlabgerichteten und dem tapferen, behandelt werden (vgl. ›**Relationes Curiosae**‹, Bd. 1, S. 554–562).

Vor diesem Hintergrund stellt sich dann die Frage, wie der Text inner-textuell das Primat der Kürze realisiert – kann es hier doch nicht inner-literarisch über die Gesprächssituation generiert werden. Auch Happel kommt im Verlauf seiner Kuriositätensammlung immer wieder auf das Prinzip der Kürze zurück: *Wir gehen weiter fort/ umb noch einige curieuse Observationes aus dem Englischen Authore Hokio einzuführen* (ebd., S. 97), heißt es da, oder:

Von diesen raren Materien werden wir auff einander mahl noch etliche merckwürdige Sachen anführen/ zumahl es dem Leser verdrießlich fallen würde/ in einem Dinge so weitläufftig herumb zu führen/ und unserm Versprechen/ daß wir in einer Relation verschiedene Materien anführen und würllich abhandeln wollen/ nicht nachzukommen. (Ebd., S. 78)

Anders als in den früheren Kuriositätensammlungen wird Knappheit hier aber nicht mehr über ein Regulativ in der Rahmenhandlung innertextuell erzeugt, sondern obliegt einzig dem – als solcher auch in Erscheinung tretendem – Kompilator.

4. Realisierungsformen der *Bedeutungsfülle*

Damit nun das kurze Erzählen auch als ein prägnantes Erzählen gelten kann, muss über das Formkriterium der Kürze hinaus auch das Kriterium der Bedeutungsfülle gegeben sein. Auch dieses wird in den verschiedenen Kuriositätensammlungen auf unterschiedliche Weise realisiert.

Zunächst zu jenen als Buchtheater konzipierten Sammlungen. Prägnante Momente lassen sich hier insbesondere in Passagen ausmachen, die entweder zu Beginn oder zum Ende eines Gesprächsgegenstandes noch einmal *in nuce* zusammenfassen, worum es im Gespräch gehen wird/gegangen ist. Francisci realisiert dies in erster Linie über die in den Paratexten angekündigten Zusammenfassungen: *Was sonst aber/ bey unsern Lust-Versammlungen/ eigentlich für Discurse gepflogen; wird der Summarische Inhalt/ so jedem Gespräch vorgesetzt/ gnugsam eröffnen [...]*. (▷Lustige Schau-

Bühne«, Bd. 1, unpag. Vorrede) In der Vorrede zum dritten Teil wiederholt Francisci das Bekenntnis zu den summarischen Verzeichnissen (vgl. »**Lustige Schau-Bühne**«, Bd. 3, Vorbericht an den Leser, unpag.). Es ist dies bekanntlich zugleich eine Form der Leserlenkung, die über Register, über jene *Sternlein*, die *dem gewogenen Leser zu Dienste* (»**Lustige Schau-Bühne**«, Bd. 1, unpag. Vorrede) die Gesprächsabschnitte markieren, sowie nicht zuletzt den »summarischen Inhalt«, der die Gegenstände vorab in verdichteter Form präsentiert, funktioniert.

Im »Courieusen Caffee-Haus« hingegen findet die Verdichtung der Gesprächsgegenstände in eine prägnante, sprich kurze, aber inhaltsvolle Formulierung nicht immer, aber doch häufig am Ende eines Gesprächsabschnittes statt. Genauer sind immer wieder andere literarische Formen in den Prosatext eingelassen (vgl. **exemplarisch das Epigramm in »Caffee-Haus**«, Die erste Wasser-Debauche, S. 9/10), die die Gesprächsinhalte noch einmal auf den Punkt bringen. Diese sind dabei keinesfalls zufällig platziert, vielmehr werden sie gerade an erzählerischen Gelenkstellen platziert:

Worbey ich mich erinnere/ daß ein lustiger Mann seiner Frauen selbstn
folgende Zeilen zu Ehren setzte:

Du bist ein Götzen-Bild mit Farben angestrichen:

So bald die Schmincke fällt / ist aller Glantz verblichen;

Du scheinst dem Silber gleich/ bist aber Bley Metall/

Und deine Larve schickt sich wohl zum Carneval.

Ich muß diese Poetische Beschreibung der geschminckten Gesichter wieder
mit einer histoire galante vergelten/ sprach hierauf der Venetianer.

(Ebd., S. 18/19)

Die *poetische Beschreibung* schließt an dieser Stelle einen Gesprächsgegenstand ab, fasst diesen noch einmal prägnant zusammen, bevor die nächste Erzählung eingeleitet wird. Dieses Verfahren gilt für alle drei Teile des »Courieusen Caffee-Hauses«.

Auch bei Happel lässt sich schließlich ein Verfahren der prägnanten Verdichtung der narrativ entfalteten Gegenstände beobachten – das jedoch grundsätzlich anders funktioniert, genauer als Popularisierung einerseits

und über die Einbindung visuellen Materials andererseits. Das lässt sich exemplarisch an Happels Umgang mit einer seiner Quellen, genauer mit Otto von Guericke's ›Experimenta Nova (ut vocantur) Magdeburgica de Vacuo Spatio‹ (1672), aufzeigen. Zunächst ist festzuhalten, dass Guericke's Abhandlung in deutscher Sprache in die ›Relationes Curiosae‹ integriert wird. Es handelt sich jedoch nur um wenige Auszüge: Happel bezieht sich auf die Kapitel XX, XXII, XXIII und XXVII des *Liber Tertius*. Es handelt sich weiterhin gerade nicht um eine wortgetreue Übersetzung, sondern um eine Bearbeitung. Dazu gehört, dass der erste der Texte in den ›Relationes Curiosae‹, die sich auf Guericke beziehen, einen gewissermaßen einleitenden Charakter hat. Der Textabschnitt beginnt mit einer fast essayistischen Einleitung, die an die Lebenswelt des einzelnen anschließt, eine Reihe rhetorischer Frage aufwirft und so zu Guericke überleitet:

Wir leben in der Welt/ und erkennen doch nichts weniger als die Welt/ von den vier Elementen müssen wir das Leben und allen Unterhalt empfangen und erhalten: Aber wo sind dieselben/ und wer kennet sie? Die Luft kühet unsere hitzige Leber/ vermittelt der einziehenden Lunge/ aber wer versteht es eigentlich/ was die Luft sei? Also sehen und begreifen wir nichts besser/ als unsern Unverstand/ Schwach und Blindheit. (›Relationes Curiosae‹, Bd. 1, S. 129)

Das Verfahren ist an dieser Stelle mithin ein anderes als es wissenschaftliche Abhandlungen, die am Gegenstand selbst orientiert sind, kennzeichnen. Happel stellt seinem Leser dann zunächst Guericke vor, ordnet ihn für den Leser als *unser[en] Teutsche[n] Archimedes* (ebd., S. 129) ein, gibt Informationen zu seiner Position (*Chur-Brandenburgischer Rath/ und Bürgermeister der weltbekandten Stadt Magdeburg* [ebd., S. 129]) und geht dann auf sein *Buch/ de Vacuo Spacio* (ebd., S. 129) ein, in dem er *[u]nter andern [...] von der Luft solche Sachen an[führet]/ die da ungläublich scheinen/ und gleichwohl erweiset er seine Meynung mit augenscheinlichen Proben*. (Ebd., S. 129)

Auf die immerhin mehr als eine Druckseite umfassende Einführung folgen die angeführten Textstücke, die Bearbeitungen der lateinischen Originalschrift sind. Dazu gehört, dass der Originaltext deutlich gekürzt ist. Exemplarisch sei dies anhand eines kurzen Abschnittes aufgezeigt:

Notandum:

Nihil refert, an tubi sint magnae vel parvae capacitatis, aqua enim in amplo, caeteris paribus, non magnis premit quàm in angusto, Ex. gr. Sint duo tubi a&b perpendiculariter erecti, unius altitudinis, capacitatis autem diversae, & infra cum alio tubo c horizontaliter conjuncti, ut aqua ex uno in alterum transire possit: Deinde unus ex duobus erectis, quisquis sit: Ex. gr. a, impleatur aquâ, videbis aquam in ambobz simul aequali altitudine crescere, & magnam aquarum copiam amplioris tubi a, parvam illam quae particulam quae est in angusto tubo b, ne hilo quidem altius propellere posse, sed quam horizontaliter in a, & b, stare: ratio haec est, quia aër & aqua tamquam materiae fluidae, se invicem secundum perpendiculara premunt, unde in his rebus non aquarum copiâ sed perpendicularorum altitudine vincitur. ([Experimenta Nova](#), S. 98)

Die deutsche Übersetzung der Abhandlung in der von Fritz Krafft herausgegebenen Ausgaben sieht wie folgt aus:

Anmerkung

Es ist belanglos, ob die Röhren weit sind oder eng; denn das Wasser übt unter sonst gleichen Umständen in einer weiten Röhre keinen stärkeren Druck als in einer engen aus. Es mögen beispielsweise die beiden senkrechten Röhren a und b von gleicher Höhe, aber von verschiedenem Querschnitt und unten durch ein andere Rohr c waagrecht miteinander verbunden sein, so daß Wasser von der einen zur anderen hinüberfließen kann. Füllen wir jetzt irgendeine der beiden senkrechten Röhren, z.B. a, mit Wasser, so sieht man, daß es in beiden gleichzeitig zur selben Höhe anwächst und daß die große Wassermenge in dem weiteren Rohr a das kleine bißchen Wasser in der engeren Röhre b auch nicht eine Spur höher zu treiben vermag, sondern daß die Flüssigkeit in a wie in b genau in der Waage steht. Begründet ist dies in dem Umstande, daß Luft und Wasser als flüssige Stoffheiten ihre Druckwirkungen nach der Lotrechten aufeinander ausüben, und daß somit in diesem Falle nicht die Menge des Wassers, sondern seine Lothhe den Ausschlag gibt. (Guericke/Krafft [Hrsg.] 1996, S. 111)

Dahingegen die deutsche Übersetzung bei Happel:

Es ist hierbey zu mercken/ daß man die Röhren auch wohl weiter oder enger könne machen lassen/ dann das Wasser drücket in einer weiten nicht mehr als in einer engen/ Ursache dessen ist/ weil sich das Wasser so wohl als die Luftt/ als flußige Theile/ nach dem Perpendicular oder nach der Fläche drücken.

([›Relationes Curiosae‹](#), Bd. 1, S. 130)

Happel versucht hier, Tatbestand und Erklärung in seiner deutschen Fassung zu vermitteln, zugleich aber in einer möglichst kurzen, aber dennoch inhaltsreichen, mithin prägnanten Fassung darzubieten. Zugleich verweist die Verknappung der kompilierten gelehrten Texte auf die dahinterstehenden wissenschaftlichen Abhandlungen, die der Leser seinerseits – wie Happel in der bereits zitierten Vorrede zum ersten Band explizit anrät – bei Interesse konsultieren kann, um seine Studien zu vertiefen. Es kann dies als Form der indirekten Prägnanz gelesen werden, geht die verknappte, popularisierte Form nach der Intention der ›Relationes Curiosae‹ doch nachgerade mit den Originaltexten bedeutungsschwanger. Insofern können die intertextuellen Verweise auf die dahinterstehenden Quellen auch als Form der Prägnanzerzeugung verstanden werden.

Der curieuse Diskurs beinhaltet gerade bei Happel ein weiteres Element: Er nimmt visuelle Darstellungsformen in seine ›Relationes Curiosae‹ auf. Auch dieses Darstellungsmittel wird bereits in der Vorrede zum ersten Band paratextuell eingeführt:

Und wann uns bekandt ist/ was vor einen Nachdruck der Augenschein bey diesem oder jenem Gemüthe hat/ alß sollen uns die Kosten nicht gereuen/ öffters/ und da es nöthig oder nützlich seyn kan/ ein Kupfferstück oder andere wohlgezeichnete Figur mit einzubringen/ umb dem Leser dieses oder jenes gleichsamb wesentlich vor die Augen zu bringen. ([›Relationes Curiosae‹](#), Bd. 1, unpag. Vorrede)

Die Funktion der *Kupfferstück[e]* wird dahingehend bestimmt, dass die visuelle Darstellung etwas *wesentlich* vor Augen führen kann. Es wird diese Funktion im *Beschluß* des zweiten Bandes expliziert:

An guten Kupffern/ als wodurch die Erzehlungen offtmahlen zum besten erläutert/ soll kein Fleiß noch Kosten gespahret werden/ und sollen/ wie zum theil vorhin geschehen/ zum wenigsten die Materien also eingetheilet werden/ daß bey dem dritten Bogen eine wohlgemachte Figur in Kupffer wird zu finden sein. (**›Relationes Curiosae‹**, Bd. 2, unpag. Beschluß)

In der visuellen Darstellung verdichtet sich mithin die Information der narrativen Darstellung, sie ermöglicht die tiefergehende Erläuterung des bereits Dargestellten: Was an dieser Stelle paratextuell als Teil des curiösen Diskurses vorgestellt wird, ist gerade eine Form visueller Prägnanz.

Es handelt sich dann um zweierlei Arten der Visualisierung. Einerseits werden Bilder integriert, in denen das in den narrativen Texten Vermittelte noch einmal zusammengefasst wird. Hier ist der Abschnitt über Bergwerke **in Happels ›Relationes Curiosae‹ (Bd. 1, S. 749–771)** aufschlussreich. Happel bezieht sich in diesem Abschnitt auf eine Vielzahl unterschiedlicher Quellen zurück, so auch auf Georg Agricolas ›De Re Metallica‹, dessen Darstellungen ihrerseits eine wichtige Bildtradition für das ›Encyclopédie‹-Projekt von Diderot und d'Alembert gewesen sind (vgl. Graczyk 2004, S. 48; **daneben spielen für die ›Encyclopédie‹ auch andere Bildtraditionen** eine Rolle). Insofern sich Happel in seinen Ausführungen nun explizit auch auf Agricola zurückbezieht (vgl. nur **›Relationes Curiosae‹**, Bd. 1, S. 760), muss er also die Abbildungen in Agricolas Abhandlung ›De Re Metallica libri XII‹ gekannt haben. Der Kupferstich *Das Berg-Werck*, das dem Abschnitt dann bei Happel beigegeben ist (**›Relationes Curiosae‹**, unpag.), ist dann zwar nur indirekt Agricola entnommen¹⁸, dennoch steht die Abbildung in genau jener Bildtradition, wie sie etwa in Agricolas Traktat entwickelt wurde. Die Darstellung operiert zunächst mit einer Kombination aus einer perspektivischen Landschaftsdarstellung einerseits, die dann andererseits aber zugleich an einzelnen Stellen genau unterbrochen wird, wenn von außen in das Bergwerk hineingeschaut werden kann. Lässt sich diese Form des Aufrisses innerhalb eines künstlerischen Tableaus bereits bei Agricola beobachten (vgl. etwa **›De Re Metallica‹**, hier beispielsweise in der Abbildung auf S. 141), ist sie in der niederländischen Übersetzung von

Browns Reisebericht und damit in Happels Abbildung jedoch deutlich komplexer ausgestaltet. Innerhalb der begleitenden Texte geht Happel im Textstück *Das Neusoler Bergwerck* auf die Abbildung ein:

In beygebendem Kupffer/ welches eigentlich auff dieses Ungarische Bergwerck gerichtet ist/ siehet der curieuse Leser allerhand Actiones, wie man nemlich die Erde hauet/ wieget/ auffziehet/ nach dem Buchwerck führet/ schmelzet/ wäschet/ sambt vielen Instrumenten/ so diese Minen zu bearbeiten/ und im Gange zu erhalten/ erfordert werden. (›**Relationes Curiosae**‹, Bd. 1, S. 764/765).

Damit aber leistet diese Abbildung ähnliches wie später die Gewerbedarstellungen in den Tafelbänden der Diderotschen ›Encyclopédie‹ (vgl. zur Darstellungsform in den Gewerbedarstellungen im Detail Graczyk 2004, hier insb. S. 56), die gerade als gewichtigster und innovativster Teil gelten (vgl. ebd., S. 40) und zugleich auf ein neues, systematisierendes Sehen hinarbeiten¹⁹: Innerhalb ein und derselben Abbildung werden einzelne Arbeitsschritte isoliert voneinander gezeigt, die der Betrachter seinerseits zusammenbauen muss. Das künstlerische Tableau wird so vergleichbar der Vignette im späteren Buchtableau der ›Encyclopédie‹²⁰ zum modellhaften. Es ist dies eine Form der bildhaften Prägnanz, der Bedeutungsfülle auf kleinem Raum, die bereits für Happel und seine Quellen charakteristisch ist.

Happel nimmt als zweite Art der prägnanten Visualisierung auch und gerade *Tabulae* auf – auch diese werden aus den Quellen übernommen. Bereits am Ende des ersten Abschnitts zu den Planeten und Sternen werden ein von Guericke übernommenes Tableau mit dem Titel *Die Distanz der Planeten von der Sonnen und der Erden nach halben Erd-Diam.* (›**Relationes Curiosae**‹, Bd. 1, S. 12/13) sowie ein von Hevelius übernommenes Tableau zur *Proportion der vornehmsten und sichtbarsten Fixsterne gegen die Erde* (ebd., S. 14) eingefügt.²¹ Dass die Tabellen am Ende der Behandlung der Planeten und Sonnen eingefügt werden und so die narrativ entfalteten Informationen noch einmal in Tabellenform zusammen- und dem Leser

vor Augen geführt werden, folgt dabei nicht nur der Logik des Tableaus, die Verdichtung und Inhaltsfülle entspricht zugleich einer visuellen Prägnanz.

5. Zur Transformation prägnanten Erzählens um 1700

Festgehalten werden kann, dass in der Kuriositätenliteratur der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das ›curieuse‹ Erzählen gerade als ein prägnantes profiliert wird. Als solches ist prägnantes Erzählen – zunächst – einerseits vom rhetorischen System im Allgemeinen und der *brevitas* im Speziellen her zu begreifen. Zugleich profiliert es sich inhaltlich wie stilistisch gegenüber den Umgebungsdiskursen über die Ablehnung einer *eytelen Wörterpracht* oder *possierlicher* Reden, mithin in Abgrenzung von *genus grande* und *ornatus*, sowie gegenüber dem gelehrten Diskurs über die Kürze der inhaltlichen Ausführungen.

In der jeweiligen Ausgestaltung des prägnanten Erzählens selbst unterscheiden sich die Kuriositätensammlungen um 1700 dann grundlegend: Verfolgen die ›Lustige Schau-Bühne‹ und das ›Courieuse Caffee-Haus‹ ein additives und assoziatives Erzählen von Ähnlichem, innerhalb dessen die kurzen Erzählungen in der Tradition der Gesprächsliteratur über eine Rahmenhandlung zur Langform verbunden werden, tritt in Happels ›Relationes Curiosae‹ nicht nur das rhetorische Bezugssystem zunehmend in den Hintergrund, auch die Anordnung der kurzen Erzählungen, die dem Leser nunmehr im zweidimensionalen Textraum unmittelbar entgegenreten und die nicht mehr über die Gesprächsform zusammengehalten werden, folgt wenigstens in Teilen einer anderen Logik. Zugleich unterscheiden sich die Realisierungsformen der Prägnanz als Bedeutungsfülle grundsätzlich: Operieren Francisci und Sinold von Schütz mit Formen der narrativen Verdichtung am Anfang oder Ende einer Erzählung, verdichtet Happel als Popularisierer auf der inhaltlichen Ebene Informationen gegenüber seinen Quellen bei gleichzeitigem intertextuellem Verweis auf dieselben, mit

denen er so bedeutungsschwanger geht. Zudem nimmt er prägnante visuelle Darstellungsformen in seine Wissenssammlung auf, genauer künstlerische Tableaus ebenso wie Tabellenwerke.

Damit aber wird nicht zuletzt deutlich, dass sich Formen prägnanten Erzählens auch und gerade in Abhängigkeit von der epistemischen Ordnung, auf deren Grundlage sie stehen, signifikant unterscheiden: Theatrum-Konzeption und additives und assoziatives Erzählen von Ähnlichem des Buchtheaters Franciscis oder Sinolds von Schütz stehen noch auf der Grundlage der Episteme der Ähnlichkeit. Bei Happel hingegen finden über die Kompilation insbesondere naturwissenschaftlicher Quellen nicht nur Bildtableaus und *Tabulae* Eingang in die Wissenssammlung, auch die Anordnung der Gegenstände kann zumindest streckenweise²² als eine nachbarschaftliche begriffen werden, wie sie für das Buchtableau charakteristisch ist.²³

Anmerkungen

- 1 Das ›Kuriöse‹ gehört neben dem ›Galanten‹ und dem ›Politischen‹ zur Trias der großen Modeschlagworte an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert (vgl. Frühsorge 1974, S. 194; Pregel 1957, S. 26) – Die Begriffsgeschichte zu ›curiositas‹/Kuriösität kann als gut erforscht gelten. Vgl. insb. Kenny 1998 und 2006 sowie Vinken 2000.
- 2 Vgl. Pregel 1957, S. S. 26–30, hier insb. S. 28: »Den wichtigsten Abschnitt in der Bedeutungsgeschichte stellt aber jener Umschlag der Bedeutung von der Geisteshaltung auf den von ihr erfaßten Gegenstand dar, der Umschlag von der Kuriösität als Wißbegier und Neugier des Menschen auf das merkwürdige Ding, mit dem der Geist sich beschäftigt. Während die subjektive Seite der Bedeutung noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten bleibt, liegen bereits für die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts Zeugnisse vor, die von der Verlagerung der Wortformen Curiosität und curiosisch auf das Objekt Kenntnis geben.« Und weiter: »Nachdem die *Kuriosität des Dinges* sprachlich einmal entdeckt war, standen im Sprachgebrauch des späteren 17. Jahrhunderts die subjektive und objektive Bedeutungsweise des Wortes nebeneinander. Das beweist unter anderem der

Wortgebrauch CHR. WEISES. Weise spricht von curieusen Gästen, curieusen Liebhabern, von der Curiosität der Wißbegier und Neugier einerseits, von Curiositäten in gegensätzlicher Bedeutung andererseits und sogar in abstrakter Form von etwas Curieusem im Sinne von Interessantem, wobei das Adjektiv zum abstrakten Neutrum substantiviert wird.« (Ebd., S. 29/30 unter Rückbezug auf Christian Weises »Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt«, »Politische Fragen...« und »Die drey Haupt-Verderber in Teutschland, vorgestellt von Siegmund Gleichviel«.

- 3 Vgl. zu Franciscis *Lustiger Schau-Bühne* bereits früh Sterzl 1951; Dünnhaupt 1975 und 1977; Ferraris 1995; Timmermann 1999 sowie Meierhofer 2010.
- 4 Vgl. zu Sinolds von Schütz *Courieusem Caffee-Haus* die wenigen Hinweise in Gutsche 2014, S. 152–154; Böning 2002, S. 225 Fußnote 668; Frühsorge 1974, S. 199–201; Martens 1968, S. 84/85 und Kirchner 1958, S. 36.
- 5 Vgl. zu Happels *Relationes Curiosae* vor allem Schock 2011; Egenhoff 2008; Meierhofer 2010; Dainat 2015.
- 6 Vgl. mit einer ähnlichen Unterscheidung aus semiotischer Perspektive bereits Band 31 Heft 1/2 der Zeitschrift für Semiotik, die unter dem Titel »Prägnanter Inhalt – prägnante Form« 2009 erschienen ist; vgl. hier insb. die Einleitung (Wildgen/Plümacher 2009).
- 7 Vgl. den vollständigen Titel *Das Courieuse Caffee-Haus Zu Venedig/ Darinnen die Mißbräuche und Eitelkeiten der Welt/ nebst Einmischung verschiedener so wol zum Staat als gemeinem Leben gehörige Merckwürdigkeiten/ vermittelt einiger ergötzlicher Assembléen von allerhand Personen/ vorgestellt/ allen honetten und Tugendliebenden Gemüthern aber zu fernem Nachsinnen übergeben worden. Die erste Wasser-Debauche. Freyburg 1698.*
- 8 Vgl. etwa die durchaus unterhaltsame Erzählung von der Dame, die ihre Fontange wegen zu großer Schmerzen auszieht, das Gestell dann aber nichtsdestotrotz unmittelbar wieder aufzieht. Sie wird als ein Beispiel für die Marter, **die sich die höfische Welt antut, angeführt. Vgl.** »Caffee-Haus«, Die erste Wasser-Debauche, S. 14.
- 9 Ähnlich ist auch der paratextuell formulierte Entwurf des »curieusen« Erzählens von Eberhard Werner Happels – im Detail dann ganz anders funktionierenden – »Relationes Curiosae« gelagert: Auch diese sind zunächst programmatisch dem Prinzip der Kürze verpflichtet: *Wir befeissen uns einer solchen kurtze/ die da nichts außlässet/ was zu nöthigem Bericht diene[n] mag/ noch auch einer solchen Weitläufftigkeit/ so mit unnöthigen umbschweiffen eine Beschreibung dem Leser unangenehm machen könnte [...].* (»**Relationes Curiosae**«, Bd. 1, unpag.

Vorrede) Happel bindet dann das Prinzip der Kürze für die eigene auf Wissensvermittlung und Unterhaltung ausgerichtete Textproduktion dann nicht nur explizit an eine Vermeidung ›vergeblicher‹ Wörter und damit an *ornatus* und *genus grande*, vor allem verweist die »eytelen Wörterpracht«, die *Eckel* [...] *veruhrsach*[t] zugleich auch auf eine Ablehnung der Umgebungsdiskurse der Zeit (ebd.).

- 10 Hierfür ist weiterhin sowohl relevant, dass es sich etwa bei Sinolds von Schütz ›Courieusem Caffé-Haus‹ **gerade um einen bürgerlichen Ort handelt, als auch**, dass es sich bei den fiktiven Gesprächsteilnehmern in diesen Texten der Konversationsliteratur ausschließlich um Männer handelt. Vgl. hierzu im Detail Timmermann 1999.
- 11 Vgl. zur Bedeutung der Theatrum-Metapher in Buchtiteln der Frühen Neuzeit schon Friedrich 2004.
- 12 In der Ausgabe der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel fehlt ein Frontispiz; die von der SLUB Dresden digitalisierte Ausgabe hingegen hat ein Frontispiz. **Vgl. ›Caffé-Hauß‹, Frontispiz.**
- 13 Bereits in den 1970er Jahren hat Rosmarie Zeller auf dieses Desiderat der Forschung hingewiesen. Vgl. Zeller 1974, S. 52/53, Fußnote 111.
- 14 Ein Beispiel ist die *Die unnatürliche Ehe* zwischen einem Affen und einer verstoßenen Frau auf einer fernen Insel, die auf Fortuni Licetis ›De Monstris‹ (1665) zurückgeht, der sich seinerseits auf Fernão Lopes de Castanhedas ›História do Descobrimento e Conquista da Índia pelos Portugueses‹ (ab 1551) zurückbezieht. Vgl. ›**Relationes Curiosae**‹, Bd. 1, S. 15 sowie ›**Lustige Schau-Bühne**‹, Bd. 1, S. 122/123.
- 15 Das bedeutet nicht, dass **die** ›*Relationes Curiosae*‹ nicht gleichwohl in ihrer Struktur noch der Logik der Konversation gehorchen. Vgl. hierzu Dainat 2015, S. 203.
- 16 Stefan Geyer hat in seinem Aufsatz »Einbruch der Zeit. Neuheiten im ›Geschicht-Roman‹ Happels und in Goethes ›Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‹« am Rande bereits darauf hingewiesen, dass das Tableau auch für Happels »Geschicht-Roman« eine Rolle spielt. Vgl. Geyer 2017, S. 222.
- 17 Selbstredend bleiben sie auch bei Happel in den größeren Zusammenhang der Langform der Textsammlung integriert.
- 18 Offenbar übernimmt Happel seine Darstellung der niederländischen Übersetzung von Edward Browns 1673 erstmals in London erschienenen Reisebeschreibungen ›**A Brief Account on some Travels in Hungaria, Servia, Bulgaria, Macedonia, Thessaly, Austria, Styria, Carinthia, Carniola, and Friuli**‹. Besagte Abbildung

ist dann allerdings nicht Teil der beiden englischen Ausgaben von 1673 und 1687; wohl aber findet sich dieselbe Abbildung unter dem Titel *Goildt en Silver Mynen in Hongaryen in der niederländischen Übersetzung* ›Naukeurige en Gedenkwaardige Reysen‹ **aus dem Jahr 1682**. (Brown 1682, unpag., nach S. 110.) Happel – und in der Nachfolge wohl auch die deutsche Übersetzung von Browns Reiseberichten im Jahr 1686 – übernimmt diese Abbildung spiegelverkehrt. Da in der deutschen Übersetzung der niederländischen Übersetzung des englischen Reiseberichts der Titel *Hungarische Gold und Silber Bergwerck* unter der Abbildung steht, ist wohl davon auszugehen, dass dieser nicht von Happel übernommen wurde. Vgl. ›Auf genehmgehaltenes Gutachten‹, unpag., nach S. 176.

- 19 Vgl. hierzu im Detail Graczyk 2004, hier insb. S. 67: ›In der Koppelung verschiedener Abstraktions- und Konkretisierungsstufen, im Wechsel von Gesamtansicht und Detail arbeiten die Bildtafeln insgesamt auf ein neues systematisierendes Sehen hin. Der betrachtende Leser schreitet von den isolierten Teilen zur zusammengesetzten Form, vom Werkzeug zu seinem Gebrauch, vom Rohstoff zum fertigen Endprodukt fort. Dieser Prozeß kann gelingen, weil dem betrachtenden Leser der Gegenstand nicht einfach vor Augen gestellt, sondern ihm zugleich der Schlüssel zu seiner Zusammensetzung oder Herstellung erreicht wird.‹
- 20 Vgl. ebd., S. 57; Graczyk führt aus: ›Die Vignette greift die schauplatzgebundene Inszenierung des künstlerischen Tableaus auf, um einen modellhaften Schauraum aufzubauen. Dieser stellt keinesfalls eine dokumentarische Rekonstruktion der teilweise namentlich benannten Manufakturen oder Bergwerke dar. Die Präsentation ist vielmehr durch Reduktion, Abstraktion und Komprimierung zugunsten einer vereinheitlichenden Konzentration charakterisiert. Die Zeichner müssen sich daher, ebenso wie die Verfasser der begleitenden Texterklärungen, auf das Wesentliche beschränken.‹
- 21 Die erkennbar komplexeste der von Happel eingefügten Tabulae ist die *Tabula Climatum et Parallelorum* (vgl. ›**Relationes Curiosae**‹, **Bd. 1**, S. [386]) im ersten Band, die Happel aus *den aller neuesten und accuratesten Holländischen Landkarten genommen* (ebd., S. 380) habe.
- 22 Die Forschung hat natürlich zurecht darauf hingewiesen, dass die Anordnungsprinzipien **in den** ›*Relationes Curiosae*‹ an den Quellentexten orientiert sind – und dass damit zugleich ›nicht selten auch die Ordnung der Vorlage‹ in seine ›*Relationes Curiosae*‹ mit einsickere (vgl. Schock 2011, S. 143). Das soll an dieser Stelle keinesfalls bestritten werden; tatsächlich ist gerade wegen der Praxis des Kompilierens eine so glatte Zuordnung der Kuriositätensammlungen zu den

unterschiedlichen epistemischen Ordnungen, wie sie der vorliegende Beitrag in einem ersten Zugriff suggeriert, durchaus problematisch. Gezeigt werden sollte an dieser Stelle lediglich, dass in Happels Wissenssammlung das Tableaudenken nicht nur über die Übernahme von Tabellenwerken Einzug hält, sondern dass die Anordnung der Texte selbst wenigstens in Teilen auch als eine Art nachbarschaftliches Nebeneinander von Texten, wie es für das Buchtableau charakteristisch ist, verstanden werden kann – auch, wenn über die Kompilation eben andere **Ordnungssysteme durchscheinen. Auch deswegen sind die** ›Relationes Curiosae‹ eben als ›Übergangsphänomen‹ (Egenhoff 2008, S. 284) zu begreifen.

- 23 Der vorliegende Aufsatz geht auf einen Vortrag, den ich im Rahmen der Tagung ›Prägnantes Erzählen. Tagung zur Kleinelik in Mittelalter und früher Neuzeit‹ in Darmstadt gehalten habe, zurück und wurde für die Publikation im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel umfassend überarbeitet und erweitert.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Agricola, Georgius: *Georgii Agricolae De Re Metallica Libri XII*, Basileae 1556.
- Brown, Edward: *A Brief Account on some Travels in Hungaria, Servia, Bulgaria, Macedonia, Thessaly, Austria, Styria, Carinthia, Carniola, and Friuli*, London 1673.
- Brown, Edward, M. D.: *Auf genehmgehaltenes Gutachten und Veranlassung der Kön. Engell. Medicinischen Gesellschaft in London Durch Niederland/ Teutschland/ Hungarn/ Serbien/ Buldarien/ Macedonien/ Thessalien/ Oesterreich/ Steirmarck/ Kärnthen/ Carniolen/ Friaul/ etc. gethnae gantz sonderbare Reise [...]*, Nürnberg 1686.
- Brown, Edward: *Naukeurige en Gedenkwaardige Reysen*. Übersetzt von Jacob Leeuw, Amsterdam 1682.
- Francisci, Erasmus: *Die lustige Schau-Bühne von allerhand Curiositäten: darauf Viel nachdenckliche Sachen/ sonderbare Erfindungen/ merckwürdige Geschichte/ Sinn- und Lehr-reiche Discursen/ auch zuweilen anmuthige Schertz-Reden und Erzehlungen/ fürgestellt werden. Bey Freundlicher Sprachhaltung aufgerichtet und erbauet/ von Etlichen vertrauten guten Freunden: und beschrieben durch E. F. Samt beygefütem Register*, Nürnberg 1663. [HAB: A: 55.18 Eth.].

- Francisci, Erasmus: Die lustige Schau-Bühne mancherley Curiositäten. Dritter Theil: Darinn Vielerley Discurse/ von politischen/ historischen/ und natürlichen Sachen/ lustigen Vorfällen/ imgleichen von Türkischen und Persischen Heer-Ordnungen/ von der Macht und Tracht unterschiedlicher ausländischer/ vorab Africanischeer Potentaten/ von geist- und weltlichen Gebäuen/ Wallfahrten/ Begräbnissen/ allerhand Schau-Händeln/ und dergleichen Lust- und Nutzreichen Zeit-Kürtzungen/ geführt werden: Dißmals In Zwo Versammlungen abgetheilt/ und schriftlich fürgestellt/ durch Erasmum Francisci, Nürnberg 1697. [HAB: M Ae 19:3]
- Guericke, Ottonis de: Experimenta Nova (ut vocantur) Magdeburgica de Vacuo Spatio. Primùm à R.P. Gaspare Schotto, è Societate Jesu, & Herbpolitanae Academiae Matheseos Professore: Nunc verò ab ipso Auctore Perfectiùs edita, variisque aliis Experimentis aucta. Quibus Aeris Pndere circa TErram de Virtutibus Mundanis, & Systemate Mundi Planetario, sicut & de Stellis Fixis, ac Spatio illo Immenso, quod tàm intra quam extra eas funditur. Amsterdam, apud Joannem Janssonium à Waesberge, Anno 1672. [Zitiert nach der [Digitalisierung](#) der HAB]
- Guericke, Otto von: Otto von Guericke's Neue (sogenannte) Magdeburger Versuche über den leeren Raum. Zweite, durchgesehene Auflage mit einer einleitenden Abhandlung »Otto Guericke in seiner Zeit«, hrsg. von Fritz Krafft, 2. Aufl. Düsseldorf 1996.
- Happel, Eberhard Werner: E. G. Happelii Gröste Denkwürdigkeiten der Welt oder so genannte Relationes Curiosae. Worinnen dargestellt/ und Nach dem Probier-Stein der Vernunft examiniret werden/ die vornehmsten Physicalis. Mathematicis. Historische und andere Merckwürdige Seltzamkeiten/ Welche an unserm sichtbahnen Himmel/ in und unter der Erden/ und im Meer jemahlen zu finden oder zu sehen gewesen/ und sich begeben haben. Der Erste Theil. Einem jeden curieusen Liebhaber zu gut aufgesetzt/ in Druck verfertiget/ und mit vielen Figuren erläutert, Hamburg 1683. [HAB: M: AE 72:1]
- Happel, Eberhard Werner: E. G. Happelii grösseste Denkwürdigkeiten der Welt oder so genandte Relationes Curiosae. Worinnen dargestellt/ außgeführt und erkläret werden Die Denckwürdigste Seltzamkeiten/ So da in Historien, natürlichen Wundern/ am Himmel/ auff Erden/ wie auch in und unter dem Meer zu finden seyn. Andrer-Teihl/ Einem jeden curieusen Liebhaber zu gut aufgesetzt/ in Druck verfärtiget/ und mit vielen Figuren erläutert, Hamburg 1685. [HAB: M: AE 72: 2]

[Sinold von Schütz, Philipp Balthasar]: Das Courieuse Caffee-Haus Zu Venedig/ Darinnen die Mißbräuche und Eitelkeiten der Welt/ nebst Einmischung verschiedener so wol zum Staat als gemeinem Leben gehörige Merckwürdigkeiten/ vermittelt einiger ergötzlicher Assembléen von allerhand Personen/ vorgestellt/ allen honetten und Tugendliebenden Gemüthern aber zu fernern Nachsinnen übergeben worden. Die erste Wasser-Debauche, Freyburg [d.i. Leipzig] 1698. [HAB: Xb 2810]

[Sinold von Schütz, Philipp Balthasar]: Das Curieuse Caffé-Hauß zu Venedig: Darinnen die Miß-Bräuche und Eitelkeiten der WEIT/ nebst Einmischung verschiedener so wohl zum Staat als gemeinem Leben gehörigen Merckwürdigkeiten/ vermittelt einiger ergötzlicher Assembléen von allerhand Personen/ vorgestellt/ Allen honetten und tugendliebenden Gemüthern aber zu fernern Nachsinnen übergeben worden. Band 1: Die erste Wasser-Debauche. Freyburg [d.i. Leipzig] 1698, zitiert nach der [Digitalisierung](#) der SLUB Dresden.

Sekundärliteratur

Böning, Holger: Welteroberung durch ein neues Publikum. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel, Bremen 2002 (Presse und Geschichte 5).

Dainat, Holger: »Relationes curiosae« oder »Merkwürdige Seltsamkeiten«: frühe Kriminalgeschichten aus Hamburg, in: Friedrich, Hans-Edwin/Ort, Claus-Michael (Hrsg.): Recht und Moral, Berlin 2015 (Schriften zur Literaturwissenschaft 33), S. 193–216.

Dünnhaupt, Gerhard: »Das Oevre des Erasmus Francisci (1627–1694) und sein Einfluß auf die Deutsche Literatur«, in: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 6/4 (1977), S. 359–364.

Dünnhaupt, Gerhard: »Erasmus Francisci, ein Nürnberger Polyhistor des siebzehnten Jahrhunderts. Biographie und Bibliographie«, in: Philobiblon. Eine Vierteljahresschrift für Buch- und Graphiksammler XIX/1 (1975), S. 272–303.

Egenhoff, Uta: Berufsschriftstellertum und Journalismus in der Frühen Neuzeit: Eberhard Werner Happs Relationes curiosae im Medienverbund des 17. Jahrhunderts, Bremen 2008 (Presse und Geschichte 33).

Eintr. prägnant, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Erstbearbeitung (1854–1960), digitalisierte Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache ([online](#)), abgerufen am 05.02.2019. [DWB]

Eintr. prägnant, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache ([online](#)), abgerufen am 05.02.2019. [DWDS]

- Eintr. prägnant, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25., durchgesehene und erweiterte Auflage (2011), Berlin/Boston. [Kluge]
- Eintr. prägnant/Prägnanz, in: Wolfgang Pfeifer et al., Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache ([online](#)), abgerufen am 05.02.2019. [Pfeifer].
- Ferraris, Francesca: Neue Welt und literarische Kuriositätensammlungen des 17. Jahrhunderts: Erasmus Francisci (1627–1694) und Eberhard Werner Happel (1647–1690), in: Kohut, Karl (Hrsg.): Von der Weltkarte zum Kuriositätenkabinett. Amerika im deutschen Barock, Frankfurt/Main 1995 (Americana Eystettensia / Serie A / Kongreßakten 14), S. 93–107.
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/Main 1974.
- Friedrich, Markus: Das Buch als Theater: Überlegungen zu Signifikanz und Dimensionen der *Theatrum*-Metapher als frühneuzeitlichem Buchtitel, in: Stammes, Theo/Weber, Wolfgang E. J. (Hrsg.): Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädie, Berlin 2004 (Colloquia Augustana 18), S. 205–232.
- Frühsorge, Gotthardt: Der politische Körper. Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in den Romanen Christian Weises, Stuttgart 1974.
- Geyer, Stefan: Einbruch der Zeit. Neuheiten im »Geschicht-Roman« Happels und in Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, in: IASL 42.1 (2017), S. 214–233.
- Graczyk, Annette: Das literarische Tableau zwischen Kunst und Wissenschaft, München 2004.
- Gutsche, Victoria Luise: Zwischen Abgrenzung und Annäherung. Konstruktionen des Jüdischen in der Literatur des 17. Jahrhunderts, Berlin/Boston 2014 (Frühe Neuzeit 186), S. 152–154.
- Kenny, Neil: Curiosity in early modern Europe: word histories, Wiesbaden 1998 (Wolfenbütteler Forschungen 81).
- Kenny, Neil: The metaphorical collecting of curiosity in early modern France and Germany, in: Evans, R. J. W./Marr, Alexander (Hrsg.): Curiosity and Wonder from the Renaissance to the Enlightenment, Aldershot u.a. 2006, S. 43–62.
- Kirchner, Joachim: Das Deutsche Zeitschriftenwesen. Teil I. 2. neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 1958 (Bibliothek des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V.).

- Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968.
- Meierhofer, Christian: Alles neu unter der Sonne. Das Sammelschrifttum der Frühen Neuzeit und die Entstehung der Nachricht, Würzburg 2010 (Epistemata / Reihe Literaturwissenschaft 702).
- Müller, Kurt: Art. Prägnanz, prägnant, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 7 P-Q, Basel 1989, Sp. 1249–1250.
- Pregel, Dietrich: Das Kuriose als Kategorie dichterischer Gestaltung. Unveröffentlichtes Manuskript, Georg-August-Universität zu Göttingen 1957.
- Schock, Flemming: Die Textkunstammer. Populäre Wissenssammlungen des Barock am Beispiel der »Relationes Curiosae« von E. W. Happel, Köln/Weimar/Wien 2011 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 68).
- Siegel, Steffen: Tabula. Figuren der Ordnung um 1600, Berlin 2009.
- Sterzl, Helmut Maximilian: Leben und Werk des Erasmus Francisci (1627–1694). Dissertation, Erlangen 1951.
- Timmermann, Ina: »»Iöbliche Conversation« als »Einübung ins Rasonnement«. Das Gespräch als Ziel und Funktion barocker Erzählsammlungen am Beispiel der »Lustigen Schau-Bühne von allerhand Curiositäten« des Erasmus Francisci (1627–1694)«, in: Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft XXI (1999), S. 15–40.
- Vinken, Barbara: Art. Curiositas/Neugierde, in: Barck, Karlheinz et. al. (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe. Bd. 1 Absenz bis Darstellung, Stuttgart/Weimar 2000, S. 794–813.
- Wildgen, Wolfgang/Plümacher, Martina: Einleitung, in: Prägnanter Inhalt – prägnante Form. Herausgegeben von Wolfgang Wildgen und Martina Plümacher. Zeitschrift für Semiotik, Band 31/1–2 (2009), S. 3–8.

Anschrift der Autorin:

Dr. Anna S. Brasch
Wortgeschichte *digital*
Zentrum für digitale Lexikographie der deutschen Sprache (ZDL)
Akademie der Wissenschaften zu Göttingen
Geiststraße 10
37073 Göttingen
E-Mail: abrasch@gwdg.de